Goethe-jahrb...

Ludwig Geiger, Goethe-Gesellsc... (Weimar, ...

GOETHE-JAHRBUCH.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG GEIGER.

ZWEITER BAND.

FRANKFURT A/M.
LITERARISCHE ANSTALT
RÜTTEN & LOENING.
1881.

Druckerei von August Osterrieth, Frankfurt a/M.

VORWORT.

Der erste Band des Goethe-Jahrbuchs hat seitens des Publikums und der Kritik eine sehr freundliche Aufnahme gefunden. Fast allgemein wurde die Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Idee anerkannt und auch die Art der Ausführung wurde meist gelobt. Einzelne Aufsätze gaben zwar zu Ausstellungen Anlass, ja einer derselben rief heftige gegnerische Bemerkungen hervor, aber auch sie veranlassten keinen der wirklich competenten Richter Wissenschaftlichkeit und Würde in Abrede zu stellen. Dem Herausgeber kann es nicht obliegen, den Schutz der Angegriffenen zu übernehmen, ebensowenig wie es seine Sache ist, die Verantwortung für sie zu tragen; er wird auch ferner in diesem Jahrbuch, das ein Organ aller Goethe-Forscher und nicht blos einer Partei sein soll, Aufsätze wissenschaftlichen Charakters gern aufnehmen, selbst wenn er mit deren Resultaten keineswegs einverstanden ist. Von den 30 Mitarbeitern des ersten Bandes sind viele auch in dem vorliegenden Bande mit grösseren oder kleineren Beiträgen vertreten — das Fehlen einiger hervorragender Forscher beruht nur auf zufälligen Umständen und ich kann mit Freude constatiren, dass ihre

dauernde Theilnahme und Unterstützung dem Unternehmen gesichert ist —; den Altbewährten haben sich neue Freunde, jüngere Forscher und hochverdiente Schriftsteller angeschlossen, die man mit Freude in dieser Gemeinschaft begrüssen wird. Ihnen allen, ferner den Verfassern und Verlegern von Goethe-Schriften, die mich durch ihre Zusendungen erfreuten, sowie der Verlagshandlung, die den regsten Eifer diesem Jahrbuche zuzuwenden fortfährt, sage ich den besten Dank.

Leider konnten in den vorliegenden Band nicht alle Mittheilungen und Miscellen aufgenommen werden, die für denselben bestimmt waren, obgleich sein Umfang den des ersten Bandes übersteigt und obgleich durch compressern Druck einzelner Abtheilungen viel Raum gespart wurde; ich hoffe, dass die verehrten Mitarbeiter mir diese einstweilen nicht zum Abdruck gelangten Beiträge für den folgenden Jahrgang belassen werden. Dieser dritte Jahrgang, der zum 22. März 1882 — Goethe's 50. Todestag — erscheinen soll, wird ein die drei ersten Bände umfassendes Register enthalten.

Berlin, 15. Februar 1881.

Ludwig Geiger.

INHALT.

I. Abhandlungen.

II. Forschungen.

III. Neue Mittheilungen.

I. Abhandlungen.

1. GOETHE UND DÄNEMARK.

VON

GEORG BRANDES.

I.

Am 9. September 1776 schrieb Seine königliche Hoheit der Erbprinz zu Dänemark der Canzelei, um durch dieselbe der theologischen Facultät Kopenhagens ein Gutachten abzufordern »»ob das Buch »Werthers Leiden«, von welchem Proft eine Uebersetzung angekündigt hat, ohne Schaden für gute Sitten gelesen werden kann««, wenn nicht, »wolle die Canzelei (denn das hat der König befohlen) diese Uebersetzung sofort einstellen und kassiren lassen«.

Am 19. September erfolgte die Antwort der Canzelei an den König: »In allerunterthänigster Erfüllung des Cabinetsbefehls vom neunten hujus ist der theologischen Facultät zugeschrieben worden, ob u. s. w. und da die theologische Facultät in Ihrem Gutachten, das allerunterthänigst beigelegt ist, das erwähnte Buch als eine Schrift betrachtet,

welche die Religion verspottet, die Laster beschönigt und gute Sitten verderben kann, so hat die Canzelei heute dem Polizeipräsidenten geschrieben, Proft kund zu thun, dass er die in Vorbereitung seiende Uebersetzung sofort einzustellen habe, da dieselbe keineswegs gedruckt oder debitirt werden darf«. [Luxdorphiana S. 258.]

Unter den Mitgliedern der theologischen Facultät der Universität zu Kopenhagen, die dieses burleske Verbot veranlassten, war der als dänischer Bischof später bekannte N. E. Balle, der durch einen sonderbaren Zufall in Leipzig zwei Jahre gleichzeitig mit Goethe und Jerusalem studirt hatte.

Man würde Dänemark Unrecht thun, wenn man einen Beweis ungewöhnlicher nationaler Beschränktheit in einer Urkunde suchen würde, in welcher nur die so häufige theologische Bornirtheit der damaligen Zeit sich ausspricht. In Mailand hatte, wie Goethe selbst Eckermann erzählt, der Bischof die ganze Ausgabe der erschienenen Wertherübersetzung von den Geistlichen in den Gemeinden aufkaufen lassen, um das Buch ganz im Stillen wieder aus der Welt zu bringen — ein Mittel das übrigens leicht das entgegengesetzte Resultat hätte herbeiführen können. Und in Deutschland selbst war »Werthers Leiden« an mehr als einem Orte gerade so feindlich wie in Dänemark aufgenommen worden. In Hamburg hatte der durch Lessing unsterblich gewordene Hauptpastor I. M. Goetze seine »kurze aber nothwendige Erinnerungen über die Leiden des jungen Werthers« 1775 herausgegeben, nach welchen »die ganze Charteque« keinen anderen Zweck habe als »das Schändliche von dem Selbstmorde eines jungen Witzlings abzuwischen und diese schwarze That als eine Handlung des Heroismus vorzuspiegeln«, und in Leipzig wurde das Buch von den weisen Vätern der Stadt sogar bei hundert Reichsthalern Strafe verboten. [J. W. Appell: Werther und seine Zeit.]

Das Verbot hatte denn auch nicht die geringste Bedeutung in einem Lande, wo alle Gebildeten Deutsch verstanden. Obwohl Werther erst 1832 (durch Meisling) in dänischer Uebersetzung erschien, war schon in den Siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Wertherepidemie unter der Jugend in Dänemark stark verbreitet. Rahbek, der empfindsame Elegien- und Trinkliederdichter, Herausgeber eines dänischen Spectators und überhaupt der einzige eigentliche *Literator* jener Uebergangszeit des 18. Jahrhunderts in das folgende, war in seinem 19. Jahre jener Epidemie verfallen. Wo er sie bespricht und auf ihr gleichzeitiges Auftreten in verschiedenen Ländern aufmerksam macht, stellt er es als unentschieden hin, ob das Buch die Quelle oder das Erzeugniss jenes Fiebers sei, und erklärt nicht zu wissen, »ob er ein Schwärmer wurde, weil er immer Werther in der Tasche trug, oder ob er immer Werther bei sich hatte, weil er ein Schwärmer geworden war«. Goethe selbst, der in »Wahrheit und Dichtung« die allgemeinen Einflüsse der Zeit und die Lectüre englischer Schriftsteller hinzuzieht, um das Entstehen des Buchs zu erklären, war später (Eckermann III. 29.) geneigt, den Ursprung individueller zu fassen. »Die vielbesprochene Wertherzeit gehört, wenn man es näher betrachtet, freilich nicht dem Gange der Weltcultur an, sondern dem Lebensgange jedes Einzelnen, der mit angeborenem freien Natursinn sich in die beschränkenden Formen einer veralteten Welt finden und schicken lernen soll«. Die Gegenwart wird wohl an eine Wechselwirkung zwischen Werther und dem Zeitalter glauben.

Obwohl nun die Schwärmerei für Goethe's Jugendwerk viele Herzen erfüllte und manch einer jungen verheiratheten Frau Seufzer und Thränen jugendlicher Anbeter eintrug, waren die dänischen literarischen Zustände doch durchaus nicht der Art, dass man in den letzten Decennien des

Jahrhunderts Goethe schätzen und seiner Entwickelung mit Verständniss und Freude folgen konnte. Rahbek, so eingeschränkt sein Gesichtskreis auch war, ist als entschiedener Vertreter der Empfindsamkeitsperiode fast der Einzige, der in dieser Zeit einen vollen Eindruck von Goethe hat. Und selbst er war persönlich gegen Goethe wegen dessen angeblichen »Stolzes« eingenommen, und war noch im Jahre 1803 nicht weiter gekommen, als bis zum »ersten Goethe«, wie er ihn nennt, dem Verfasser von Werther, Götz, Stella und Clavigo. Was Goethe später geschrieben hatte, war ihm nicht sympathisch, obwohl er 1801 eine Uebersetzung von Wilhelm Meisters Lehrjahren herausgab.

Die älteren, französisch gebildeten, mässig begabten Dichter, Pram und Thaarup, mochten weder Goethe noch Schiller, und verabscheuten überhaupt die ganze neuere deutsche Literatur. Sie schrieben zwar nie eine Zeile gegen die grossen Deutschen, aber charakteristische mündliche Aeusserungen von ihnen sind aufbewahrt. Von dem aufbrausend heftigen Sonderling Pram hat Oehlenschläger in seinen Lebens-Erinnerungen eine hübsche Anekdote. »»Mit Pram disputirte ich zuweilen, bis er rasend und ich hitzig wurde. — »Höre«, sagte er einmal, als wir von Schiller sprachen, »wenn ich einem deutschen Unteroffizier sage: Du sollst mir so ein Stück schreiben wie Wallenstein, und der Schlingel es nicht in vierundzwanzig Stunden thut, so hat er siebenundzwanzig Stockprügel verdient«. Nun brach ich in ein Lachen aus, legte die Hand auf seine Schulter und sagte: »Lieber Pram, und wenn man Dich todt schlüge, Du könntest nicht eine einzige solche Scene schreiben«. — »Das ist, meiner Treu, sehr möglich«, sagte er nun ganz freundlich; »ich habe auch nicht von mir gesprochen««. —

Der einzige Dichter der alten Schule, welcher wirklich einen Pfeil gegen Goethe richtete, war der geniale Norweger

Johan Herman Wessel (1742—1785), der ein Jahr vor seinem Tode eine komische Erzählung »Stella« veröffentlichte, welche Goethe's Schauspiel gleichen Namens parodirt. Wessel, der durch sein die französische Tragödie verspottendes Meisterwerk »Liebe ohne Strümpfe« in der nordischen Literatur einen unsterblichen Ruhm gewonner hat, war schnell von seiner poetischen Höhe gesunken und hatte in den Achtziger Jahren einen grossen Theil seines Humors eingebüsst. Goethe's »Stella« konnte zwar durch die überspannte Empfindsamkeit und den gewagten Schluss die Satire eines komischen Genius herausfordern, aber Wessels Gedicht ist weniger witzig als plump.

Ein fünfter Dichter der ältern Generation, Sander, dem Oehlenschläger seine erste, späte Bekanntschaft mit Goethe verdankte, sprach von dem grossen Dichter mit einem Schrecken wie von »einem Mann mit wilden, stolzen Leidenschaften, der sein schönes Genie missbraucht hatte« und lieh dem Jüngling einige seiner Werke mit einer väterlichen Warnung »als seien sie Pulver und Kugel oder giftige Arzneimittel«. Damals war Oehlenschläger schon 19 Jahr alt; bisher hatte er von Goethe immer nur wie von einem überspannten Schwärmer gehört, der junge Männer, verführte, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen, oder wie von einem unsittlichen Schriftsteller, den zu lesen sich für junge Leute nicht zieme.

II.

Wie weit die intelligentesten Kreise, ja selbst die deutschen und deutschredenden Familien in Dänemark, entfernt waren, Sinn für die Grösse Goethe's zu haben, zeigt am deutlichsten der Standpunkt des 1764 geborenen Dichters Jens Baggesen, der in diesen Familien stetig verkehrte. Ende 1790 besuchte dieser zum ersten Male Weimar, wohnte bei Wieland und sah Goethe nicht, der damals in

Schlesien war; aber er scheint hier nur Missstimmung und Unwillen gegen den Abwesenden eingesogen zu haben. Gewiss musste die selbstsichere Ruhe Goethe's dem unsteten, hysterisch empfindsamen, im französischen Sinne geistreichen Dänen fremd und unsympathisch sein. Aber seine Briefe an Reinhold, wie seine Tagebücher zeigen, dass ihm ausserdem von Goethe's »Freunden«, wie er naiv es ausdrückt, sehr viel Böses über den Hochmuth, die Selbstsucht, den Geniestolz Goethe's eingeflüstert worden sei. [Baggesen an Reinhold, Kopenhagen den 19. Dec. 1791. Briefwechsel I., 20. In Baggesens Reisetagebuch heisst es ein Paar Jahre später: Ich ziehe den vorstellenden (Fichte'schen) Egoismus dem darstellenden (Goethe'schen) vor.]

Erst im Anfang des Jahres 1795 kommt Baggesen dazu, Goethe seinen Besuch zu machen, der jedoch wenig befriedigend ausgefallen sein muss; sonst würde er, der Alles aufzeichnet, eine solche Begebenheit nicht unbesprochen gelassen haben. Einen günstigen Eindruck hat er nicht erhalten und um den ungünstigen wiederzugeben, hat er, der sich sonst so völlig in der klassischen Denkweise bewegt, ein romantisch angehauchtes Schmähwort gebraucht; im folgenden Jahre nennt er in einem Briefe an Reinhold mit einer an Novalis erinnernden Wendung Goethe »den erhabenen Brauer in Weimar«. Auch ein zweiter Besuch bei Goethe hat in Baggesens Papieren keine Spur hinterlassen. Welche Scheu er aber dem ihm so fremden Wesen des grossen Mannes gegenüber fühlte, zeigt am schärfsten eine Aeusserung in einem Brief an Jacobi vom 25. Sept. 1797: »Lavatern sah ich dies Mal nicht; die Zeit war zu kurz dazu — und eigentlich, die Wahrheit zu sagen, fürchtete ich Goethe'n bei ihm anzutreffen, der eben in Zürich angelangt war«.

Baggesen, der bei all seiner Zerfahrenheit ein speculativer Kopf war und sich sein ganzes Leben hindurch von der Philosophie ebenso sehr wie von der Poesie angezogen

fühlte, hatte in der Kantischen Philosophie seine geistige Erziehung durchgemacht. Sein Enthusiasmus für Kant war so gross, dass er sogar dessen Vornamen Immanuel als zweiten Vornamen annahm, und er sah als junger Mann alle geistigen Erscheinungen durch Kantische Brillen. Deswegen vermochte er nicht Goethe zu verstehen. Mit Kants Moralgesetz gemessen schien ihm Goethe frivol, und von dem Standpunkt des Rationalismus angesehen war er irrationell. Als gegen die Jahrhundertwende die Periode der Reaction für ihn wie für so viele Andere kam, vermochte er nicht sich zu Schelling zu erheben, dessen Naturphilosophie, die in Dänemark Goethe den Weg bahnte, auf seinen rein logischen Geist abschreckend wirkte, sondern nahm zu der Gefühls- und Glaubensphilosophie seine Zuflucht, schloss sich erst Reinhold, dann Jacobi innig an. Sein Unmuth gegen Goethe machte sich im Anfang des neuen Jahrhunderts in einem Gedichte Luft, das man einfach als höchst thöricht verurtheilen kann, das aber völlig im Geiste des vergangenen Zeitalters geschrieben ist, und eben deswegen ein Interesse darbietet, weil es, obwohl auf sehr mangelhafter Kenntniss Goethe's beruhend, das Gepräge der historischen Unfähigkeit eines Verstehens nicht offener tragen könnte. Es heisst hierin:

Muthwillig ist sein Thun, muthwillig all sein Sinnen,
Und Ausgelassenheit sein End' und sein Beginnen.
  Wenn And're den Gedanken hin und her
Mühselig suchen, endlich müde finden,
  So suchen ihn Gedanken, kreuz und quer
  Und finden ihn — doch nur von ungefähr;
  (Denn ernstliche Besuche hasst er sehr.)
Und stünds bei ihm, er liess sich niemals finden.
  Er hat dem Pöbel manches Buch geschenkt,
  Worin *er* niemals dacht', und jede Zeile — denkt!

Es verwirrte augenscheinlich Baggesen vollständig, dass Goethe sogar den Enthusiasmus als Stoff verwendete und von diesem Stoff zu einem schalkhaften in einem und demselben Werke überging. Und Goethe strebte nicht; man spürte bei ihm keine Gedankenarbeit; er schien als Künstler unbewusst, er hatte nicht gedacht, und jede Zeile dachte. Es ist sehr eigenthümlich, dass diese Wendung, die ein Jahrzehnt später fast überall als das höchste Lob gegolten hätte, hier einen bittern Vorwurf ausdrücken soll. Es ist auch bemerkenswerth, wie verwandt dieser Angriff dem ist, den Baggesen einige Jahre später in seiner berühmten poetischen Epistel »Nureddin an Aladdin« gegen Oehlenschläger richtet. Ganz im Sinne des achtzehnten Jahrhunderts waren für ihn nicht Werden und Wachsen, sondern Denken und Thun die höchsten geistigen Funktionen. Man begreift, dass Baggesen bei Goethe die Regeln »des gebildeten Geschmacks« übertreten fand; aber es gehörte nichts desto weniger viel Uebermuth und etwas Frivolität dazu, gegen einen solchen Mann die platte Beschuldigung zu richten, dass er »dem Pöbel« manches Buch geschrieben hätte.

Das Gedicht ist in der dänischen Literatur folgenschwer geworden, denn indem es die Entrüstung Oehlenschlägers hervorrief und ihn gegen Baggesen überhaupt verstimmte, gab es dem bis dahin guten, ja innigen Verständniss der beiden Dichter den ersten Riss. Baggesen hatte, als er im Jahre 1800, in der Absicht nie zurückzukehren, Dänemark verliess, Oehlenschläger »seine dänische Leier« vermacht; er sah in dem Jüngling damals mit Recht einen begeisterten Verehrer. Aber kurz danach war der Umschlag in der neuern dänischen Literatur erfolgt. Die Schlacht auf der Rhede 1801 hatte das Nationalgefühl geweckt, und die Ankunft Steffens' aus Deutschland als Apostel einer neuen Zeit hatte auf die zeitgenössische Jugend, besonders auf

fast alle angehenden Dichter und Schriftsteller, den tiefsten Eindruck gemacht. Steffens war in Wirklichkeit der Erste, der die Augen der jüngern Generation für die Bedeutung und die Grösse Goethe's öffnete, er »der schlimme Atheist«, wie er sich bezeichnet, »der es wagte, die Weisheit jener Zeiten apokryph und den verschrieenen Goethe kanonisch zu nennen«. Ringsum in den Briefen und Memoiren des jetzt ausgestorbenen Geschlechts findet man Zeugnisse der umfassenden Wirkung seiner ersten Vorlesungen.

Grundtvig, der berühmte Dichter und nationale Sektenstifter, hat in seinem »Kirchenspiegel« den Eindruck, den jene Vorlesungen — die einzigen, die er je zu hören aushielt — auf ihn machten, in folgenden Worten wiedergegeben: »Ich fand es zwar ganz unglaublich, aber auch ganz merkwürdig, was er in seiner verwegenen Sprache unleugbar nannte, dass Alles, was wir in Kopenhagen lasen und schrieben und bis in die Wolken erhoben, deutsche und französische Makulatur sei ..... und dass, wenn man wissen wolle, was Poesie sei, nur Shakspeare und Goethe, die ich niemals hatte nennen hören, zu lesen seien, wenn man aber einen Begriff von Philosophie haben wolle, so solle man nur Steffens hören und Schelling lesen«.

Welche Umwälzung Steffens in der Seele des jungen Oehlenschläger hervorrief, wie er unter dem Eindruck ihres ersten, Tag und Nacht dauernden Gespräches sein epochemachendes Gedicht »Die goldenen Hörner« schrieb und alle seine früheren Arbeiten, sogar einen halbwegs gedruckten Band Gedichte verwarf, das ist zu oft und zu gut erzählt, um mehr als einer Andeutung zu bedürfen. Zwar hatte Oehlenschläger schon vier Jahre früher Goethe lieben gelernt; er hatte sich damals in »Götz von Berlichingen« mit derselben Schwärmerei vertieft, mit welcher er in der Kindheit seine Lieblingsbücher gelesen hatte: »Ich folgte Goethe's Geist, wie der treue Knabe Georg seinem Herrn

in der Schlacht. Ich kroch in den grossen Dichterharnisch, und obgleich ich ihn noch nicht ausfüllen konnte, tröstete ich mich mit Götzens Worten: Die künftigen Zeiten brauchen auch Männer«. Aber jenes Studium war noch völlig naiv; von einem Genuss oder Verständniss der hohen Kunst bei Goethe war Oehlenschläger noch weit entfernt. Gesteht er doch selbst: »Ich merkte gar nicht, dass ich las, dass es Poesie war. Es war die Begebenheit selbst, die ich erlebte«. Die Gespräche mit Steffens und die Vorlesungen desselben über Goethe's Werke lehrten Oehlenschläger den grossen Dichter als Künstler und Denker verstehen.

Als dann im Jahre 1803 die deutschen Gedichte Baggesens erschienen, musste das an Goethe gerichtete ihn nothwendigerweise im höchsten Grade empören. Seit er in den Geist des neuen Jahrhunderts eingeweiht worden, war seine jugendliche Begeisterung für das feine und geschmeidige Talent des ältern Landsmannes verdampft. Er schrieb einige Satiren gegen ihn, die er jedoch nur Freunden vorlas. Er hat sie in seinen »Lebens-Erinnerungen« in leider sehr mässiger deutscher Uebersetzung mitgetheilt. Eine Strophe beginnt:

Was? *Er* singt »für den Pöbel?«
Solch wurmzerfressnes Möbel
Wagt an den Helden sich?
Du Jens für Weib und Dirne,
Tief in den Staub die Stirne
Vor Goethe, passt für Dich [1].

Oehlenschläger ist geneigt, die ganze spätere Baggesen'sche Opposition gegen die poetische Richtung, die er einschlug, aus dem Zorn über diese Satiren herzuleiten.

[1] Das Wortspiel der letzten Zeilen war unübersetzbar. »Ein Jens der Mädchen« ist im Dänischen eine scherzhafte Benennung eines bei den Frauen beliebten Kurmachers.

Er geht doch vielleicht in dieser Ansicht unbewusst etwas zu weit, um jener Opposition jede innere Berechtigung abzusprechen; aber ohne Einfluss auf die Stimmung eines so erregbaren Mannes wie Baggesen waren sie sicherlich nicht. Oehlenschläger bemerkt bei diesem Anlass ferner: »Mehrere Jahre darauf war wieder sein Faust, ein grosses Spottgedicht gegen Goethe, die erste Ursache seiner Feindschaft gegen mich, weil ich ihm meine Indignation darüber bezeugte, auf diese Weise einen grossen Mann zu verhöhnen. Um Goethe's willen hatte ich also diese vieljährigen Verfolgungen zu erleiden. Nie habe ich aber diesen es wissen lassen«.

Nach wenigen Jahren trat jedoch eine grosse Veränderung in der Stellung Baggesens zu Goethe ein. Während er im Herbste 1806 sich in Kopenhagen aufhielt, wurde er mit dem Oersted'schen Hause bekannt und vertraut. Der grosse Jurist (spätere Premierminister) Anders Sandöe Oersted, Bruder des berühmten Entdeckers des Elektromagnetismus und von beiden Brüdern der bedeutendere, war mit der Schwester Oehlenschlägers, der schönen und begabten Sophia, verheirathet. Die junge Frau war eine der damals nicht sehr zahlreichen dänischen Damen, die lebhafte geistige Interessen hegte, sie hatte ein unruhig verlangendes und strebendes Naturell, lebte in Musik und Poesie, war geschmackvoll, witzig und doch zur Schwermuth neigend, in ihrer Ehe mit dem kränklichen, mit Arbeit überlasteten Forscher nicht besonders glücklich und befriedigt. Von fremden Sprachen verstand und sprach sie nur Deutsch, zwar ungrammatisch, aber mit feiner Empfindung für alle eigenthümlichen Wendungen und Idiotismen. Sie empfing als Gast in ihrem Hause Fichte (den ihr Gemahl in das dänische Geistesleben eingeführt hatte), als der seiner Professur beraubte Denker Kopenhagen besuchte. Sie las Tieck, Novalis, Fichte. Goethe war ihr Lieblingsdichter.

Eine heftige Neigung fesselte bald Baggesen an die

24jährige Schwester seines damals abwesenden Nebenbuhlers, und man spürte es schnell, dass sie einen bedeutenden Einfluss auf ihn ausübte. Eines Tages wurde er in ihrem Hause krank und blieb, selbst nach der schnellen Heilung, von der Zeit ab fast während seines ganzen Aufenthalts dort wohnen. Im September 1806 schreibt H. C. Oersted an Oehlenschläger: »Baggesen ist hier . . . . deine Schwester arbeitet, nicht ganz ohne Erfolg, ihn zu Goethe zu bekehren. Er fühlt schon, dass Vieles in seinen Urtheilen über den grossen Dichter persönlichen Verhältnissen entsprang«.

Das den Angriff auf Goethe widerrufende Gedicht, das 1808 in »Heideblumen« gedruckt wurde, findet sich in einem Schreibkalender Baggesens aus dieser Zeit entworfen. Es lautet:

Palinodie.

Der zarten Unschuld kühle Morgenröthe,
Das schüchterne Gefühl der ersten Liebe,
Die Christusoffenbarung meiner Jugend,
Die zitternde Bekämpfung wilder Triebe,
Die gar zu herbe, noch nicht reife Tugend:
Was früh zur Kunst des Dichters Seele wendet —
Entfernte lang mein krankes Herz von Goethe.

Der freien Weisheit warme Mittagssonne,
Das Gleichgewicht, errungen durch Erfahrung,
Des Mannes gröss're Gottesoffenbarung,
Der vollempfundnen Liebe ganze Wonne:
Was zu Natur der Dichtung Kunst vollendet —
Zog den nicht länger unberufnen Richter
Zurück zum grössten aller deutschen Dichter.

In dem Tagebuch Baggesens vom Sommer 1807 erklärt er: »Dass Lilia (d. h. Sophia Oersted), diese reine, poetisch begabte Seele, schon als junges Mädchen den Deutschen Goethe und den Dänen Baggesen allen ihr bekannten

Dichtern vorzog, bewirkte, dass ich (1806—1807) Goethe zu lesen anfing, während ich früher in seinen Schriften nur geblättert hatte. Seine Iphigenia finde ich unleugbar so beschaffen, dass ich jetzt das zu erreichen wünsche, dem zu entfliehen früher mein Wunsch war«.

Er fing an sich seines alten kindlichen Verhältnisses zu Wieland ein wenig zu schämen und die Spuren seiner Verehrung für denselben in seinen Werken zu tilgen. In dem Gedichte »Der Ursprung der Poesie« (Poesiens Oprindelse) wurde 1785 (in der ersten Fassung) Voltaire mit Shakspeare und Klopstock zusammen genannt als die, welche von dem echten Dichtermeth tranken; von 1791 ab war an die Stelle Voltaires Wieland getreten; von 1806 ab wird Wielands Name von dem Namen Goethe's verdrängt.

In der grossen neuen Vorrede zum »Labyrinth« vom Mai 1807 spricht Baggesen von seinem Auftreten in dem Wendepunkt, als das 19. Jahrhundert sich von dem 18. losriss, und erzählt, wie der Umstand, dass er in den Kreis Wielands anstatt in den Goethe's hineingezogen wurde, für seine Entwickelung verhängnissvoll war. »Wenn ich damals die persönliche Bekanntschaft dieses Genius der Genien gemacht hätte und dadurch früher mit seinen Meisterwerken bekannt und in die Mysterien seiner eigenthümlichen Kunst eingeweiht worden wäre, gewiss wäre dann meine Huldigung, wenigstens für lange Zeit, ausschliessend geworden«. Baggesen beklagt jedoch das Geschehene oder Unterlassene nicht, denn das Studium Goethe's würde, meint er, seiner Selbständigkeit schädlich geworden sein, Wieland könnte ihm dagegen nicht schaden: »Klopstock, Voss und sogar Schiller haben meine Poesie mehr als Wieland beeinflusst«. Der Satz ist vermuthlich mit subjectiver Wahrheit geschrieben. Der Odenstil Baggesens verräth die Einwirkung von Klopstock, seine Hexameter

nur zu sehr diejenige von Voss, aber als geistige Persönlichkeit war er mit Wieland viel näher als mit irgend einem anderen deutschen Dichter verwandt. Sonderbar, dass der zu Goethe bekehrte Neophyt, der ein so feines Ohr für Verse besass, noch immer fortfuhr, Voss rein metrisch über den so lange verkannten Meister zu stellen, den er doch selbst »in eigentlich poetischer Kraft« den Ersten aller Neueren nennt. Voss nennt er daselbst den Ersten »in eigentlicher Verskunst«. Doch nachdem dies geringe Opfer den alten Göttern gebracht war, gab er sich rücksichtslos dem neuen Cultus hin. Er drehte den Spiess des Unwillens, den er, der klassisch Gläubige, gegen Goethe gerichtet hatte, gegen die in vollem Uebermuth aufblühende romantische Schule und war entzückt, bei dem jetzt weniger als je romantischen Altmeister eine grosse, wenn auch beherrschte Ungeduld über das Treiben der Jüngeren zu spüren.

Es war eben der Zeitpunkt, wo die Naturphilosophen und Romantiker ihrer Unzufriedenheit mit Goethe öffentlichen und noch mehr privaten Ausdruck gaben. Seit sein Aufsatz »Winckelmann« erschienen war, konnten sie ja in ihm nicht mehr einen Beschützer und Patriarchen sehen. Oehlenschlägers Briefe an H. C. Oersted vom Jahre 1807 geben von dieser gegenseitigen Missstimmung reichliches Zeugniss. Er beklagt sich bitterlich über seinen alten Freund Steffens: »Selbst Goethe war ihm zuletzt nichts Rechtes mehr«, sagt er, und die Aeusserungen der Schlegel haben ihn ganz besonders empört:

»»Als ich mit Friedrich über Goethe's Krankheit sprach, sagte er kaltgrinsend: »Der alte Kerl hat faule Nieren und wird's nicht lange mehr machen«. August Wilhelm sagte mir, trotzdem er wusste, dass ich von Goethe kam und bei ihm beliebt war: »Goethe soll sich sehr niederträchtig geäussert haben in der Literaturzeitung etc.« Ich hatte alle

Fassung nöthig, um ihm nicht eine Maulschelle zu geben, dass der kleine Schwächling unter den Tisch gerollt wäre««

Ueber die Stimmung Goethe's spricht Oehlenschläger sich in folgenden Worten aus: »In Berlin war ich allein und frei, die lange, drückende Belästigung von Steffens Persönlichkeit hatte etwas Bitteres hinterlassen, böses Blut gesetzt. Nun kam ich nach der Sehnsucht eines halben Lebens zu meinem Lehrer und Meister Goethe! Und da sah ich die stumme Entrüstung des alten Löwen über die neuere Frechheit und den muthwilligen Ungestüm. Er sprach wenig davon, aber ich las in seinem Herzen und zog aus seinem besonnenen Urtheil meinen Schluss . . . . Ich hatte nicht viele Autoritäten, aber Goethe war eine«.

In demselben Jahre (1807) schreibt Baggesen in einem Brief nach Kopenhagen: »Sage Sophia, dass der Friede zwischen ihrem Goethe und ihrem Baggesen geschlossen ist, und was Sie gewiss erfreuen wird, dass, wenn ich der Erste war, der ihm öffentlich die Hand reichte, so war er der Erste, der mir privat die seinige gab, indem er mich herzlich grüssen und mir für »Parthenais«, die er in Karlsbad gelesen hatte, danken liess. Wir sind über den Werth und Unwerth der neuen Schule völlig einverstanden«.[1]

Zu einer unbedingten Verurtheilung der Romantiker ist Baggesen in diesem Augenblick durchaus nicht geneigt. Sein aus demselben Jahre herrührendes dänisches Gedicht »Mein Gespenst und ich selbst« (Min Gjenganger og jeg selv) beweist, dass die aufrichtige, wenn auch nicht tiefgehende Wandlung, die in ihm vorgegangen war, seine Augen für die poetisch-geniale Seite der Kindlichkeit bei Tieck und der Ausgelassenheit bei Schlegel geöffnet hatte; ja er war

[1] Ueber die Oersteds sehe man O. Borchsenius: Litteräre Feuilletoner 1880. Die Beziehungen Baggesens zu Sophia Oersted sind zum ersten Mal in dem reichhaltigen, achtbändigen Werk Kr. Arentzens: »Baggesen og Oehlenschläger« dargestellt worden.

vielleicht während dieser Uebergangsepoche gerechter als Oehlenschläger gegen die Romantiker gestimmt; was er aber bei ihnen Anzuerkennendes fand, dafür hatte ihm die eingeimpfte Bewunderung für Goethe das Verständniss gegeben.

Seine deutsche Gedichtsammlung »Die Heideblumen« enthält nicht nur Nachklänge an Goethe, sondern auch directe Huldigungen. Goethe wird »der Dichtung strahlender Gottmensch« genannt, und in dem Stammbuch des jungen Goethe, den Baggesen in Heidelberg bei Voss traf, schilderte er den Vater des ihm schnell lieb gewordenen Jünglings als zwischen Homer und Shakspeare emporragend.

Die Begeisterung für einen auf so ganz verschiedenem geistigen Boden stehenden Dichter war jedoch bei Baggesen nur anempfunden und konnte bei seinem widerspruchsvollen Charakter sich nicht lange auf diesem Höhepunkt halten. Nach und nach, wie sein Verhältniss zu den deutschen Romantikern und zu Oehlenschläger sich immer kritischer und polemischer gestaltete, wie Oehlenschläger ohne geistig vorwärts zu schreiten ihn in der öffentlichen Meinung immer mehr überstrahlte und vollends nachdem er im November 1811 bei seiner Rückkehr vom Ausland durch den kalten, fremden Empfang Sophia Oersteds, die in der Zwischenzeit einen andern und jüngern Freund in dem Philosophen Sibbern gefunden hatte, das Band, das ihn ursprünglich mit Goethe und Oehlenschläger verknüpft hatte, zerrissen fühlte, — wurde sein Ton gegen den grossen deutschen Meister kühler und pietätloser.

Schon in seinem »Taschenbuch für Liebende« 1810, noch mehr in dänischen Prosaschriften und Poesien von 1814 und 1817 behandelt er Goethe als weitschweifigen, halbironischen oder altersmüden Romantiker.

Erst 1836 erschien als »Dritter Theil der Poetischen Werke Baggesens in deutscher Sprache« sein schon 1804

geschriebenes grosses aristophanisches Drama »Der vollendete Faust oder Romanien in Jauer«, ein Werk, das nach den Aeusserungen Oehlenschlägers in seiner ursprünglichen Gestalt eine hauptsächlich gegen Goethe gerichtete Satire gewesen sein muss, das aber, 1806 geändert und 1809 reingeschrieben, nur geringe Spuren der einstigen Grundtendenz trägt. Goethe, der mit dem Namen Opitz bezeichnet ist, wird als über der Satire stehend dargestellt.

Ein gewisses geistiges Armuths-Zeugniss hat Baggesen sich selbst dadurch gegeben, dass diese dramatische Parodie, in welcher vor Allen Tieck gehänselt wird, seiner ganzen Form oder Unform nach — das Theater im Theater u. s. w. — genau an die Tieck'schen polemisch-phantastischen Lustspiele erinnert. Die Neueren werden (nicht eben tief) als Barbaren aufgefasst, welche die griechisch-römische Kultur tilgen und alle »Schulen« abschaffen wollen. Schelling und Konsorten werden (nicht eben geistreich) dargestellt, wie sie mit grossen Prügeln die Büsten »der unromantischen Philister« Homers und Virgils herunterschlagen. In einem Chor-Gesang wird ausdrücklich Goethe von all dem Unheil, das seine Epigonen anrichten, freigesprochen, aber da die Frucht nie weit vom Stamme fällt, scheint Goethe irgendwie doch für die Verirrungen seiner Schüler eine Verantwortung tragen zu müssen. Der Sohn Baggesens bemerkt in seiner Vorrede, dass der Vater zwar Goethe für den grössten Dichter Deutschlands anerkannt habe »aber«, heisst es, »er war überhaupt jeder Vergötterung feind, und hasste in der Literatur die Schulen«. Mag es mit dem letzten Satz sein wie es will, der erstere spricht geradezu eine Unwahrheit aus. Wie? Baggesen, der in seinem Leben nie zu vergöttern müde wurde, sei der Vergötterung feind gewesen, habe aus solcher Ursache Goethe nur flüchtig, in einem kurzen Zeitraum seines literarischen Lebens gewürdigt! Nein, die Ursachen lagen

viel tiefer. Der zersplitterte, unruhige, enthusiastische, hyperkritische Baggesen konnte Goethe nicht rückhaltslos erkennen ohne gleichzeitig sein eigenes poetisches Wesen zu verurtheilen, oder wenigstens als eine untergeordnete Entwickelungsstufe anzusehen. Das that er eben in jenem Augenblick, da er durch schwärmerische Liebe inspirirt sich der Bewunderung Goethe's hingab; denn eben zu jener Zeit brach er in seinem Werke »Mein Gespenst und ich selbst« mit seiner ganzen dichterischen Vergangenheit. Sobald aber der Traum, sein Naturell von Grund aus mit einem Schlage ändern zu können, verflogen war, musste er nothwendigerweise zu der alten, nur gemilderten, Antipathie zurückkehren.

III.

Die Stellung Oehlenschlägers zu Baggesen, insofern sie von dem Verhältniss des letzteren zu Goethe bedingt wurde, ist in »Hroars Saga« 1817 dichterisch umschrieben. »Ich habe immer deine Geistesgaben hoch geschätzt«, sagt hier der Skalde Hrane zu seinem Nebenbuhler Ragnvald, »aber es war deine feindliche, allzu bittere Gesinnung gegen Andere, die mich zuerst gegen dich reizte. Erinnerst du dich, wie heftig du den herrlichen alten angelsächsischen Skalden Hofting angriffst? Ich fand es eines echten Sohns Bragi's unwürdig, Schandgedichte auf einen grossen Mann zu singen, und es war mein Missvergnügen und meine unverholene Entrüstung darüber, die dich veranlassten, auch über mich deine Bitterkeit zu ergiessen«.

Es ist aus Oehlenschlägers Lebens-Erinnerungen bekannt, wie väterlich er während seines ersten Aufenthalts in Weimar von Goethe aufgenommen wurde, wie es den Meister amüsirte »die deutsche Sprache in einem poetischen Geiste entstehen zu sehen«. Man erinnert sich vielleicht auch, wie Hakon Jarl bei der ersten Vorlesung Goethe nicht

gefallen wollte, wie sehr dies Oehlenschläger zu Herzen ging und wie während der traurigen Wanderung im herzoglichen Lustgarten die schönen Goethe'schen Verse, die in der Felswand eingegraben stehen, »Die ihr Felsen und Bäume bewohnt, o heilsame Nymphen! u. s. w.« dem Verzweifelnden wieder Muth einflössten. Von Weimar zog Oehlenschläger fast direct nach Dresden, wo Ludwig Tieck, dessen Gegenwart in der Stadt er nicht ahnte, ihn zuerst aufsuchte und durch den herzlichen Beifall, den er seinen Werken Aladdin, Hakon, dem Evangelium des Jahres spendete, den für Lob und Tadel so empfänglichen Dichter beglückte. In Dresden sah Oehlenschläger zum ersten Male Gemälde von Correggio.

Ich gruppire diese Thatsachen, weil es mir unzweifelhaft vorkommt, dass man hier die Haupt-Ergebnisse zusammen hat, aus welchen das bekannte (ausnahmsweise zuerst in deutscher Sprache verfasste) Drama Oehlenschlägers »Correggio« hervorging. Oehlenschläger ist natürlich selbst das Modell des naiven, begeisterten Coloristen, gegen dessen Zeichnung sich Einwendungen machen lassen, der aber durch den Schmelz seiner Farben die Mängel der Formgebung deckt. In dem grossen, strengen, von Allen verehrten, fast unfehlbaren Buonarotti, der druch sein erstes hartes Urtheil dem armen Correggio alles Vertrauen an seine Begabung raubt, ihn aber dann um so rücksichtsloser schätzt und durch sein Lob in den Himmel des Glücks erhebt, erkennen wir unschwer Goethe wieder, der schon bei diesem ersten Besuche Oehlenschlägers nach dessen eignen Worten »allzu oft an einem gewissen hochmüthigen, zurückhaltenden Wesen Gefallen fand«. Tieck endlich, der feingebildete, kunstsinnige Schüler der Grossen, der Oehlenschläger so brüderlich entgegengekommen war, ist augenscheinlich das Vorbild des Julio Romano, den der Dichter mit seinem Mangel an Blick für die feinere Eigenthümlich-

keit der Künstler zum Vertreter der humanen Bildung gemacht hat. Zwei Goethe'sche Gedichte, Künstlers Erdewallen und Künstlers Apotheose, die Oehlenschläger beide übersetzt hatte, enthielten ausserdem im Grundriss die Idee des Dramas.

»Correggio«, das in Dänemark immer für eins der schwächeren Oehlenschläger'schen Werke gegolten hat, begründete bekanntlich durch seine Uebereinstimmung mit dem damals herrschenden deutschen Geschmack den Ruf des Dichters in Deutschland und wird noch heutzutage, wohl allein unter allen seinen Dramen, auf deutschen Bühnen gespielt, ja, diese tragische Idylle wurde sogar das Vorbild eines ganzen europäischen Genre, der Künstler-Dramen.

Wenn meine Vermuthung richtig ist, dass Goethe und Tieck unbewusst für Michel Angelo und Julio Romano Modell gesessen haben, lässt es sich nicht läugnen, dass der Einfluss, den »Correggio« auf die Stellung Oehlenschlägers zu den zwei deutschen Dichtern ausübte, ein im eminenten Sinne tragikomischer war. Tieck schrieb gegen das doch in vielen Hinsichten schöne und werthvolle Stück eine leidenschaftlich bissige Kritik und Goethe wollte den armen Poeten, der einen Umweg von 20 Meilen gemacht hatte, um dem so treu verehrten Meister die Frucht seines italienischen Aufenthalts zu zeigen, nicht einmal erlauben, ihm sein Drama vorzulesen. Die Stimmung Goethe's gegen Oehlenschläger war eine kältere geworden; der ungestüme und nicht immer taktvolle Jünger wollte sich gern das alte herzliche Verhältniss wieder ertrotzen. Man weiss, dass der Versuch misslang und dass Oehlenschläger traurig nach Hause reisen musste, »nachdem er«, wie die letzten Worte des zweiten Bandes seiner Lebensbeschreibung lauten, »die Gunst des grossen Goethe verloren hatte«.

Er hätte es verdient, diese Gunst, die ihm so theuer war, zu behalten, er, der später noch den Satz schrieb:

»Keinen Mann in der Welt habe ich mehr als Goethe geachtet und geliebt«. Unmittelbar und direkt verdankt er ihm als Dichter nicht viel. Fast nur in seinem herrlichen Jugendwerk »St. Johannes Abend-Spiel« spürt man den Einfluss von einem bestimmten Goethe'schen Vorbilde, dem »Jahrmarktsfest zu Plundersweilen«; und selbst hier steht das dänische Werk, das eine jährlich wiederkehrende Volksfeier im Walde nördlich von Kopenhagen verherrlicht, das geistiges Eigenthum der ganzen Nation geworden ist und dessen Repliken als Sprichwörter auf den Lippen des Volks leben, völlig selbständig dem deutschen gegenüber, das es an Bedeutung übertrifft.

Was Oehlenschläger aber im Allgemeinen und Ganzen Goethe verdankt, ist gewiss sehr viel; es lässt sich jedoch natürlicherweise nicht mit Bestimmtheit nachweisen. Der »Götz« hat ohne Zweifel stark dazu mitgewirkt, dass er schon jung zu der nationalen Vorzeit seines Volkes zurückgriff; seine Begeisterung für die mittelalterlichen Denkmäler Dänemarks, für den Roeskilder Dom z. B., hat sich vielleicht an dem Enthusiasmus Goethe's für den Strassburger Münster entzündet; Goethe's Beispiel hat ihm endlich Muth eingeflösst seiner Neigung zu folgen, alte Rhythmen der Volkslieder, alte, volksthümliche und den Dialekten angehörende Worte in die poetische Sprache aufzunehmen. Im Uebrigen haben weder die Vorzüge noch die Fehler der Oehlenschläger'schen Poesie mit Goethe etwas gemein. Er war in seiner Frische und seinem Pathos wie in seiner Schlaffheit völlig national.

Goethe hat ihm nicht Recht gethan, wenn er ihn in den bekannten Briefen an Zelter mit Werner, Arnim, Brentano und mehreren zusammenwirft als einen, dessen Arbeiten und Treiben »durchaus ins Form- und Charakterlose geht«. Nicht dass das Urtheil einfach zu hart sei, aber es ist ganz und gar nicht treffend. Kaum treffender

ist es, wenn Goethe schreibt: »Dieser gute Oehlenschläger ist auch einer von den Halben, die sich für ganz halten und für etwas darüber. Diese Nordsöhne gehen nach Italien und bringens doch nicht weiter, als ihren Bären auf die Hinterfüsse zu stellen; und wenn er einigermassen tanzen lernt, dann meinen sie, es wäre das recht«. Denn Bärenartiges gab es bei Oehlenschläger überhaupt nicht, und die Wildheit war bei ihm nur zu gelehrig, den Tanz der Wohlerzogenheit zu lernen. Man fühlt, dass Goethe, durch das wenig gewinnende Wesen Oehlenschlägers zurückgestossen, sich nie die Mühe gegeben hat, ihn zu lesen. Er lobte, von seiner Freundin Amalia von Hellwig veranlasst, Tegnérs Frithiofssage, sogar unter der Ueberschrift »Volkspoesie« (was diese Production am wenigsten ist); das originelle und so viel kräftigere Vorbild derselben, Oehlenschlägers »Helge«, nannte er dabei nicht und hat er augenscheinlich nicht gekannt.

IV.

Wie im Allgemeinen die Romantiker, vor allen Tieck, einen viel grösseren direkten Einfluss auf die dänische Literatur ausübten als Goethe, so steht auch Oehlenschläger mit seiner unbedingten Verehrung desselben unter den zeitgenössischen Dichtern und Schriftstellern allein. Fast alle übrigen Urtheile über Goethe, die in dänischen Briefen oder Memoiren aus der damaligen Zeit vorkommen, sind von theologischer und ästhetischer Befangenheit diktirt. Diese Aeusserungen sind aber insofern nicht uninteressant, weil jede Epoche, jedes Land und jeder einzelne Mensch durch das Urtheil, das von ihnen über Goethe gefällt wird, sich aufs Bezeichnendste charakterisiren. Berthold Auerbach hat das glückliche Wort »goethereif« gebildet. »Goethereif« war man in Dänemark in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts nur ausnahmsweise.

Bredahl, der grobe und wilde Dramatiker des Entrüstungspessimismus, schätzte Oehlenschläger weit höher als Goethe; der kleine romantische Poet N. Sötoft findet noch 1820 Goethe frivol und marmorkalt; der kindlich religiöse, pietistisch angehauchte Ingemann, der bekannte Dichter hübscher Lieder und quasi-historischer Volksromane, der in seiner Jugend eine erbärmliche, die platonische Liebe verherrlichende Nachahmung Werthers verfasst hatte, schreibt in seinem »Rückblick auf mein Leben« von Goethe: »Seine Persönlichkeit — insofern dieselbe sich in seinen Schriften offenbart — habe ich nie geliebt, und mit der vollsten Erkenntniss seines Genies habe ich immer eine Art von Hass zu der Lebensansicht genährt, die ich in seinen Werken fand«.

Zu derselben Gruppe ästhetisch befangener Beurtheiler Goethe's kann der allerdings ganz anders durchgebildete und freisinnige Bischof Jens Paludan-Müller, der Vater des berühmten Dichters, nicht ganz gerechnet werden. In seinen Briefen an Sibbern verehrt er im höchsten Grade Goethe als Künstler und »plastischen Darsteller des Menschen als veredeltes Naturproduct«, aber er hegt nichts desto weniger ein sympathisches Interesse für Pustkuchens bekanntes Werk, die falschen »Wanderjahre«, und möchte es in den Händen aller blinden Bewunderer Goethe's sehen.

Der Standpunkt dieses Geistlichen Goethe gegenüber, die fast unbedingte Anerkennung seiner Künstlergrösse, die in nicht bewusstem Widerspruch mit der, eigentlich auch nur formellen, Ablehnung seiner ganzen Welt- und Lebensanschauung steht, wurde in den dreissiger Jahren der herrschende bei der gebildeten dänischen Klerisei, die von dem eifrigen Goethe-Bewunderer Bischof Mynster ihr Gepräge erhielt.

Es war das Gleichgewicht, die umfassende Weltklugheit, das Beschauliche, über den Parteien Stehende, die erkämpfte

Leidenschaftslosigkeit, der erhabene Egoismus, die zu dem Geiste Goethe's Männer wie Mynster und Seinesgleichen hinzogen. Die Tiefe und Wahrheit seiner in Leid und Forschen gewonnenen Lebensweisheit vermochten sie nicht zu ergründen.

Interessanter, wenn auch viel toller und barocker als die Aeusserungen dieser der Hochkirche angehörenden Geistlichen über Goethe, sind diejenigen des genialen Sonderlings N. F. S. Grundtvig (geb. 1783), des Stifters der einzigen aus ursprünglich dänischen Ansichten hervorgegangenen kirchlichen Gemeinde. Ich habe schon erzählt, dass er zuerst von Steffens 1802 Goethe's Namen hörte; zehn Jahre später spricht er sich zum ersten Mal über ihn aus.

In seiner »Weltchronik« 1812, in der er als Apostat des Rationalismus und überzeugter Anhänger der historischen Schule mit der Bibel in der Hand, an dem Offenbarungsglauben festhaltend, den Geist der Zeit verurtheilte und die Geschichte pries, wird Goethe gelobt, weil er als Verfasser von »Götz« die Geschichte neu belebt und das Zwergengeschlecht durch die Vorführung der Riesenväter desselben erschreckt habe, jedoch an »Tasso« und »Egmont« gezeigt, dass Goethe's Weltansicht sich nicht über die der gewöhnlichsten Lebensklugheit erhebe.

In seiner »Aussicht über die Weltchronik« von 1817 hat Grundtvig sich einen neuen geschichtlichen Standpunkt für die Beurtheilung Goethe's gewählt. Nachdem er Sachsen, Schwaben und Franken als die ursprünglichsten deutschen Stämme und unter diesen wieder die Franken als den grunddeutschen Stamm bezeichnet hat, stellt er die Behauptung auf, ob nun Goethe ursprünglich ein Frankfurter, und Frankfurt ursprünglich fränkisch gewesen oder nicht, so sei doch Goethe innerlich ein echter fränkischer Deutscher, er stehe als Ausdruck des eigentlichen Deutschthums, des höchsten Verständnisses aller deutschen Stämme mit einan-

der da. Er sei »der *deutsche* oder richtiger der wirkliche Voltaire«, denn was Voltaire nur anscheinend vermochte, das finde man bei Goethe, »die Macht Alles, was er will, glanzvoll schimmern zu lassen«. Es wird Goethe höchst übel genommen, dass er so früh die geschichtlichen Stoffe aufgab, um sich in »Faust« und den »Wahlverwandtschaften« dem rein Natürlichen zu widmen: »Wo die Naturgeschichte Goethe's die Königin der Zeit wird, da ist Saga von ihrem Thron gestossen«, und noch heftiger wird ihm vorgeworfen, dass er »die Geschichte in dem Grade über die Schulter ansieht, dass er es nicht einmal für der Mühe werth hält sie zu bekämpfen«, oder sie nur als Form gebraucht um »seinen eigenen wohlgefälligen Roman darin zu giessen«. Grundtvig droht ihm, dass die Geschichte sich zur Strafe nicht minder vornehm von ihm wie von Voltaire wenden werde. Von einem irgendwie gearteten Einfluss Goethe's auf die Production des volksthümlichen Psalmendichters ist natürlich keine Rede.

Es gibt noch einen poetischen Zeitgenossen Oehlenschlägers, der sich wie die meisten Anderen anfangs gegen Goethe sträubte, bei dem aber Goethe's Einfluss sich mit grosser Entschiedenheit nachweisen lässt; das ist der merkwürdige deutschgeborene und am leichtesten deutsch schreibende Dichter Schack von Staffeldt, (1769—1826), der mit Gewalt dänischer Lyriker sein wollte und es trotz all seinen sprachlichen Sünden und Sonderbarkeiten auch wirklich wurde. Seine dänischen Poesien haben in der Regel einen ultraromantischen Charakter, sie offenbaren aber den echt deutsch-metaphysischen, grüblerischen Zug seines Wesens, durch welchen er in der Literatur, der er nach seiner Wahl angehörte, so eigen und selbständig dasteht. Er hatte in seiner frühen Jugend die landläufigen Vorurtheile gegen Goethe getheilt. Nach einem Besuch bei Klopstock schreibt er: »An Goethe tadelte er mit

Fug die blindgepriesene Natur, ohne Auswahl und Verschönerung«. Nachdem aber Oehlenschläger, sein glücklicher und so viel reicher begabter Nebenbuhler, der dänischsn Poesie die neue Bahn gebrochen hatte, fing er an nicht nur ihn, sondern auch den von ihm gepriesenen Goethe zu studiren und beiden nachzuahmen. Direkte Nachahmungen von Goethe kommen bei ihm in nicht geringer Zahl vor. Wichtiger ist aber, dass er augenscheinlich nie ohne die Vertiefung in Goethe den hohen Rang erreicht hätte, der ihm als dänischem Lyriker jetzt allseitig zuerkannt wird. Für die Schönheiten solcher Werke wie Iphigenia und Tasso hatte er mehr Blick als für die Vorzüge der deutschnationalen Jugenddichtungen Goethe's. Denn er war nicht wie Oehlenschläger in seiner Dichtung national, sondern wurde, obschon er in seiner frühen Jugend als fanatischer Däne einen Angriff auf das Deutschthum in Dänemark gerichtet hatte, mit den reiferen Jahren immer mehr kosmopolitisch gesinnt. Während Oehlenschläger als naiver, sinnlichfrischer Künstler und geborener Dramatiker in den späteren Schauspielen Goethe's (besonders in der Natürlichen Tochter) »die abstracte Dictionsvergötterung, diese Vornehmheit im Style, durch welche die dramatische Bewegung sich dem Menuette nähert« scharf gerügt hat, begrüsste Staffeldt »Die Natürliche Tochter« als Vorbote einer neuen Kunstepoche, in der die nationalen Unterschiede zurückgedrängt und die allgemein menschlichen Züge allein hervortreten werden. Der abstracte, metaphysische Dichter verräth sich in dieser Vorliebe, die den Beweis liefert, dass es auch ausserhalb Deutschlands einzelne Verehrer gab, die den *alten* Goethe auf Kosten des jungen rühmten.

V.

Ich habe erzählt, wie das Verständniss Goethe'scher Dichtung gleichzeitig mit der Natur-Philosophie und der

Romantik in Dänemark durch Steffens so zu sagen eingeführt wurde. Die ersten Gegner Goethe's waren, insofern sie nicht aus rein theologischer Beschränkung sich gegen das Neue verschlossen, als Voltairianer, Lessingianer, Kantianer eigentlich philosophische Gegner. Die ersten leidenschaftlichen Anhänger, die er in Dänemark fand, waren Romantiker mit einem Anflug von Natur-Philosophie.

Es findet sich aber unter den bedeutendsten und innigsten Goethe-Verehrern eine kleine Gruppe von Natur-Philosophen, die es mit der Forschung ernst nahmen, und die, obwohl sie in Schelling ihren gemeinsamen Ausgangspunkt haben und die Pflege der Identitäts-Philosophie mit der Vertiefung in Goethe vereinigen, als Naturforscher, Dichter, Denker mit anziehender Originalität ihre Welt-Anschauung darstellten. Ich denke besonders an Hauch, Sibbern und Hans Christian Oersted.

Carsten Hauch (geb. 1790), ein tüchtiger Zoologe und hervorragender romantischer Dichter, der sich sogleich Oehlenschläger leidenschaftlich anschloss, ihn bald durch sein Feuer inspirirte, bald gegen die Aussenwelt vertheidigte, fühlte sich schon in der Jugend nach seiner Geistesart besonders von den kleineren Gedichten Goethe's unendlich angezogen. »Kaum«, sagt er, »konnten die alten Runen-Lieder auf ihre Zuhörer stärker wirken, als diese musikalische Lyrik, in welcher Goethe vor allen andern Dichtern seine Stärke hat, mich damals ergriff. Seine Lieder konnten mich auf meinen Wegen wochenlang begleiten, und ich sang sie mir oft laut vor, wenn ich allein war, zu Melodien, die ich selbst, so gut ich es vermochte, erfand«.

Hauch war in seinem Mannes-Alter an den Hoch-Schulen in Soröe und Kiel Professor. Nach dem Tode Oehlenschlägers siedelte er, zum Professor der Aesthetik an der Universität ernannt, nach der Hauptstadt über, und nach meiner persönlichen Erfahrung ist das Hauch'sche

Haus in Kopenhagen dasjenige gewesen, in welchem der Geist Goethe's am tiefsten verstanden und am höchsten verehrt in Dänemark fortlebte. Obwohl ich in diesem Hause (in den Sechziger Jahren) viel verkehrt habe, erinnere ich mich kaum eines Abends, wo Goethe's Name nicht genannt und von seiner Kunst nicht gesprochen wurde. Sie war der Maasstab, mit dem die Kunst Anderer gemessen und zu gering oder zu wenig einfach befunden ward. Hauch, den man sich als einen Vergötterer Oehlenschlägers dachte, verehrte unter den Dichtern nur Shakspeare und Goethe unbedingt, und nie habe ich schärfere, unbarmherzigere Kritik der geistigen Persönlichkeit Oehlenschlägers, nie eine verständnissvollere Bewunderung von Goethe gehört als in dem Hauch'schen Familienkreis. Und es war nicht allein der Dichter Goethe, dessen Geist über dem Hause schwebte. Man huldigte in den praktischen Angelegenheiten des Lebens — nicht durch Nachahmung, durch natürliche, ursprüngliche Uebereinstimmung — Ansichten, wie sie Goethe hegte, man spürte seinen Geist in dem grossen Gewicht, das auf körperliche Fertigkeiten gelegt wurde, wie gut schwimmen, gut segeln, ein Haus zeichnen und bauen zu können oder es zu verstehen, auf dem Eise ein Menschenleben zu retten. Nicht allein, dass man solches verstand und that, es war, als thäte man es im Namen eines ungenannten Meisters, Goethe.

Hauch war nie so glücklich, nach Weimar zu kommen und den Schutzgeist des Ortes von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Dies Loos fiel Oersted und Sibbern zu. Hans Christian Oersted (geb. 1777) hat für Dänemark eine ähnliche Bedeutung wie Alexander von Humboldt für Deutschland. Sein grosser Ruhm ist unter den Einsichtsvolleren in Dänemark jetzt etwas verblasst; seine Philosophie mit ihrem Gemisch von furchtsamen Pantheismus und Vernunftchristenthum ist längst als Halbheit verlassen; der Glanz

den seine grosse Entdeckung seinem Namen gab, wird in den Augen Mancher durch seine Unfähigkeit, diese Entdeckung irgendwie fruchtbar zu machen, verdunkelt; aber ihm bleibt das unbestrittene Verdienst, mit grossem Wissen, ununterbrochenem Forschen, kindlich reiner Hingebung an ideale Ziele und der Autorität, die eine grosse Leistung gibt, für die naturwissenschaftliche Erziehung und Bildung seines Volkes erfolgreich gewirkt zu haben.

Früh hatte er mit der Naturphilosophie gebrochen. Die Lehre von einem einzigen grossen Weltorganismus musste ihn fesseln, aber in dem mystischen, von Phantasmen bevölkerten Halbnebel konnte er mit seinem Bedürfnisse nach strenger, ernster Forschung nicht aufkommen. Einer seiner Lieblingsgedanken war der, dass die Poesie, die zu seiner Zeit sich noch durchgängig in übernatürlichen und ungesund phantastischen Vorstellungen bewegte, sich nach und nach die naturwissenschaftliche Weltanschauung zu eigen machen und darstellen müsse. Er hatte selbst, um diesen Gedanken zu illustriren, ein mittelmässiges Hexametergedicht »Das Luftschiff« geschrieben. Er meint, wie er sich ausdrückt, dass die Fortschritte der Naturforschung und die allgemeine Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse eine Menge Vorstellungen, deren sich die Dichter früher bedienten, unbrauchbar machen und in die poetische Rüstkammet einer vergangenen Zeit verbannen werden, zugleich aber, dass die Wissenschaft den Dichtern für diesen Verlust einen reichen Ersatz bietet. Als diese Ansicht von dem Theologen, Bischof Mynster, heftig angefochten wurde, berief er sich (in dem zweiten Theil seines Werkes »Der Geist in der Natur«) auf Goethe wie auf einen grossen Dichter, der weit weniger als die meisten anderen aus jener poetischen Rüstkammer verwendet und seine Mittel ohne Umweg direct von der Natur geholt habe. Er macht geltend, dass Goethe in seinem Gedicht »Die Metamor-

phose der Pflanzen« den Geist der Lehre, die er als Naturforscher der Welt vorgelegt hatte, zusammengedrängt gab. Er nennt mit Bewunderung Goethe's Gedicht über die Howard'sche Auffassung der Wolkenformation. Er hebt hervor, dass man ringsum in seinen Werken dichterischen Darstellungen wissenschaftlich begriffener Naturverhältnisse begegnet, und beklagt nur, dass Goethe die mathematische Naturlehre so gröblich missverstehe. Dann schliesst er: »Welch anderer deutscher Dichter hat sich durch und durch so als Naturbeobachter offenbart? Selbst in seinen Darstellungen der Menschen sieht man, dass er den Wesen, die seine Einbildungskraft erschuf, ein Gepräge gab, das nur von tiefgehender Beobachtung herrühren konnte.«

Im Jahre 1822 besuchte Oersted Goethe in Weimar. Eine weitläufigere Darstellung dieses Besuches scheint leider verloren gegangen zu sein. Eine kürzere sendet er am 10. October 1823 an seine Tochter, Frau Bull:

»»Was dich vielleicht am meisten amüsiren wird, ist, dass ich aufs Freundschaftlichste von Goethe, dessen grossen Dichtergeist du liebst, empfangen wurde. Er hat in den späteren Jahren seines Lebens mit verdoppeltem Eifer dem Studium der Naturwissenschaften obgelegen und empfing mich wie ein Physiker den andern. Da ich ihm sagte, wie sehr es mich erfreue, dass meine Wissenschaft mich einem Manne näher geführt hätte, der schon seit meiner frühesten Jugend Gegenstand meiner Bewunderung gewesen sei, antwortete er mir: »Was kann wohl ein Mann in meinem Alter besser thun, als sich in die Arme der Natur zu werfen.« Ich verbrachte einen der schönsten Abende in seinem Familienkreis.««

Dass Oersted seinerseits Goethe nicht gleichgültig war, beweist mir der Umstand, dass — wie mir der bekannte Politiker Herr Dr. Loewe-Bochum mitgetheilt hat — der deutsche Physiker Schweigger sich oft und bitter,

beklagte, Goethe habe seine Entdeckung des elektromagnetischen Multiplikators stets übersehen und immer statt seiner Oersted als den eigentlichen epochemachenden Entdecker — wohl mit Recht — gepriesen.

Es ist schon berührt worden, wie Baggesen, als er, im Jahre 1811 vom Auslande zurückgekehrt, zu dem Hause Anders Sandöe Oersteds hineilte, schon bei dem ersten kalten Empfang sich aus der Gunst Sophia Oersteds verdrängt fühlte. Während seiner Abwesenheit war Frederik Christian Sibbern (geb. 1785), ein höchst ursprünglicher, echt humaner, allseitig gebildeter junger Denker in das Haus eingeführt worden, hatte sich in Sophia Oersted leidenschaftlich verliebt, und wurde nun seinerseits von ihr in die glühende Verehrung für Goethe eingeweiht, die fünf Jahre früher wie durch Ansteckung Baggesen ergriffen hatte. Das Verhältniss war gewiss ein völlig schuldloses, wenn auch von der Seite Sibberns ein das ganze Gemüthsleben beherrschendes. Es waren zwei Seelen, die sich in Goethe begegneten und die ihrer gegenseitigen Neigung die Weihe der Goethereligion verliehen.

1811—12 unternahm Sibbern, bevor er die Stelle als Professor der Philosophie in Kopenhagen antrat, die er mehr als 50 Jahre inne hatte, eine Reise ins Ausland; sein Briefwechsel während dieser Reise ist gedruckt und der grosse Raum, den Goethe in diesen Episteln einnimmt, macht es vielleicht deutschen Lesern wünschenswerth, einige Bruchstücke derselben kennen zu lernen.

Am 4. April 1812 schreibt Sophia Oersted an Sibbern: »Sie glücklicher, der Sie jetzt nach Weimar reisen. Gott segne Sie. Ich gönne es Ihnen vom ganzen Herzen. Vergessen Sie nicht Ihr Versprechen, mir etwas von Goethe zu erbetteln oder zu stehlen . . . . . Zu meiner Persönlichkeit passt Schiller nicht so wie Goethe. Die Einfachheit, Kraft und Festigkeit, die unfassbare, Alles durchdringende und

doch so milde Stärke, die, wie der Magnet durch die Erde, durch jede noch so kleine Arbeit von Goethe geht, die fehlt ihm, und die ist es eben, die bei Goethe mich erhebt, tröstet, erfreut und beruhigt.«

Sibbern traf Goethe nicht, weder in Weimar noch in Jena. Er hielt sich damals in Carlsbad auf. Sibbern wollte aber nicht unterlassen, die Bekanntschaft der Frau von Goethe zu machen. Er schreibt aus Weimar 16. Mai 1812: »Es ist und bleibt mir ein Räthsel, wie Goethe sie zur Frau hat nehmen können . . . . . In Jena sah ich sie einen ganzen Abend hindurch tanzen, bis ein Uhr fast jeden einzigen Tanz. Es ist Sitte unter den Studenten, ihr den Hof zu machen, theils natürlich, um sich über sie aufzuhalten, theils weil sie es pikant finden. Sie wetteifern darin, mit ihr tanzen zu dürfen«. (Sie war damals 48 Jahre alt.)

In seiner Ungeduld, Goethe zu sehen, hielt Sibbern es nicht aus, dessen Rückkunft nach Weimar zu erwarten, sondern pilgerte ihm zu Fuss bis Carlsbad nach. In einem Briefe aus Jena 16. Juli 1812 hat er seine Eindrücke von der Erscheinung Goethes beschrieben:

»Aber ich sollte von Goethe erzählen, jetzt, da ich das Glück gehabt habe, den wunderbaren Mann zugänglich für mich zu finden, ihn in guter und glücklicher Stimmung getroffen und mehrmals gesprochen habe. Ich könnte und sollte billigerweise jetzt voll Freude sein; wenn das Herz nur genügsamer wäre. Er hat mich so gut empfangen, wie ich nur hoffen durfte; und doch — wenn ich nicht die Hoffnung oder richtiger den Vorsatz hätte, noch ein Mal vor meiner Heimreise zu ihm zu kommen, würde ich voll Missmuth sein. Doch preise ich die Stunden, die ich bei ihm verbrachte (vier Mal in Allem) und die, in welchen ich ihn bei Frau von der Recke sah, und die Augenblicke, da ich ihn bei der Quelle und auf den Promenaden begrüsste;

ich preise mich glücklich für sie alle, und beklage nur, dass ihrer nicht mehrere waren und dass ich ihm nicht weit näher kam. — Er ist von einer majestätischen Schönheit, voller Kraft in Blick, Haltung und Gang, wie ein Mann in den besten Jahren und dennoch trägt sein Gesicht das Gepräge der 63. Er hat eine Gestalt und einen Anstand wie ein Fürst; lieber möchte ich sagen wie ein Minister, und denke dabei fast an den alten Bernstorff .... Leben und wirken wird er gewiss, ohne irgend eine Hemmung, wenigstens noch zwanzig Jahre. Er sieht aus, als könne er achtzig Jahr erreichen, ohne ein Greis zu werden. Freuen Sie sich, dass er noch so viele Jahre mit Ihnen leben kann und Ihnen jedes Jahr neue Gaben bringen .....

Ich zog in den Gasthof in Carlsbad ein und ging am folgenden Morgen in die Stadt, um mir eine Wohnung zu suchen und meinen Koffer vom Posthaus abzuholen. Als ich über den »Ring« ging — so heisst hier der Markt — begegnete ich *ihm;* er kam mir entgegen mit einem Becher in der Hand, er kam also vom Brunnen; ich kannte ihn augenblicklich und wollte schon den Hut ziehen. Dann bedachte ich, dass er ja nicht mich kannte ...... Von Goethe merkte ich nichts weiteres, weder auf den Strassen noch auf den Spazierwegen; ich hatte mir fast gedacht, dass *er* dort in Carlsbad alles füllen und durchdringen, Alles ihn wiederspiegeln müsse .....

Ich stand denn vor ihm. Er empfing mich freundlich; ich war da eine Viertelstunde; dann machte er eine Verbeugung und liess mich gehen. Es hatte nicht viel auf sich, was ich mit ihm besprach; es nimmt ja schon Zeit zu sagen, woher man kommt und wohin man geht; etwas war die Rede von der neuen Universität in Norwegen, die mir überhaupt ein bequemer Gegenstand ist, um ein Gespräch anzuknüpfen. Ueber meine Begeisterung für ihn sagte ich nicht ein einziges Wort; das wagte ich nicht.

Ich stand mit ihm am Fenster. Er stand da, hoch und kräftig, in einem blauen Rock, den er auch am Tage voraus trug. Als ich von ihm ging, war es, als ob es in meiner Seele stille stand; ich konnte ihre Stimmung wenden, wohin ich wollte, zur Freude, zum Missmuth . . . . .

Wenn ich später in einer Entfernung einen blauen Rock und eine hohe stattliche Gestalt sah, wurde ich sogleich aufgeregt. Und noch viel mehr, als ich ein Paar Tage danach wirklich Goethe auf der Strasse begegnete und er mich ansprach: Wie geht es? — Es war mir wie vormals, wenn von ferne ein gelber Shawl meine Freude erregte, und ich ihm nachzustieren fortfuhr, obwohl ich erkannt hatte, dass es nicht der rechte war«.

Wie sehr Sibbern sein Leben lang sich mit Goethe beschäftigte, davon legen seine Briefe nach der Rückkunft von seiner Reise Zeugniss ab. Fast sein ganzer, deutsch geführter Briefwechsel mit Henriette Herz ist Goethe gewidmet. Und als der junge Professor der Philosophie nach wenigen Jahren mit einer dichterischen Production auftrat — in Dänemark ist man, was man auch sonst sei, immer ein wenig Poet — spielten in der Schrift »Nachgelassene Briefe von Gabrielis«, einer Wertheriade, für welche seine Beziehungen zu der Frau Oersted den Stoff gaben, die Dichtungen Goethe's eine noch grössere Rolle als die Ossians in »Werther«. In seinem Werke »Ueber Poesie und Kunst« ist Goethe endlich geradezu als der ideale Künstler dargestellt, denn er vertritt die Verschmelzung von Genialität und Besonnenheit, die Sibbern das Höchste ist. Sehr verständig wird hier entwickelt, wie Goethe nur um sich selbst allseitig zu entwickeln und zum tüchtigen, vollendeten Organ seines Genius zu machen, in allen Richtungen der Kunst und Wissenschaft gestrebt und gearbeitet zu haben scheint, wie er aber eben dadurch seinen Mitmenschen eine ganze helle und reine Welt schenkte.

Besonders Tiefes und Neues findet man in Sibberns kunstphilosophischen Schriften nicht, und von den begabteren Zeitgenossen wurden sie besonders wegen des breiten schleppenden Stils fast übersehen. Was sein Verhältniss zu Goethe betrifft, so war es der damaligen Intelligenz-Aristokratie schon ein Anstoss, dass Sibbern trotz des Anlaufes zu rein freisinnigen Ansichten es nicht lassen konnte — nach dem Beispiel seiner Freundin Henriette Herz — bei dem gepriesenen Goethe das christliche Gefühl und die Gottesergebenheit zu vermissen.

Sibbern war nicht derjenige, dem es gelang, als Aesthetiker die geistige und künstlerische Ueberlegenheit Goethe's in dem Bewusstsein des dänischen Volkes dauernd zu befestigen.

VI.

Diese Aufgabe und dieser Erfolg waren einem am entgegengesetzten geistigen Pol sich befindenden Gegner von Sibbern, dem gewandten und genialen Dichter und Denker Johan Ludvig Heiberg vorbehalten. Unter allen dänischen Grössen ist es Heiberg, welcher, mit dem hellsten Bewusstsein über sein Ziel, direct im Goethe'schen Geist hat wirken wollen, und da er die Gabe besass, seine Ansichten und Sympathien der ganzen hauptstädtischen Intelligenz mitzutheilen, da er sein Mannesalter hindurch der Abgott der Gebildeten und der absolute Oberrichter in der Literatur war, hat er auch zu seiner Zeit das, was er von Goethe erfasst und in sich aufgenommen hatte, zum geistigen Eigenthum der höheren Klassen gemacht und dadurch sowohl der Einsicht in Goethe's Kunst wie der Befestigung der rein äusserlichen Autorität von dessen Namen den grössten Vorschub geleistet.

J. L. Heiberg (1791—1860) ist unstreitig eine der hervorragendsten Persönlichkeiten der dänischen Literatur

im 19. Jahrhundert. Als romantischer Lyriker und witziger, glänzender Lustspieldichter beliebt, ja populär, als Einführer und talentvoller Verfechter der Hegel'schen Philosophie von maassgebendem Einfluss, sogar nachdem diese Philosophie ausserhalb Dänemarks ihre herrschende Stellung verloren hatte, als Kritiker und Aesthetiker endlich buchstäblich ein Erzieher seines Volkes, hat er ungefähr von 1824—1842 eine im Wesentlichen erspriessliche und civilisatorische Geistesherrschaft ausgeübt. Was ihm hauptsächlich fehlte, war ein voller originaler Naturton; Primitivität hatte er nur in seinem Witz. In der Dichtkunst gruppirte sich um ihn eine feine, reflectirende, nicht sehr naturwüchsige Formschule (Henrik Hertz, Frederik Paludan-Müller u. A.). Gegen die fünfziger Jahre wurde jedoch ein bei ihm stets vorhandener Hang zum Schematismus und zur Sophistik im Denken, zum leeren Formalismus in der Kunst und Kritik so stark, dass er als Kritiker, Theaterdirektor und Politiker fast nur ein Hemniss der Entwickelung wurde.

Es lag in seinem Wesen etwas von der olympischen Ueberlegenheit, der göttlich heitern Ironie, der diplomatischen Selbstbeherrschung, die er bei Goethe verstanden hatte. Die unerschöpfliche Naturfülle, die ewige Frische des Goethe'schen Wesens besass er nicht. Seine Jugend hatte nie die leidenschaftliche Gluth gehabt, die bei Goethe hinreisst, sein Alter hatte auch die hohe Weisheit nicht, die bei Goethe erquickt. Nicht dass er der Natur und dem Naturstudium fremd war. Im Gegentheil er war von frühster Jugend ab eifriger Naturforscher, besonders Entomolog, und er betrieb bis in seine letzten Lebensjahre mit wahrer Leidenschaft astronomische Forschungen; seine letzten Schriften sind optische und akustische Monographien. Das naturwissenschaftliche Gebiet des Goethe'schen Wissens war ihm also keineswegs fremd; er war sogar wie sein deutscher Meister ein Feind der empirischen und experi-

mentellen Richtung und wie die meisten Hegelianer ein Anhänger von Goethe's Farbenlehre. Aber er hatte nichts von dem weltumspannenden Entdeckergeist, dem grossen naturalistischen Pantheismus, der Goethe mit den Ahnen der Philosophie, einem Thales, einem Heraklit in Verwandtschaft bringt. Er war kein Urmensch.

Heiberg war, ungefähr 30 Jahr alt, von Hegels Philosophie mächtig ergriffen worden, war 1824 in Berlin mit Hegel selbst in Verkehr getreten und betrachtete es von jetzt ab als eine seiner wesentlichsten Lebensaufgaben, der Hegel'schen Philosophie Eingang in Dänemark zu verschaffen. Aber für ihn wie für nicht wenige der Hegelianer der ersten Zeit war die Hegel'sche Philosophie nicht von der Dichtung Goethe's zu trennen. Sie waren ihnen zwei Formen desselben geistigen Inhalts. Mit Heibergs Auftreten fängt daher eine Periode in dem dänischen Geistesleben an, in welcher man Goethe so auffasste, wie er sich durch Hegel'sche Brillen ausnahm, und ihn nicht so sehr um seiner selbst willen wie als poetische Illustration der metaphysischen und ästhetischen Theorien Hegels bewunderte. Es versteht sich jedoch von selbst, dass Heiberg mit seiner lebhaften poetischen Empfindung sich diesen Verirrungen fern hielt.

In dem Aufsatz »Ueber die Bedeutung der Philosophie« (1833) findet sich die Grundansicht Heibergs von Goethe: Was Goethe von allen zeitgenössischen Dichtern unterscheidet, sei dasselbe, was Dante und Calderon so sehr über ihre Zeitgenossen erhebe; er stelle die Philosophie seines Zeitalters dar, er sei ein speculativer Dichter gewesen. Heiberg spricht sich in Folge dieser Auffassung mit aller Entschiedenheit gegen den in Dänemark herrschenden Shakspeare-Cultus aus: Shakspeare sei kein ähnlicher poetischer Vertreter der Menschheit. Shakspeare, der einem Lande gehöre, das stets in lauter endlichen Bestre-

bungen befangen gewesen, sei allzu national um nicht Realist zu sein. Interessante Charakterschilderungen, psychologische und historische Memorabilien seien die Gegenstände, in die er sich vertiefe, aber nie spüre man ein Bewusstsein davon, dass dieselben als endliche und vergängliche Seiten sowohl des Lebens wie der Dichtkunst in der Anschauung des Unendlichen sich verlieren. Die übertriebene Bewunderung Shakspeare's sei lächerlich und unverzeihlich in einem Zeitalter, das einen weit grössern Dichter besitze. Goethe stehe durchaus nicht in Liebe zu den Einzelnheiten der Natur und des Menschenlebens hinter Shakspeare zurück; im Gegentheil er übertreffe ihn auch in der liebevollen Vertiefung in's Endliche, nur seien sowohl die Begebenheiten als die Charaktere von ihm als untergeordnete Momente der ideellen Einheit gehalten. Wie er in Tasso weder den Dichter noch den Staatsmann vorziehe, so wolle er uns überhaupt nie für einen Helden oder einen Liebenden begeistern, sondern für die nicht individuell und persönlich begrenzten Ideen. Heiberg zeigt, wie diese doppelte Eigenthümlichkeit und Grösse Goethe's die irrthümlichen Ansichten über ihn erklären: »Die, welche sich nur an seine überraschende Liebe zum Endlichen halten, nennen ihn sinnlich und materiell; die, welche nur das entgegengesetzte Moment aufgefasst haben, finden ihn ohne Wärme und Begeisterung, sagen, dass es ihm mit keiner Sache Ernst sei. Und beide Klassen von Gegnern werden dann leicht zu den weiteren Beschuldigungen getrieben: dass er unmoralisch sei, weil er die moralischen Pflicht-Bestimmungen, an die sich die Menge wie an feste Haltpunkte klammert, in ihrer Endlichkeit darstellt und ihnen die vermeintliche absolute Gültigkeit raubt; dass er irreligiös sei, weil seine Poesie, anstatt sich unter die Religion zu stellen, durch ihre Verschmelzung mit der Philosophie im Gegentheil den religiösen Standpunkt in seinen eigenen Umfang auf-

genommen hat. In beiden Hinsichten hat Goethe indessen nichts anderes gethan, als uns unsere eigenen Gedanken zum Bewusstsein zu bringen«.

Diese Worte, die den Nagel auf den Kopf treffen und ohne Zweifel die wahrste und tiefste Ansicht von Goethe enthalten, die bis dahin in Dänemark ausgesprochen worden, sind von einer den Nicht-Dänen kaum recht fassbaren Kühnheit. Sie sprachen in einem orthodoxen Lande ein neues Princip aus; sie enthielten einen directen, bewussten, entschiedenen Angriff auf die alles überfluthende officielle theologische Gesinnung, die man überall mit den Lippen bekannte, während die Meisten in einem schlaffen Halbbewusstsein von einer ganz verschiedenen Weltanschauung hinlebten. Diese Worte waren so kühn, dass Heiberg selbst in seinen älteren Jahren den Standpunkt, den sie bezeichneten, aufgab, und, als die theologische Reaction in den vierziger Jahren ihren Aufschwung nahm, vom Pantheismus zur speculativen Dogmatik zurückzukehren schien.

Ueberall in Heibergs Werken finden sich zerstreute Beiträge zur Aesthetik der Goethe'schen Dichtung. Er war der unermüdliche Verfechter der von Goethe ausgesprochenen, streng künstlerischen Ansicht der Poesie. Er gab einen Auszug des Briefwechsels zwischen Schiller und Goethe mit Noten heraus, und wenn er in seiner scharfen Polemik gegen Hebbel als Verfasser der Dramen »Judith« und »Genoveva« und des Aufsatzes »Ein Wort über das Drama« (1843) dem viel jüngern deutschen Dichter so hart zusetzte, hatte es hauptsächlich darin seinen Grund, dass er bei Hebbel (wie bei Gutzkow) keine neue über Goethe hinausführende Richtung zu erkennen vermochte, sondern nur einen Rückfall in die von Goethe längst überwundenen Einseitigkeiten oder Trivialitäten fand[1].

[1] Man sehe Heiberg: Prosaiske Skrifter I., 416—430, III., 256, 348ff., IV., 443, 471, V., 215ff., 353ff. Wenn Emil Kuh in seiner

Heiberg selbst und fast noch mehr sein treuer poetischer Bundesgenosse Henrik Hertz, der sich nie bei *Einer* Dichtart, *Einer* Gruppe von Stoffen, oder *Einer* Behandlungsweise beruhigte, sondern sein Talent in immer neuen Varietäten offenbarte, fussen als Dichter durchaus in Goethe's Erdreich. In ihren guten Dichtungen athmet man Goethe'sche Luft, nur leider sehr verdünnt. Diese Geister hatten mit Goethe nur das Aristokratische, Verfeinerte gemeinsam; ihnen fehlte das eminent Menschliche und deshalb grossartig Volksthümliche, das in Goethe's Naturgrund lag. Heiberg hatte viel von dem alten Goethe, nichts von dem jungen. Die Schule ging in Formalismus zu Grunde. Deswegen sind Heiberg und seine nächsten Freunde oder Schüler auf der jetzigen Entwickelungsstufe des dänischen Volks und seiner Literatur so vollständig zur Seite geschoben worden, dass sie, die so kürzlich Gestorbenen (Heiberg starb 1860, Hertz 1870), fast wie vergessen sind. Man hat aus ihnen Alles gelernt, was von ihnen zu lernen war. Sie haben schon zu ihren Lebzeiten ihren Lohn vorweggenommen. Die junge Generation findet unter ihnen keinen zu bekämpfenden Gegner, keinen Führer und kein Vorbild.

VII.

Auf Heiberg folgt in dem geistigen Leben Dänemarks das Zeitalter des constitutionellen Liberalismus und der besonders durch Sören Kierkegaard (1813—1855) Gestalt und Eigenthümlichkeit gewinnenden religiösen Reaction. Weder der politische Liberalismus, noch der theologische Rückschlag

Biographie Hebbels sich durch die Begeisterung für seinen Gegenstand hinreissen lässt, Heiberg als einen hegelianisch angehauchten Gottsched zu stempeln, so lässt dieses sich nur durch die Unkenntniss der dänischen Sprache erklären, in welcher dieser übrigens so schätzenswerthe Literatur-Historiker sich befand.

war dem sympathischen und eindringlichen Verständniss Goethe's günstig.

Von der Seite der den Absolutismus bekämpfenden Politiker kam in Dänemark, wie in Deutschland, eine Auffassung Goethe's zum Vorschein, die ihn wesentlich als indifferenten Olympier oder epikuräischen Hellenen charakterisirt. Unter den Schriftstellern, die ursprünglich dieser Gruppe angehörten, ist der Journalist, Novellen- und Romandichter M. Goldschmidt unstreitig der talentvollste. Seine romantische Religiosität war ausserdem der Naturfrommheit Goethe's abhold. Man findet überall in Goldschmidts Werken Andeutungen einer in Deutschland theils von Heine, theils von Börne vertretenen bewundernden Abneigung gegen Goethe. Er hebt besonders den politischen Indifferentismus Goethe's wie Schiller's hervor. »Durch beide« (Goethe und Schiller), sagt Goldschmidt, »war eine eigenthümliche Gleichgültigkeit, ein egoistisches Streben danach, in Genuss und Wohlgefallen sich ausserhalb des Allgemeinen zu stellen, in deutsche Gemüther eingezogen«. Im Allgemeinen kann man sagen, dass die Antipathie, welche die Mehrzahl der liberalen Politiker gegen Heiberg und seinen Einfluss hegte, den von Heiberg immer gepriesenen Goethe ihnen gewissermassen einfach als den nur viel grössern Heiberg Deutschlands erscheinen liess. Als solcher wurde er von ihnen bekämpft.

Ganz anders gestaltete sich die von Kierkegaard ausgehende Reaction gegen Goethe. Für Kierkegaard mit seinem christlichen Pathos, seiner brennenden Leidenschaftlichkeit, seiner ethischen Begeisterung und seiner Ueberzeugung, dass Märtyrerthum das Loos jedes wahren Geisteshelden hier auf Erden sei, war das Lebenswerk und die Lebensführung Goethe's nothwendig ein Aergerniss. Ihm, dem es ausserdem zum Dogma geworden, dass man nur ein Mal liebt, und der mit so unverbrüchlicher Treue

an der einzigen Liebesneigung seines Lebens festgehalten hatte, musste das Verhältniss Goethe's zu den Frauen und der Liebe ein Stein des Anstosses sein.

Seine ausführlichste Auseinandersetzung mit Goethe findet sich in dem zweiten Theil des Werkes »Stadien auf dem Lebenswege« in dem Aufsatze des Assessors über die Ehe. Der Assessor geht mit dem Helden der Goethe'schen Selbstbiographie streng und spöttisch ins Gericht wegen seines Benehmens Friederike gegenüber: »Wenn die kleine Dorfschönheit so unglücklich gewesen, Seine Excellenz nicht recht zu verstehen, sich jedoch treu bleibt, so ist sie, wenn ich mich nicht irre, aus der Idylle zur Tragödie avancirt; wenn dagegen Seine Excellenz so unglücklich gewesen ist, mit sich selbst in Missverständniss zu gerathen, und ferner in der Weise, wie er es wieder gut machen will, äusserst unglücklich ist, so ist er, wenn ich mich nicht irre, aus dem Drama verabschiedet und in dem Vaudeville ansässig«. Interessant ist dieser Angriff, weil er von einem Manne herrührt, der mit unendlichem Aufwand der Reflexion und mit erdrückender Empfindung der Verantwortung sein einem jungen Mädchen gegebenes Wort zurückgenommen hatte.

Kierkegaard meint, in »Wahrheit und Dichtung« die Erklärung dafür zu finden, dass Pathos dasjenige sei, was man bei Goethe am meisten vermisse, und dass seine vorzüglichsten Gestalten, die weiblichen, immer in einer Beleuchtung erscheinen, in welcher die überlegene Verständigkeit, die zu geniessen und sich zu entfernen wisse, als berechtigt oder wenigstens als entschuldbar dastehe. Bitter verspottet er die kriechende Bewunderung der Goethe'schen Fähigkeit, ein Lebensverhältniss, das ihn zu überwältigen drohte, dadurch zu entfernen, dass er es dichtete. Denn was sei diese Natureigenthümlichkeit anders als die Parade des natürlichen und lüsternen Menschen gegen das Ethische? Das verstehe sich, dass nicht Jeder,

der »dichtet«, Meisterwerke hervorbringe, aber was thue dies mit Rücksicht auf das Ethische zur Sache? Auch dieser Vorwurf ist besonders deswegen interessant, weil er aus der Feder eines Schriftstellers stammt, der die Hauptqual seines Jugendlebens eben nur durch immer und immer erneuerte dichterische Darstellungen derselben überwand.

Zu der ethischen Missbilligung Goethe's kam bei Kierkegaard aber noch die religiöse. Und so bildete sich nach und nach vor Kierkegaards Seele ein Zerrbild von Goethe, nicht viel wahrer als das, welches die Welt Wolfgang Menzel verdankt. Dass Goethe die bildlich-mythischen Vorstellungen, die ihm in der Kindheit eingeprägt wurden, nicht bis zu seinem Tode bewahrte, dass er »sich zurückzog, wo es galt, ob auch bis zur Verzweiflung für die Glaubensgemeinschaft mit den Eltern zu kämpfen«, das kann er nicht verzeihen, weil er auf den höchsten Gebieten keine höhere Pflicht als die der Pietät anerkennen will. Er wirft Goethe vor, dass er sich nicht, wie er selbst, gegen die ganze moderne Kulturentwickelung gestemmt hat, anstatt ihr vorzüglichster Träger seit den Tagen der Renaissance zu werden, — er denkt sich die Möglichkeit, dass Goethe sich zu dem, was er wurde, ja zu mehr als was er wurde, hätte entwickeln können, wenn er, statt die ganze Entfaltung des deutschen Geistes in Lessing und Winckelmann, Bürger und Wieland, Herder und Kant zu resumiren, anstatt als der alles verdunkelnde Mittelpunkt in dem Sternbild zu strahlen, das von Schiller, Hölderlin, Kleist, Heine und den anderen freigeborenen Dichtergeistern gebildet wird, ein Barde wie Klopstock, ein Magus wie Hamann, ein Heiliger wie Lavater geworden wäre, die alle ihren religiösen Kindheitseindrücken treu blieben, aber deren Werke jetzt nur von Literarhistorikern als Curiositäten aufgesucht werden. [Georg Brandes: Sören Kierkegaard. Leipzig, 1879.]

Nach und nach schmolz sogar für Kierkegaard die hohe Lebensweisheit Goethe's mit der ihm so verhassten feinen Lebensklugheit des Bischofs Mynster zusammen. Er bildet sich ein Wort, ein Compositum, »das Mynster-Goethe'sche«, mit welchem er den feigen Epikuräismus, den er verachtet, stempelt. So heisst es z. B. in seinen »Nachgelassenen Papieren von 1849« von dem von ihm verabscheuten Professor Martensen, Mynsters Nachfolger als Bischof Seelands: »Nimm Martensen. Der ist ein Beispiel des Mynster-Goethe'schen, die Mitwelt zur höchsten Instanz zu machen; nur steht er noch niedriger.« Es liesse sich kaum etwas Ungereimteres über Goethe sagen, als dass er seinen Zeitgenossen um jeden Preis zu gefallen gestrebt habe, und ihn als Typus der Genusssucht zwischen zwei Bischöfe zu placiren, ist eine schreiende Ungerechtigkeit. Diese Auffassung war trotz alledem zur Zeit des Triumphes der Kierkegaard'schen Ideen (etwa 1856—1866) in vielen sonst intelligenten Kreisen Dänemarks die vorherrschende.

Eine Gruppe von Männern gab es jedoch, in der das Genie und die Verdienste Goethe's nie über Rücksichten auf das, was als absolute Moral oder absolute Glaubensverpflichtung galt, vergessen wurden, die Gruppe weniger freidenkender Philosophen und Naturforscher.

Der (1875 als Professor gestorbene) Philosoph und Geschichtschreiber der Philosophie, Hans Bröchner, der erste entschiedene Freidenker in Dänemark, welcher auf die Jugend einen Einfluss ausübte, wie Goethe ein treuer Bewunderer Spinoza's, ein pantheistisch religiöser Idealist, dessen Bildung völlig griechisch und deutsch war, lebte in Goethe. Er war selbst eine Faustische Natur, und Goethe's Faust war selten von seinem Tisch fort und seltener aus seinen Gedanken.

Auch unter den Naturforschern hatte Goethe eine kleine, treue Gemeinde. Es konnte kaum anders sein.

Mir wenigstens ist es immer so vorgekommen, als strahle das Genie des grossen Meisters auf keinem Gebiet überraschender und voller, als sei nirgends die geheimnissvolle Verwandtschaft seines Hervorbringens mit der schöpferischen Kraft des Weltalls einleuchtender und mehr ergreifend zu empfinden als in seinen Forschungen zur philosophischen Botanik und Anatomie. Wer fühlt nicht hier, dass Goethe wie sein Faust »die Mütter« geschaut hatte, wer sieht nicht, dass sein Lynceusblick in das grosse Laboratorium der Natur hineindrang!

Ich habe, um diesem Entwurf eine gewisse Vollständigkeit zu geben, einen der ersten dänischen Naturforscher, den Entomologen Schiödte gebeten, mir mit ein Paar Worten anzudeuten, welche Eindrücke er während seiner wissenschaftlichen Laufbahn auf Goethe zurückzuführen vermag. Professor Schiödte schreibt mir u. A.:

»Ich bin durch Goethe in der Arbeitsmethode, in welche ich durch mein Naturell eingeführt wurde, befestigt und darin bestärkt worden, sie unter Ungunst und Widerspruch festzuhalten und zu entwickeln. Sie besteht darin, sich aus der endlosen Mannigfaltigkeit dadurch hinauszuretten, dass man seine Gegenstände symbolisch behandelt, d. h. sie so vollständig und allseitig wie möglich durchdringt und solcherweise die Bearbeitung als ein instar omnium hinstellt, laut der Erkenntniss, dass jeder abgeschlossene Organismus oder jede zusammenhängende Gruppe von Organismen die ganze organische Natur vertritt. Mannigfach bin ich in dieser Bestrebung von Goethe beeinflusst worden, auch mit Rücksicht auf meine Darstellungsweise in morphologischen und systematischen Conspectus, in Abbildungskunst u. dgl. Ueber naturhistorisches Zeichnen hat er Vieles, das mir fruchtbringend war. Mir besonders theure Stellen von Goethe sind: Was ist das Allgemeine? Der einzelne Fall. Was ist das Besondere?

Millionen Fälle. — Willst Du Dich am Ganzen erquicken, so musst Du das Ganze im Kleinsten blicken.«

Es scheint mir, dass diese so verschiedenartigen und so ungleich motivirten Zeugnisse der Bewunderung, der Abneigung oder der Dankbarkeit der verschiedensten Männer eines kleinen Volkes besser als die wärmsten Lobreden eine Vorstellung von den nach allen Richtungen hin verbreiteten Anregungen geben, die der Geist Goethe's sonnenartig ausstrahlt.

VIII.

Was die jüngste, jetzt in dem Mannesalter stehende Generation in Dänemark Goethe verdankt, lässt sich kaum bestimmen oder ermessen. Seine Dichtung, seine Weltansicht, seine Ideen sind Vielen so in's Blut übergegangen, sein Einfluss hat durch so viele Kanäle gewirkt, dass nur Wenige mit einiger Genauigkeit ihre Schuld an ihn anzugeben vermögen. Man las in den Jahren, da das jetzt in den Dreissigern stehende Geschlecht aufwuchs, in Dänemark wenig Deutsch. Die Nationalfeindschaft gegen Deutschland, die wir fast Alle als Jünglinge leidenschaftlich theilten und die nach dem Verlust des ganzen Schleswig heftig aufloderte, machte uns die deutsche Literatur im Ganzen wenig sympathisch. Ueberhaupt ist die deutsche Geistesart den Dänen fremder als man nach der Verwandtschaft der Völker und nach der langen Abhängigkeit von Deutschland glauben sollte, besonders viel fremder als die Deutschen ahnen.

Goethe war aber (mit Heine) einer der wenigen Sterne Deutschlands, die auch zur Zeit, da die nationale Entfremdung von Deutschland am grössten war, ihr Licht über die Grenze sandten. Nicht dass seine Werke in guten, künstlerisch ausgeführten Uebersetzungen vorlagen; die Uebersetzungen, die es von ihnen gibt, sind fast ohne Ausnahme schlecht, veraltet oder verschollen und sind nie populär gewesen. Wer ihn gelesen hat, las ihn im Original.

Noch weniger lernten wir im nationalen Schauspielhaus Goethe kennen. Er ist auf der königlichen Bühne in Kopenhagen so zu sagen nie aufgeführt worden. Man hat in Dänemark Claudine von Villabella drei Mal, Clavigo fünf Mal, Egmont vier Mal, Die Geschwister drei Mal gegeben. Und das ist Alles, was von Goethe gespielt worden ist. Die nicht-dänischen zeitgenössischen Dichter, die auf die Jugend am tiefsten gewirkt haben, die beiden Norweger Björnstjerne Björnson und Henrik Ibsen, haben von Goethe wenig gelernt und mit ihm nichts gemein. Die dänischen Dichter der Generation von 1870 H. Drachmann, S. Schandorph, J. P. Jacobsen, E. Skram u. s. w. scheinen von Goethe durchaus nicht unmittelbar beeinflusst.

Sie sind es mittelbar, theils durch die literarische Erbschaft, die sie von ihren Vätern übernommen haben, und theils — was in Deutschland vielleicht sonderbar klingt — durch die in Dänemark so mächtige Einwirkung französischer Ideen und Formen. Die grosse französische Kritik hat mitgewirkt, uns zu Goethe zurückzuführen. Das Wort, das so oft hingeworfen wird, das, was Europa recht verstehen soll, ihr von Frankreich erklärt werden muss, hat sich für die jüngere Generation in Dänemark in diesem Fall bestätigt. Deutschland war uns fast fremd geworden, wir sahen es nur durch das Medium nationaler Antipathie und früh eingesogener Vorurtheile. Die französische Literatur, wie sie sich vor dem Jahre 1870 entwickelt hatte, lehrte uns aufs neue Deutschland verstehen und würdigen, und Goethe ward uns das ideale Deutschland.

Was unsere Väter am stärksten zu Goethe hinzog, sein erhabenes Gleichgewicht, seine Ruhe, die vollendete Harmonie seines Wesens ist uns Jüngeren nicht das Theuerste an ihm; die Ruhe seines Alters ist uns fast verleidet worden, weil wir sahen, wie das nationale Phlegma unserer

Väter sich in ihr spiegelte und aus ihr die Gewissheit seiner Würde und Berechtigung sog. Uns ist Goethe besonders so theuer, weil wir die Natur vergöttern, und Goethe der grosse, wahre, den Kampf entscheidende Protest gegen den Supranaturalismus ist, er, der, wie man von einem Staat im Staate spricht, eine Natur in der Natur genannt werden kann. Uns ist Goethe ferner so theuer, weil wir die Kunst anbeten, und Goethe uns mehr als alle Andern der Künstler ist. Er, der als Morphologe und Anatom fast ausschliesslich die Form zu definiren suchte, und der die Form als Bildung bestimmte, ein Wort, das den Akt des sich Bildens und das Gebildete zugleich umfasst, er vertritt uns die höchste Form und die höchste Bildung.

Unsere nationalen Koryphäen, wie Kierkegaard und Paludan-Müller, predigten uns das Versagen; von Goethe kam uns der Zuruf: Verstehe!

Wir sahen andere grosse Geister Europa's in Selbstbespiegelung, Selbstvergötterung, Selbstvernichtung, Selbstbetäubung oder Selbstentäusserung endigen, Goethe wurde uns das grosse Paradigma der Selbstentwicklung. Wir lernten von ihm, dass wer vor Allem daran arbeitet, sich selbst zu entwickeln, am meisten Aussicht hat, in die allgemeine Entwickelung einzugreifen. Die Universalität seines Geistes ist und bleibt ein Ideal; man freut sich ihrer, ohne sie zu begehren; aber von ihr haben wir gelernt, im Einzelnen nie das Ganze aus den Augen zu verlieren.

2. Goethe's Stellung zum Christenthum.

von

Julian Schmidt.

So viel ich übersehe, war Goethe's Schrift über Winckelmann 1805 die erste Veranlassung, dass sein Christenthum in Frage gestellt wurde. Er hatte nachgewiesen, dass Winckelmanns gesammte Kunstanschauung auf einer heidnischen Gesinnung beruhe, und es schien, als ob er diese Gesinnung billige. Wir haben hinreichende Zeugnisse, wie aufgebracht gerade seine alten Verehrer, die Romantiker, über dies Manifest waren.

Die Jahre 1805 und 1806 waren ein bedeutender Moment für die Geschichte unserer Literatur, ein Wendepunkt in unserem geistigen Leben. Die Schrift über Winckelmann war der Abschluss einer Entwicklung, die mit Goethe's italienischer Reise beginnt: die Periode der rein ästhetischen Weltanschauung, deren erster Apostel eben Winckelmann gewesen war. Im Sinn dieser Weltanschauung schrieb Schiller, noch bevor er Goethe näher getreten war, die »Götter Griechenlands« und die »Künstler«; in diesem

Sinn behandelte Herder im vierten Band der »Ideen« das historische Christenthum sehr übel, und fand Goethe's vollen Beifall. Dieser Richtung gehörten ursprünglich die geistreichen jungen Schriftsteller an, die sich später als romantische Schule sonderten; sie sprach sich am leidenschaftlichsten in Hölderlin's »Hyperion« aus. Es galt wie ein Glaubensbekenntniss, dass die Deutschen aus ihrer Zerfahrenheit sich erst würden lösen können, wenn sie völlig Griechen geworden wären.

Diese Periode der Renaissance endigte wie die alte italienische mit dem Einbruch der Barbaren. Die absolute Kunst hatte zu ihrem Heiligthum der rohen Wirklichkeit den Zutritt versagt, aber diese wartete nicht bis sie gerufen wurde, sie brach wie ein ungeheurer Sturm verheerend über Deutschland ein. Was Vorschauende lange geahnt, wurde in der Schlacht von Jena zur Wahrheit.

Eine grosse Erschütterung in den Ueberzeugungen war die Folge. Die Götter Griechenlands, die Winckelmann, Goethe und Schiller verkündigt, erwiesen sich als ohnmächtige Schutzheilige; man wandte die Augen zu dem alten historischen Gott zurück; die Noth lehrte beten. Dass Goethe bei dieser allgemeinen Umwandlung seinen Gleichmuth zu bewahren schien, wurde ihm zum Vorwurf gemacht; seine Religion wurde nicht weniger in Zweifel gezogen als sein Patriotismus. Seit der Zeit beginnen die Anklagen gegen Goethe, in welchen sich die liberalen Patrioten mit den bekehrten Romantikern begegneten. Er wurde fortan der grosse Heide genannt. Am lautesten wurden diese Anklagen kurz vor seinem Tode, seit Begründung der evangelischen Kirchen-Zeitung.

Seitdem ist das Verständniss Goethe's beim deutschen Publicum immer mehr gewachsen, und die Ankläger wurden genöthigt, sich wenigstens ehrerbietig auszudrücken. Es fanden sich wohlwollende Ausleger, die den hoch-

verehrten Dichter zu einem vollendeten Christen stempeln wollten.

Das scheint jetzt wieder anders werden zu wollen, seit D. F. Strauss in seiner Schrift »der alte und neue Glaube« denen, die sich Christen nennen wollten, das christliche Credo zur Unterschrift vorlegte und sie vom Christenthum ausschloss, wenn sie sich dessen weigerten. Mit der entgegengesetzten Tendenz, aber nicht sehr abweichend in der Form, treten nun die Orthodoxen auf, die in der Kirche wieder eine maassgebende Stelle beanspruchen und zum Theil errungen haben.

Ist Goethe ein Christ gewesen? — Diese Frage muss erst richtig gefasst werden.

Wenn man in der Strauss'schen Manier Goethe die drei Artikel zur Unterschrift vorgelegt haben würde, so hätte er, wenn er sich überhaupt zu einer Antwort herabliess, dasselbe erwidert, was er Lavater erwiderte, als dieser ihm durch seine Zudringlichkeit lästig wurde: »ich bin in diesem Sinn ein decidirter Nichtchrist«.

Aber dieselbe Antwort würden Lessing und Schiller, Kant und Fichte, Schelling und Hegel, kurz alle die Schriftsteller, die den Stolz des 18. Jahrhunderts ausmachen, gegeben haben; ja nicht minder die damals so übel beleumdeten Glaubensphilosophen Jacobi, Claudius, Hamann, Lavater u. s. w. Sie wären sämmtlich von dem Strauss'schen Glaubensgericht als arge Ketzer befunden worden.

Aber noch mehr. Gerade die Männer, die sich in dieser und der unmittelbar vorhergehenden Periode durch tiefe und echte Frömmigkeit auszeichneten, die Spener und Francke, die Zinzendorf und Moser, die Haller und Lavater, legten auf diesen historischen Buchstabenglauben nicht den geringsten Werth. Nicht das heisst glauben, dass ich das Bekenntniss meinem Gedächtniss einpräge und niemals einen Zweifel ausspreche, sondern das heisst glauben,

dass ich die Verderbniss der Welt und die Erlösung in meinem Innern wirklich erfahre, durch die Gluth meiner Andacht, durch die Inbrunst meines Willens Gott gleichsam nöthige, mir Rede zu stehen. Mehrere dieser Männer waren in der That so starken Willens, dass sie mit der überirdischen Welt völlig ins Reine kamen; bei den Meisten aber erneuerte sich wiederholt das Ringen und Kämpfen, und der Refrain ihres Gebets blieb: »ich glaube! Herr, hilf meinem Unglauben!«

Von dieser Seite über sein Christenthum befragt, hätte Goethe keineswegs eine blos ablehnende Antwort gegeben, auch er bemühte sich zu erfahren, ja er hatte manches wirklich erfahren.

Die Frage: wer ist heute ein Christ? — der eine erschöpfende Fassung zu geben die Orthodoxen wie die Pietisten, zu sehr befangen in den Voraussetzungen ihrer eignen Zeit, nicht im Stande waren — wurde richtig formulirt durch Schleiermacher in den »Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern«. Ueber die Frage: was ist die Religion, was ist das Christenthum überhaupt? gibt das Buch nur eine unzulängliche Auskunft, da für die Religion in höherm Sinn nicht der Andächtige, sondern der Prophet, der religiöse Genius typisch ist; wohl aber gibt es Auskunft über die Frage: was ist die Religion, was das Christenthum im geistigen Leben eines Gebildeten im Wendepunkt des achtzehnten Jahrhunderts?

Ein Gebildeter ist, wer das Bedürfniss und das Geschick hat, sich über den Zusammenhang seines Denkens, Wollens und Empfindens Klarheit zu verschaffen. Je reicher der geistige Stoff ist, den er zu bewältigen hat, je energischer er ihn bewältigt, desto gebildeter ist der Mensch. In diesem Sinn war Goethe der gebildetste Mann des 18., wie Leibnitz der gebildetste Mann des 17. Jahrhunderts.

Unmöglich kann das Christenthum im 19. Jahrhundert die Seele eines Gebildeten so ausfüllen wie im 6. oder 11. Jahrhundert. Damals war es das Christenthum fast ausschliesslich, was die allgemein menschliche Bildung vermittelte; die Bildung konnte also einen einheitlichen Charakter haben. Wir dagegen müssen mit Bildungsmotiven rechnen, die jenen Jahrhunderten unbekannt waren. Uns ist die echte Antike, ihre Kunst und Philosophie nicht verborgen, wir kennen das Gesetz der Natur in einem Umfang wie keine andere Zeit, wir übersehen alle historischen Mächte, die zu irgend einer Zeit die Welt beherrscht haben, unter denen das Christenthum eine hervorragende aber nicht ausschliessliche Stellung einnimmt. Mit allen diesen Bildungsmotiven muss der Gebildete des 19. Jahrhunderts sich abfinden, wenn er sich über seinen Glauben Rechenschaft geben will.

In jenen dunkeln Zeiten war die Lehre in der Hand der Kirche; der Laie fügte sich, oder war ein Ketzer. Der protestantische Laie dagegen hat nicht nur das Recht sondern die Pflicht überkommen, über die Lehre zu forschen, sie in sich zu verarbeiten: auch als Glied der Gemeinde, in der er sich sittlich bewegt, kommt ihm ein produktives Wirken zu.

Nur mit diesen Voraussetzungen wird man der Frage: war Goethe ein Christ? näher treten.

In Goethe's geistiger Entwickelung nimmt das Christenthum einen sehr wichtigen Platz ein, ja ich wage zu behaupten: einen wichtigeren als in dem Leben irgend eines andern der leitenden Männer des 18. Jahrhunderts.

Freilich änderte sich zuweilen seine Stimmung, wie bald die eine bald die andere Seite des Christenthums ihm entgegentrat. In den zwanzig Jahren, die ich vorher erwähnte, 1785—1805, überwog die Abneigung: hatte er das Christenthum zuletzt doch in dem Zerrbild des römi-

schen Pfaffenthums gesehen! Aber vorher und nachher ist sein Urtheil ganz anders.

Ueber seine Jugendzeit berichtet das siebente Buch von »Wahrheit und Dichtung«. »Sie fiel in eine Periode der Toleranz, in der man sämmtlichen positiven Religionen gleiche Rechte gab, wodurch denn eine mit der andern gleichgültig und unsicher wurde. Uebrigens liess man denn doch alles bestehn, und weil die Bibel so voller Gehalt ist, dass sie mehr als jedes andere Buch Stoff zum Nachdenken und Gelegenheit zu Betrachtungen über die menschlichen Dinge darbietet, so konnte sie nach wie vor bei allen religiösen Verhandlungen zu Grunde gelegt werden. . . . Ich für meine Person hatte sie lieb und werth; denn *fast ihr allein war ich meine sittliche Bildung schuldig*, und die Begebenheiten, die Lehre, die Symbole, die Gleichnisse, alles hatte sich tief bei mir eingedrückt und war auf die eine oder andere Weise wirksam gewesen«. Er setzt noch hinzu, dass er sich zwar in Leipzig zu den liberalen Grundsätzen der Exegese hielt, wie sie Ernesti vortrug, zugleich aber ahnte, »dass durch diese verständige Auslegungsweise zuletzt der poetische Gehalt jener Schriften mit den prophetischen verloren gehen müsse«.

Diese Erzählung ist von 1812; im »Westöstlichen Divan« 1814 erklärt der Dichter, er habe »unsrer heil'gen Bücher herrlich Bild an sich genommen, wie auf jenes Tuch der Tücher sich des Herren Bildniss drückte, mich in stiller Brust erquickte, trotz Verneinung, Hinderns, Raubens mit dem heiteren Bild des Glaubens«.

Als Herder, März 1783, ihm eine Predigt zuschickte, zur Taufe des Erbprinzen, bemerkte ihm Goethe: »Mich hat gewundert, dass du darin keinen Gebrauch gemacht hast von Motiven, die uns die christliche Religion bietet, wenn ichs auch nur nehme als Melodie eines bekannten Chorals, der unter anderer Musik den besten Effect thut,

und durch allgemeine Reminiscenzen die ganze Gemeine auf Einen Punkt führt.«

Mir scheint die Aeusserung sehr merkwürdig und wichtig. Hoffentlich wird man sie nicht etwa so auslegen, dass der Kammerpräsident dem Superintendenten den Wink giebt, er wäre es seinem Amt schuldig, die Bilder und Gleichnisse anzuwenden, an die das Publikum einmal gewöhnt sei. Sondern es spricht der Freund zu seinem besten Freunde, mit dem er sich in allen tiefern Fragen einig weiss; er erinnert ihn an die gemeinsame Ueberzeugung, dass die biblischen Symbole nicht blos die geläufigsten, sondern auch die passendsten wären für eine heilige Handlung — selbst wenn sie nichts weiter wären als Symbole.

»Es ist nicht immer nöthig«, sagt Goethe im ersten Buch seiner Sprüche in Prosa, »dass das Wahre sich verkörpere; schon genug, wenn es geistig umherschwebt und Uebereinstimmung bewirkt; wenn es wie Glockenton ernst freundlich durch die Luft wogt«.

Der Gebildete lauscht dem Glockenton nicht blos, weil er ihn zur Gemeinde ruft, zu der er gehört; sondern weil er eine sympathische Saite seines eignen Innern berührt. Die sittliche Beziehung zum Kirchenthum wird zugleich getragen durch eine Beziehung des Herzens.

Wenn die Dichter unserer classischen Zeit als Laien es abgelehnt hätten, sich katechisiren zu lassen, so hatten sie doch einen hohen Begriff von dem heiligen Beruf der Männer, die, tiefer in die Geheimnisse des Glaubens eingeführt als sie, die Leitung der Gemeinde übernahmen.

»Ein protestantischer Landgeistlicher ist vielleicht der schönste Gegenstand einer modernen Idylle; er erscheint wie Melchisedek als König und Priester in Einer Person. An den unschuldigsten Zustand, der sich auf Erden denken lässt, an den des Ackermanns, ist er meistens durch gleiche Beschäftigung wie durch gleiche Familienverhältnisse ge-

knüpft; er ist Vater, Hausherr, Landmann, und so vollkommen ein Glied der Gemeinde. Auf diesem reinen schönen, irdischen Grund ruht sein höherer Beruf; ihm ist übergeben, die Menschen ins Leben zu führen, für ihre geistige Erziehung zu sorgen, sie bei allen Hauptepochen ihres Daseins zu segnen, sie zu belehren, zu kräftigen, zu trösten, und wenn der Trost für die Gegenwart nicht ausreicht, die Hoffnung einer glücklicheren Zukunft hervorzurufen und zu verbürgen. Ein solcher Mann, mit rein menschlichen Gesinnungen, stark genug, um unter keinen Umständen davon zu weichen, und schon dadurch über die Menge erhaben . . .«

Goethe sagt das in »Wahrheit und Dichtung« in Bezug auf den Vicar von Wakefield; er selbst hat in »Hermann und Dorothea« einen Geistlichen der Art mit Glück dargestellt, wie Voss, der auf der äussersten Linken des Rationalismus stand, mit weniger Glück in der »Luise«.

Eine solche Hochachtung vor dem geistlichen Amt ist aber bei einem Gebildeten undenkbar ohne sittliche Beziehung zu der Religion, die durch dieses Amt verkündet wird.

Augenscheinlich dachte Goethe bei dem Ideal eines Geistlichen nicht an einen jener orthodoxen Klopffechter, wie sie Gellert in »die Bauern und der Amtmann« schildert, die ihre Gemeinde mit Schmähungen gegen die Ketzer unterhielten. Aber ebensowenig an einen rationalistischen Klopffechter, einen Sebaldus Nothanker, an den der »ehrwürdige Pfarrer von Grünau« einigermassen anstreift. Seine Abneigung gegen die altklugen, nüchternen und streitfertigen Rationalisten hat Goethe schon im »Werther« lebhaft ausgesprochen. Ihm war durch Herders Schriften aus den Jahren 1773—1775 der mythische und mystische Sinn des Christenthums aufgegangen, die pietistische Gesinnung durch Fräulein von Klettenberg, seine mütterliche Freundin. Sie

gehörte zur Herrnhuter Schule, war aber milde gegen jede gebildete Eigenart, sie bedauerte zwar den jungen Freund, dass er keinen versöhnten Gott habe, liess ihn aber lächelnd gewähren, wenn er sich einbildete, »dass nach seinen Erfahrungen Gott gar wohl gegen ihn in Rest stehen könne, ja dass er ihm Einiges zu verzeihen habe«.

Noch wichtiger wurde für Goethe der Verkehr mit Lavater. Beide gingen auf religiöse Erfahrungen aus; in Lavater war anscheinender Reichthum an Erfahrungen, weitreichende Bildung, grosse Toleranz, und dabei, was Goethe stets bestach, ein starkes Leben. Goethe ging ganz frei gegen ihn heraus, meist polemisch, aber in dieser Polemik entwickelte sich seine religiöse Weltanschauung, die in der Grundidee sich gleich blieb, am entschiedensten.

Goethe hält, und darin stimmt er mit Lavater überein, das Christenthum für eine wirkliche Offenbarung Gottes, und zwar für die höchste, aber — und das schied ihn von Lavater — nicht für die einzige. Offenbarung Gottes ist jede neue grosse eigene Erfahrung vom Uebersinnlichen, die sich noch in Jahrhunderten und Jahrtausenden an der Menschheit als heilkräftig erweist.

»Es wird die Zeit kommen, da wir uns verstehen werden. Du redest mit mir als mit einem Ungläubigen, der begreifen will, der bewiesen haben will, der nicht erfahren hat! und von Allem dem ist gerade das Gegentheil in meinem Herzen. Ich bin vielleicht ein Thor, dass ich Euch nicht den Gefallen thue, mich mit Euern Worten auszudrücken . . . Zeugnisse schätze, liebe, bet' ich an, die mir darlegen, wie Tausende oder Einer vor mir eben das gefühlt haben, das mich kräftigt und stärkt. So ist das Wort der Menschen mir Wort Gottes . . . und mit inniger Seele falle ich dem Bruder um den Hals, Moses, Prophet, Evangelist, Apostel, Spinoza oder Machiavell! darf aber auch zu Jedem sagen: lieber Freund, geht Dir

es doch wie mir! Im Einzelnen sentirst Du kräftig und herrlich, das Ganze ging in Deinen Kopf so wenig als in meinen«.

So schreibt er an einen Jünger Lavaters schon 1774. Dann machte der persönliche Eindruck Lavaters ihn noch geneigter, sich mit ihm zu verständigen, auf seine Vorstellungsweise einzugehen. Noch 1780 imponirt ihm Lavaters Frömmigkeit aufs äusserste. Jetzt aber erfolgen Kundgebungen des letzteren, die zu Gunsten des wunderthätigen Glaubens alles Grosse und Schöne der weltlichen Bildung mit Füssen treten. Noch einmal stellt Goethe 1782 zusammen, was sie verbindet und was sie trennt.

»Du findest nichts schöner als das Evangelium: ich finde tausend geschriebene Bücher alter und neuer von Gott begnadigter Menschen ebenso schön und der Menschheit nützlich und unentbehrlich. Es erhebt die Seele, wenn man Dich das herrliche crystallhelle Gefäss mit der höchsten Inbrunst fassen, mit Deinem eigenen hochrothen Tranke schäumend füllen und den über den Rand hinaufsteigenden Gischt mit Wollust wieder schlürfen sieht! Ich gönne Dir gern dieses Glück, denn Du müsstest ohne dasselbe elend werden. Bei dem Wunsch und der Begierde, in Einem Individuo alles zu geniessen, und bei der Unmöglichkeit, dass Dir ein Individuum genug thun kann, ist es herrlich, dass aus alten Zeiten uns ein Bild übrig blieb, in das Du Dein alles übertragen und in ihm Dich bespiegeln, Dich selbst anbeten kannst. Nur das kann ich nicht anders als ungerecht und einen Raub nennen, der sich für Deine gute Sache nicht ziemt, dass Du alle köstlichen Federn der tausendfachen Geflügel unter dem Himmel ihnen, als wären sie usurpirt, ausraufst, um Deinen Paradiesvogel ausschliesslich damit zu schmücken; dies ist, was uns nothwendig verdriessen und unleidlich scheinen muss, die wir uns einer jeden durch Menschen und den Menschen offen-

barten Weisheit zu Schülern hingeben, und als Söhne Gottes ihn in uns selbst und allen seinen Kindern anbeten. Ich weiss wol, dass Du Dich darin nicht ändern kannst und dass Du vor Dir selbst Recht behältst; doch finde ich auch nöthig, da Du Deinen Glauben wiederholt predigst, Dir auch den unsern als einen ehrnen Fels der Menschheit wiederholt zu zeigen, den Du und eine ganze Christenheit mit den Wogen Eueres Meers vielleicht einmal übersprudeln, aber weder überströmen noch in seinen Tiefen erschüttern können«.

Auch hier wehrt sich Goethe nicht gegen das Christenthum an sich, sondern gegen die einseitige Herrschaft des Christenthums oder des christlichen Bildungsmotivs über alle übrigen Bildungsmotive, die gleichfalls ihr Recht behaupten sollen. Je mehr sich das Band mit Lavater lockerte, desto näher trat ihm Herder, der gerade in seinen damaligen Schriften für die tiefen Gedanken des Christenthums die köstlichsten Ausdrücke gefunden hatte. In Herders Sinn begann Goethe bereits 1784 das grosse Gedicht »die Geheimnisse«, in welchem die Coordination der verschiedenen Religionsformen aber unter dem Vorsitz der christlichen Religion gefeiert werden sollte.

Der suchende Pilger hört die Glocken läuten:

Das Zeichen sieht er prächtig aufgerichtet,
Das Aller Welt zu Trost und Hoffnung steht.
Zu dem viel tausend Geister sich verpflichtet,
Zu dem viel tausend Herzen warm gefleht,
Das die Gewalt des bittern Tod's vernichtet,
Das in so mancher Siegesfahne weht.
Ein Labequell durchdringt die matten Glieder:
Er sieht das Kreuz und schlägt die Augen nieder.

Er fühlet neu was dort für Heil entsprungen,
Den Glauben fühlt er einer halben Welt . . .

Und aus der Mitte quillt ein heilig Leben
Dreifacher Strahlen, die aus Einem dringen,
Von keinen Worten ist das Bild umgeben,
Die dem Geheimniss Sinn und Klarheit bringen.
Im Dämmerschein, der immer tiefer grauet
Steht er und sinnt und fühlet sich erbauet . . .«

Diese Strophen sind 1785 geschrieben, kurz vor der Reise nach Italien, kurz also vor der Zeit, wo Goethe eine dem Christenthum fast feindselige Stellung einzunehmen begann. Er hat das Gedicht nicht fortgesetzt, aber die Bilder blieben in seiner Seele, und fast ein Menschenalter später, im zweiten Buch der Wanderjahre, nahm er sie wieder auf.

Die Religion hat den Zweck, im Menschen Ehrfurcht zu erwecken, und zwar eine dreifache Ehrfurcht: Ehrfurcht vor dem was über uns ist, Ehrfurcht vor dem was unter uns ist, und Ehrfurcht vor dem was uns umgiebt. Diese dreifache Ehrfurcht erreicht ihre höchste Kraft und Wirkung, wenn sie zusammenfliesst und ein Ganzes bildet. Das ist symbolisch bereits geschehen in den drei Artikeln unseres Glaubens.

Das eigentliche Geheimniss freilich der christlichen Religion ist begründet auf die Ehrfurcht vor dem was unter uns ist. »Es ist ein letztes, wozu die Menschheit gelangen konnte und musste. Was gehörte dazu, die Erde nicht allein unter sich liegen zu lassen und sich auf einen höheren Geburtsort zu berufen, sondern auch Niedrigkeit und Armuth, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen, ja Sünde selbst und Verbrechen nicht als Hindernisse, sondern als Fördernisse des Heiligen zu verehren und lieb zu gewinnen! Hievon finden sich freilich Spuren zu allen Zeiten; aber Spur ist nicht Ziel, und da dies einmal erreicht ist, so kann

die Menschheit nicht wieder zurück und man darf sagen, *dass die christliche Religion, da sie einmal erschienen ist, nicht wieder verschwinden kann;* da sie sich einmal göttlich verkörpert hat, nicht wieder aufgelöst werden mag«.

Wohlgemerkt die christliche Religion als einzelnes wenn auch das grösste Bildungsmotiv: denn die wahre Religion wird erst hervorgebracht, wenn mit dem Cultus der Gräber der Cultus der Sterne und der Cultus des Menschenlebens sich gattet.

Ausdrücklich rechtfertigt Goethe bei dieser Gelegenheit die Mysterien: »Gewissen Geheimnissen, und wenn sie offenbar wären, muss man durch Verhüllen und Schweigen Achtung erweisen«.

Vor diesen starken und wohlüberlegten Ausdrücken seiner Verehrung des Christenthums muss verstummen, wer einzelne momentane Ausbrüche seines Unmuths zu bleibenden Glaubensbekenntnissen stempeln möchte.

Freilich würde Grethchen, indem sie Faust katechisirt, noch nicht ganz befriedigt sein. Faust ehrt zwar die Sacramente, aber ohne Verlangen; ihn bewegt Orgelton und Glockenklang im Innersten, aber gleichsam nur aus Reminiscenz der Kindheit. Gott lebt in seiner Seele, aber nur als Gefühl, er findet keinen Namen für ihn, da doch die Kirche einen Namen hat; die Botschaft hört er wohl, allein ihm fehlt der Glaube.

Der Glaube hat nur Werth, in sofern er sich als lebenskräftig und wirksam erweist. War bei Goethe die Ehrfurcht vor dem Christenthum nur eine theoretische? oder hat sie sich wirksam erwiesen? wirksam in seiner eigentlichen Thätigkeit, in der Dichtung?

Hier ist für mich die entscheidende Antwort Iphigenie: sie ist trotz ihrer antiken Gewandung in ihrem innersten Kern ein christliches Gedicht. Denn dieser innerste Kern ist die Entsühnung des verfluchten Hauses der Tantaliden

durch ein reines Menschenbild. Dasselbe ist die Grundlehre des Christenthums. Das ganze Menschengeschlecht ist in Sünden verstrickt wie das Haus des Tantalus, aber es wurde erlöst durch einen göttlichen Menschen, der in den Verstrickungen dieses Erdenlebens rein blieb. Wer ihn, den Reinen, ergreift, wird sündlos.

Dies Motiv hat Goethe vollständig unabhängig von allen Ueberlieferungen des Alterthums für sein Problem gefunden. Bei Euripides ist die Iphigenie ein wirksames Intriguenstück, bei Äschylos, der das Problem viel tiefer fasst, wird ein weitläufiger Rechtsstreit angestrengt, der schliesslich doch zu keinem Austrag führt, sondern mit einem Compromiss zwischen den alten und neuen Göttern erledigt wird. In Sophokles' »Philoktet« zeigt Neoptolemos ebenso wie Iphigenie die Reinheit seiner Seele durch die Unfähigkeit, bei der Lüge stehen zu bleiben, aber durch diese Reinheit wird im Schicksal des Helden nichts entschieden; erst die Intervention eines Gottes aus der Maschine löst das Verworrene. Bei Goethe erfolgt die Wirkung unmittelbar, die verfolgenden Eumeniden lassen von ihrem Opfer ab und fliehen in ihr Dunkel zurück, sobald ihnen »reine Menschlichkeit« entgegentritt, die alle menschlichen Gebrechen sühnt.

Diese Wirkung kann freilich nur symbolisch begriffen werden, aber ist es denn mit der christlichen Vorstellung von der Erlösung anders? wer dem Gebildeten unter den Verächtern Ehrfurcht vor dieser Symbolik einflösst, der macht sich mehr verdient um das kirchliche Leben, als wer das Credo allenfalls rückwärts wie vorwärts ohne Stocken herzusagen weiss.

»Goethe's Heidenthum«, sagt H. Heine sehr treffend, »ist wunderbar modernisirt. Seine starke Heidennatur bekundet sich in dem klaren scharfen Auffassen aller äussern Erscheinungen, aller Farben und Gestalten; aber das Christen-

thum hat ihn zugleich mit einer tiefern Verständniss begabt: trotz seines Sträubens hat es ihn eingeweiht in die Geheimnisse der Geisterwelt. Er hat vom Blute Christi genossen, und dadurch verstand er die verborgensten Stimmen der Natur, gleich Siegfried dem Nibelungen, der plötzlich die Sprache der Vögel verstand, als ein Tropfen Blut des erschlagenen Drachen seine Lippen benetzte«.

Den Faust hätte Goethe nicht dichten können, wenn er vom Christenthum nicht auch innerlich etwas erlebt hätte. In diesem Gedicht finden sich, wenn auch verstreut, fast alle Phasen seiner christlichen Stimmungen und Gedanken. Freilich sind es immer nur Bekenntnisse eines Strebenden, nicht eines Befriedigten. Aber »wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen!«

Ein Jahr vor seinem Tode fand Goethe sich gedrungen, einen Brief an Sulpiz Boisserée, dessen Verkehr ihm auch die geistvolle Apologie der katholischen Sacramente eingegeben hatte, mit »etwas Wunderlichem« zu schliessen, von dem er aber später bekennt, dass es ihm sehr ernst gewesen sei.

»Des religiösen Gefühles kann sich kein Mensch erwehren. Dabei ist's ihm aber unmöglich solches in sich allein zu verarbeiten. Von Erschaffung der Welt an habe ich keine Confession gefunden, zu der ich mich ganz bekennen mochte, nun erfahre ich in meinen alten Tagen von einer Secte der Hypsistarier, welche zwischen Heiden, Juden und Christen geklemmt sich erklärte, das Beste, Vollkommenste was zu ihrer Kenntniss käme, zu schätzen, zu bewundern, zu verehren und, insofern es mit der Gottheit im nahen Verhältniss stehn müsse, anzubeten. Da ward mir auf einmal aus einem dunkeln Zeitalter her ein frohes Licht, denn ich fühlte, dass ich zeitlebens getrachtet habe, mich zum Hypsistarier zu qualificiren«.

Dieser Brief wird erläutert und eingeschränkt durch

einen der Sprüche in Prosa. »Frömmigkeit ist kein Zweck, sondern ein Mittel, um durch die reinste Gemüthsruhe zur höchsten Cultur zu gelangen«.

Es ist augenscheinlich, dass dieser Rath sich nicht auf alle Individuen unsers Jahrhunderts bezieht: es gibt grosse Schichten des Volks, für die, abgesehen von den Gesetzen des praktischen Lebens, das Christenthum das einzig sittliche Bildungsmotiv ist, die also darauf verzichten müssen, sich zu Hypsistariern zu qualificiren. Denen es aber Ernst ist mit ihrer einheitlichen Bildung, und denen die Kraft nicht fehlt, dürfen und sollen, das ist Goethe's Meinung, auch das Heilige, das die offenbarte Religion ihnen überliefert, durch die Motive sich verständlicher machen, die Kunst und Alterthum, Wissenschaft und Poesie ihnen an die Hand geben.

3. Zur Vorgeschichte des Goethe'schen Faust.

von

Erich Schmidt.

1. Lessings Faust.

Dass Lessing als Vertreter der freien Aufklärung dem Faustproblem eine neue Lösung gegeben hat, indem sein strebender Forscher nicht den dunklen Gewalten verfällt, sondern von den Himmlischen vor tiefem Sturze behütet wird, hat zuletzt Kuno Fischer (Nord und Süd 1, 262 ff.) beredt hervorgehoben. Diese Rettung »Hölle, wo ist dein Sieg« macht Lessing zum Vorläufer Goethe's, und so fragmentarisch unsere Kenntniss und Erkenntniss der Lessing'schen Faustpläne stets bleiben wird, seine grosse Neuerung ist uns ganz bewusst. Auf diesen befreienden Zug kommt es an, wenn von Lessing und Goethe als Faustdichtern gesprochen werden soll. Dagegen müssen alle noch dazu schlecht beglaubigten Anecdoten ins Nichts verschwinden, namentlich die schöne Legende von der Aeusserung Lessings, seinen Faust hole der Teufel, er aber wolle den Goethe'schen holen, da

Lessings Faust eben nicht vom Teufel geholt wird. Ich setze Fischers Aufsatz, der manche Belehrung und Anregung gewährt, als bekannt voraus und habe nicht nöthig im folgenden jedes Mal meine Stellung zur bisherigen Forschung ausdrücklich zu bezeichnen, wie mir auch eine vollständige Uebersicht über das Material und die nochmalige wörtliche Anführung aller einschlägigen Briefstellen erspart bleibt.

Wir wissen durch Creizenachs treffliche Untersuchungen, dass das Volksschauspiel vom Dr. Faust im achtzehnten Jahrhundert zu Wien um eine bedeutende Wirkung bereichert wurde, den planmässig durchgeführten Gegensatz des Tragischen und des Komischen, welches aufhörte ein blosses Beiwerk zu sein. Aber sehr verblasst war der Charakter des Titanismus und das Ganze wenig mehr als eine bunte Augenweide für den Janhagel, der schliesslich mit einem sattsamen Gruseln heimging. Das Spiel erfreute sich allenthalben grosser Beliebtheit. Doch nur Tieferblickende konnten in dieser heruntergekommenen Herrlichkeit, diesem Unfug der Flugmaschinen, Verwandlungen und Feuerwerke, diesen groben Hanswurstspässen, diesen von Gottsched sammt Miltons Alfanzereien verdammten Teufelscenen, diesen abgerissenen, theils steifleinenen theils von verwildertem Pathos getragenen Tiraden des Helden einen Abglanz genialer Poesie erkennen. Dem säubernden Gottsched seine Feindseligkeit gegen das entartete »Märchen von D. Fausten«, das lang genug den Pöbel belustigt habe (Crit. Dichtkunst 5. Hptst. § 19), nur als arge Beschränktheit vorzurücken, wäre höchst ungerecht. Er möchte die Popularität für Leipzig in Abrede stellen, man schilt das Spiel, die Gottschedianer bringen ärgerlich den famosen Reibehand in Verbindung mit Faust-Aufführungen, 1759 gilt das Stück wenigstens in ihrer Hauptstadt für »verstossen« (Briefe, die Einführung des Englischen Geschmacks in Schauspielen betreffend, S. 117), aber in demselben

Jahre hatte sich die vordem spöttisch geäusserte Befürchtung, man werde zur Abwechslung mit dem possenhaften Singspiel »Der Teufel ist los« den Doctor Faust wieder auffrischen, als gar nicht grundlos erwiesen. Lessing unternahm es.

Ich bezweifle nicht, dass er das Faustspiel in irgend einer der vielen Fassungen schon in Leipzig kannte. Wie Weisse in den ersten Ausgaben seiner Lustspiele, so bringt Lessing im »jungen Gelehrten« ein paar launige Hinweise auf den Faust an. Der Monolog des Bedienten Anton 2, 4 über die Gelehrsamkeit mag im Zusammenhang mit Hanswursts komischem Leseversuch stehen; 1, 1 scherzt Anton über ein hebräisches Buch, das Damis aufgeschlagen hat: »Solche Krakelfüsse, solche fürchterliche Zickzacke, die kann ein Mensch lesen? Wann das nicht wenigstens Fausts Höllenzwang ist — Ach man weiss es ja wohl, wies den Leuten geht, die alles lernen wollen. Endlich verführt sie der böse Geist, dass sie auch hexen lernen« und derselbe äussert 1, 6 gegen Chrysander: um die verdammte Ehre thue ein junger Gelehrter alles, »wann es auch nach dem Tode heissen sollte: unter diejenigen Gelehrten, die zum Teufel gefahren sind, gehört auch der berühmte Damis«.

Aber die Verwandtschaft der zuerst erwähnten Stelle ist viel zu entfernt, um als Beweis für Lessings Kenntniss des Volksdramas zu dienen und die beiden anderen setzen bei unverkennbarer Rücksicht auf die Faustsage deren dramatische Fassung keineswegs voraus. Das Zauberbuch »Fausts Höllenzwang« kannte Jedermann dem Namen nach, wenn es auch dem lüderlichen Studiosus Bahrdt vorbehalten blieb, mit demselben in Leipzig als betrogener Betrüger Versuche anzustellen. All das ist ferner leichter Spass, flüchtiger noch als wenn in Holbergs »Hexerei« 1, 3 die Leute den Schauspieler Leander, der die Beschwörung des Mephistopheles einstudirt, für einen vielvermögenden

Zauberer halten (vgl. auch Creizenach »Versuch einer Geschichte des Volksschauspiels vom Doctor Faust« S. 113).

Allerdings enthält »Der junge Gelehrte« ein sicheres Zeugniss, denn gleich eine längere Rede des Damis 1, 1 ist ein abhängiges Seitenstück zu Fausts stereotypem Eingangsmonolog. Die Figur des Damis hat etwas zwiespältiges. Der junge schaale, unfähige, eingebildete, pedantische Narr wird von dem Dichter, der in ihm ein Stück seiner eigenen Vergangenheit und ihm selbst drohende Gefahren gründlich abthut, mitunter recht ernst genommen und Lessing mischt unter sein thörichtes Geschwätz manche gewichtigere Aeusserung. So ist jene Rede, welche drei Facultäten durchmustert und das weite Reich der Gelehrsamkeit überschaut, nur zum Theil rein parodistisch gemeint (Lachm. 1, 215 f.).

» . . o himmlische Gelehrsamkeit, wie viel ist dir ein Sterblicher schuldig, der dich besitzt! Und wie bejammernswürdig ist es, dass dich die wenigsten in deinem Umfange kennen! Der Theolog glaubt dich bey einer Menge heiliger Sprüche, fürchterlicher Erzählungen und einigen übel angebrachten Figuren zu besitzen. Der Rechtsgelehrte bey einer unseligen Geschicklichkeit unbrauchbare Gesetze abgestorbener Staaten, zum Nachtheile der Billigkeit und Vernunft, zu verdrehen, und die fürchterlichsten Urthel in einer noch fürchterlichern Sprache vorzutragen. Der Arzt endlich glaubt sich wirklich deiner bemächtiget zu haben, wann er durch eine Legion barbarischer Wörter die Gesunden krank und die Kranken noch kränker machen kann. Aber, o betrogene Thoren! Die Wahrheit lässt euch nicht lange in diesem sie schimpfenden Irrthume. Es kommen Gelegenheiten, wo ihr selbst erkennt, wie mangelhaft euer Wissen sey; voll tollen Hochmuths beurtheilet ihr alsdann alle menschliche Erkenntniss nach der eurigen, und ruft wohl gar in einem Tone, welcher alle Sterbliche zu

bejammern scheinet, aus: Unser Wissen ist Stückwerk! Nein glaube mir, mein lieber Anton, der Mensch ist allerdings einer allgemeinen Erkenntniss fähig«.

Ernst und Scherz halten einander die Wage und der Verfasser dieser Rede, eines Ausläufers des von Marlowe vorgezeichneten Monologs, ist durch keine faustische Pein bedrückt. Jene heitere Leipziger Jugendlichkeit, welche anakreontische Kränze flicht, jene Studienjahre, welche dem abgelebten Bildungsideal einer unkritischen und centrumslosen Polyhistorie nicht völlig entronnen sind, drängen Lessing zu keiner Faustdichtung. Auch der Leipziger Goethe steht ihr fern; die Erwähnung Richards III. und des Dr. Faust durch den geängstigten Söller zeugt gewiss nicht für einen keimenden Faustplan. Ferner konnte damals der Gedanke, durch eine Regeneration des Volkstheaters dem deutschen Drama Kraft und Saft zuzuführen, noch nicht vor die Seele Lessings treten, der mit einem Fuss noch im Gottsched'schen Lager stand. Auch die in Versprechungen sich überstürzende Vorrede zu den »Beyträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters« 1750 weiss davon nichts.

Genug, er kannte das Faustspiel von Leipzig her und erhielt in Berlin am 14. Juni 1753, als »auf der Schuchischen Schaubühne . . Faust vom Teufel geholet« wurde, nur einen neuen Anstoss sich Gedanken darüber zu machen, welche ihn allmählich zu dem echtlessingschen Bessermachen anfeuerten. Erst 1755 ging er ans Werk, nach der »Miss Sara Sampson« und nachdem er den ermüdend redseligen englischen, d. h. Lilloschen und Richardsonschen Stil der Sara von sich geworfen. Er hatte ihm nur einen Tribut gebracht. Das hastige energische Volksschauspiel lockte zu keiner breitspurigen Rhetorik und Moralisation. Moses Mendelssohn fragt am 19. November 1755, wie weit Lessing mit seinem »bürgerlichen Trauerspiel« sei? »Ich

möchte es nicht gern bey dem Namen nennen, denn ich zweifle ob Sie ihm den Namen lassen werden. Eine einzige Exclamation — o Faustus! Faustus könnte das ganze Parterre lachen machen«. Zwei Erklärungen sind möglich; zur vollen Gewissheit lässt sich keine erheben. Die einen schliessen, dass Lessing schon damals, also im Jahr der Sara, an einem Faust ohne Teufelei gearbeitet habe, einem bürgerlichen, denn nur in einem solchen könne jener Ruf komisch wirken. Aber die nüchternen Moses lachten wohl auch über das Fauste! Fauste, accusatus es u. s. w. im dritten Act des Volksschauspiels. Verführerisch klänge nur der Rath, Lessing möge seinen Helden umtaufen, was nach unserem Urtheil dem Doctor Faust der langjährigen Tradition gegenüber doch seine Schwierigkeiten hätte. Mendelssohn jedoch, den offenbar das ganze Vorhaben kalt liess, mochte anders denken und, so müssen wir weiter fragen, war er überhaupt näher in Lessings Absichten eingeweiht, hatte er mehr als eine gelegentliche Aeusserung vernommen? Es scheint nicht. Aus dem Briefe folgt endlich weder, dass Lessing schon eine Zeile von dem Stück geschrieben hatte, noch dass er selbst seinen Faust ein »bürgerliches Trauerspiel« nannte, sondern nur dass Mendelssohn diesen zur Zeit bekanntlich noch sehr vagen Ausdruck, der ihm von der Sara her für alles, was nicht haute tragédie, geläufig war, auf den Faustplan übertrug. Wir denken also lieber mit den anderen Interpreten an einen volksmässigen Faust.

Die Idee eines bürgerlichen Faust könnte Lessingen während oder in unmittelbarer Folge des zweiten Leipziger Aufenthalts gekommen sein, ob ich gleich nicht daran glaube. Immerhin soll jede entfernte Möglichkeit verzeichnet werden. Er könnte, wie die Virginia des antik Staatlichen, so den Faust des Mittelalterlichen und Theologischen entkleidet haben. Das Thema von seines jungen Freundes

Brawe »Freigeist« ist der Untergang des guten dummen Jungen Clerdon, dem der teuflische Henley Gottesglauben und Lebensglück raubt, also der Fall eines Menschen durch blendende Verführung. Und schon Lillos durch die Buhldirne Millwood auf Abwege gezerrter George Barnwell vergleicht sich, vielleicht unter Miltons Anregung, mit Lucifer, dem gefallenen schönen Stern, 2, 1: »Gewiss, so war der Zustand des grossen Abtrünnigen, als er zuerst die Reinheit verlor«. Hätte Lessing von da aus ein bürgerliches Intriguenstück Faust entworfen? Doch es fehlt jeglicher Anhalt für eine solche Hypothese.

Nun das oftbesprochene Zeugniss in dem Brief an Gleim vom 8. Juli 1758: »Sie haben es errathen: Herr Ramler und ich machen Projecte über Projecte. Warten Sie nur noch ein Vierteljahrhundert, und Sie sollen erstaunen, was wir Alles werden geschrieben haben. Besonders ich! Ich schreibe Tag und Nacht, und mein kleinster Vorsatz ist jetzo, wenigstens noch dreimal so viel Schauspiele zu machen als Lope de Vega. Ehstens werde ich meinen Doctor Faust hier spielen lassen. Kommen Sie doch geschwind wieder nach Berlin, damit Sie ihn sehen können«. Wer verkennt hier die neckische Hyperbel in dem Wetteifer mit der beispiellosen Productivität des Spaniers und in der Steigerung, welche im Handumdrehen von »nur noch ein Vierteljahrhundert« zu dem beflügelten »ehstens«, »geschwind« übergeht? Ist es ferner nicht ganz Lessings Art bei derlei Ankündigungen den Gedanken für die Ausführung, den Plan für das Werk, das Werdende für das Gewordene zu nehmen und, was eben erst begonnen ist, als im nächsten Augenblick fertig hinzustellen? Wahrlich, wir werden uns vor dem Glauben hüten, dass Lessing im Sommer 1758 durch Tagesarbeit und Lucubration einen »Doctor Faust« fast vollendet habe. Er braucht wieder nicht über die ersten Anfänge hinausgerückt zu sein. Ein

Faust nach der populären Ueberlieferung ist es, der ihn damals beschäftigt, denn Lessing hatte sich der deutschen Literatur des Mittelalters und der letztverflossenen Jahrhunderte eifrigst zugewandt und Ramler zum Mitarbeiter erkoren. Auch im Faust sollte vaterländisches Erbgut neu gestaltet werden; darum wird er in einem Athem mit enen Projecten genannt.

Das Publicum erfährt davon zuerst durch den berühmten siebzehnten Literaturbrief, datirt vom 16. Februar 1759. Die allgemeinen antigottschedschen Ausführungen über das Drama erlauben Schlüsse auf Lessings Ziele und den Character des ihm selbst vorliegenden Fausttorso. Er verurtheilt scharf die Haupt- und Staatsaction — ihr Stil, ihre Technik eigneten seinem Faust nicht. Er verurtheilt scharf das ältere Lustspiel wegen seiner Zauber-, Verkleidungs- und Prügelscenen — die Einflüsse des Théâtre italien, so zudringlich im Wiener Faust, blieben dem seinigen fern. Aber er erhebt die englische Manier begeistert über das furchtsame französische Trauerspiel: »Wir wollen mehr sehen und denken«. Demnach trachtete er, in vorsichtiger Anlehnung an die Kunstübung Shakespeares, nach einer reicheren Handlung auf der Bühne: man sieht. Diese Handlung stand im innigsten Causalnexus mit dem Character des Helden und dieser Character offenbarte sich dem Parterre in tiefsinnigen Monologen und Dialogen: man denkt. Kühnheit und »grosse Verwicklung« wirken. Und wenn nach Lessing der deutsche Geschmack übereinstimmend mit dem verwandten englischen vom Trauerspiel »das Grosse, Schreckliche, Melancholische« verlangt, so lagen gerade im Fauststoff diese Elemente reichlich genug vor. Gross ist Fausts Drang nach Erkenntniss, schrecklich sein Vertrag mit den bösen Mächten, melancholisch seine Reue.

Kraft seines Scharfblickes erkannte Lessing den Zusammenhang des verrotteten deutschen Volksdramas mit

dem englischen Theater der elisabethanischen Epoche, obgleich er nichts von Marlowe und den englischen Komödianten wusste. Es ist dieselbe literarhistorische Combination, welche später sein flüchtiges Urtheil über Christian Weises Masaniello bewährte. Auch diesmal gehen Theorie und Praxis Hand in Hand. Lessing schreitet unverzüglich zur Exemplification. Er will leisten, was Noth thut, wenigstens die Fackel voraustragen. Kaum hat er sein Credo bekannt, das Heil unserer Tragödie beruhe in der künstlerischen Anknüpfung an die beiden verwandten Factoren, Shakespeare und das Volksdrama, so legt er eine Scene seines Faust vor. Vermuthlich gerade die, welche der Ueberlieferung am nächsten in der Anlage stand; wie denn W. Schlegel S. W. 6, 145 irrthümlich behauptet, Lessing habe dieselbe »geradezu aus dem alten Stück entlehnt, welches den schönen Titel führt: Infelix prudentia oder Doctor Faustus«. Lessings einleitende Worte sind bekannt genug: unsere alten Stücke haben sehr viel Englisches, das bekannteste Dr. Faust enthält »eine Menge Scenen, die nur ein Shakespearesches Genie zu erdenken vermögend gewesen«, ein Freund — man denke an Lessings »jungen Tragicus« und seine Emilia Galotti — verwahrt einen alten Entwurf, hier ist zur Probe Fausts Gespräch mit sieben Geistern der Hölle, die er um ihren schnellsten Teufel beschworen hat; »und nun fängt sich die dritte Scene des zweiten Aufzugs an«.

Marlowe hat diese Scene nicht, weil sie der Spies'schen Historie fehlt und zu den genialen Erfurter Zusätzen gehört. Sie ist allen deutschen Spielen eigen; schon der Danziger Rathsherr Schröder gedenkt ihrer. Die Puppenspiele S und W zeigen dann, wie Creizenach nachweist, Lessing'schen Einfluss. Es ist einer der*) populärsten Auftritte,

*) Ich kann nicht unterlassen, hier auf F. Lichtensteins hübsche Entdeckung (Zeitschr. f. österr. Gymnasien 1879 S. 925) aufmerksam

dem in Lessings Bearbeitung als 2, 1 und 2, 2 ein Monolog, vielleicht ein Gespräch mit Wagner oder dem Diener und die Beschwörung vorausgingen. Der erste Act wird mit der Erwerbung des Zauberbuchs, clavicula Salomonis oder dergleichen, geschlossen haben. Ob das Vorspiel und 1, 1 bis 2, 2 bereits ausgearbeitet waren? Zum mindesten ist von einem fertigen Faust keine Rede. Lessings kurzer Epilog nach der langen Unterhaltung legt uns nur die Annahme eines Scenars mit einzelnen ganz oder theilweise dialogisirten Scenen nahe. »Was sagen Sie zu dieser Scene? Sie wünschen ein deutsches Stück, das lauter solche Scenen hätte? Ich auch«.

Wir nicht, antworten wir dies Mal mit den Gottschedianern und versagen dem Fragment, das jeder Wirkung auf Gemüth und Phantasie bar, lediglich den Verstand beschäftigt, unsern Beifall. Als füllselloses Gerippe steht es dem »Philotas«, in der pointirten Redeweise den Fabel-Epigrammen so nahe, dass ich die Abfassung nicht vor 1758 verlegen möchte, in jene Zeit etwa, als Lessing an Gleim die oben erörterten Worte schrieb. Ein Gegner der Vielwisserei à la Jöcher hatte sich Lessing auf die freiere Höhe kritischer Polyhistorie nach Bayles Muster geschwungen, um von diesem Standort aus wohl einen bohrender Grübelei und verwegener Skepsis hingegebenen Faust, aber keinen am Wissen schmerzvoll verzweifelnden und ungestüm nach höllischer Hilfe begehrenden zeichnen zu können. Dieser Scene fehlt Pathos, Wucht, Ungeduld:

zu machen, wonach Heinrich von Kleist, mit der ursprünglich neunten Faustscene vom Puppentheater her vertraut, seinem alten Kottwitz (Prinz Friedrich von Homburg) die dort übliche Gradation der Schnelligkeit zueignet:

»Zum Henker, nein! Was denkt die Excellenz?
Bin ich ein Pfeil, ein Vogel, ein Gedanke,
Dass er mich durch das ganze Schlachtfeld sprengt?«

Faust spricht, seines Witzes froh, als ein kühler, blasirter, geistreicher Mann, wo er ganz Feuer und Flamme sein müsste. Hastig ruft der Held des Volksschauspiels sein apage, ohne Aufenthalt eilt er von dem einen zum andern, da ist für Bonmots und dialectische Fechterstücklein kein Augenblick übrig. Die Teufel, welche Lessing dem Tüftler sowol verzagt, als zu witzigem Widerstreit gerüstet entgegenstellt, zerfallen in zwei Gruppen. Die vier Boten der Körperwelt und der erste von den drei Boten der Geisterwelt gehören der Vorlage an, welche eine solche Scheidung zwar nicht ausdrücklich vollzieht, aber durch den Uebergang vom Sinnlichen zum Unsinnlichen im letzten Glied der Steigerung doch in sich schliesst. Zu dem gedankenschnellen Geist der Vorlage gesellt Lessing sehr unglücklich den der »Rache des Rächers« an Schnelligkeit gleichen und sehr subtil den letzten, welcher so rasch ist wie der Uebergang vom Guten zum Bösen. Diesen Uebergang hat Faust, wie er schaudernd sagt, erfahren. Der erste Act Lessings galt der Verstrickung und Wandlung.

Dass Faust die Teufel »Schnecken des Orcus« — eine verzwickte Bezeichnung — schilt, mag seinen Anlass in der Vorlage haben, wo ein Teufel so schnell ist wie die Schnecke im Sande. Stammt der Name Jutta, den hier ein Teufel führt, von Scherenberg her? Gottsched spottet ja später (Nöth. Vorrath 2, 141) über »einen heutigen brittenzenden Shakespear«, »der nächst der versprochenen Comödie vom Dr. Faust, auch das Trauerspiel unseres Scherenbergs von Papst Jutten erneuert und umschmelzet, um ein recht erstaunlich rührendes Stück trotz dem Kaufmann von London, oder Miss Sara Samson, daraus zu machen«. Bis zu Arnim war aber noch lange hin. Vordem hatte Gottsched in der »Critischen Dichtkunst« a. a. O. den seichten Witz verdammt, der einen Hexenmeister auf die Bühne bringt und ihn »wohl gar ein halbes

Dutzend junge Teufel herzubannen« lässt — jetzt versammelte Lessings Faust deren sieben um sich.

Gegen den siebzehnten Literaturbrief erschienen zu Ende des Jahres 1759 die »Briefe, die Einführung des Englischen Geschmacks in Schauspielen betreffend, wo zugleich auf den Siebzehenten der Briefe, die neue (sic) Litteratur betreffend, geantwortet wird. Frankfurt und Leipzig 1760«, 128 SS.; S. 118ff. findet sich Lessings Faustscene mit neunzehn längeren oder kürzeren höhnischen Fussnoten abgedruckt. Nicht sehr sorgfältig, doch lässt sich wohl nur in der Aenderung »Erster Teufel« und so fort für »Der erste Geist« (doch »unter sieben Geistern« statt »unter sieben Teufeln«) und der Variante »Unzuvergnügender Doctor« für »Unzuvergnügender Sterbliche« Absicht merken. Die unsicheren Angaben über die Verfasserschaft stellt Creizenach S. 77 zusammen. Mit Canzler oder Gellius ist nicht viel gewonnen, mehr durch Danzels Vermuthung, Frau Gottsched sei die Verfasserin. Ohne Zweifel sind die in Nachahmung des »Zuschauers« abgefassten langathmigen Briefe, in denen der Fll der Literaturbriefe wegen seiner Herausforderung »ich bin dieser Niemand« als Herr Niemand figurirt, eine in Leipzig und zwar im engsten Kreise Gottscheds angefertigte Compagnie-Arbeit, bestehend aus sehr ungleichwerthigen Elementen. Wir haben einen Hauptschreiber vor uns, mag er Canzler heissen, einen schaalen Kopf, der gegen Lessings Kritik der Gottschedschen Reform und gegen den gewesenen »Räuber« Shakespeare mit ebenso viel Bornirtheit als Weitschweifigkeit ficht und fortwährend mit plumper Unterstellung den Trumpf ausspielt, Lessing wolle die Haupt- und Staatsaction mit Haut und Haaren erneuern. Gottsched steuerte Materialien bei, z. B. über Neubers, wohl auch ein paar Entrefilets und machte den Revisor. Einzelne gute treffende Bemerkungen mögen von der »geschickten Freundin« her-

stammen. Unmöglich hat in dem parodistischen Repertoire S. 15 ff. dieselbe Person die trockene Analyse von »Mammons Sold« und den lustigen Entwurf der »Zerstörung Jerusalems« geliefert. Unmöglich ist der tölpelhafte Gegner, der bis S. 115 Lufthiebe führt, derselbe, der dann so gewandt gegen Niemand-Lessing in Duellpositur steht. Dagegen wäre dieser derbe und dieser zersetzende Witz der Gottschedin, welche in Fll einen Todfeind des alten Reichs sehen musste, wohl zuzutrauen. Man wende nicht ein, dass die Faustscene leichter zu bestreiten war, als die vorausgehende Theaterkritik. Manches in den Fussnoten hat der blinde Aerger geschrieben, im Ganzen ist der Angriff ausgezeichnet geschickt, wie jeder zugeben wird, der auch nur die von Danzel gegebenen Citate kennt. Alles, was irgend gegen den Dichter vorgebracht werden kann, wird gesagt, keine Blösse übersehen; dem Unerbittlichen ist während seiner ganzen Schriftstellerlaufbahn, weder vorher noch späterhin, so übel mitgespielt worden. Ob vielleicht schon Lessing selbst an Frau Gottsched dachte? Und ob er deshalb in der Hamburgischen Dramaturgie so schonungslos über die Todte, die er einst als »ein kleines artig's freundlich's Weib . . . . das . . . . aus Gefälligkeit sich an des Mann's Gedanken bindet«, im Gegensatz zum »grossen Duns« gelobt und deren Genieübersetzung er lebhaft anerkannt hatte, zu Gericht sitzt?

Fassen wir den weiteren Fortgang kurz zusammen, so hat Lessing in Breslau und Hamburg an einem Faust nach der Tradition und daneben an einem bürgerlichen, von der Ueberlieferung unabhängigen gedichtet. Ob ein Breslauer Faust wirklich schon zwölf Bogen füllte, bleibe dahingestellt. Weniges nur wurde von dem bürgerlichen Faust ausgeführt, da der ältere Plan, unter gründlichen Umwandlungen fragmentarisch gestaltet, immer wieder Oberwasser erhielt und zuletzt den Gedanken an eine

Abstreifung alles Sagenhaften mehr und mehr zurückdrängte.

Die Nachbarschaft zweier Pläne ist bewiesen: erstens durch eine Bemerkung der Collectaneen zum »zweiten Faust«. Ferner durch Lessings in Wien gethane Aeusserungen, welche Gebler im December 1775 an Nicolai berichtet: ein Faust »nach der gemeinen Fabel«, ein anderer »ohne alle Teufelei, wo ein Erzbösewicht gegen einen Unschuldigen die Rolle des schwarzen Verführers vertritt«. Gegen Geblers Zusatz »beide Ausarbeitungen erwarten nur die letzte Hand« sind dieselben Erwägungen wie oben gegen den Brief an Gleim zu kehren. Drittens durch Lessing's Erzählung in Mannheim 1777, die freilich nur durch eine späte und vielleicht nicht ganz ungetrübte Quelle auf uns gekommen ist. Am 14. September 1820 schreibt der Maler Müller, den seine eigene Faustdichtung für die Lessing'sche interessirt hatte, an Therese Huber: Lessing sagte, »dass er zwey Schauspiele vom Faust angelegt, beyde aber wieder liegen gelassen habe, das eine sagte er mit Teufeln, das andere ohne solche, nur solten in dem lezten die Ereignisse so sonderbar aufeinander folgen, dass bey jeder Scene, der Zuschauer würde genöthigt gewessen seyn, auszurufen, das hat der Satan so gefüget«.

Ich sage: neben einander in Hamburg und wohl schon in Breslau. Hier gedachte Lessing, nach Klose's Zeugniss, den Lucifer des Jesuiten Noel für seinen Faust zu nutzen, — also für einen Faust mit Teufeln. Aus Hamburg, wieder wie 1759 aus der Theaterkritik und dem Shakespearestudium heraus, schreibt Lessing am 21. September 1767 an den Bruder Karl Gotthelf, er arbeite »aus allen Kräften am Faust« und wolle ihn im Winter spielen lassen. Da Lessing damals so energisch die »Emilia Galotti« zum puren Spieldrama umschuf, ist dieser Mittheilung aller Glaube zu

schenken. Er bittet zugleich um die clavicula Salomonis, — also für einen Faust mit Teufeln.

Aber die Collectaneen vermerken eine Notiz des Diogenes Laertius über den Cyniker Menedemus, derselbe sei als Furie verkleidet umhergezogen wie ein Gesandter der Hölle, um Acht zu geben auf die Sünder, und ein Wort Tamerlans, er sei die Geissel Gottes, mit dem Zusatz: »dies kann vielleicht dienen den Charakter des Verführers in meinem zweiten Faust wahrscheinlich zu machen«. Wir sind in die Räthsel dieses zweiten Faust wenig eingeweiht und wissen nur dies: den Teufel oder die Furia Mephistopheles vertrat ein Mensch, der sich eines höheren geheimnissvollen Auftrags und entsprechender Kräfte rühmte, eine dämonische Persönlichkeit, ein schwarzer Verführer, der alle Fäden in seinen starken und flinken Fingern hielt und dessen Ueberlegenheit das arglose Opfer bestrickte; die Handlung war verschlungen und unheimliche, blitzschnelle Effecte erweckten den Schein einer diabolischen Führung.

Dieser Verführer war natürlich kein Intrigant vom Schlage der Stukely und Henley. Er war natürlich aus ganz anderem Holze geschnitzt als der Höfling Marinelli, die geschmeidige feige Creatur, der durchaus nicht als ein Ableger vom zweiten Faust zu fassen ist; auch findet sich sein Character schon im alten Virginia-Entwurf skizzirt. Dennoch bietet die »Emilia Galotti« zwei, wohl unbewusste Hindeutungen auf das Faustische Gebiet. Der Prinz schliesst: »Ist es zum Unglücke so mancher nicht genug, dass Fürsten Menschen sind: müssen sich auch noch Teufel in ihren Freund verstellen« — wir denken an den bürgerlichen Faust. Und die leidenschaftliche Fieberphantasie der Orsina, wenn sie alle, die Verlassenen, »alle in Bacchantinnen, in Furien verwandelt, wenn wir ihn unter uns hätten . . . . zerrissen«, erinnert uns an den, von Lessing freilich aufgegebenen, grausigen Schluss des Volksschauspiels.

Dämonische Bosheit wollte Lessing im bürgerlichen Faust darstellen. Schauen wir uns in seiner an Entwürfen so reichen Werkstatt um, so gibt nur noch der »Nero« den Zug zum Dämonischen kund. Nach dem weichlichen verführerischen Prinzen des italienischen Duodezhofes römischer Cäsarenwahnsinn! Nero sollte der »Inbegriff aller menschlichen Verruchtheit« werden, aber Lessing gab den Plan auf, weil ein solches »moralisches Ungeheuer im Drama . . . convulsivische Empörung« erzeuge; so hörte Matthisson von Gleim; der ihm zugleich mittheilte, Lessing habe auf die »Bearbeitung der Volkstradition von Doctor Faust« verzichtet (Matthissons Autobiographie in »Deutsche Lehr- und Wanderjahre« 1,62 f.). Wir sind nicht in der Lage Vater Gleims Weisheit streng zu controliren.

Auffallend ist, dass Lessing in den siebziger Jahren zwar Gebler und Müller kurz über beide Pläne aufklärte, den Hauptmann von Blankenburg jedoch und Engel (1774) nur mit dem Teufelsfaust, mit diesem aber eingehend, vertraut machte. Ihre Berichte von 1784 und 1786 helfen uns weiter, ausserdem liegt, vom siebzehnten Literaturbrief abgesehen, nur eine Expositionsskizze aus dem theatralischen Nachlass vor. Was sonst vom Faust zu Papier gebracht worden, ist der Vernichtung anheim gefallen, ohne dass ich hier die grosse Kistenfrage nochmals weitläufig abhandeln möchte, die sogar vor Jahrzehnten schon Gegenstand einer Novellette — oder nannte sich das Ding »Phantasie« — geworden ist. Kuno Fischer dictirt mit dem ihm eigenen Aplomb: der Faust war nicht in der Kiste. Allerdings könnten K. G. Lessing und Blankenburg sich irren. Lessing, wo er von dem Verlust 1775 spricht, erwähnt sein Drama nicht, aber die Fabeln, die lexikalische Untersuchung, die Wolfenbüttler Handschrift lagen ihm gerade mehr am Herzen. Es ist gar nicht in seiner stolzen Art, seine Habe Stück für Stück zu inventarisiren und über jede

Einbusse zu greinen. Ein geringschätziges »zum Henker mit alle dem Bettel« und damit genug. Uebrigens ob in der Kiste verloren oder von Lessing vernichtet, der Faust, richtiger wohl die Masse der Skizzen und Fragmente, ist nicht mehr.

1768 hatte Ebert Lessingen vergebens zum Hervortreten gedrängt. Man wartete und munkelte später, Lessing werde unmittelbar nach Goethe auf den Plan treten (vgl. auch Byern an Knebel 8. Dec. 1776, Düntzer »Zur deutschen Literatur und Geschichte« 1, 62). Aber Lessing wollte nicht concurriren, sondern nur kritisiren.

Wir treten nunmehr an die erhaltenen Bruchstücke und Analysen heran. Dem Volksdrama folgend leitet Lessing seinen Faust durch ein Vorspiel ein. Zeit: um Mitternacht. Ort: ein alter gothischer Dom. Nach Lessing's Entwurf ein unzerstörter, denn der Küster und sein Junge schreiten zum oder vom Läuten hindurch. Nach Engel ist er zerstört; Kirchen zu verwüsten sei Satans Lust. Lessing hat diesem Effect und der Wahrscheinlichkeit zu Liebe so geändert, denn Teufelsconvente pflegen nicht in wohlerhaltenen heiligen Gotteshäusern stattzufinden. Unsichtbar sitzen die Teufel auf den Altären, auf dem Hauptaltar der Höllenfürst Beelzebub. Passend erinnert Düntzer (Lessing als Dramatiker S. 196) an die Pia hilaria des Angelinus Gazäus: um Mitternacht versammeln sich die Teufel in den Ruinen des Marstempels und erstatten Lucifer Bericht über ihre Thaten; einer hat den Bischof Fundanus berückt. Ich füge hinzu, dass Hilarion in verfallenen Tempeln höllische Geister gewahrte. Boxberger (Hempel 11^2, 594) sollte statt des fern liegenden »Bruder Rausch« lieber die Charonscene, das Furienvorspiel zum deutschen Hamlet und dergleichen, Naogeorgs Pammachius, die Eingangsscenen der Scherenberg'schen Jutta heranziehen. In den letzteren, einer ausgezeichneten Leistung unserer

alten Dramatik, ruft Lucifer seine Teufel bei Namen auf, um schliesslich den liebsten »Schalck Sathanas« und Spiegelglanz gegen die unschuldige Jutta zu entsenden.

In Lessings Entwurf hat der erste Teufel eine Stadt, der zweite eine Flotte zerstört, der dritte, Mephistopheles, einen heiligen Mann zum Trunk und dadurch zu Ehebruch und Mord verführt. Eine alte, namentlich im 16. Jahrhundert gern erzählte Anecdote, welche Lessing vermuthlich aus einer Schwanksammlung wie Paulis »Schimpf und Ernst« schöpfte. Sollte das für die Breslauer Zeit sprechen? Mephistopheles übernimmt nun die schwierige Aufgabe den Faust binnen vier und zwanzig Stunden zu bethören. Er rechnet mit der Erfahrung, dass zu viel Wissbegierde der Ursprung aller Laster sein könne, wie es — er sagt das nicht ausdrücklich — die Trunkenheit für den Einsiedel gewesen ist.

Anders Engel, der uns wiederum in eine spätere Phase blicken lässt. Zwar erinnerte er sich nicht mehr genau an alles, aber was er gab glaubte er zu wissen, und er ist ein zu kleiner Geist um etwas nachzuerfinden, was Lessingisch aussähe. Wir sehen klar, wie subtil der frühere Entwurf erweitert worden ist. Nicht eine Stadt hat der erste Teufel zerstört, sondern die Hütte eines Armen, den gute Geister sammt den Seinen retteten. Da floh der Teufel verzagt. Satan lässt ihn hart an: der fromme Arme wird, völlig verarmt, nur frömmer; bereichern hättest du ihn sollen! Ebenso führt er den Vernichter der Flotte ad absurdum. Der dritte hat die Phantasie eines bis dahin reinen Mädchens — unsinnig überliefert Engel: einer Buhlerin — vergiftet. Nun erst kommt Mephistopheles an die Reihe. Er hat nichts gethan, aber das Grosse gedacht. »Gott seinen Liebling zu rauben . . . . . einen denkenden einsamen Jüngling, ganz der Weisheit ergeben«. Nur weiss er ihn nirgends zu fassen; ähnlich berichtet in Kürze

Blankenburg. Doch, entgegnet Satan, bei seinem leidenschaftlichen Drang nach Weisheit sollst du ihn fassen.

Die vier ersten Auftritte des ersten Actes sind uns in einer Skizze erhalten. Der Eingang gibt das traditionelle Bild: Faust einsam grübelnd. Es ist Nacht. Er brütet über einem philosophischen Werk. Er erinnert sich, dass ein Gelehrter den Teufel über des Aristoteles Entelechie citirt hat. Endlich nach vergeblichen Versuchen glückt ihm jetzt um die zwölfte Stunde die Beschwörung. Auf den Ruf »Bahall« erscheint der zunächst recht schlaftrunkene Geist, der im Leben einst Aristoteles geheissen. Wie der Grammatiker Apion den Homer, so fragt Lessings Nekromant den Stagiriten aus und stellt in der Disputation die »spitzfindigsten Fragen«. An einen Teufel in des Aristoteles Gestalt ist wohl nicht zu denken. Denn erst 1, 3 geschieht die weitere Beschwörung und 1, 4 tritt der Dämon auf, Mephistopheles.

Diese (Breslauer, 1758 schon ähnlich entworfene?) Skizze wurde später (in Hamburg?) entweder ganz bei Seite geschoben oder vollständig umgearbeitet, denn auch diesmal führen uns die Gewährsmänner, Engel und Blankenburg, zu einer höheren Entwicklungsstufe, indem sie übereinstimmend berichten, dass der ganze Handel mit dem Teufel nicht von Faust, sondern von einem ihm täuschend ähnlichen Phantom abgeschlossen und abgespielt wurde. Oder wir müssten annehmen, dass Faust in der That selbst den gefährlichen Steg beträte, aber, etwa 1, 6, von guten Geistern in Schlaf versenkt würde. Ungefähr an der Stelle, wo der Faust der Tradition nach Unterzeichnung des Pactes ohnmächtig zusammenbricht. Nicht unmöglich, aber wahrscheinlich doch nur unter Annahme von Aenderungen, zielend auf Entlastung des zweifachen Beschwörers, der in der Exposition minder selbstthätig erscheinen müsste. — Faust schlummert und alles, was fortan geschieht, erfolgt

für ihn nur in Form eines Traumgesichts. Als die Teufel frohlockend die Beute fortraffen und den Siegesruf gen Himmel ertönen lassen wollen, entschwindet das Phantom, der Himmel hat den Prozess gewonnen, schamvoll und wüthend müssen die unholden Geister den Plan räumen.

Nach Engel erklang schon in der ersten Verschwörungsscene eine Stimme von oben, auch sie noch von Motiven des Volksschauspiels abzuleiten: »Ihr sollt nicht siegen«; wohl nur dem Zuschauer vernehmbar, den Lessing von vorn herein in den Plan des Ganzen einweiht. Nach Blankenburg wurde den triumphirenden Teufeln zuletzt von einem Himmelsboten ihre Niederlage kund gethan: »Triumphirt nicht, ihr habt nicht über Menschen und Wissenschaft gesiegt; die Gottheit hat dem Menschen nicht den edelsten der Triebe gegeben, um ihn ewig unglücklich zu machen; was ihr sahet und jetzt zu besitzen glaubt war nichts als ein Phantom«.

In welchem Masse Lessing die Ausführung des uns zunächst fremdartig anmuthenden Gedankens einer blossen Phantasmagorie bewältigt hatte oder hätte, steht dahin. Ob ihm die poetische Macht eigen war, eine lange Scheinhandlung etwa so im Charakter von dissolving views zu halten, wie Grillparzer es in »Der Traum ein Leben« verstanden hat, mögen wir bezweifeln. Gewiss ist auch die Substituirung eines Phantoms für den rein passiven schlafenden Helden und die Permanenz eines deus ex machina nicht die dramatische Lösung, welche der Fauststoff erheischt, die Läuterung durch ein Gesicht nicht die innerliche, welche Goethe seinem Irrenden Strebenden auf der langen Wanderung zu Theil werden lässt. Wir wollen keinen Theophilus, den die heilige Jungfrau als Nothhelferin rettet, »dieweil ihr eben schliefet«, sondern den echt protestantischen Faust. Zu beantworten bleibt, wie Lessing auf diese Behandlung verfiel. Niemand wird sich

dabei beruhigen, dass er den Schutzgeist, welcher den Faust des Volksschauspiels klagend verlässt, dem seinigen zum treuen Eckart bestellte. Oder gab ihm die Helenasage etwa das euripideische Drama, den Ausweg an? Paris entführt ein Schattenbild, und um ein Schattenbild entbrennt der langjährige Krieg, während Helena unschuldig und unbehelligt in Aegypten weilt. Aber ganz abgesehen davon, dass Lessing in seinen Faust die Helena der Faustsage allem Anschein nach nicht aufnahm, eine andere Quelle liegt näher: Calderon. An allerlei Phantomen ist im spanischen Drama, das Lessing kannte, wie damals vielleicht kein anderer in Deutschland, kein Mangel. Schon 1750 hatte er, wie ein Zettel des theatralischen Nachlasses beweist, an eine Bearbeitung der Komödie La vida es sueño gedacht. Diese besitzt in einem Auto einen religiös-allegorischen Namensvetter, der den Widerstreit der Elemente im Chaos, die guten Gewalten und die bösen, die Sünde als Schatten vorführt und den Sündenfall sowie die Erlösung des Menschen zum Gegenstand hat. Die Anregung für Lessing liegt im späteren Verlauf, wo dem reuigen gefesselten Höhlenbewohner die Weisheit als Pilger naht, sich selbst die Fesseln anlegt und, während jener schläft, vom Satan und dem Schatten gekreuzigt wird, um dann in alter Glorie wieder wiederaufzuleben. Hölle und Sünde haben nicht den Menschen in unzerreissbare Bande geschlagen, sondern nur einen von der himmlischen Gnade gesandten Stellvertreter sich selbst zum Schaden gemartert. Die Hölle erliegt, die Himmlischen singen den Triumphgesang, der Mensch, gereinigt, gekräftigt, gerettet, wie Lessings Faust nach dem Schlummer, ruft in der Fülle seiner Seligkeit: »O! wenn auch dieses Traum ist, so lasst mich nie erwachen«.

Echt lessingisch jenes frohe, befreiende »Ihr sollt nicht siegen«. Das Juden-Christenthum hatte den freieren

Paulinismus zum Schwindel des Simon Magus carikirt, im 16. Jahrhundert stand der apostolische Krieger wieder auf sein Schwert gestützt da, wie ihn Albrecht Dürer malte und Luther als Idealgestalt verehrte, aber der Teufelsglaube der grossen gährenden Werdezeit warf in die Fausthistorie seine düsteren Schatten und ahndete den geistigen Titanismus des »Speculirers« als die Gottlosigkeit eines »thummen und hoffertigen Kopfs«, endlich trägt Lessing die Leuchte der Aufklärung in das halbmittelalterliche Forschermuseum als der erste wahrhaft moderne Betrachter des Faust. Lessing am allerwenigsten konnte den einsamen Sucher der Wahrheit dem Untergang preisgeben, ist doch die Tendenz seines Faust ganz die seines eigenen Strebens, welches den Trieb nach Wahrheit dem Vollbesitz der Wahrheit vorzieht. In Lessings Augen konnte nur der dumme Teufel Vielwissenwollen für die Achillesferse des guten Menschen halten. Seine heitere stolzbescheidene Verstandesklarheit verstieg sich nie auch nur ahnend zu dem schwindelnden Flug prometheisch-faustischer Gedanken. Er gab uns *seinen* Faust. Wir aber sind froh, dass hinter ihm, der wie Dürers Ritter trotz Tod und Teufel gerade aus seinen Weg nahm, auf verschlungenen Pfaden der Feuergeist einherzog, der mit aller Wollust und aller Pein des Titanismus tief vertraut, *den* Faust geschaffen hat. Erst die Goethe'sche Generation war zur Vollendung berufen.

4. Die erste Aufführung des Götz von Berlichingen.

von

Richard Maria Werner.

Es hat etwas Begeisterndes, die erste Wirkung des Götz zu beobachten. Wie ein mächtiges Gewitter, mit Blitz und Donner, fuhr dieses Drama in die schwüle Luft der bürgerlichen Schauspiele. Alles wurde hingerissen. Selbst die Tadler konnten sich der frischen Jugendlichkeit dieses »schönsten interessantesten Monstrums« nicht entziehen. Die knöchernste Prosa, Christian Heinrich Schmid, hätte nach eigenem Geständnisse den »sehr bedauert«, »der Musse genug gehabt hätte, während der ersten Durchlesung zu bemerken, dass der Verfasser fast auf allen Seiten gegen die Vorschriften der Kritik gesündiget«. Die »kritischen Linné's« waren ungewiss, in welche Klasse sie es setzen sollten; »c'est l'histoire d'un héros mise en dialogues; d'une scene à l'autre le théâtre change; c'est une tragédie et il y a des endroits comiques: à côté du langage noble et élevé d'un guerrier ou d'une femme sublime, on trouve le langage vulgaire et bas d'un valet;

au milieu de tout ce que la tragédie peut offrir de terrible, de situations grotesques qui font rire«. Man könnte das Schwanken im Urtheile, die Ungewissheit über das Hervorstechende nicht besser ausdrücken als dieser Franzose im »Journal Encyclopédique«. Die Kritiker waren naiv genug einzugestehen, dass sie mit dem Götz noch nichts rechtes anzufangen wüssten; es fand sich aber auch hier die Etiquette, und sie lautete »Shakespeare«. Freilich dieser war nun schon anerkannter, aber man fühlte sich in seiner Gegenwart noch nicht recht wohl. Auf die Bühne war er nur in schlechten Bearbeitungen gekommen und gehörte noch nicht zum stehenden Repertoire.

Dem Götz gegenüber wurde von der Kritik die Frage nach der Aufführbarkeit kaum recht gestellt. Wieland sagte ganz im Vorübergehen, nur zwischen zwei Gedankenstrichen apodiktisch von dem Schauspiel »— das man nicht aufführen kann — bis uns irgend eine wohlthätige Fee ein eigen Theater und eigene Schauspieler dazu herzaubert —« und fügte im Verlaufe seiner Anzeige halbwehmüthig hinzu: »Welche Wunder sollte der Genie, der dies gethan hat, nicht auf unserer Schaubühne wirken können, wenn es ihm einfiele, Schauspiele zu schreiben, die man aufführen könnte?« Und noch in den »Briefen an einen jungen Dichter« läugnet er es schlechterdings, »dass der Verfasser Götzens die Absicht dabei gehabt habe, ein gangbares Stück für unsere meistens herumziehenden Schauspieler-Truppen zu verfertigen«.

Meusel dachte nicht anders davon: »Wir glauben nicht, dass irgend eine Schauspieler-Gesellschaft auf den Einfall kommen wird Göz von Berlichingen zu geben. Ohne auf die fast unübersteiglichen Schwierigkeiten der Vorstellung zu sehen, vermuthen wir sicher, dass dieses Schauspiel auf der Bühne nicht gefallen würde. Wenn wir es als ein *Stück für die Bühne* betrachten wollten, so würden

unsre Urtheile ganz verschieden von derjenigen seyn, die wir in dieser [im ganzen lobenden] Kritik geäusert haben«.

Auch der Recensent im Altonaer »Neuen gel. Mercurius« sagte rundheraus: »Aufgeführt kann das Stück nicht eher werden, bis wir ein Parterre, gleich dem englischen, haben, das eigensinnig genug ist, etwas ansehen zu wollen, das es kaum halb versteht, und auch im Grunde kaum halb schön findet; auch wird der Verfasser es selbst nicht in der Absicht verfertigt haben«. Von Anderen, z. B. von Schmid, wird Goethe immer in Gegensatz zu »seinem Bruder, dem theatralischen Dichter« gesetzt. Goethe gestand selbst im Alter, an der Darstellbarkeit nach wiederholten Versuchen verzweifelnd, ein Stück, das nicht ursprünglich mit Absicht und Geschick des Dichters für die Bretter geschrieben sei, gehe auch nicht hinauf, und wie man auch damit verfahre; »es wird immer etwas Ungehöriges und Widerstrebendes behalten«.

Mancher Kritiker und Lobredner bedauerte dies, Claudius z. B. ist überzeugt, dass Freund und Feind gewiss mit ihm wünschten, dass es möchte aufgeführt werden können. Und ein anderer (wahrscheinlich Bahrdt) vermisst sich: »Wir getrauten uns, mit geringer Mühe die Schauplatzveränderungen so zu reduciren, dass sich das Schauspiel aufführen liesse«.

Für einen Schauspieldirector lag daher nichts näher, als den Versuch zu wagen, konnte er doch sicher sein, dass man wenigstens der Curiosität halber ins Schauspielhaus laufen würde. Koch, der mit seiner Gesellschaft damals, nachdem er in Leipzig das Publikum entzückt hatte, in Berlin Vorstellungen gab, war unternehmend genug, das »schöne Ungeheuer« auf die Bühne zu bringen. Und das muss ihm, obwohl er es gewiss nur aus Speculation gethan hatte, als patriotische That angerechnet werden. Bedenkt man den grossen Einfluss, den damals alles fran-

zösische Wesen gerade in Berlin hatte, wie der Hof, gleich den Gelehrten und Schöngeistern, durchaus Pariser Geschmack, Pariser Interesse hatte, so erscheint die erste Aufführung eines Götz, noch dazu des ersten Goethe'schen Werkes, das die Bretter beschritt, doppelt und dreifach wichtig. Mag die Koch'sche Gesellschaft, wie die Berliner Bühne der Aufgabe nicht gewachsen gewesen sein, mag das Neue, Unerhörte des äusseren Apparates, der Rüstungen und Costüme, einen grossen Theil des Interesses für sich in Anspruch nehmen, so bleibt doch das Verdienst unläugbar, dass Koch ad oculos demonstrirte, der Götz sei wirklich »die Morgenröthe einer neuen Dramaturgie«, von welcher Hamann gesprochen hatte, und ein grossartiges Kunstwerk modle den Geschmack selbst des widerstrebendsten Publicums. Zwar waren die Meinungen auch jetzt noch getheilt, zwar jubelten die Einen, während die Andern noch immer zweifelnd und spöttisch die Köpfe schüttelten, aber der vortreffliche »Kassenerfolg«, wie wir heute sagen würden, den Niemand wegläugnen konnte, sicherte dem Götz einen Platz auf den Bühnen; der Berliner Versuch fand gar bald in Hamburg und Mannheim Nachahmung; ja selbst über den Canal weg soll er nicht ohne Einfluss gewesen sein.

Am 14. April 1774 brachte die Vossische Zeitung folgende Ankündigung, welche nur den Theater-Zettel wiedergibt: »Heute [d. i. am 12.] wird die von Sr. Königl. Majestät von Preussen allergnädigst privilegirte Kochische Gesellschaft teutscher Schauspieler aufführen: »Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand«. Ein ganz neues Schauspiel in 5 Akten, welches nach einer ganz besondern und jetzt ganz ungewöhnlichen Einrichtung von einem gelehrten und scharfsinnigen Verfasser mit Fleiss verfertigt worden. Es soll, wie man sagt, nach *Shakespear'*schen Geschmack abgefasst seyn. Man hätte vielleicht Bedenken getragen, solches auf die Schaubühne zu bringen, aber man

hat dem Verlangen vieler Freunde nachgegeben, und so viel, als Zeit und Platz erlauben wollen, Anstalt gemacht, es auszuführen. Auch hat man, sich dem geehrtesten Publicum gefällig zu machen, alle erforderlichen Kosten auf die nöthigen Decorationen und neue Kleider gewandt, die in den damaligen Zeiten üblich waren. In diesem Stück kommt auch ein Ballet von Zigeunern vor. Die Einrichtung dieses Stückes ist am Eingange auf einem à parte Blatt für 1 Gr. zu haben«.

Koch rechnete auf die Neugierde des grossen Publicums, das wohl römisches und griechisches Costüm, wohl Reifrock und Perrücke auf der Bühne zu sehen gewohnt war, aber nicht die Rüstungen und das Drumunddran eines Ritterstückes. Auch ein Zigeuner-Ballet kam vor, was zwar schon dagewesen war, aber für das ganze Werk schon von Anfang an den Reiz des Ungewohnten, Ungewöhnlichen erregte.

Und so erschien denn der Mann »mit der eisernen Hand« zum ersten Mal am 12. April 1774 auf den Brettern. Der Zulauf zu den Vorstellungen war ein enormer, so dass sechs Tage hintereinander das Stück des Herrn »Dr. Göde in Frankfurt a. M.« aufgeführt werden musste (1774 im Ganzen vierzehnmal). Drei Tage nach der ersten Darstellung schrieb die Vossische Zeitung: »Das so viel Aufsehen in Deutschland verursachte Schauspiel: Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, ward auf hiesigem deutschen Theater drei mal hintereinander mit grossem Beifall aufgeführt. Es ist eine deutsche Rittergeschichte völlig in der *Shakespear'*schen Manier. Es würde freilich sehr sonderbar sein, wenn man es nach den Regeln der sogenannten regelmässigen Schauspiele beurtheilen wollte, noch sonderbarer aber, wenn man sich der willkürlichen Regeln, die man von Griechen und Franzosen angenommen, erinnern und danach den Werth dieses Stückes bestimmen

wollte. Es ist, wenn man sich so ausdrücken darf, eine Reihe der vortrefflichsten Gemälde, die nach und nach lebendig werden und weiter unter sich keinen Zusammenhang haben, als dass sie zu Götzen's Lebszeiten vorfallen. Weder Einheit der Handlung noch Vorbereitung einer Begebenheit zur andern, aber dafür so viel damalige deutsche Sitte und Denkungsart, als aus manchem deutschen Geschichtsbuche in folio mit aller Scharfsinnigkeit nicht heraus zu kommentiren ist. Trugen diese Deutschinnen keine Chignons und ellenlange Kleiderschleppen, so hatten sie doch auch ihren schönen Putz, und sagten die galanten Damen damals nicht, wie jetzt, *mon cher*, so sagten sie, mein lieber Junge. Und dass dies verliebten Rittern ebenso reizend gewesen sein muss, als jenes, beweiset diese Geschichte selbst; denn das mein lieber Junge aus einem schönen Munde vermochte den braven Ritter Weisslingen so gut zu einer schlechten Handlung als das *mon cher* mancher unserer Zeitgenossen vermag. Wenn also dieses Stück auch keinen andern Vorzug hätte (und es hat gewiss noch viele andere!) als diesen, dass es uns mit den deutschen Ritterzeiten bekannt machte, so wäre es schon für jeden Deutschen Bewegungsgrund genug, es nicht einmal, sondern vielmal zu hören. Denn es ist doch wunderlich genug, die alten Römer so emsig zu studiren, und von den mittlern Zeiten Deutschlands nicht eine Silbe zu wissen!«

»Wenn der Beifall ein Merkmal von der guten Vorstellung der Schauspieler ist, so kann man sie diesmal vortrefflich nennen; und wenn dieser Beifall ihnen auch nicht zu Theil geworden, so würde doch der Unpartheiische gestehen, dass ein solches Stück, dessen Aufführung vielen Schwierigkeiten unterworfen, im Ganzen genommen, nach der Beschaffenheit des deutschen Theaters wohl von keiner Gesellschaft besser vorgestellt werden kann. Vornämlich werden die Hauptrollen sehr gut ausgeführt, und das

Kostüme, das in den Kleidungen mit wahrem Geschmack durchgängig beobachtet wurde, wird selbst der Alterthumskenner rühmen müssen«.

Die Hauptrolle spielte *Brückner,* indem er mehr das unternehmende Wesen, die thatkräftigen Seiten in Götzens Charakter hervorkehrte. Dem entsprechend hatte er auch seine Maske gewählt, welche unseren Theater-Traditionen nicht entspricht. Es hat sich ein Bild seines Costümes erhalten. Sein Götz ist ein kaum dreissigjähriger *junger* Mann, mit vollen kurzen Locken, ein kleines Schnurrbärtchen und »die Fliege« zieren seine Lippen, während Wangen und Kinn rasirt sind. Dadurch erhält sein Aussehen etwas Keckes, man möchte sagen Burschikoses. Brückner war der weitaus bedeutendste Schauspieler der ganzen Truppe, er beherrschte das Stück. In einer Zeitschrift, der gelehrten Zeitung für das Frauenzimmer, heisst es von ihm als Götz: »Hier war er völlig Original, übertraf sogar das Ideal, das man sich von einem solchen alten teutschen Ritter gemacht hatte, vernachlässigte keinen Zug, womit er von dem treuherzigen, gleichmüthigen, tapferen Berlichingen noch mehr ausmahlen konnte. Die Scene mit seiner Frau, die auf dem Rathhause zu Heilbronn, und die letzten Auftritte waren es zumal, die ihn als einen Meister in seiner Kunst bezeichneten«. Die übrigen Darsteller scheinen recht unbedeutend an Kunst wie an Zahl gewesen zu sein; mancher musste zwei Personen agieren: *Withöft* war Lerse und Olearius, *Müller* Selbitz und Kohl, *Klunge* Sickingen und Linck, *Spengler* Maximilian und Abt von Fulda, *Martini* Bischof von Bamberg und Bruder Martin, *Henisch* Liebetraut und Metzler; es muss eine heillose Verwirrung entstanden sein. Auffallend ist die Besetzung des Georg durch einen Herrn, *Klotsch*; wir sind gewöhnt, eine Dame mit dieser Rolle betraut zu sehen, was in Berlin zuerst 1795 versucht wurde.

Von der ganzen Aufführung gibt der folgende Brief ein ziemlich deutliches Bild, und lässt auch Blicke in die Art der Bühnenbearbeitung thun. Er versetzt so gut in die Berliner Stimmung, dass er hier nicht fehlen darf.

»Ob ich bey meinem Aufenthalt in Berlin nicht den Goez von Berlichingen gesehn? — Ja, das hab ich. Man gab ihn, und wie hätt ich da meine Neubegierde zähmen können, die von dem Augenblick an unbeschreiblich gross war, da ich zum erstenmahle hörte, Goez sey wirklich aufs Theater gebracht. — Zwar sagte man mir in Berlin gleich, dass das Stück auf dem Theater nicht auszuhalten sey und ich war eben nicht abgeneigt, das zu glauben; doch auf *das* Urtheil konnt ich nicht rechnen, denn man setzte grossentheils ein allgemeines Verdammungsurtheil des ganzen Stücks hinzu, und wie hatt' ich darauf rechnen können? ein ächtes deutsches Stück macht in Berlin gewiss keine bessere Figur, als in Paris. Das beste war, ich überzeugte mich mit eignen Augen. Der Vorhang ward aufgezogen, und ich ärgerte mich von ganzem Herzen darüber, dass man auf solch einem Theater, das nur für Nachspiele scheint gebaut zu seyn, einen Goez spielen wollte. Doch allmählich fieng ich an günstiger zu urtheilen, wenigstens über den kühnen Entschluss, das Stück auf das Theater zu bringen, wiewohl ich mit den Akteurs nur selten zufrieden seyn konnte. Brückner riss mich bisweilen ganz mit sich fort, aber er hatte seine Rolle nicht ganz studirt. Den *guten ehrlichen* Goez machte er sehr mittelmässig, wusste nicht die Rauhigkeit und Steifigkeit des gepanzerten Ritters, und die Gutmüthigkeit eines ehrlichen Mannes in eines zusammenzuschmelzen. Aber wo er den *ungestümen, hartnäckigen Goez* machte, da war er Meister. Ihn vor dem Gerichte der kaiserlichen Räthe zu sehn, hätt einen allein schon mit der ganzen Vorstellung wieder aussöhnen können. *Klunge* machte den Sickingen, *Müller* den Selbitz, beyde

verdarben viele Stellen, aber die Scene, wo Selbitz verwundet neben dem Wartthurm liegt, machte Müller ganz unverbesserlich, alles in seiner Aktion war studiert, und doch glaubte man nichts als Natur zu sehn. Es schien als ob er die ganze übrige Rolle über dieser Scene vergessen hätte. — *Klotsch* machte seinen Georg, und *Withöft* den Lerse ganz erträglich. — Weder Md. *Starke*, als Elisabeth, noch auch Md. *Heinsch* [l. *Henisch*], als Maria trafen den Charakter ihrer Rolle genau. Md. *Spengler* affektirte [als Adelheid]. Die letzten beyden schienen ihre Rolle öfters über dem Parterre zu vergessen. Gar sehr niedlich machte die kleine *Withöften* den Karl, nur Schade! dass Maria hier gar nicht das war, was sie seyn sollte. *Heinsch* [l. *Hencke*, Henisch ist Irrthum] spielte seinen Weislingen nur mittelmässig. Ueberhaupt hab ich es an ihm und mehrern andern, in diesem und andern Stücken, sehr unerträglich gefunden, dass es ihnen öfters einfällt, Brücknern zu kopiren. Das Tischgespräch an der bischöflichen Tafel machte unausstehliche Langeweile, und das war wohl die Schuld der Akteurs nicht. Vielleicht lachen Sie über meinen Geschmack, wenn ich Ihnen sage, dass mir die Zigeunerscene gar ausnehmend wohl gefiel, obgleich andre um mich her wegsahen und ausspuckten bey den Worten — »da zwey Feldmäus«. — »Ich will sie dir abziehn, und braten, und sollst eine Kapp haben von den Fellchen«. — Ich konnte ja das geschehn lassen, und doch bey meinem Urtheil bleiben, denn — ich war ja nur aus der Provinz. — Nichts fiel elender aus, als das heimliche Gericht. Stellen Sie sich nur vor, das: »Weh! Weh! Weh!« und das: »Klage! Klage! Klage!« in einem Tone wie in einer Knabenschule nachgebetet. Hätte man doch wünschen mögen, dass Goez die Leute, wie die Bürgerwache vorher, vom Theater gejagt hätte. — Doch es war — und es ist meine Absicht gar nicht, Ihnen eine vollständige Kritik über die Aufführung

des Goez zu schreiben, ich wollte Ihnen nur überhaupt sagen, dass ich, eh ich das Stück sah, gar nicht glaubte, dass es möglich sey, es auf die Bühne zu bringen, und dass ich jetzt glaube vom Gegentheil überzeugt zu seyn. Nur freylich würden die Bedingungen hart seyn. Wäre das Theater noch einmahl so gross, als das Leipziger; die Gesellschaft stark genug, die Rollen alle gut zu besetzen, gesetzt auch, dass manche doppelte Rollen nehmen müssten (wie es auch in Berlin so war); und wäre denn eine Versammlung von Zuschauern zugegen, die sich nicht durch süsse französische Sitten und Theatertheorien verwöhnt hätten, die den Schakespear genug gelesen, um sich daran zu gewöhnen, dass man bald hier ist, bald dort, und Sprünge von Jahren zwischen manchen Scenen machen muss: so wollten wir sehen, was Goez für Eindruck machen würde. Aber auch diese Bedingungen nicht ganz erfüllt, lässt er sich auf dem Theater ertragen, und vielen wollt ich auch wohl versprechen — mit Lust sehen. Überhaupt aber muss ich Ihnen gestehen, dass die kochische Gesellschaft im Ganzen nicht so gut mehr zu Berlin ist, als ich sie zu Leipzig gesehen habe«.

Dieser Brief lässt warmen Antheil des ungenannten Schreibers, der sich nur »G—s—r« zeichnet, und gesunden Sinn entnehmen, obwohl wir ihn an dem, was ihm besonders gefiel, als Kind seiner Zeit erkennen; auch sein Geschmack ist für den Götz noch nicht gereift genug. Schade, dass er nicht die Absicht hatte, eine vollständige Kritik zu geben; es hätte interessirt, sein Urtheil auch über die anderen Rollen, zumal den Martin und Franz, die Herren *Martini* und *Quequo*, zu hören. Bei allem seinem Tadel im einzelnen, erschien ihm das ganze Experiment als wohl gelungen.

Den geraden Gegensatz hiezu bildet das Urtheil *Nicolais* in einem (ungedruckten) Briefe an den Freiherrn von Gebler.

Nicolai hatte in seine »Bibliothek« noch keine Recension über den Götz eingerückt; erst drei Jahre nach dem Erscheinen lieferte Eschenburg eine diplomatisch gewundene Kritik dafür und machte sich zum Echo Nicolai's, indem er über »die theatralische Vorstellung«, die manche Leser dem Stücke vorher kaum zu weissagen sich getraut hätten, äusserte, sie sei mehr »ein Beweis von dem sehr zu entschuldigenden Eifer unsrer Theateraufseher für ihren Vortheil, als von der Schicklichkeit des Stücks zur Aufführung«, die er demselben, der wirklich geschehenen Aufführung ungeachtet, dennoch nicht zugestehen könne.

In dem erwähnten Briefe vom 8. October 1774 — den ich nur aus dem eigenhändigen Concepte kenne — urtheilt Nicolai ähnlich: »Götz von Berlichingen ist allerdings in Berlin mit grossem Zulaufe aufgeführt worden, vielleicht hatten die Kleider und Harnische, ganz neu und im vollkommenen Costüme gemacht, an diesem Beyfalle eben so viel Antheil, als etwas anders. Im Ganzen wurde das Stück nicht schlecht aufgeführt. Bloss die Person des ehrlichen Martins (welcher nach des Verfassers Willen Martin Luther seyn soll) war schlecht besetzt [durch Hrn. *Martini*]. Das Sonderbarste ist, dass selbst Prinzessinnen und Hofleute, die durchaus französisch sind, den Götz besucht haben. Aber wie ich schon gesagt habe, die alten Kleider und Harnische, trugen auch das ihrige bey. Das berlinische Publikum ist übrigens (wie fast alle Publika in der Welt) ein vielköpfigtes Ungeheuer, davon sich einige Köpfe mit den feinsten Säften der besten Pflanzen nähren, die meisten aber Distel und Stroh fressen. Berlin lief vor wenigen Monaten dem *Bischof von Lisieux* [Eveque de Lizieux von Voltaire, 1772] und dem *Götz* zu, und itzt läuft es der *Megäre* eines gewissen *Hafners* aus Wien nach, die sogar mehr als einmal *auf hohen Befehl* gespielt worden ist. Einige aus Prag angekommene Schauspieler hatten sie auf das

Theater gebracht. Jedermann schämt sich in die Megäre zu gehen, und doch wenn sie gespielt wird, ist das Haus voll«.

Wie es Nicolai als ausgemacht galt, dass der Haupterfolg des Götz der Schaulust des Publikums zu danken sei, so auch Lessing, der bekanntlich in einem Briefe an seinen Bruder sagte: »Dass Götz von Berlichingen grossen Beifall in Berlin gefunden, ist, fürchte ich, weder zur Ehre des Verfassers, noch zur Ehre Berlins. Meil [der Zeichner der Costüme] hat ohne Zweifel den grössten Theil daran. Denn eine Stadt, die kahlen Tönen nachläuft, kann auch hübschen Kleidern nachlaufen«. Freilich erkennt Lessing ganz wohl, dass man von dem Stücke nicht, wie Ramler, französisch urtheilen dürfe.

Das Stück war aufgeführt. Das galt aber noch nicht für einen Beweis der Aufführbarkeit. Der Verfasser der Bisarrerien sagte noch Jahr und Tag nach dem 12. April 1774: »Wenn aber das keine Predigt ist, die nicht gehalten werden kann, so kann auch das gewiss kein Schauspiel heissen, dessen Aufführung, die Stadt Berlin mag es mir verzeihen, unmöglich ist; wenigstens so lange, bis man die Eigenschaften eines guten Schauspiels gänzlich vergessen hat«.

Dagegen herrschte natürlich im Lager von Goethe's Anhängern eitel Freude und Jubel über den gelungenen Versuch des Director Koch. Von Goethe selbst hat sich keine gleichzeitige Äusserung darüber erhalten. Aber Schubart begeistert sich in seiner Deutschen Chronik zu dem Satze: »Ausserordentlich hab' ich mich gefreut, als ich vernahm, dass Göz von Berlichingen mit der eisernen Hand, dieses Schauspiel, welches hundert französische und die meisten deutsche aufwiegt, in Berlin, diesem Tempel des guten Geschmacks, nicht nur dreimal nach einander mit dem grösten Beifalle aufgeführt worden, sondern auch auf Verlangen wiederhohlt werden musste. Wie patriotisch

klopft mein Herz bey dieser Nachricht! Sollte nicht einmal das *deutsche* Publikum an komischen Opern, an Tragikomödien, diesen Missgeburten des Ausslandes und an leeren Farçen satt haben, und unsre ersten Genies Klopstock, Göthe und Lessingen bitten, uns mehr patronymische Stücke zu liefern, wie Hermannsschlacht, Göz und Minna? — Alle gebrechliche Seelen aber, die am Göz von Berlichingen keinen Geschmack finden, empfehl ich hiemit dem Lazarethe des Cervantes, unten an dem Fusse des Parnasses«. Und in einer Anmerkung erwähnt er die Anekdote, der Graf Schm *** am Churpfälzischen Hofe, der sich durch sein Herz, seinen Geschmack und seine Erfahrungen vor Tausenden auszeichne, habe, als man ihm den Göz vorgelesen geäussert: »Ich weiss nicht, ob ich lieber den ganzen Voltär oder dieses *einzige* Schauspiel gemacht haben möchte«. Schon im Beginn des nächsten Jahres findet sich in Schubarts Zeitschrift die Nachricht: »Unsers Göthe Meisterstück, Götz von Berlichingen ist ins Englische übersetzt worden, und wird nächstens in London aufgeführt werden. Ein deutsches Schauspiel in London, wo Shakespear seine Riesenstücke zuerst vollendete! Was muss man nicht erleben! Bin doch sehr begierig auf die Wirkung, die diess herrliche Stück in London hervorbringen wird«. Auch ein anderes Blatt, das »Fränkische Magazin zum Nutzen und Vergnügen« verzeichnet 1775 das Gerücht von der beabsichtigten Londoner Aufführung. Ob eine solche wirklich zu Stande kam, vermochte ich nicht zu ermitteln. Die beiden grossen englischen Zeitungen The Gentleman's und The Scot Magazin nennen Goethe bis in die neunziger Jahre nicht ein einziges Mal und bieten auch wegen der Uebersetzung des Götz keinen Aufschluss. Nach freundlicher Mittheilung des Herrn J. W. Appell in London versah Miss Rose D'Aguilar ihren 1795 oder 1799 erschienenen »Goetz of Berlichingen. Historical Drama from the Ger-

man of Goethe« mit der Bemerkung »never acted«, die wohl auch die Wahrscheinlichkeit für sich hat.

Sei dem wie ihm wolle, jedenfalls hatte Goethe's Erstlingswerk in Berlin die Feuerprobe bestanden. Die Bühnen von Hamburg und Mannheim hatten die Nachahmung von Kochs Wagnis nicht zu bereuen. Ueberall erntete das Stück den grössten Beifall. Und als später 1786 in Frankfurt a. M. der Götz aufgeführt wurde, da hatte Frau Aja »ein herzliches Gaudium an dem ganzen Spektakel« und freute sich auf die vom darmstädtischen Erbprinzen begehrte Wiederholung, »das wird ein Spass seyn«.

Heute dürfte das Werk kaum im Repertoire irgend einer Bühne fehlen. Wem es aber vergönnt war, im Wiener Burgtheater die liebevolle, technisch fast raffinirte Bearbeitung Dingelstedts mit der bis ins Kleinste vorzüglichen Besetzung zu sehen, den wird wieder eine Begeisterung überkommen, welche der Wirkung des Götz auf die Jugend von 1773 und 1774 nichts nachgibt. Es hat sich ein Umschwung in allen Anschauungen vollzogen, der kaum grösser gedacht werden kann. Das Publikum fühlt sich nicht mehr gequält durch den raschen Wechsel der Scenerie, empfindet nicht mehr peinlich die grossen Zeitintervalle zwischen den einzelnen Begebenheiten, sieht nicht mehr eine lose Reihe von Episoden, die nur zufällig zu Götz in Beziehung gebracht sind, sondern es erwärmt sich für ein grosses Kunstwerk, das es zu fassen vermag, folgt mit gespanntester Aufmerksamkeit dem Leben eines braven deutschen Mannes und so ist die Prophezeihung des Magus aus Norden in Erfüllung gegangen: der Götz ist die Morgenröthe einer neuen Dramaturgie geworden.

II. Forschungen.

I. Aeltere Gestalten Goethe'scher Gedichte.

Mittheilungen und Nachweise aus Herder's Papieren

von

Bernhard Suphan.

Vor fünf Jahren veröffentlichte ich unter einem ähnlichen Titel[1] Stücke eines Fundes, den es mir glückte unter den Handschriften Herders zu machen. Es waren Abschriften, die Herder von einer grösseren Anzahl lyrischer Gedichte und Epigramme Goethe's genommen hatte, ehe sie unter der umbildenden und glättenden Hand des Meisters die Form bekamen, in welcher sie sich zuerst einem weiteren Leserkreise darboten. Bei der Auswahl der Stücke und bei den Betrachtungen, mit denen ich sie begleitete, kam es mir darauf an, die Maximen, denen der Dichter bei der letzten Bearbeitung gefolgt war,

[1] Goethe'sche Gedichte aus den siebziger und achtziger Jahren in ältester Gestalt. Zeitschrift für Deutsche Philologie VII. 208—237. (Sonderabdruck. Halle. 1876.) Berichtigung a. a. O. 455—458.

ins Licht zu setzen. Auf den Werth, den die gefundenen Blätter in einzelnen Fällen für die Sicherung des Textes oder für die Chronologie der Gedichte haben möchten, begnügte ich mich im allgemeinen hinzuweisen[1]. Ich wählte also zu Belegen fast nur solche Gedichte, deren Erstlingsform bisher unbekannt war, und behielt eine grössere Anzahl im Rückstande, die in einer oder mehreren älteren Gestalten schon früher an den verschiedensten Stellen veröffentlicht waren und zum guten Theil eben damals durch Hirzel und Bernays bequem zugänglich wurden. Den Gedanken, Varianten zum »Jungen Goethe« zu geben, liess ich bald fallen. Ausgehoben und einzeln an einander gereiht verlieren die Lesarten ihren eigenthümlichen Werth; sie müssen mit dem Ganzen in überschaulicher Weise verbunden sein. Zu der kritischen Ausgabe der Gedichte, die G. v. Loeper vorbereitet, werden die Abschriften eine werthvolle Beisteuer liefern. Ich gedenke also auch dieses Mal nur eine Auslese zu geben und einzelne Lesarten nur sofern sie als Belege zu allgemeineren Betrachtungen dienen, mitzutheilen, zu Beobachtungen, die sich zumeist auf dem früher

[1] Das Lied »Rastlose Liebe« trägt bei Herder die Unterschrift: Ilmenau, 6. Mai 1776. Man hat es früher, wegen des Schnee- Regen- und Wind-Unwetters in den Januar gesetzt. Im Mai 1879 hat es in Ilmenau zwei Tage lang geschneit. Das mag auch sonst dort kein seltenes Maiwetter sein. Die älteste Form bei Herder hat folgende Varianten gegen den Text von 1789: Z. 4 Wolknebeldüfte (1789: Durch Nebeldüfte) 9. 10 Als alle die Freuden || Des Lebens zu tragen. 15 Wie? soll ich fliehen? 18 Leitstern des Lebens. Zu der Aenderung in Z. 4 bemerke ich, dass Goethe die doppelt zusammengesetzten Substantiva 1789 in den Liedern und Oden wohl sämmtlich beseitigt hat (Frühlingslebenspracht, Eislebenslied, Morgenschlossenwolken), während er früher (besonders 1772—78) eine Neigung zur »πολυπλοκία der Worte« hat. Ueber die Interpunktion von Zeile 15 habe ich in einer Anmerkung zu Herder (4, 490) einiges zusammengestellt. Das »Wie?« des sich besinnenden bildet nach dieser Auffassung den Wendepunkt des Gedichts

nur gestreiften Gebiete des Geschichtlichen und Sprachlichen bewegen sollen. Einige Stücke habe ich noch nach dem ersten Funde entdeckt, darunter auch unbekannte Erstlingsformen. Es ist nun jedes Blatt des Nachlasses umgewandt, und weiteres nicht zu erwarten.

I.

Goethe schreibt an Caroline Herder den 21. September 1781: »Morgen in aller Frühe geh ich nach Dessau . . . Ich werde bald und um so lieber zurückkehren, da ich von Euch Eures freundlichen Empfanges versichert bin. *Herder hat von meinen Gedichten verlangt. Hier ist alles, was ich einmal zusammen geschrieben; es fehlen einige, die folgen sollen. Lasst sie niemand sehen*«[1]. Ohne Zweifel ist es damals geschehen, dass Herder, der gern alles Gelesene schwarz auf weiss behielt und recht darauf aus war »Erstlingsabdrücke der Seele eines Dichters« zu sammeln[2], sich ein kleines Goetheliederbuch zusammenschrieb. Es musste in Eile geschehen, wahrscheinlich bis zur Rückkunft des Dichters; noch bestand zwischen ihnen nicht das rückhaltlose Vertrauen, das zu einem langen Behalten der geliehenen Blätter berechtigt hätte. So erklärt sich denn zur Genüge die Beschaffenheit der ältesten Sammlung. Es sind 36 Gedichte, mehrere von bedeutendem Umfang, zusammen gedrängt auf sieben Blättern eines in Octav gelegten Bogens[3].

[1] Aus Herders Nachlass 1, 67. Auf diese Stelle bin ich von Michael Bernays aufmerksam gemacht worden, bald nach dem Erscheinen der älteren Abhandlung. Zeitschr. f. D. Ph. VII, 455.

[2] Herder, Vom Erkennen und Empfinden S. 57. (1778).

[3] Das gleiche Hauspapier, wie es Herder zum Concipieren und zum Druck-Manuscript der Schrift vom Geist der Ebräischen Poesie und anderer Schriften von 1781—82 gebraucht. Das letzte Octavblatt ist abgerissen. Die Reihenfolge der (nicht gehefteten) Blätter liess sich aus Merkmalen der Schrift verlässlich bestimmen.

Der Charakter, wenigstens die Haltung der Schriftzüge wechselt einige Mal; schon auf der zweiten Seite nehmen die Abkürzungen überhand, deren sich Herder bei Collectaneen zu bedienen liebt. Alles ist in einem raschen Tempo, mit Absetzen und in Pausen, an verschiedenen Tagen jedenfalls, geschrieben. Zuerst Gedichte von ernstem, würdigem Inhalte, nachher manches zur Herzensgeschichte des Dichters, zuletzt auch ein paar leichtere Stücke.

Ich habe früher, mit Beziehung auf Herders Antheil an der Vorbereitung der ersten Ausgabe von Goethe's Werken, die Niederschrift der meisten Gedichte in den Sommer 1786 verlegt und in dem letzten Blatte einen Nachtrag aus dem Jahre 1788 gesehen. Ich ging bei dieser Annahme von dem siebenten Blatte aus. Unter den Gedichten der letzten Seite befindet sich nämlich die kleine Schnurre »Der Segen wird gesprochen« (3, 208)[1], die uns in einem am 16. Februar 1788 an Fritz von Stein geschriebenen Briefchen erhalten ist. Goethe sendet die Verse mit dem Auftrage, »diesen Abendsegen Herders und dem Fräulein von Göchhausen zu recitieren.« Sie würden, erzählt er, um den Maler Fritz Bury zu necken, Abends, wenn der junge Künstler einnicken wolle, hergesagt; für ihn, der aus seinem Abscheu gegen alles Nordische kein Hehl machte, seien die Kinderreime »Die Zwillinge sind in der Nähe» abgeändert. Es hat hiernach freilich den Anschein, als wären die Reime in Rom gemacht; mit Nothwendigkeit indessen lässt es sich aus dem Vorangehenden nicht folgern. Der Scherz konnte älter sein und doch wirken, als wäre er just für den guten Bury gereimt; und dass Herder die Zeilen vor Jahren gelesen und abgeschrieben hatte, durfte Goethe, als er in Rom sass, wahrlich vergessen haben. Mein Zweifel an der Jahreszahl 88 gründet sich lediglich

[1] Ich citiere nach der Hempel'schen Ausgabe.

auf die Stelle und Reihenfolge, die das Gedicht bei den Herder'schen Abschriften einnimmt. Es folgen auf den »Segen« noch drei kleine Stücke: Nicolai auf Herder's Grabe (1775. 3, 198)[1], dann das sonst nicht als von Goethe herrührend beglaubigte »In Siegesfrieden ruhe, Heldengebein«, und »Wanderers Nachtlied«, am 6. September 1780 auf dem Gickelhahn gedichtet. Wie sollte Herder dazu gekommen sein, im März 1788 diese drei kleinen älteren Sachen nachzutragen[2], und woher hätte er eben damals die Vorlage, zumal zu dem Spottgedicht auf Nicolai, entnommen? Wahrscheinlicher jedenfalls, dass der »Segen« zu den alten Stücken gehört. An den 36 Gedichten besitzen wir demnach eine auf ein Mal zusammengebrachte Sammlung. Die meisten Stücke, welche sie enthält, können wir nach Jahr und Tag bestimmen, und diese vertheilen sich auf die Zeit von 1771 (»Kleine Blumen, kleine Blätter«) und 1772 (Wanderers Sturmlied) bis 1780 (Wanderers Nachtlied). Auch so bestätigt es sich, dass wir die Copien vom September 1781 vor uns haben. Wichtig ist dies für die Zeitbestimmung einzelner nicht fest datirter Gedichte, für welche nun wenigstens ein terminus ad quem ermittelt ist. Es sind dies folgende:

1. Ode. (Grenzen der Menschheit) 1, 164.

---

[1] Herders Copie bringt zu den beiden mir bekannten Fassungen der muthwilligen Reime eine mehrfach abweichende dritte. So lautet V. 7 bei Herder: »Er setzt *nothdürftig* sich auf's Grab«; im Jungen Goethe: »Der setzt sich nieder auf das Grab«, in der Hempel'schen Ausgabe: »Er setzt gemächlich sich auf's Grab«.

[2] Das im Februar 1788 nach Weimar gesandte Gedicht: »Cupido, loser, eigensinniger Knabe« (S. 465. 473 in Düntzers Ausg. der Ital. Reise) hat Herder auf einem Blättchen besonders aufgeschrieben. Zeile 10 lautet: »Ich such und bin wie blind und *kann mich nicht finden*« (später: »und bin wie blind und irre geworden«).

2. (Wonne der Wehmuth) Trocknet nicht! trocknet nicht. 1, 62[1].
3. Ganymed. 1, 163.
4. Menschengefühl. Ach ihr Götter! grosse Götter (1, 168. 1815 gedruckt).
5. Königliches Gebet. Ha ich bin Herr der Welt. (1, 168. 1815 gedruckt).
6. Heiliger, lieber Luther. (3, 276. 1836 gedruckt).
7. Ich armer Teufel, Herr Baron. (3, 109. 1795 gedruckt).

Für »Ganymed« und »Grenzen der Menschheit« ist die chronologische Bestimmung von besonderem Belang. Es bestätigt sich, dass die »Oden« mit dem Jahre 1781 abschliessen. Die dem Inhalte entsprechenden Ueberschriften haben sich erst, als das Manuscript zum Gedichtbande zusammengestellt wurde, gefunden. Anfänglich begnügte sich Goethe mit der generellen Bezeichnung[2].

Die Ode »Grenzen der Menschheit« gehört zu der kleinen Zahl der Auserwählten, welche fast ohne Aenderung in das Gedichtbändchen vom Jahre 89 übergingen. Eine unscheinbare Aenderung, doch bemerkenswerth aus einem im weiteren Verfolg näher zu erörternden Gesichtspunkte ist es, wenn in Z. 17. 18 später eine andere Vertheilung eintritt:

1780:	1789:
Nirgends haften	Nirgends haften dann
Dann die unsichern Solen	Die unsichern Sohlen.

[1] 1. und 2. bilden den Anfang der Sammlung. Zwischen 3. und 4. steht das »Eislebens-Lied« (1, 44; seit 1789 betitelt: *Muth*); 5. schliesst sich auch in der Sammlung an 4. an, 7. steht, als fünftletztes Stück, vor den Reimen: »Der Segen wird gesprochen«.

[2] Auch »Wanderers Sturmlied« bezeichnet Goethe einfach als *Ode*. J. G. 3, 38.

Eine zweite Verschiedenheit aber ist für die Auslegung von unverkennbarer Wichtigkeit.

Ein kleiner Ring
begränzt unser Leben
und viele Geschlechter
reihen *sie* daurend
an ihres Daseyns
unendliche Kette.

Die drittletzte Zeile liest man seit dem ersten Druck (1789):

»reihen sich dauernd«

Dass Herder seine Vorlage falsch gelesen habe, ist eben so wenig anzunehmen, als dass er sich verschrieben hat. Es ist das erste Gedicht, das er copirt hat, und ausser »und« hat er nichts darin abgekürzt. Selbst auf den flinker geschriebenen folgenden Seiten allen finden sich kaum zwei bis drei Versehen[1]. Herder war — dank seinem Dienst bei Trescho — ein gewandter und genauer Abschreiber. Hat aber Goethe ursprünglich so geschrieben, wie wir es bei Herder finden, so wäre über den Sinn, den Er in diese Stelle gelegt hat, nicht mehr zu streiten — der Dichter müsste denn, was sonst nicht seine Art ist, mit der Aenderung eines Buchstabens eine totale Aenderung des Gedankens beabsichtigt haben. Bei Herders Lesart kann nur die ältere und — nach meinem Gefühl — einfachere Deutung bestehen, welche »ihres Daseins« vom Dasein der Götter versteht. Eine neuerdings fein und scharfsinnig vorgetragene Auslegung[2]

[1] Verschrieben ist in den *Nachtgedanken* (1, 180) das letzte Wort (vergessend f. vergessen), ferner ein Wort in der *Dritten Wallfahrt* (Schaumstürzend f. Schaumstürmend). Uebersprungen eine Zeile in der Ode »Meine Göttin«. Zweifelhaft, ob nicht auch blosser Lesefehler, ist mir in »Wanderers Nachtlied« die erste Zeile: »Ueber allen *Gefilden*«.

[2] Franz Kern in den Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik. Bd. 120. 1879. S. 196 fgg.

will bekanntlich »ihres Daseins« auf die Geschlechter der Menschen beziehen, wodurch denn die letzte Periode einen Sinn erhält, der im tiefsten die Grundidee des Gedichts berührt, das Gefühl von der Beschränktheit der Menschennatur. »Was ist der Mensch, dass Du sein gedenkst«[1].

Das kecke Lied »Ich armer Teufel« ist, wie bekannt. in das dritte Buch von Wilhelm Meisters Lehrjahren verflochten (Kap. 9)[2]. An diesem Buche arbeitete Goethe schon i. J. 1781; die Einlage aber ist wohl älter, es spukt etwas darin von der ausgelassenen Laune der ersten Weimarer Zeit. »Die Stimmen über dieses Gedicht« — heisst es im Roman gleich nach der Mittheilung — »das in einigen fast unleserlichen Abschriften sich in verschiedenen Händen befand, waren sehr getheilt, auf den Verfasser aber wusste niemand zu muthmassen«. Seltsam, wie hier Dichtung und Wirklichkeit sich begegnen. Bequem zu lesen ist die eine noch vorliegende Abschrift keineswegs. Die durch sie erhaltene Erstlingsform hat folgende Eigenthümlichkeiten (die spätere Lesart v. J. 1795 rücke ich in eckigen Klammern bei):

Str. 1, 2. 3. Beneide sie um ihren Stand
Um ihren Platz so *hoch* [nah] am Thron
5. um ihres Vaters *braves* [festes] Schloss
Str. 2, 5. 6. Ich ward mit leichter Müh[3] [leichtem Muth] und Kopf
zwar arm, doch nicht ein armer Tropf.

---

[1] Tagebuch, den 10. Dec. 1777. Auf dem Brocken. (Psalm 8, 5) — Auch in den Briefen dieser Jahre öfters das gleiche Gefühl im einfachsten Ausdruck: »Wie eingeschränkt ist doch der Mensch!«

[2] Goethe's neue Schriften. 1795. IV, 106 fg.

[3] J. G. 2, 36: »Alles Leid und Freude der Natur«. Wanderers Nachtlied 1789 (VIII, 151): »Alles Leid und Schmerzen stillest« »Was soll all der Schmerz und Lust?« vgl. J. G. 3, 194. »Verlangend nach geringem Trank und Speise«, Ged. 1, 125 (1784).

Str. 3, 3. 4. Sie blieben des Herrn Vaters Sohn
ich bliebe [und ich blieb] meiner Mutter Kind.

Die letzte Zeile wäre vielleicht besser unverändert geblieben.

Die Sammlung der 36 enthält auf dem letzten Blatte drei Gedichte, mit denen es eine eigene Bewandtnis hat. Ich habe sie am Schlusse der ersten Publication mitgetheilt (S. 26—27) und bin auf die dort angeknüpften Bemerkungen in einer Berichtigung zurückgekommen. Die Frage nach dem Verfasser scheint erledigt bei dem ersten, der *Ode*: »Umschwebst du mich, Götterbild«, da es in Friedrich Hildebrand von Einsiedels Neuesten vermischten Schriften gedruckt ist[1]. Das zweite, *»Schottisches Lied:* Mir ist, als müsst' ich dir was sagen«[2] hat sich handschriftlich, mit Kaysers Composition und der Unterschrift *»Klinger* 29. Sept. 1777« in Zürich gefunden[3]. Klinger war im Sommer und Herbst 1776 in Weimar; es lässt sich annehmen, dass eine Abschrift des Liedes damals unter Goethe's Papiere gekommen. Das dritte ist zur Zeit noch herrenlos: *»Als auf einem Landgute bei Koppenhagen drei Urnen gefunden wurden.* In Siegesfrieden ruhe Heldengebein«. Es ist so kurz wie edel einfach[4]. Ich gestehe, dass ich nach manchem »Choc und

[1] Dessau 1784. II, 45. Ebenda freilich auch S. 84 Goethe's Zigeunerlied »Im Nebelgeriesel, im tiefen Schnee«. Das Motiv der Ode, das »vorschwebende Bild der Geliebten«, erinnert an Goethe's Lieder an Lili (a. a. O. S. 27 fg.), kann aber auch durch Klopstocks *Edone* (1771) gegeben sein. »Dein süsses Bild, Edone, Schwebt stets vor meinem Blick . . . Verwandle dich Erscheinung, Und werd' Edone selbst«. Klopstocks Lied, auch in der Situation nicht unähnlich, bewegt sich ganz um diese eine Vorstellung.

[2] Zwischen 1. und 2. steht »Rastlose Liebe«, vor 1. steht »Gretchens Lied: Meine Ruh ist hin«.

[3] Burckhardt, Goethe und der Componist Kayser. 1879 S. 78. 10.

[4] Ich verglich a. a. O. »Geistesgruss« J. G. 3, 151. Die Verehrung der »starken« Ahnen und ihrer »Riesengebeine« auch im Reisetagebuch, October 1775, J. G. 3, 698.

Gegenchoc« der kritischen Erwägung über das Urnengedicht nicht ins Reine gekommen bin, auch die Ode »Auf der Jagd« möchte ich nicht so unbedingt, wie in der »Berichtigung« Einsiedel zusprechen.

»Es fehlen einige, die folgen sollen« bemerkt Goethe bei der Sendung. Vielleicht hat der versprochene Nachschub, die »zweite Schwingung« zu einer kleineren Kollection von neun Nummern geführt, welche ich nachträglich aufgefunden habe. Sie stehen, gleichfalls mit Abkürzungen geschrieben, auf einem in Octav gelegten Viertelbogen von dem feineren Papier, welches Herder zu dieser Zeit zur Reinschrift der Briefe über das Studium der Theologie gewählt hat. Es sind folgende Gedichte:

1. »Euch bedaur' ich, unglückseelgen Sterne«. Im Tiefurter Journal Stück 6 (1781). »Nach dem Griechischen«. 1789: »Nachtgedanken«.
2. »Selig bist du, liebe Kleine«. Tief. Journal St. 9. »An die Heuschreke. Aus dem Griechischen«. 1789: »An die Cicade«.
3. »Einen wohlgeschnitzten [vollen] Becher«. Tief. Journal St. 9. »Aus dem Griechischen«. 1789 »Der Becher«.
4. »Unter Wielands Büste. Wenn zu den Reihen der Nymphen«. 1789: »Geweihter Platz«.
5. »Edel sei der Mensch«. Tief. Journal St. 40 (1782). 1789: »Das Göttliche»[1].
6. »Welcher Unsterblichen«. Tief. Journal St. 5 »Ode«. Gedichtet d. 15. Sept. 1780. 1789: »Meine Göttin«.
7. »Als Minerva jenen Liebling«. 1789: »Die Nektartropfen«.

[1] Ohne Ueberschrift auch der erste Druck auf den ersten Blättern von Fr. Jacobi's Spinozabüchlein 1785.

8. »Es sangen die Parcen ein grausend Lied«. (Iphigenia 4, 5).
9. »Du bist Eins und lebendig gezeugt — und da sein wird«. Aus der Dritten Wallfahrt nach Erwins Grabe. *Gebet.* Der junge Goethe 3, 694 fg. WW. 28, 354.

Mit Ausnahme des letzten (prosaischen) und wahrscheinlich noch des fünften Stücks, der Ode, die nach einer annehmbaren Vermuthung von Loepers in das Jahr 1775 gehören möchte[1], sind es lauter neue Sachen aus den Jahren 80 und 81. Die Nummern 6. 1. 2. 3 sind, vom Oktober 81 ab, im Tiefurter Journal erschienen. Herder bekam das Journal als Mitarbeiter, man sieht nicht, weshalb er sich noch i. J. 1782 die unnütze Mühe gemacht haben sollte, sich Gedichte abzuschreiben, welche er darin gelesen hatte und besass. Aus dem Journal hat er sie keinenfalls abgeschrieben. Das lässt sich z. B. an der dritten Nummer nachweisen. Es fehlt, wie im Tiefurter Journal, in Herders Abschrift die vierte Zeile:

Gram und Sorg' auf Einmal zu vertrinken

die, wie es scheint, später (1789), der harmonischen Gliederung in vier- und dreizeilige Perioden wegen, eingefügt ist. Auch lauten an beiden Stellen die Zeilen 13—15

Da er Lyda [T. J. Lida] Dich mit sanfter Leitung
[1789: Neigung]
mir dem lange sehnenden geeignet.
Wenn ich *deine lieben Hüften halte*

[1] Schnorr's Archiv f. Lit. Gesch. 5, 93 fg. Die Vermuthung stützt sich hauptsächlich auf eine Stelle in Goethe's Brief an Johanna Fahlmer, 10. April 1775. (J. G. 3,79) und auf die Thatsache, dass von der Mittheilung der Ode seit der Wiederherstellung des Einvernehmens zwischen Goethe und Fritz Jacobi nicht die Rede ist. Indessen könnte dieselbe doch noch im September 1784, bei dem mehrwöchentlichen Besuche Jacobi's in Weimar erfolgt sein.

(wofür dann 1789 das feinere, doch als Gegenbild zu V. 1. 2. 8 nicht mehr so anschaulich ausgeprägte »Wenn ich deinen lieben Leib umfasse« eintrat). Aber in der ersten Zeile hat Herder statt des Wortes »vollen« drei Punkte gesetzt; es muss in seiner Vorlage unleserlich gewesen sein oder gefehlt haben.

Die Verse »Unter Wielands Büste« sind in Halbzeilen gesetzt, wahrscheinlich wie auf dem Steine. Sie müssen, nach der unvollkommenen Behandlung des Metrums zu schliessen, zu Goethe's frühesten Versuchen im Hexameter gehören. Vor dem ersten Druck (1789) haben sie einige geringfügige Verbesserungen erfahren. In geglättetem Metrum brachte sie erst die Ausgabe v. J. 1806. Die älteste Form lautet:

Wenn zu den Reihen der Nymphen
Die eine Mondnacht versammlet
Sich die Grazien heimlich
Von dem Olympe [1789: Olympus] gesellen
Hier belauscht sie der Dichter
Und hört die schönen Gespräche
Sieht den heiligen Tänzen
Ihrer Bewegungen zu.
[1789: Sieht den freundlichen Tänzen, den stillen Bewegungen zu;]

Was der Himmel herrliches hat
Was glücklich die Erde
Reizendes hervorbringt
[1789: Reitzendes immer gebar]
Erscheint dem wachenden Träumer
Dann erzählt ers den Musen
Und dass die Götter nicht zürnen
Lehren ihn die Musen
Bescheiden Geheimnisse plaudern [1789: sprechen].

Es ist auffallend, wie vieler Nachhülfe später noch die daktylischen Gedichte im Metrum und (nicht immer blos aus Gründen des Metrums) im wörtlichen Ausdruck bedurft haben. Fast scheint es, als habe sich hier die Sprache dem Dichter nicht so willig ergeben, wie in allen andern Formen. Auch Klopstock quält sich in seinen Epigrammen mit dem Pentameter in einer uns kaum noch begreiflichen Weise[1]. Die »Oden« dagegen und die »nach dem Griechischen« in Trochäen gedichteten Stücke, sie sind im ersten Guss so vollkommen gerathen, dass nachher nur noch hier und da ein Strich mit der Feile zu thun war. Vollkommen war gleich in erster Gestalt die Paramythie, die »das schönste Glück, die Kunst« feiert; vollkommen bis auf eine etwas ungelenke Fügung, die Ode, die der Dichter seiner Göttin widmet[2]; ein einzelner Ausdruck ist veredelt

[1] Vgl. S. 16 fgg. in meiner ersten Abhandlnng. Weitere Belege aus den in Herders Copie (die erst 1785 genommen sein kann) erhaltenen Epigrammen lohnt es sich nicht hier zu geben, da Mehreres von den älteren Gestalten bereits früher (von Schöll besonders) bekannt gemacht ist. Düntzer hat (Aus Herders Nachlass 1, 177) das Schlussdistichon von »Herzog Leopold« aus Herders Papieren mitgetheilt, aber mit einem sinnstörenden Druckfehler. Es lautet:

Sei dann hülfreich den Menschen, wie du es Sterblicher [nicht: Sterblichen!] warest
Den wir als Krieger geehrt, herzlich als Bruder geliebt.

Derselbe Druckfehler und ein anderer [de*m* Menschen] dazu in der Hempel'schen Ausgabe 2, 5. Die vier Distichen »An Frau Gen. Super. Herder«: »Jugendlich kommt sie vom Himmel«, die Düntzer am gleichen Orte zuerst veröffentlicht hat, sind wahrscheinlich nicht zu überschreiben »*Die Wahrheit*«, wie dies in der Hempel'schen Ausgabe (3, 122) ohne jede Gewähr geschieht, sondern »Nemesis«. Sie scheinen auf Veranlassung von Herders Aufsatz »Nemesis. Ein lehrendes Sinnbild« entstanden (Herders Zerstreute Blätter (1786) 2, 219—284; vgl. besonders 221—25, 228—34) und begleiteten wohl das Manuscript desselben bei der Rücksendung.

[2] V. 48, 49: »*Hingegen* die armen Andern Geschlechter«. Kleinere Aenderungen V. 5: Niemand f. keinem, V. 7: seltsamen f. seltsamsten,

in den »Nachtgedanken« (V. 9 »*weilend* in dem Arm der Liebsten« für »bleibend«); kaum eine Aenderung ist es zu nennen, wenn in der Ode »Das Göttliche« »unfühlend ist die Natur« gesetzt ward für das ältere »unfühlbar«[1].

Das »Lied der Parcen«, in der Abschrift eingeleitet durch die letzten Sätze des Monologs, ist, wie die Oden, recht dazu angethan, uns die Sicherheit des Gefühls bewundern zu lassen, das den Dichter in metrischen Dingen leitete. Nicht ein Wort lautet anders, als die älteste Fassung v. J. 1779, wie wir sie seit Adolf Stahrs Publication kennen[2]. Aber Herders Vorlage war bereits »in Verse geschnitten«:

Es sangen die Parzen ein grausend Lied
als Tantal fiel vom goldenen Stuhl
Die Alten litten mit ihrem Freund. — Ich hört es oft,
In meiner Jugend sangs eine Amme uns Kindern vor.

Es fürchte die Götter das Menschengeschlecht
sie haben Macht, und brauchen sie, wies ihnen gefällt.
Der fürchte sie mehr, den sie erheben
Auf schroffen Klippen stehn ihre Stühle um den goldenen Tisch.
Erhebt sich ein Zwist, so stürzt der Gast
unwiederbringlich ins Reich der Nacht
und ohne Gericht liegt er gebunden in der Finsterniss
Sie aber lassen sichs ewig wohl sein am goldenen Tisch
Von Berg zu Bergen schreiten sie weg u. s. w.

V. 11: Alle Launen f. alle die Launen, V. 19: Blumenthäler f. Blüthenthäler u. s. w. übergehe ich. Auch *Ganymed* (1, 163) hat in Herders Abschrift bis auf zwei Worte (V. 1: Wie im Morgen*roth*, V. 4: *Lebens*wonne) die seit 1789 bekannte Gestalt. Der *Gesang der Geister über den Wassern* (1, 141) ist an zwei Stimmen vertheilt, also ursprünglich als *Wechselgesang* gedacht, wie »Mahomets Gesang«, aber sonst ebenfalls der letzten Gestalt gleich; nur V. 10: der *ewige* Strahl, V. 25: das *Wiesthal* [die süddeutsche Form, wie Wiesbaum: Steub, Drei Sommer in Tirol 3, 7].

[1] Vgl. Der Wandrer V. 132 unfühlend, welchen Zierrath sie verklebt.

[2] Goethe's Iphigenie auf Tauris in ihrer ersten Gestalt. 1839. S. 113. 25.

Ueberall ist schon der Rhythmus vernehmbar, der sich in der letzten Gestalt rein durchgesetzt hat. Um diesen zu gewinnen, liess Goethe »Zeile vor Zeile, Period vor Period regelmässig erklingen«, wie er an bekannter Stelle erzählt. Bei diesem Verfahren mussten sich, und zwar besonders deutlich allemal im Anfange der Perioden, die jambisch-anapästischen Kurzzeilen ablösen; und je reiner das Metrum nun durchgeführt wurde, desto mehr gewann das Ganze an Wohllaut und Adel des Ausdrucks, an sinnlicher Kraft der Bilder. Die rhythmische Physiognomie, so zu sagen, ist schon in der prosaischen Urgestalt scharf ausgeprägt; ich vermuthe, dass die nordischen Lieder, welche Goethe aus Herders Volksliedern in frischem Gedächtniss haben musste, bewusst oder unbewusst darauf eingewirkt haben. Das »Zaubergespräch Angantyrs und Hervors« oder »Voluspa« oder der »Webegesang der Walkyren« mochte ihm im Ohre summen, als das Lied der Schicksalsgöttinnen in seiner Seele lebendig ward[1]. —

II.

Drei einzelne Abschriften rühren von Caroline Herder her, sie sind lange vor der ersten Sammlung gemacht und geben uns zwei grössere Gedichte: den Wandrer und den

---

[1] Die nordischen Lieder erschienen 1779 im dritten Buche des zweiten Theils, Angantyr und mehrere andre »skaldische« im ersten Theil. Der Webegesang der Walkyren schon 1773 in den Blättern von Deutscher Art und Kunst S. 36fgg. Goethe hat von diesen Uebersetzungen gewiss mehreres schon in der Handschrift kennen gelernt; des alten Angantyr gedenkt er noch in einem Briefe aus Italien; Rom, 7. Dec. 1787. WW. 24, 446. Die Aehnlichkeit des Tonfalls, der bei Herder übrigens eben so wenig wie bei Goethe mit Strenge beobachtet wird, ist im Ganzen unverkennbar.

Auf schroffen Klippen Stehn ihre Stühle Um den goldnen Tisch —
Umher wirds dunkel Von Pfeilgewölken Zu grosser Schlacht —.

Klaggesang von der edeln Frauen des Asan Aga. Als sie den Wanderer abschrieb, war sie noch »die Flachsland«, Herders Braut. »Meine Schwester Caroline ist Engel«, sagte Goethe damals, und sie, »Goethe ist ein gutherziger Junge«. Goethe erhaschte bisweilen von ihr einen Kuss, wie es die freie Sitte des rheinischen Landes gestattete, und er gab ihr manchen Einblick in das Heiligthum seines Liebeslebens und seiner Kunst. »Unser Freund Goethe ist zu Fuss von Frankfurt gekommen und hat Merck besucht«, schreibt Caroline kaum einen Monat nach der ersten Bekanntschaft (April 72). »Er hat uns einige der besten Scenen aus seinem Gottfried von Berlichingen vorgelesen. Goethe steckt voller Lieder. Eins von einer Hütte, die in Ruinen alter Tempel gebaut, ist vortrefflich; er muss mirs geben, wenn er wieder kommt und dann theile ichs Ihnen mit«. Darauf im Mai: »Hier ist« — schreibt sie, nachdem sie schon drei andere Empfindungsstücke des »grossen« Freundes vorausgesandt — »das Lied von der Hütte von Goethe, wovon ich Ihnen schon einmal geschrieben; er hats mir von Wetzlar geschickt. Ich habe lange, lange nichts rührenderes gelesen. Der Wanderer auf den Ruinen — die Frau mit dem Knaben auf dem Arm — und der Wanderer mit dem Knaben auf dem Arm — und die letzte Bitte um eine Hütte am Abend — o ich kann Ihnen nicht sagen, wie alles das mir in die Seele geht! Gott, wo werden wir, »zwischen der Vergangenheit erhabenen Trümmern« unsere Hütte flicken?« Der Erguss des gerührten Herzens, die bräutliche Nutzanwendung eingeschlossen, ist dies Mal eine recht schätzbare Zugabe. Caroline giebt den Gang des Gedichtes an, sie flicht endlich eine Zeile daraus in ihre eigenen Worte ein; man gewinnt die Anschauung, dass die Freunde in Darmstadt den Wanderer bereits im April 72 in einer Form zu hören bekommen haben, die von der im Musenalmanach 1774 gegebenen nicht weit kann abgestanden

haben. Goethe hat das Gedicht bekanntlich zu seinen Wetzlarer Erlebnissen in die nächste Beziehung gesetzt. Kestner und Lotte werden auf die Lectüre vorbereitet, als sei es eigens für sie gedichtet, als sei es ein ideales Porträt ihres eigenen, dichterisch vorausgenommenen Zustandes[1]. Goethe hat Lotte's Bekanntschaft erst am 9. Juni gemacht. Der Widerspruch ist längst bemerkt worden. Man hat ihn zu heben versucht durch die Annahme einer Umdichtung, eine Annahme, die durch die mitgetheilten Sätze des Begleitbriefes vom Mai 72 freilich nicht begünstigt wird. Ueber die Zulässigkeit derselben braucht man nicht mehr zu rechten. Caroline's Abschrift ist gut zur Hälfte wenigstens erhalten. Schriftzüge und Format lassen keinen Zweifel darüber, dass sie die Einlage des angeführten Briefes gebildet hat. Der zweite Briefbogen ist verloren gegangen, die Abschrift reicht nur bis V. 87. Dafür aber hat sich noch eine zweite, vollständige Abschrift, gleichfalls von Caroline's Hand, vorgefunden (drei Viertelbogen, in Octav geheftet). Sie hat freilich nur secundären Werth, denn sie stimmt, so weit sich dies nach den von Karl Wagner mitgetheilten Lesarten beurtheilen lässt, mit der Abschrift überein, die sich »von Merck geschrieben, mit Verbesserungen von Goethes Hand« in Mercks Nachlass gefunden hat[2]. Caroline hat diese zweite Abschrift für sich selbst genommen, etliche Zeit später. Die Vorlage wird ihr Merck geliehen haben; er hielt damals mit ihr

[1] Der junge Goethe I, 381. 369.

[2] Briefe an und von Merck 1838 S. 41 fg. Sämmtliche Varianten die Wagner notirt, finden sich auch in Caroline's zweiter Abschrift. Ein Mal hat die letztere eine eigene Wortform, V. 51: Trümmern (so auch C 1 und der erste Druck in den *Schriften* VIII, 235), die Wagner wahrscheinlich mit Vorsatz übergangen hat. An zwei Stellen hat sich Caroline leicht verschrieben.

gute Freundschaft[1], theilte ihr seine eigenen poetischen Versuche mit, und so wohl auch manches Blatt, das er aus Wetzlar und Frankfurt erhielt. Wir kennen, wie gesagt, die Merck'sche Abschrift nur aus den Varianten, die sich auf Schreibung und Interpunction nicht erstrecken; und eben deswegen ist uns Caroline's zweite Abschrift nicht entbehrlich. Im »jungen Goethe« (2, 7—14) ist der Wanderer nach dem ersten Druck (Göttinger Musenalmanach 1774) gegeben, dem eine von Merck gelieferte Abschrift zu Grunde lag (J. G. 1, 369). Caroline's Abschriften stehen an Treue noch über denen, die wir Herder verdanken. Sie halten sich an die Schreibung des Originals und an seine Interpunction, oder, besser gesagt, seine Interpunctionslosigkeit. Die »lieben Mädgen« fanden sich eben in Goethe's Satzzeichnung besser zurecht als die Schriftgelehrten[2]. Diesen Vorzug könnte nur ein vollständiger Abdruck ins Licht stellen.

In der nun folgenden Uebersicht der Lesarten bezeichne ich Caroline's beide Abschriften mit C 1 und C 2, Mercks Abschrift mit M, den Text im Jungen Goethe mit JG. An einigen Stellen nur notire ich die letzte Gestalt[3] (nach welcher die Zeilen gezählt sind) mit W.

2. JG, W: den säugenden Knaben
C 1, M, C 2: den saugenden Knaben
13. JG, W: Lächelst Fremdling
Ueber meine Frage?
C 1, C 2: D' lächelst Fremdling
über meine Frage.

---

[1] Mercks Frau wurde auf Herders Verlobte eifersüchtig, und Leuchsenring bekam Stoff zu seinen fatalen Zwischenträgereien. Aus Herders Nachlass 3, 242 fg.

[2] J. G. 1, 249.

[3] Schriften VIII (1789) S. 232.

15. C 1, M, C 2: Ich bring [JG: bringe] keine Waaren
W: Keine Waaren bring' ich [1]

35—40. = JG, 36—41 [in W am stärksten umgearbeitet] [2]

C 1: Eine Innschrift über die ich trette!
'r Venus! —. und ihr übrigen
[JG, M: Der Venus C 2: Der — Venus]
seyd verloschen
weggewandelt ihr Gesellen [JG, M: Gespielen]
die ihr euers Meisters Gefühl [JG, M, C 2: Andacht]
Jahrtausenden entgegen zeigen solltet.
JG, C 2: Tausend Enkeln zeugen [W: zeigen] solltet.

41. C 1: D' staunest Fremdling
diese Stein an
JG: Staunest, Fremdling,
Diese Stein' an?

78. C 1, M^2, C 2, W: Schätzest du so Natur [JG: Schützest]
deines Meisterstücks Meisterstück?

85. C 1, M, C 2: Fremdling willst du hier
untern Pappelbaum [JG: unter'm] dich setzen?
hier ist kühl. [JG: ist's kühl]. Nimm den Knaben

88. M, C 2: dass ich da hinab geh Wasser schöpfen
JG: Dass ich hinabgeh, Wasser zu schöpfen!
W: Es ist kühl. Nimm den Knaben,
Dass ich Wasser schöpfen gehe.

89. C 2, W: Schlafe [JG: Schlaf,] Lieber schlaf.

---

[1] Vers 16 (JG. 17): »Schwül ist, schwül der Abend« — W: »Kühl wird nun der Abend« fehlt in C 1. Jedenfalls blos aus Versehen übersprungen.

[2] »Schätzest« muss Wagner in seiner Vorlage gefunden haben, denn er bemerkt keine Variante gegen die Ausg. v. J. 1815, die er bei der Vergleichung zu Grunde legte.

Ich bin schon einige Verse weiter gegangen, als Caroline's ältere Abschrift reicht. Sie reicht weit genug, um das Wichtigste ausser Zweifel zu setzen: die Gestalt, welche Caroline im Mai 72 vor Augen hatte, und die von der im April vorgelesenen sich ihrer Erinnerung nach nicht unterschied, ist bis auf wenige Eigenthümlichkeiten des Ausdrucks identisch mit der i. J. 1774 veröffentlichten. Von den formellen Eigenthümlichkeiten fallen vielleicht am meisten auf die abgekürzten Formen D' (Du) und 'r (der), auf die ich unten in einem grösseren Zusammenhange zurückzukommen gedenke. Nur einige Verse (38—40) haben eine namhafte Aenderung erfahren. Bedeutsam ist es, wie der Dichter hier sein Lieblingswort »Gefühl [1]« opfert, zunächst wohl blos des Tonfalls wegen, und nun einen noch höheren und inhaltsschwereren Ausdruck findet.

Caroline's zweite Abschrift bietet uns in den weiteren Versen nichts Eigenthümliches mehr — bis auf die Spärlichkeit der Interpunction. Goethe überliess es denen, die den Druck seiner Gedichte besorgten, »zu interpunctiren, wie's dem Leser genehm war« und ertheilte Vollmacht »Komma, Kolon, Semikolon und Punktum zu machen, Ausrufungszeichen in Fragezeichen zu verwandeln« u. s. f.[2]« Dies hat denn auch Boie oder dessen Corrector in unserm Falle mit einem wahren Uebereifer besorgt (V. 20 »liebes, junges Weib« u. ä.), an einer Stelle vielleicht wider den

[1] »Hier steht sein Werk, tretet hin und erkennt das tiefste Gefühl von Wahrheit und Schönheit der Verhältnisse«. (J. G. 1, 212 vgl. 3,696) »Drum glaubt nicht so schnell zu verstehen, was das heisse: Das Gefühl ist die Harmonie und vice versa. Und das ist es, was immer durch die Seele des Künstlers webt, was in ihm nach und nach sich zum verstandensten Ausdrucke drängt, ohne durch die Erkenntnisskraft durchgegangen zu sein.« (J. G. 3, 690).

[2] J. G. 3, 48. Th. Bergk, Acht Lieder von Goethe S. 25 (über den Druck von Erwin und Elmire.)

Sinn der ursprünglichen Fassung, oder doch wider die vom Dichter gewollte Verbindung der Ausdrücke. Vers 118 nämlich u. f. (J. G. 113 fg.) haben im Musenalmanach folgende Satzzeichnung:

Hier, zwischen das Gemäuer her.
Die Hütte baute noch mein Vater
Aus Ziegeln und des Schuttes Steinen.
Hier wohnen wir.

In den beiden Abschriften (M, C 2) fehlt alle Interpunktion:

Hier zwischen das Gemäuer her
die Hütte baut mein Vater noch
aus Ziegeln und des Schuttes Steinen
hier wohnen wir —

Es ist lebendige Rede, die Worte reihen sich in der natürlichsten Folge an einander, wie die Gegenstände sich sinnlich dem Auge darbieten. Auf des Wanderers erstaunte Frage »Ihr wohnet hier?« (Goethe setzte ein blosses Punktum) erwidert die Frau: »Hier, in der Hütte, die zwischen das Gemäuer her der Vater baute, hier wohnen wir«. Sie spricht wie ein Naturkind, und macht freilich dem Grammatiker zu schaffen, der ihre syntaxis naturae nach seiner syntaxis convenientiae regeln will. Der Grammatiker des Musenalmanachs muthet übrigens mit seinem Punktum dem Dichter die schlimme Construction zu: »Wir wohnen zwischen das Gemäuer her«. Indessen er hat schliesslich Recht behalten. Denn in der letzten Gestalt ist Goethe auf seine Satztheilung eingegangen:

Da, zwischen dem Gemäuer her.
Die Hütte baute noch mein Vater u. s. w.

Aber das beweist keineswegs, dass er von Haus aus Recht hatte. Denn der letzten Bearbeitung hat Goethe eben diesen

ersten Druck zu Grunde gelegt — er besass schon im Mai 1773 keine Abschrift mehr vom *Wandrer* (J. G. 1, 369) — und wir kennen mehr Belege als diesen, die es bezeugen, dass Goethe die Druckgestalten seiner Werke in gewisser Weise wie grossjährige Kinder ansah, die man mit einer Art Respekt behandeln und in ihren Eigenthümlichkeiten schützen müsse — vom Spiel des Zufalls, das wohl auch einmal den Fehler eines Nachdrucks zu Ehren gebracht hat, ganz abgesehen.

Ueberhaupt aber glaube ich im Texte des Musen-Almanachs etliche Spuren einer kleinlichen und willkürlichen Revision zu entdecken. In V. 78 (J. G. 74) ist

Sch*ä*tzest du so, Natur,

schlechthin ein Versehen oder Missverständniss, und vielleicht ist auch der

s*ä*ugende Knabe

nur ein Kind des Correctors. Alle die Abschriften haben die richtige Form »saugende«; der »säugende« ist indessen 1815 vom Dichter selbst adoptirt worden. Wenn ferner die metrisch so wohl gerathene Zeile 88:

Dass ich da hinab geh Wasser schöpfen

im Musen-Almanach die lendenlahme, aus dem Metrum fallende Gestalt annimmt

Dass ich hinabgeh, Wasser zu schöpfen —

so wüsste ich keine andere Rücksicht, die das veranlasst haben könnte, als die einer pedantischen Sprachreinhaltung, die nicht gestatten wollte, dass »hinabgehen« mit dem schlichten Infinitiv verbunden würde. Goethe hat, wie es scheint, von treuer Erinnerung geleitet, in der letzten Gestalt sein »schöpfen gehen« wieder hergestellt. Die

gleiche Hand, welche den V. 88 antastete, hat wohl auch »untern Pappelbaum« in »unter'm Pappelbaum« »ist kühl« in »ist's kühl«, »in Götterselbstgefühl« in »im Götterselbstgefühl«, »Trümmern« in »Trümmer« verbessert. Boie erhielt, wie erwähnt, den *Wandrer* durch Mercks Vermittlung und somit doch wohl in einer mit M und C 2 übereinstimmenden, höchstens zufällig abweichenden, Copie. Die angeführten Varianten des von ihm besorgten Abdrucks sind sämmtlich von der Art, dass man an ihrer Aechtheit zu zweifeln berechtigt ist. Der Text des Musen-Almanachs steht also, wenn es uns auf Feststellung der ältesten Gestalt ankommt, an Werth hinter jeder der drei erhaltenen Abschriften zurück. Wichtiger als dies kritische Ergebniss ist es, dass uns Caroline's Abschrift im ältesten »Wandrer« schon das vollständig ausgeformte Gedicht zeigt, ein Gedicht, zu dem Lotte und Kestner auch nicht den kleinsten Zug haben liefern können. Was der Dichter selbst, »Lotten ganz im Herzen«, im Widerspruch mit dieser Thatsache sagt, ist poetische Selbsttäuschung oder freundschaftliche Mystification.

Die Abschrift des *Klaggesangs von der edlen Frauen des Asan Aga* hat sich bei dem zu den »Volksliedern« gehörigen Nachlasse gefunden. Wir verdanken sie Caroline's treuer Mitarbeit an der Volkslieder-Sammlung — verdanken wir es doch ihr vornehmlich, dass diese Sammlung selbst, die liebenswürdigste Gabe, die uns Herder hinterlassen hat, zu Stande und an die Oeffentlichkeit gekommen ist. Im ersten Theil der Volkslieder S. 309 fgg. ist der »edle Gesang« mit der Bezeichnung morlackisches Lied gedruckt. Man hat den ersten Druck bisher ohne weiteres für die Erstlingsform genommen. Aber Herder hat den Beitrag nicht ohne Aenderungen aufgenommen, und es ist von besonderem Interesse, zu sehen, wie sich Goethe später (1788) zu diesen Aenderungen gestellt hat,

als er selbst seiner Uebersetzung die letzte Feile gab. Caroline hat ihre Vorlage auch dies Mal getreu abgeschrieben *(Blat, Thurne, Trauer Scheidbrief, ungestümme, Stürzt sie,* ohne Apostroph[1]). Die Worte, welche Herder gestrichen hat, sind im Folgenden mit liegenden Lettern gegeben und die von ihm übergeschriebenen Correcturen in kleinerem Druck. Die Handschrift soll mit A, der erste Druck in den Volksliedern mit V, die letzte Gestalt in Goethe's Werken[2] mit W bezeichnet werden.

3. A, V: Wär' es Schnee da, wäre weggeschmolzen
W: Wär' es Schnee, er

7. A, V: Nieder liegt er drein [W: drin] an seiner Wunde

18. A: Springt zum Thurne [V, W: Thurme]

kehrt zurück Gattin
23. A, W: Und es *kehret* die *Gemahlin* Asans
V: Und es kehrt zurück die Gattin Asans

27. A, V: Schweigt der Bruder und zieht [W: Bruder, ziehet] aus der Tasche

34. A: Küsst die Wangen ihren [V, W: ihrer] beiden Mädchen

---

[1] V. 89 Gedruckt ist schon in V: Stürzt' sie. Das Apostrophiren hat in solchem Falle sein Missliches. Der Herausgeber traut dem Leser nicht eben so viel Besinnung zu, wie der Dichter dem Hörer. Dem Hörenden bleibt es überlassen, ob er die Handlung als gegenwärtige oder vergangene empfinden will. Wo es dem Dichter darauf ankommt, stellt er selbst, durch Wiederholung z. B. das Tempus sicher (Briefe an Frau v. Stein 1, 25 »Da er dankbar dir zu Füssen lag, Fühlt sein Herz an deinem Herzen schwellen, Fühlte sich in deinem Auge gut« — und ebenso V. 33, 34, wo A, V ohne Apostroph geben: »Küsste sie der beiden Knaben Stirne, Küsst die Wangen« —). In vielen Fällen lässt der Zusammenhang keinen Zweifel; bisweilen aber ist, wie hier in V. 89 der Vorstellung des Hörenden ein Spielraum gelassen, der dem Leser durch das Apostrophiren verengt wird.

[2] Zuerst in den *Schriften*, VIII, 177—182 als erstes Stück der zweiten Sammlung.

43. 44. A: Die' liebe Frau, V: Liebe Frau, W: Unsre Frau
bitt'
47. A: Ach bei deinem Leben! *Dich beschwör* ich Bruder
V: Ach bei deinem Leben! bitt' ich, Bruder
W: Ich beschwöre dich bei deinem Leben
Frau sie
53. A: Doch die *Fraue* bittet ihn unendlich
V: Doch die Frau, sie . . . W: Doch die Gute . . .
60. A: Dass ich mich vor Asans Haus verhülle
zu sehen
Meine lieben Waisen nicht *ersehe*
V: . . . nicht zu sehen W: nicht erblicke.
70. A: Riefen: Komm zu deinen Kindern wieder
Brod
Iss mit uns das *Abend*brod in deiner Halle.
V: Iss mit uns dass Brod in deiner Halle
W: Riefen: Komm zu deiner Halle wieder!
Iss das Abendbrot mit deinen Kindern.
74. A, V: Kehrete sich zu der Suaten Fürsten:
Bruder[1] lass die Suaten und die Pferde
Halten 'wenig [V.: Halten wenig] vor der lieben Thüre
W: Lass doch, lass die Suaten und die Pferde
Halten wenig vor der Lieben[2] Thüre

---

[1] Der Fürst der Suaten (stari swat, Aelteste d. h. Vornehmste der Hochzeitsgäste) der Führer des Brautgefolges, ist einer der nächsten Verwandten des Bräutigams, nicht etwa der leibliche Bruder der Braut, »Bruder« also in diesem einen Falle nur die ehrende, zutrauliche Anrede. Anscheinend hat sie der Dichter denn auch nur, um der leicht möglichen Verwechslung vorzubeugen, bei der letzten Revision beseitigt.

[2] Schade um die »liebe Thüre«. Auch sonst hat der Dichter seit 1786 das Wort, das er früher so lieb hatte, entfernt. So im Liede an den Mond das »liebe Thal« (vgl. J. G. 3, 342 Z. 5) während es sich in Jägers Abendlied Z. 6 noch gerettet hat — im Liede auf dem Züricher See Z. 15 die »lieben Nebel« (vgl. J. G. 3, 290 die »lieben Wolken«). Der vorangesetzte Genitiv »der Lieben« Thüre ist kein schöner Ersatz.

81. A, V: Und dem Säugling hülflos in der Wiegen [W: Wiege][1]

Herders Aenderungen hat Goethe, bis auf eine, als berechtigt anerkannt, keine aber hat er in der angebotenen Form benutzt. Auf das einfache »kehren« für »zurückkehren« hat er weder in V. 23, wo Herder corrigieren wollte, noch unten V. 85 verzichtet. Er gebraucht es ebenso in Wanderers Sturmlied:

Soll der zurückkehren
Der kleine schwarze feurige Bauer?
Soll der zurückkehren, erwartend
Nur deine Gaben, Vater Bromius —
Der kehren muthig?

und hier hat er es sogar erst bei einer späteren Niederschrift eingeführt, während die beiden älteren Gestalten auch im letzten Verse die zusammengesetzte Form haben:

Soll der zurück kehren muthig[2].

Noch mehr aber ist die Aenderung von »(die) liebe Frau« in »unsre Frau« zu bedauern. Jenes klingt so herzlich, wie immer in Goethe's Briefen dieser Ausdruck, mit dem er nicht die erste beste beehrt. »Und grüsse die liebe Frau« (Betty Jacobi) J. G. 1, 399, an Johanna Fahlmer, Dec. 1773. »Die liebe Frau (Lotte) hatte in der letzten Nacht wenig geschlafen«. J. G. 3, 367.

[1] V. 6 der Zelten Asan Aga. J. G. 3, 306 Erden. 3, 332, 335 meiner Seelen. 3, 283 die Mündung der Pistolen (Singular). Vgl. oben S. 119[2] *die Trümmern.* Sogar (3, 229) »die himmlisch Freuden ist ein Traum«. (Hier wie im ersten Beispiel zur Vermeidung des Hiatus).

[2] J. G. 2, 3 fgg. und Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi S. 3 fgg. (V. 1—100) S. 37 fg. (V. 101—116). An letzterer Stelle scheint mir die »älteste erreichbare Form« gegeben. Die Lesart der letzten Gestalt (1815) findet sich schon 1781 in Herders Abschrift.

Statt des Reflexivums[1] finden wir es in der ältesten Form des Prometheus:

Als ich ein Kind war
Nicht wusste wo aus wo ein
Kehrt mein verirrtes Aug[2]
Zur Sonne --

seit 1789 allerdings geändert in: »Kehrt' ich mein verirrtes Auge«.

In zwei Versen (47, 71) verlangte das Metrum eine Nachhülfe. Die erste Gestalt hatte sich hier sechs Hebungen gestattet, wie denn noch in dem Gedichte »Seefahrt« (11. Sept. 1776), dem ersten Original-Gedichte, welches in dem am »Klaggesange« geübten Versmasse geschrieben ist, sich vier trochäische Sechsfüssler finden (V. 1, 2, 20, 22) — ursprünglich nur drei; denn der vierte (V. 1) wurde auffallender Weise noch bei der letzten Redaction hinzugethan:

Lange Tag und Nächte stand mein Schiff befrachtet --

während in der älteren Gestalt das Gedicht anhebt:

Taglang Nachtlang [Nächtelang[3]] stand mein Schiff befrachtet.

---

[1] *Drehen* und *neigen* reflexiv oder neutral: Gedichte 2, 294. J. G. 3, 684. (Da drehten die Pärchen allzumal — Er neigt zur ihr = verneigt sich gegen sie).

[2] J. G. 3, 157. Ebenso im ersten Drucke (Einlage in F. Jacobi's Schrift Über die Lehre des Spinoza 1785, zwischen S. 48, 49) und in Herders Abschrift. Die Lesart der in Mercks Nachlass befindlichen Handschrift hat K. Wagner (Mercks Br. I, 55) nicht angegeben, und doch ist es kaum anzunehmen, dass sie mit der Ausgabe letzter Hand übereinstimmt.

[3] »Nachtlang« in Goethe's Briefen an Lavater S. 23 (J. G. 3, 145) Tagelang, Nächtelang in Mercks Handschrift (Mercks Br. I, 78) und im Deutschen Museum 1777 II, 267. »Taglang, Nächte lang« in Herders Abschrift (datirt: den 11. September 1776, wie im Deutschen

Seit 1781 formt Goethe, wie die oben (S. 115) besprochenen Gedichte im Tiefurter Journal zeigen, die serbischen Trochäen in tadelloser Regelmässigkeit. In der »Seefahrt« aber wollte er offenbar die beiden schon vorhandenen Langverse nicht opfern und erhob, indem er auch die erste Zeile dehnte, das Unregelmässige zur poetischen Schönheit. Die Verse rücken nicht von der Stelle, sie schaukeln und schwanken hin und her, wie das Fahrzeug, dessen Mannschaft die Tage im Hafen verliegt, günstiger Winde harrend. Bei dem Volksliede aber musste selbstverständlich Ton und Weise des Originals durchgehends eingehalten werden. Im ersten Falle (V. 47) liessen sich die überschüssigen Worte leicht beseitigen. Bei V. 70, 71 aber könnte man darüber rechten, ob Herders oder Goethe's Aenderung den Preis verdient. Natürlicher, rührender klingt doch jedenfalls im Munde der Kinder die Bitte: »Komm wieder zu uns!« als »Komm wieder zu deiner Halle!« So rufen sie denn auch nach der treueren Uebersetzung von Talvj[1]:

Kehr zu uns zurücke, liebe Mutter!
Dass das Mittagsmahl wir mit dir theilen —

Museum). Diese letztere hat einiges Eigenthümliche. Ich notire als wichtigste Lesart V. 15:

Und die Segel blühen in dem Hauche.

So steht deutlich geschrieben. Es ist die Lesart sämmtlicher erhaltener Handschriften (auch der von Merck; denn Wagner notirt keine Variante gegen die Ausgabe v. J. 1815), des ersten Drucks und sämmtlicher unter Goethe's Augen erschienener Ausgaben. Erst die Ausgabe v. J. 1836 brachte »die Segel blähen«. Es ist offenbar eine willkürliche Correctur, wahrscheinlich von Riemer. Unbegreiflich, wie sie sich bei den späteren Herausgebern (Strehlke 1, 159; Cotta'sche Ausg. 1875 mit Karl Goedeke's Einleitung 1, 193) in Gunst gesetzt hat; noch unbegreiflicher, dass der Recensent des »Jungen Goethe« im Literarischen Centralblatt 1875, 30. Oct. sie sogar in den originalen Text eingeschwärzt sehen möchte.

[1] Volkslieder der Serben 2, 273.

und so schon in der alten Uebersetzung von Fortis Reise in Dalmatien (1776):

Liebe, liebe Mutter!
Komm wieder zu uns, komm in deiner Halle
Mit uns das Abendbrot zu essen [1].

An Herders Aenderung fand es Goethe offenbar unliebsam, dass sie ihm das Abendbrot nahm, für welches er, als Poet wenigstens, wegen der traulich gemächlichen Nebenideen, die sich von selbst zugesellen, eine besondere Vorliebe gehabt hat [2]. Es trifft sich eigen, dass es von Rechts wegen nicht einmal das Abendbrot ist, zu welchem die liebe Frau gerufen wird. Mit Absicht indessen oder aus Vorliebe hat Goethe die Zeiten nicht vertauscht; er folgte einfach seiner Vorlage.

Wo aber haben wir diese Vorlage zu suchen? Die Ansichten sind über den Fundort und im Zusammenhange damit über das Jahr, in welchem die Uebersetzung des Klaggesanges entstanden ist, getheilt. Der Dichter selbst datirt sie 1824 in seinem Aufsatze über Serbische Volkslieder funfzig Jahre zurück. In der *Chronologie der Goethe'schen Werke* ist sie dem Jahre 75 zugewiesen. An diesem Jahre halten die Herausgeber fest [4]. Eine abweichende Ansetzung geht von der Notiz aus, die sich im Anfange

---

[1] Düntzer, Goethe's lyrische Gedichte erläutert (1858) I., 314 fg.

[2] Der Wanderer V. 115. 116. An Lottchen (Jacobi) J. G. 2, 35 Z. 4; 1789 bekanntlich geändert in Abendroth: Gedichte 1, 49.

[3] Bd. 33, 302 »Schon sind es funfzig Jahr, dass ich den Klaggesang . . . . übersetzte«.

[4] So noch die Cotta'sche Ausgabe in zehn Bänden v. J. 1875. In dem Jungen Goethe aber ist das Stück nicht enthalten, wird also von Bernays nach 1775 angesetzt.

von Herders Volksliedern zu dem Gedichte findet: »Siehe *Fortis Reise* Th. I. S. 150 oder *Die Sitten der Morlachen* (von der Gräfin Rosenberg) Bern 1775 S. 50«. Dieselben Werke nennt auch Goethe a. a. O. als solche, wo sich der edle Gesang »finden liess«. Er hatte wahrscheinlich, als er so schrieb, Herders Volkslieder vor sich. Fussend auf Herders Notiz, die er als Angabe der »Quelle« betrachtet, sieht Düntzer [1] in der oben citirten jambischen Uebersetzung, die sich in der deutschen Ausgabe von Fortis Reisen befindet, die eigentliche Vorlage und findet, da die besagte Ausgabe erst 1776 erschienen, in Goethe's Erklärung eine doppelte Unrichtigkeit. Düntzer vermuthet, dass Goethe durch Herder auf den Stoff und das Buch aufmerksam gemacht sei. Dann müsste aber, da Herder erst im Oktober 1776 nach Weimar kam, die Nachdichtung erst nach dem freien Gedichte »Seefahrt« entstanden sein, in welchem wir bereits die fünffüssigen Trochäen vorfinden.

Herder nennt, genau betrachtet, die Berner Ausgabe der Reisebeschreibung gar nicht als Quelle, aus welcher der Uebersetzer geschöpft [2]; indessen kommt es darauf wenig an gegenüber einem Kreuzverhör zwischen der Urschrift, dem italienischen Texte des Fortis, der französischen Uebersetzung, die Goethe erwähnt, der deutschen Uebersetzung vom Jahre 1776 und der Goethe'schen Nachdichtung. Ich kann nur die von Düntzer mitgetheilten 25 Jamben mit Goethe's Asan Aga vergleichen. In den Schlussversen:

[1] Goethe's lyrische Gedichte für gebildete Leser erläutert. Elberfeld 1858. 1, 312 fg. Es ist mir nur diese erste Ausgabe zur Hand.

[2] Bisweilen gebraucht er wohl sein »Siehe!« um den Fundort anzugeben. Will er aber ausdrücklich die Quelle bezeichnen, so sagt er, wie z. B. bei den morlackischen Liedern, die er selbst übersetzt: »Aus Fortis Osservazioni ... Venet. 1771, nach seiner italienischen Uebersetzung« — »aus einem ungedruckten italienischen Manuscripte des Abt Fortis«.

Und die bange (?) *Seele*
Entfloh dem bangen Busen, als die Arme
Sie ihre Kinder sah von ihr entfliehen —

ist die Aehnlichkeit augenscheinlich; wenn aber Goethe hier ganz wie der Berner Uebersetzer von dem Sinne der Urschrift abweichend, gerade das *Fliehen* der Kinder, wovon jene nichts hat, zu dem Schmerzensanblick macht, welcher der Mutter das Herz bricht — so könnte das auf Rechnung einer gemeinschaftlichen Vorlage kommen. Gibt es allerdings Stellen von so frappanter Aehnlichkeit mehr, so müssen wir die deutsche Vorlage annehmen. Die Vergleichung muss ich denen überlassen, welchen die literarischen Hülfsmittel zur Hand sind. Der blosse Zweifel ist unerquicklich, wenn er auch aus dem Wunsche entspringt, eine zu den Akten gegebene Aussage des Dichters zu retten; ich versuche es also, wenigstens auf einem Nebenwege, den ich aufgefunden zu haben glaube, etwas zur Lösung der chronologischen Frage beizutragen.

Man wird es vermuthen, dass es die apostrophirten Wörtchen sind, von denen ich dabei ausgehen will: »Die' liebe Frau — halten 'wenig«. (V. 43. 44. 74.). Sie gesellen sich zu den Abkürzungen, welche uns in Caroline's erster Abschrift vom *Wandrer* auffielen: »D'lächelst, — D'staunest — 'r Venus«. Denn der Apostroph hinter dem weiblichen Artikel will besagen, dass der Vocal desselben verflüchtigt, dass er mit der folgenden Silbe zusammen gesprochen werden solle (d'liebe), und der Apostroph vor *wenig* soll den unbestimmten Artikel vertreten. Die im Volkston gehaltenen Dichtungen der ersten siebziger Jahre zeigen uns zahlreiche Abkürzungen ähnlichen Schlages, am meisten die Fastnachts- und Scherzspiele. Wie viele Zeilen und Sätze fangen da mit einem 's an (für *es* und *das*), wie oft wird der Artikel mit der Präposition zu einer Silbe zusammen-

gefasst (auf'm gedruckten Zettel, aus'm Sittenschlaf, aus'em Rachen blasen); noch kühner sind Verkürzungen wie die von *etwa* in *'wa* (Und lassen sie sich 'wa nicht weisen)[1]. Die Kürzung von *du* und *die* kommt meines Wissens sonst nicht vor; es ist wohl nicht zufällig, dass wir die so apostrophirten Formen in Abschriften finden, die Herdern zu Gesicht kommen sollten.

Denn Herder ist es, der diesen Apostrophirungen recht geflissentlich das Wort geredet, der sie empfohlen und eingeführt hat. Es geschieht in den Blättern von Deutscher Art und Kunst[2]. Er knüpft an das »Fabelliedchen«: »Es sah ein Knab ein Röslein stehn« an, dessen Text er mittheilt, wie er ihn »aus der mündlichen Sage« behalten hat. Im Liede selbst schreibt er alle Artikel aus, aber gleich danach weist er eine »Aenderung des lebendigen Gesanges« nach. Er nennt sie »Vorschlag« (Anakrusis). »Der Vorschlag ist im Deutschen wie im Englischen meistens der dunkle Laut von the in beidem Geschlecht (*de* Knabe) 's statt *das* ('s Röslein) und statt *ein* ein dunkles *a* und was man noch immer in Liedern der Art mit ' ausdrücken könnte. Das Hauptwort bekommt auf solche Weise immer weit mehr poetische Substantialität und Persönlichkeit (' Knabe sprach — ' Röslein sprach u. s. w.), in den Liedern weit[3] mehr Accent. In schnellrollenden, gereimten komischen Sachen, in den stärksten, heftigsten Stellen der tragischen Leidenschaft, hier am meisten in den gedrungenen Blankversen, haben Sie es da nicht oft bemerkt, wie schädlich es uns Deutschen sei, dass wir keine Elisionen haben oder uns machen wollen? Unsre Vorfahren

---

[1] JG 3, 204. 210. 212. 230. *Erwin und Elmire:* »Sich mit'm Nachbar schlagen«. (JG 3, 522).

[2] Briefe über Ossian und die Lieder alter Völker S. 57–59.

[3] So verbessere ich das im Originaltext stehende »mit mehr Accent«.

haben sie häufig und zu häufig gehabt; die Engländer mit ihren Artikeln, mit den Vocalen bei unbedeutenden Wörtern, Partikeln u. s. w. haben sie zur Regel gemacht: die innere Beschaffenheit beider Sprachen ist in diesem Stücke ganz Einerlei . . . aber wer unter uns wird zu elidiren wagen? Unsre Kunstrichter zählen ja Silben und können so gut skandiren! Sie also, der kein Kunstrichter ist, erlauben in dergleichen Fällen mir wenigstens, mich freiherrlichermassen des Zeichens (') bedienen zu können, nach bestem Belieben.« Ganz denselben Sinn hat die Stelle in einer mir vorliegenden älteren Fassung, welche, wie ich beweisen kann, zwischen Mai 70 und April 71 niedergeschrieben ist. Als Probe wird da zugleich ein Liedchen von Vanbrugh gegeben, in einer Uebersetzung, die mit verkürzten Formen und Elisionen das äusserste leistet[1]. In freiherrlicher Weise, wie hier, hat Herder, seinem eigenen Vorschlage entsprechend, auch bei seinen Uebersetzungen aus Shakespeare die Sprache behandelt. Von Shakespeare hatte er manche Scene[2], besonders Monologe, und auch schon Lieder in Riga übersetzt und

[1] Not an Angel dwells above aus Vanbrughs Provoked Wife II., 2.

Droben nicht im Himmelreich
ist ein Engel halb Ihr gleich
— Himmel weiss, wie s' mich wird ansehn
lächelnd — ach wie wär' ich froh
aber saur — doch da bin 'ch so
Himmel weiss, 's soll mich nichts angehn.

Str. 2. Lieben — das kann kein Mensch sie mehr
aber sterb'n wer 'n Narre wär u. s. w.

[2] Eins der ältesten Stücke ist Ariels Lied aus The Tempest V, 3:

Wo die Biene saugen thut
in Schlüsselblum'n — da ruh ich gut!
schlupf' hinein, wenn die' Eule schreit
flattr' auf Fledermaus Schwingen weit u. s. w.

Vgl. *Volkslieder* I, 2, 13. Mehrere Apostrophirungen sind nachträglich angebracht.

mit auf die Reise genommen. An den Liedern besonders versuchte er sich immer von neuem. Die Uebersetzungen aus den ersten siebziger Jahren erkennt man schon an der kecken Verwendung des Apostrophs.

In Strassburg war es, wo Herder den gekürzten Formen jenen Freibrief ausstellte, den wir überarbeitet in den Blättern von deutscher Art und Kunst lesen. Er wird in seinen Unterhaltungen mit Goethe, die so oft Naturpoesie, Volkslied, Wesen der lebendigen Sprache zum Gegenstande hatten, nicht weniger lebhaft dafür eingetreten sein. Von seinem Vorrathe an Uebersetzungen theilte er dem jungen Freunde manches mit[1], darunter auch Lieder von Shakespeare. Von zweien können wir es nachweisen, dass Goethe sie schon in Strassburg bekommen hat. »Wohl unter grünen Laubes Dach« singt er den Darmstädter Freunden im Walde vor, unter einem dichtbelaubten Baume, wo sie Schutz vor einem Regengusse suchen, und lässt sie den Chorus singen: »Nur eins, das heisst auch Wetter[2]!« Und das andere, ebenfalls aus As you like it (II, 10) schwebte ihm vor in Herders Uebersetzung, als er die Geschichte Gottfriedens von Berlichingen dramatisirte. »Auf! Ihre Seelen sollen mit dem Morgennebel steigen!« — lässt er den rasenden Metzler sagen — »Und dann *stürm, stürm, Winterwind!* und zerreiss sie« u. s. w. (J G 2, 168). Das »Lied des wilden Jacobs« (Blow, blow, thou winterwind) fängt schon in der Rigaer Uebersetzung an: »Stürm, stürm' o Winterwind[3]!«

---

[1] Aus Herders Nachlass 3, 196. Erinnerungen 1, 219.

[2] As you like it II, 5. Volkslieder I, 3, 3 in einer spateren Gestalt. (*Waldgesang.* Unter dies Grünlaub-Dach) aber noch mit den alten »Elisionen« (Herder denkt bei der Benennung zugleich an die synkopirten Formen). Aus Herders Nachlass 3, 226.

[3] Volkslieder I, 3. 4. *Waldlied.* In der ältesten Uebertragung Verse wie: »Ras' immer brüll'nd ins Land — Du nagst zwar bitt'rlich auch«.

Die Gründe, mit denen Herder seinen Vorschlag empfahl, mussten für Goethe viel gewinnendes haben. Er macht die Forderungen des lebendigen Gesanges, der ächten Poesie geltend. Jener verschmäht das Klanglose, diese das Inhaltleere. Das Wesen der Dichtkunst ist Energie, ist Kraft, das war schon einer von den Grundgedanken des ersten kritischen Wäldchens. Die magern Artikel, die blutlosen Formwörter sind ihr zuwider — ergo: sie werden hinausapostrophirt. Es ist ganz ebenso gemeint wie für die Prosa die Forderung: Nur Vollblutsätze! keine Uebergangsphrasen, keine Umschreibungen! Gedankenstrich und Ausrufzeichen thun in der Prosa, was dort der Apostroph ausrichten soll. Wer das Kernhafte, Gedrängte, Bedeutende empfahl, hatte das junge Geschlecht für sich — und hier zeigte es sich noch als ein altes Erbstück von deutscher Art und Kunst. Wie wohl Goethe es sich zugeeignet hat, besonders in »schnellrollenden, gereimten, komischen Versen«, ist oben angedeutet und zur Genüge bekannt.

Es war in dem Umfange, wie Herder sie eingeführt sehen wollte, doch eine gewagte Massregel, und eine revolutionäre dazu. Diese Verschneidung der Artikel und Fürwörter missachtete das historische Recht, missachtete die Thatsache, dass ein Jahrhundert und länger das Deutsche sich auf dem Grunde der Schriftsprache von Verfall und Verwilderung erholt und fortgebildet hatte. Hier sollte recht nach alter Weise mit Schneiden und Brennen kurirt werden; aber die Sprache war für solche Operationen zu gebildet, zu empfindlich geworden. Herder hat sich davon bei Zeiten überzeugt. Noch in der Volksliedersammlung, die er 1773—74 für den Druck zusammenstellte, finden sich Verkürzungen von *der, die, sie,* aber nicht mehr in den Volksliedern von 1778—79 und — ich glaube das bestimmt angeben zu können — in den Handschriften

schon nicht mehr seit 1775. Wie er seinen Vorschlag auf haltbare Grenzen zurückzieht, zeigt uns ein Blättchen, welches Verbesserungen für den Wiederabdruck der in dem Büchlein von Deutscher Art und Kunst veröffentlichten Proben von Volkspoesie enthält. Zu »Röslein auf der Heiden« ist vermerkt, dass die Zeilen anfangen sollen: »Knabe sprach« — »Röslein sprach«, ohne Andeutung des Artikels. Im Klaggesange von der edeln Frauen V. 43. 44. 74 das gleiche Verfahren. Wenn er jetzt den als Vorschlag gedachten Artikel oder auch ein persönliches Pronomen einfach wegliess, so waren ihm gewiss die Bemerkungen im Gedächtniss, die Lessing über Logau's Sprache gemacht hatte[1]: wie solches »zu einer besondern Schönheit werden« könne — Bemerkungen, die ihm nicht entgangen waren, als er zu seinen Fragmenten Vorstudien machte. Von den Abkürzungen behält er nur das 's für *es* und (seltner) *das* bei, dieselbe, die auch Klopstock selbst in den Oden sich gestattet[2]. Wo aber die lebendige Aussprache, beim Gesang besonders, die Verkürzung oder Verschleifung von selbst vornimmt, überlässt er sie, ohne die frühere Andeutung, dem Leser, wie in den Zeilen

Kommt Liebe, sie wird siegen
Und finden den Weg.

in dem Liede »Weg der Liebe« (Volkslieder II, 1, 15) oder in Ariels Lied:

Schlüpf' hinein, wo die Eulen schrein (I. 2, 13)

wo er früher *die' Eule* oder *d' Eule* gesetzt hatte.

[1] Schriften 5, 299—301. (excerpirt in einem Königsberger Studienhefte Herders.

[2] Z. B. 's Kind (4, 283) 's Aug (4, 278 im Versanfange). 's Ungeheuer (4, 335). Die Verkürzung von *die* wendet A. W. Schlegel zu komischer Wirkung an: »Den wohlgehörnten Mond d'Latern z' erkennen gibt«. (Sommernachtstraum 5, 1).

Es hatte übrigens seine guten Gründe, dass Herder eben zu der angegebenen Zeit wegen seines Vorschlags bedenklich ward und ihn in der eigenen Praxis auf ein bescheidenes Mass herabsetzte. Ein Freund und Mentor, dessen Mahnungen er selten überhörte, erhob kräftige Einsprache gegen »die Alcibiadischen Verhunzungen des Artikels;« ja er bedrohte ihn für diese und andere »Gräuel der Verwüstung in Ansehung der deutschen Sprache« mit einem »förmlichen und öffentlichen bellum grammaticum«. Das war in den letzten Tagen des Jahres 74.[1] Der gute Hamann wäre im Stande gewesen, die Drohung in seiner barocken Weise zu verwirklichen; aber ein Anderer, dem er es am wenigsten gönnte, gegen Herder Recht zu behalten, kam ihm zuvor — der sinnreiche Verfasser der »Freuden des jungen Werthers« und der »Leiden und Freuden Werthers des Mannes«.

Das Büchlein erschien im Januar 75[2]. Man nimmt es gewöhnlich als eine blos gegen Goethe's Roman geschriebene Parodie. Aber es sind Dinge darin, die Goethe unschuldig in Kauf nehmen muss, die auf einen Andern gemünzt sind. Mit Herder war Nicolai seit dem Sommer 74 im Kriegszustande. Herder hatte ihn in seinem Absagebriefe ziemlich unverblümt einen flachen Kopf genannt, hatte über Sebaldus Nothankers »Sandwüsten« gespottet. Der Riss war längst vorhanden, war eigentlich schon seit der Aussprache, die über die Blätter von Deutscher Art und Kunst stattgefunden hatte, nicht mehr zu heilen. Herder hatte es abgelehnt,

[1] Hamann an Herder d. 20. December 1774. (Schriften 5, 120 fg.) Die Anspielung auf die Anekdote von Alcibiades, der seinem Hunde den Schwanz stutzen liess, um den Athenern zu reden zu geben, ist ächt Hamannischer *cant*.

[2] Nicolai an Lessing d. 17. Januar 1775. (Briefe an Lessing hg. v. Redlich 2, 777. Vgl. R. M. Werner, Der Berliner Werther. Salzburg 1874.)

den Bogen Von Deutscher Baukunst in Nicolai's kritischem Journal zu besprechen und sich im Grunde für einverstanden mit dem Verfasser erklärt. »Dass er übrigens ein Kopf sei, zeigt, glaub' ich, sein *Götz von Berlichingen!* Ich wüsste nicht, welche Marionette von neuerm Kunstwerk ich für den *Götz* nehmen wollte.« (Am 14. August 1773)[1]. »Sie sollten nicht auf mich ungehalten sein«, hatte Nicolai damals noch ausweichend erwidert, »wenn ich nicht recht *von Deutscher Art* bin«. Jetzt aber war er der abgesagte Feind dieser Art und des Mannes, der sie aufgebracht hatte. Die Gelegenheit war günstig genug, ihm so nebenbei einen Possen zu spielen. Der lächerlichste Laffe, der in Nicolai's Werthergeschichte vorkommt, ist ein Herderianer. »'s war da ein junges Kerlchen, leicht und lüftig, hatt' allerley gelesen, schwätzte drob kreuz und quer, *nenst' aufgebrachtermassen, vom ersten Wurfe, von Volksliedern und von historischen Schauspielen, zwanzig Jährchen lang, jed's in drey Minuten zusammengedruckt«.* (S. 43). Es ist ein Hieb auf Herder's Abhandlungen über Volkslieder und Shakespeare, und gegen diese viel mehr und insbesondere gegen die oben angeführte Stelle, als gegen die sprachliche Gestalt des Romans richtet sich die bis ins Lächerliche getriebene Verschneidung der Artikel und Fürwörter. Hans und Martin, die Bauern, die zu Eingang und Schluss das Wort führen, aber auch Werther und Lotte und wer sonst auftritt, der dazwischenredende Nicolai nicht ausgenommen, sie alle leben, möchte man sagen, von halb verschluckten Artikeln und andern kleinen Insekten. Hier nur ein Pröbchen, wie »'n Genie« redet. (S. 56) »s' n' Wort, schrie der Nachbar, 'ch seh 'r seyd

[1] Von und an Herder 1, 353. Auf Herders Seite ist hier nichts von der tiefen Verstimmung zu spüren, die, wie man neuerdings mehrfach angenommen hat, damals zwischen den beiden Männern bestanden haben soll.

'n Kerl der's Grosse liebt. Schaut wie die Bäume mit 'n Wurzeln empor liegen, und wie 's Dach auf d' Seite hängt, ... solch 'ne Ansicht hätte mir nun keine *Theorie,* wie s' den Quark nennen, aussinnen können«. Auf wenigen Zeilen eine Musterkarte aller von Herder empfohlenen »Elisionen«. Der Verfasser des Werther ist mit alle dem nicht getroffen. Hans und Martin könnten allenfalls auf die »deutsche Art« in der Bauern- und Reitknechtssprache des Götz von Berlichingen sticheln, die Sprache des Romans aber gab zu einer derartigen stilistischen Parodie keine Veranlassung.

Herder muss die Freuden des jungen Werther bald nachdem sie herausgekommen waren, gelesen haben. Im Februar 1775 zieht er den ersten Band seiner Volkslieder-Sammlung, deren Erscheinen bereits angekündigt war, aus der Druckerei zurück und erklärt dem Verleger seinen Entschluss, zu warten »bis das Publicum liebfreundlicher gestimmt sei«. Er wollte es unter allen Umständen vermeiden, dem verachteteten und doch gefürchteten Gegner eine Blösse zu geben [1]. Mit seinem Elisionsvorschlage hatte er es ihm leicht genug gemacht, sich Lorbeern in einem bellum grammaticum zu holen. Bei Hamanns Warnung und Nicolai's Hohn musste sich sein sprachreformatorischer Eifer ernüchtern, und ohne Zweifel hat er jetzt erst darauf Bedacht genommen, jenen Vorschlag nach Massgabe des durch die Schriftsprache geschützten Lautbestands zu ermässigen.

Goethe ist, so weit ich sehe, nur in wenigen Fällen bis an die äusserste Grenze gegangen, welche die »Blätter von Deutscher Art und Kunst« zu behaupten wagen. Er

[1] Von und an Herder 2, 70. 71. Hamanns Schriften 5, 128. Haym, Herder I, 689 fg. Caroline richtet gleichzeitig an den Verleger die Bitte, er möge Herders Namen bei Nicolai nicht nennen, weder im Guten noch im Bösen.

liess sich von seinem naiven und gesunden Sprachgefühl leiten, die gelehrten Berufungen auf die ältere Sprache, die Minnesänger, konnten ihm wenig anhaben. Jedenfalls sind es ganz vereinzelte Versuche, wenn er auch einmal *du* und *die* und ähnliches als Anakrusis behandelt. Dass er das aber (bei *die* und *ein*) noch Ende 1776 gethan haben sollte, will mir nicht in den Sinn. Er hat sich im Anfange des Jahres noch ein Mal recht gründlich an der alten liebgewonnenen Art geletzt, in »Hans Sachsens poetischer Sendung« — wie hätte er die anders dichten können, als in Hans Sachsens Weise und Sprache — nichts verzierlicht und nichts verkritzelt! Da drängen sich denn auch unter alle den altdeutschen Wörtern und Formen die bekannten Kürzungen — mit'n Augen rum zu scharlenzen — wie e'n Affentanz — zu 's Oberfensters Raum — In (= In 'n) Froschpfuhl[1] — fast noch dichter und kecker als in den Schwänken und dem Puppenspiel. Aber es ist ein Gütlichthun wie bei jedem letzten Abschiede. Das Gedicht bildet mit Recht den Schluss des »Jungen Goethe«. Wenn wir uns in den späteren Gedichten nach Kürzungen umsehen, so finden wir, wie bei Herder, bloss *'s* für es ('s ist leicht geschehen — Faust, 2. Theil II., 1457) und seltener für den neutralen Artikel:

Füllest wieder 's liebe Thal

in der ältesten Gestalt des Lieds an den Mond (1778) und so bis zuletzt (Faust, 2. Theil, II, 1090: Wir schaffen's Eisen). Nur in humoristisch gefärbter Sprache wohl auch einmal für *sie* (Flinze, wenig Erz enthaltens' — Gedichte 3, 203). Wie Herder, lässt auch Goethe bisweilen die Verschleifung von *die* mit dem nächsten Anlaut eintreten.

---

[1] J. G. 3, 701. 704. 706.

Ich erinnere an die oben (S. 108) angeführte Lesart in der *Ode* (Grenzen der Menschheit):

Nirgends haften
Dann *die* unsichern Solen

wo der Artikel ganz ebenso mit dem folgenden Worte zusammenfliesst, wie in den Versen:

Kein Nebel umschwebt uns, und schleicht er sich ein,
Ein Strahl und ein Lüftchen, und *die* Insel ist rein.
(Faust, 2. Theil, II., 1733).

Wer erinnert sich schliesslich nicht, wie gern Goethe die Geschlechts- und Fürwörter auslässt und zu wie schöner und vielfältiger Wirkung! Wie er dies simple Mittel bald zum Zwecke der Belebung und Personification, bald mit feinen Bezügen auf Ton und Stimmung, immer aber zum Gewinn des Wohllauts und der Sprache zu verwenden weiss! Herders Vorschlag, und gerade die weit- und übergreifende Fassung desselben und ihre Begründung (S. 134) hat gewiss dazu mitgewirkt.

Ich habe meine eigentlich blos auf die Sicherstellung einer Jahreszahl gerichtete Untersuchung zu einem Excurse über eine sprachliche Eigenthümlichkeit und deren Geschichte ausgedehnt, um ihr einen von der angeknüpften Folgerung möglichst unabhängigen Werth zu verleihen. Ich folgere nämlich so. Wenn die älteste Niederschrift uns Formen bietet, wie »der Zelten, die Fraue, von dem Thurne«[1], wenn sie uns eine Behandlung des Artikels zeigt, so extrem, wie kaum in den ersten Jahren der »Deutschen Art und Kunst«, eine Behandlung, die im Jahre 1776 von ihrem früheren Verfechter selbst längst aufgegeben war: so stimmt

[1] Die alte Form finde ich zuletzt in der Dritten Wallfahrt nach Erwins Grabe. J. G. 3, 695. »Der Frauen« (Singular) noch in »Iphigenia« und »Herrmann und Dorothea«. Gedichte 2, 120.

das alles weit eher zu des Dichters eigener Angabe, die den »edeln Gesang« dem Jahre 1775 (wenn nicht gar dem Vorjahre) zuweist, als zu der Verlegung auf Mitte oder Ende 1776.

Aelter als man gewöhnlich annimmt (1780—81) ist wohl die Ballade *Der Sänger*. Auch sie hat in der Erstlingsform noch einige Spuren von der alten Art und Kunst. Herder hat seine Abschrift wohl nach dem Manuscript des Romans gemacht, wir finden sie (ohne Ueberschrift) nebst Mignons Lied (Kennst du *den Ort*, wo die Citronen blühn [1]) und den Liedern des Harfners (Wer sich der Einsamkeit ergiebt — Wer nie sein Brot mit Thränen as) zusammen in demselben poetischen Sammelhefte, das uns die älteste Gestalt der *Zueignung* [2] aufbewahrt hat. Ich beschränke mich darauf, die erste und dritte Strophe mitzutheilen, da die übrigen Varianten meistens mit denen der Ausgabe vom Jahre 1799 zusammen fallen [3].

Was hör' ich draussen, vor dem Thor?
Was schallet auf der Brücken?
Es dringet bis zu meinem Ohr
Die Stimme voll Entzücken.

[1] Ausser dieser eigenthümlichen Fassung der ersten Zeile (die eine Sehnsucht nach dem Heimathsorte ausspricht, der erst später und vielleicht nur des Wohllauts, des Gesanges wegen sich in »das *Land*« der Goldorangen verwandelt hat) ist an der älteren Form nur das noch hervorzuheben, dass der Refrain nur die Anrede »o mein Gebieter« (1. 2) und »Gebieter« (3) hat. Wie viel Innigkeit ist durch die zarten Nüancen der späteren Form (o mein Geliebter — o mein Beschützer — o Vater) noch in Mignons Bitten gelegt! In Z. 2 hat Herders Copie: »Im *grünen* Laub« —

[2] Mitgetheilt in der älteren Publication S. 19 fg.

[3] Nur in der sechsten Strophe hat die älteste Gestalt Eigenes. Z. 2 O Trank von süsser Labe! Im W. M.: O Trank der süssen Labe! In den Werken: voll süsser Labe. Z. 3. *Er rief:* O hochbeglücktes Haus! W. M.: O dreymal hochbeglücktes Haus! In den Werken: O wohl dem hochbeglückten Haus.

Der König sprachs, der Page lief,
Der Knabe kam, der König rief
Lasst ihn herein den Alten.

Der Sänger drückt die Augen ein
Und schlug in vollen Tönen
Die Ritter schauten muthig drein
Und in den Schoos die Schönen.
Der Fürst dem es so wohl gefiel
Liess ihn zu lohnen für das Spiel
Ein' goldne Kette holen.

Am meisten fällt die Aenderung des Anfangs in die Augen. Sie ist äusserst glücklich. Von der Beseitigung einer altfränkischen Form geht sie aus, aber nun gelingt zugleich damit ein echt poetischer Zug. Das Entzücken des Königs wird nicht mehr beschrieben, wir empfinden es in seinem dringenden Begehren und Befehl, in den dahineilenden Versen; der Dichter zeigt Schönheit in Wirkung.

2. Ueber Goethe's Erwin und Elmire.

von

Wilhelm Wilmanns.

Goethe's Singspiel Erwin und Elmire erschien 1775 im Märzheft von Jacobi's Iris; im Mai wurde es in Frankfurt aufgeführt. Goethe konnte der Vorstellung nicht beiwohnen. Die verdriessliche Wendung, welche kurz vorher in seinem Verhältniss zu Lili eingetreten war, hatte ihn bewogen sich den Grafen Stollberg auf einer Schweizerreise anzuschliessen, um sich von peinlicher Unruhe zu befreien und den Versuch zu wagen, ob er Lili entbehren könne. Ueber den Bühnenerfolg seines Dramas erbat er sich Bericht von seiner treuen Freundin Johanna Fahlmer. »Und wenn Erwin aufgeführt wird«, schreibt er an sie am 16. Mai (Briefe an Joh. Fahlmer Nr. XXX., Junge Goethe 3, 86), »bitt ich doch um eine Relation. Denn eine Farce gibts doch — Und ob Lili drinn war?« Und bald nachher, am 22. Mai (Nr. XXXI., J. G. 3, 87): »Dancke herzlich liebe Tante für die Nachricht des herrlichen Tragierens . . Ihr Brief hat uns allen viel Freude gemacht, Sie haben sehr lebhaft gefühlt, und sehr

dramatisch erzählt. Mir wars lieber als die Vorstellung selbst«. Schade, dass der Bericht nicht erhalten ist.

»Ob Lili drinn war«, will der Dichter wissen. Nicht nur das Interesse des Autors, sondern auch des Liebhabers war rege. Das Stück war ein Gruss aus der Ferne, er wollte wissen, ob die Geliebte hinging, ihn zu empfangen. In den Wochen der keimenden Neigung war das Singspiel geschrieben und hatte manchen Zug aus dem gemeinsamen Liebesleben aufgenommen. Elmire ist wie Lili die Tochter einer Wittwe, hübsch und reich, sorglich erzogen und wohlgebildet, von vielen Freiern umworben, nicht frei von kleiner Eitelkeit, anziehend und abstossend zugleich. Wie Erwin hatte Goethe gefühlt, dass sein Mädchen ihn beherrsche und nach ihrem Willen leite; auch hatte er eingesehen, dass seine äussere Lage ihm keinen Anspruch auf ihre Hand gebe, dass er durch Fleiss und praktische Tüchtigkeit sich eine Lebensstellung schaffen müsse; hatte wie Erwin Freunde gefunden, die ihn mahnten und ihm halfen sein bürgerliches Leben zu gestalten.

An mehreren Stellen erinnert das Singspiel deutlich an andere Dichtungen, die aus demselben Liebesverhältniss entsprossen, zum Theil Lili gewidmet sind. Wenn Erwin, gekränkt und verbittert ausruft (524): »Die Mädchen! — Ha! was kennen, was fühlen die! Ihre Eitelkeit ist's, die sie etwa höchstens einigen Antheil an uns nehmen lässt. Uns an ihrem Triumphwagen auf und abzuschleppen!« so stellt die erste Scene der Claudine von Villa Bella Lili in solchem Triumphzuge dar: »Kleine Kinder gehen voran mit Blumenkörben und Kränzen; ihnen folgen Mädchen und Jünglinge mit Früchten; darauf kommen Alte mit allerlei Gaben. Endlich erscheint, getragen von vier Jünglingen, auf einem mit Blumen geschmückten Sessel, Donna Claudina (= Lili). Die herabhangenden Kränze tragen vier andere Jünglinge, deren erster rechter Hand, Don Pedro

(= Goethe) ist«[1]. — An der angeführten Stelle fährt Erwin fort: »Wenn sie Langeweile haben, wenn sie nicht wissen, was sie wollen, da sehnen sie sich freylich nach etwas; und dann ist ein Liebhaber oder ein Hund ein willkommenes Geschöpf. Den streicheln und halten sie wohl, bis es ihnen einfällt, ihn zu wecken, und von sich zu stossen; da denn der arme Teufel ein lautes Gepelfere verführt, und mit allen Pfötchen kratzt, wieder gnädig aufgenommen zu werden — und dann lasst ihnen einen andern Gegenstand in die Sinnen fallen, auf und davon sind sie, und vergessen alles«. So vergleicht Goethe in Lilis Park (S. 188) sich mit dem Bären in Lilis Menagerie, der unwillig über die Gunstbezeugungen, die sie andern Thieren gewährt, knurrend davon trollt, ins dunkelste Gebüsch hin, und sich dort halb todt kaut, weint und wälzt, bis er auf einmal aus der Laube ihre liebe, liebe Stimme hört, und über Büsche, über Sträuche zu ihren Füssen eilt. »Sie streicht ihn mit den Füsschen übern Rücken; er denkt im Paradiese zu sein. Wie ihn alle sieben Sinne jücken! und sie sieht ganz gelassen drein«. — Erwin klagt: »Unterhalten, amusirt wollen sie seyn, das ist alles. Sie schätzen dir einen Menschen, der an einem fatalen Abende in der Karte mit ihnen spielt, so hoch, als den, der Leib und Leben für sie hingibt«. Dieselbe Scene hat der Dichter in dem Lied an Belinde im Auge:

> Bin ichs noch, den du bei so vil Lichtern
> An dem Spieltisch hältst?
> Oft so unerträglichen Gesichtern
> Gegenüber stellst?

Aber trotz dieser deutlichen Beziehungen besteht die Aehnlichkeit zwischen der Welt des Singspiels und Goethe's

[1] Ueber die Beziehung auf Lili und Goethe s. Im neuen Reich 1878, I., 481.

Leben mehr in Einzelheiten und dem Allgemeinsten der äusseren Situation als in der Gleichheit der wesentlichen Characterzüge. Wir vermissen in Erwin namentlich Goethe's jugendlich frischen Lebensmuth, in Elmire des Lebens fröhliches Behagen. Erwin hat keinen Tropfen Blutes von Crugantino, Elmirens weiche Sentimentalität stimmt nicht zu der strahlenden Heiterkeit der Claudine und Lili. Das kleine Drama ist nicht aus Goethe's Leben allein erwachsen; in einen gegebenen Stoff und ältere Bearbeitung ist sein Lebensreis erst nachträglich eingeimpft. Die Operette ist älter als sein traulicher Verkehr mit Lili. Wie wir aus Lavaters Tagebuch wissen, las Goethe schon auf jener bekannten Rheinreise des Sommers 1774 daraus vor, und Goethe selbst gibt in Dichtung und Wahrheit (23, 95) an, sein Werk sei aus Goldsmiths liebenswürdiger, im »Landprediger von Wakefield« eingefügter Romanze entstanden.

Alles dies ist hinlänglich bekannt, aber verborgen liegt der eigentliche Ursprung des Stückes, der Anlass, den Goethe hatte, die Romanze dramatisch zu gestalten. Goedeke (Goethe's Leben und Schriften S. 133) vermuthete, das Singspiel sei nicht all zu lange nach der Wetzlarer Zeit begonnen, denn schon in Strassburg habe er durch Herder den Landprediger kennen gelernt und seitdem werth gehalten; in den Briefen nach der Wetzlarer Zeit aber werde seiner nicht mehr mit innerer Freude gedacht. Ich glaube, dass diese Vermuthung das Richtige trifft. Der erste Entwurf gehört in den Winter, der auf den Wetzlarer Aufenthalt folgte, das Stück sollte ein Hochzeitsgedicht für Herder werden.

Aeussere Beweise für diese Hypothese giebt es nicht; der Versuch sie aus der Dichtung darzuthun, ist misslich, da spätere Absichten und andere Verhältnisse den Dichter veranlasst haben, den Plan, wie er ursprünglich ausgeführt oder entworfen war, zu verlassen. Aber auch in dem

jüngeren Bau treten an einigen Stellen die alten Linien noch deutlich genug hervor, um eine Vermuthung über ihre erste Bestimmung zu gestatten.

Herder hatte in Strassburg, zugleich mit dem jüngeren Freunde, den Landprediger gelesen, »wohl schon zum vierten Male«, wie er an seine Freundin schreibt, (Herders Lebensbild 3, 1, 276). Er verspricht ihr, wenn sie in der Lectüre davon sei, einen kleinen Beitrag zu schicken, der dem Uebersetzer missrathen sei (280) und sendet später wenigstens den Anfang eben jener Romanze, die Goethe seinem Singspiel zu Grunde legte (363). Zu wiederholten Malen finden wir dann in den Briefen Hindeutungen auf Personen und einzelne »Herzenssprüche« des Romanes, die Herder besonders schätzte.

Es war ein anziehender Gedanke, die Lebensschicksale des Freundes mit diesem Werke zu verschlingen, wie Goethe die Darstellung seines eigenen Strassburger Lebens mit Rücksicht auf Figuren uud Situationen im Landprediger gestaltete. Die Aehnlichkeit zwischen der Romanze und dem, was Herders Leben bot, scheint zwar zunächst gering. Angelina, die Tochter eines vornehmen Mannes, hat Edwins treue Liebe verschmäht; durch Härte und Laune hat sie ihn gekränkt und in die Einsamkeit getrieben. Bald macht sie sich Vorwürfe, flieht selbst die Welt und irrt in Männerkleidung in die Wildniss. Dort trifft sie den Geliebten als Einsiedler. Ohne ihn zu erkennen, erleichtert sie vor dem frommen Mann durch ein Geständnis ihrer Liebe und Vergehen das bedrängte Herz. Das Bekenntnis führt zur Erkennung und liebenden Vereinigung. — So war Herders Liebe nicht verlaufen. Seine Karoline war ein Mädchen von geringer Herkunft, eine arme Waise, die im Hause ihres Schwagers ein bedrücktes Leben führte. Der Eindruck, den Herder auf das Mädchen machte, war bedeutender als der ihre auf ihn. Karoline war es zunächst,

die sich mit ganzer Liebe und Verehrung an ihn hing; zu allen Zeiten war sie weit davon entfernt, ihn durch Laune und Härte quälen zu wollen; nie hat sie den Geliebten von sich gestossen, nie durch ein Bekenntniss solcher Schuld ihn wieder zu gewinnen brauchen. Nicht in dem Ganzen des Verhältnisses, das viel eher Beziehung auf Goethe und Lili gestattete, konnte die Anknüpfung liegen, sondern nur in Einzelnem.

Von den Strophen, in denen Edwins Liebe geschildert wird, mag die Erfindung ausgegangen sein. Angelina erzählt von seinem schüchternen Werben:

Auch Edwin naht in Liebe sich,
Doch sprach von Liebe nie.

Er trug ein schlicht einfach Gewand,
Nicht Macht noch Gut hat er;
Nur Tugend hatt' er und Verstand,
Doch wünscht ich auch nichts mehr.

Und wenn er mir in Waldeskluft
Der Liebe Lieder sang,
Lieh er dem Weste süssen Duft,
Musik dem Bergeshang.

Die zweite Strophe lässt sich wohl auf Herder beziehen; aber sie ist zu allgemein, sie beweist nichts. Bemerkenswerther ist die letzte. Wer Goethe's Satyros im Gedächtniss hat und Scherers Auslegung, wird sogleich sich jener Scene erinnern, wo der Satyr Herder in der Waldeinsamkeit die liebesbange Natur mit Sang und Flöte letzt und Psyches Herz umstrickt. Es waren die ersten Stunden der Bekanntschaft, die hier bezeichnet werden, gemeinsame Spaziergänge in der Nähe Darmstadts. In den Briefen ist oft davon die Rede. Herder schreibt von dem Walde der Fasanerie, wo sie sich, er und seine unschuldige Psyche,

zusammenfanden, sangen und sprachen und sich die ersten Accente einer Empfindung, die sich ganz ohne Bewustsein meldete, einander stammelten (Lebensb. 3, 1, 53). Karoline verehrt diesen Ort als eine geheiligte Stätte, und sie versäumt nicht, es dem Freunde zu melden, als sie das erste Mal nach seiner Abreise mit Merck hinausgezogen war, dort die Lieder der Minnesänger zu lesen und ihrer wahren Herzenssprache zu lauschen. Noch nach Herders Tode gedenkt sie dieses Ortes und der glücklichen Stunden. Sie erzählt in den Erinnerungen (I, 154) von den ersten Tagen der Bekanntschaft, wie sie Herder fast jeden Nachmittag in den Wohnungen, in kleinen Gesellschaften, oder auf den angenehmen Spaziergängen der nahen Wälder um Darmstadt gesehen habe. »Statt dass wir ihn unterhalten wollten, unterhielt er uns auf die mannigfaltigste, geistvollste Weise . . Aus Klopstocks Messias die schönsten menschlichen Scenen, aus Klopstocks Oden, aus Kleist (seinem und meinem Lieblingsdichter), aus den Minnesängern las er uns vor. Unvergesslich ist mir die *Darmstädter Fasanerie, wo er in der Stille des Waldes, in der feierlichen Einsamkeit des Ortes Klopstocks Ode*[1]*: »Als ich unter den Menschen noch war« — mit seiner seelenvollen Stimme aus dem Gedächtniss recitirte*[2]«. Als Goethe später in den Darmstädter Kreis trat, lernte er natürlich diese Plätzchen und ihre Bedeutung für Herders Liebe kennen. Die Situation konnte leicht die Erinnnerung an die Romanze wecken, und ihre Verschmelzung mit dem Leben des Freundes veranlassen.

---

[1] S. Scherer, Goethe's Frühzeit S. 50 Anm.

[2] Auch Herder in einem Briefe vom Juli 1771 gedenkt der Ausfahrt in die Fasanerie (Aus Herders Nachlass 3, 81), aber etwas anders: »Sie waren ein taubes Mädchen, ich kannte Sie noch nicht: aber als Sie die Arie anfingen im Walde (ich sass auf der Erde): »Als ich unter den Menschen noch war« — das Bild ist mir immer wieder zurückgekommen«. Vgl. auch 3, 140.

»Konnte!« Aus der Möglichkeit der Uebertragung folgt nicht, dass sie wirklich stattgefunden habe. Dem Nachweise, dass Goethe die Verbindung vollzog, können überhaupt nicht solche Punkte dienen, in denen die drei in Betracht kommenden Factoren: das Singspiel, die Ballade und Herders Leben übereinstimmen, sondern nur solche, in denen der Dichter, um den Verhältnissen des Freundes sich zu nähern, von der Ballade abwich.

Besonders anziehend ist in dieser Beziehung die Erkennung der Liebenden. In der Ballade ist ihre Vereinigung unmittelbar mit dem Geständniss Angelinas gegeben; sobald Erwin erkennt, dass er die Geliebte vor sich hat, schliesst er sie in seine Arme. Anders der Erwin des Singspiels. Er ist von der Ankunft Elmirens unterrichtet, er legt das Gewand des Einsiedlers an, um ihr fremd zu bleiben; er hält sich selbst da noch zurück, als er das Geständniss der Liebe aus ihrem Munde empfangen hat. »Erwin zieht eine Schreibtafel heraus, schreibt mit zitternder Hand einige Worte, faltet sie zusammen und gibt sie ihr. Sie will es aufmachen, er hält sie ab, und macht ihr ein Zeichen sich zu entfernen«. Erst in einiger Entfernung soll sie es öffnen.

Niemand wird das Benehmen des Eremiten anders als seltsam finden. Die Scheinmotivirung des Dichters, der fromme Mann habe das Gelübde gethan, einige Monate kein Wort zu reden, gilt nur für Elmire, nicht für den Zuschauer, Erwin selbst hat solch Gelübde nicht gethan. Auch das fällt auf, dass Erwin das Gewand des Einsiedlers erst anlegt, als Elmire naht. Warum lässt ihn der Dichter dieses Kleid nicht als das gewöhnliche tragen, wie es den Verhältnissen angemessen war und der Ballade entsprach? Es ist klar, dass der Dichter für diese Erfindungen besondere Gründe gehabt haben muss.

Er fand sie in Herders Leben. Von Herder galt das Wort, »auch Erwin naht in Liebe sich, doch sprach von

Liebe nie«. Karoline fühlte sich ihm längst nahe, aber Herder mied bestimmte Erklärung; sie genoss im täglichen Verkehr mit ihm ein nie empfundenes Glück, aber auch unbeschreibliche Wehmuth und Schwermuth. Endlich am 25. August entschloss er sich zu einem entscheidenden Schritt, in den frühen Morgenstunden seines Geburtstages gelobte er dem Mädchen innige, treue Freundschaft. Aber in seltsamer Weise: brieflich, und doch ohne Boten; von Angesicht zu Angesicht, und doch ohne Bekenntniss des Mundes. »Den 25. August«, berichtet Karoline in den Erinnerungen, »feierten wir Herders Geburtstag in dem kleinen Kreise der Freunde, bei Mlle. Ravanell im Schloss; *da gab er mir seinen ersten Brief* . . ach ich empfing mit diesem Brief das heiligste, was diese Erde für mich hatte! ich konnte nur Gott und ihm danken«. (Vgl. auch Nachlass 3, 126). In der Darstellung dieser Verlobung fand Goethe anmuthigen Stoff für ein Hochzeitsgedicht; er verwandte einen auffallenden, gewiss so manches Mal belachten Zug aus dem Leben des Freundes in freundlich neckischer Weise.

Auch die andere auffallende und von der Ballade abweichende Erfindung, dass Erwin das Gewand des Eremiten nur als Hülle und Maske braucht, erklärt sich als Anspielung. Obschon nämlich Herder von Anfang an einen ungewöhnlichen Eindruck auf Karoline gemacht hatte, überwältigend wirkte er auf sie erst im geistlichen Gewande. Dem Prediger stammelte sie ihren Dank und im Dank ihre Liebe. »Am 19. August predigte Herder in der Schlosskirche. Ich hörte die Stimme eines Engels und Seelenworte, wie ich sie nie gehört! . . zu diesem grossen, einzigen, nie empfundenen Eindruck habe ich keine Worte — ein Himmlischer in Menschengestalt stand er vor mir. — Den Nachmittag sah ich ihn, stammelte ihm meinen Dank . . von dieser Zeit an waren unsere Seelen nur Eins und sind Eines«. (Vgl. Lebensb. 3, 1, 124. 131. 191.) Worüber mag

Herder gepredigt haben? die Epistel des Sonntags (des zehnten nach Trinitatis) steht 1. Korinth. 12, 1—11: »Von den geistlichen Gaben aber will ich euch, lieben Brüder, nicht verhalten. Ihr wisset, dass ihr Heiden seid gewesen, und hingegangen zu den stummen Götzen, wie ihr geführet wurdet. Darum thue ich euch kund, dass niemand Jesum verfluchet, der durch den Geist Gottes redet«. Welch herrlicher Anfang für Herder! — Und nachher v. 4. »Es sind mancherlei Gaben; aber es ist Ein Geist. Und es sind mancherlei Kräfte; aber es ist Ein Gott, der da wirket alles in allen«. Ἓν καὶ πᾶν.

In den äusseren Verhältnissen Erwins gestattet manches Beziehungen auf Goethe, anderes und bedeutenderes weist auf Herder: die Unentschlossenheit, das Abbrechen freundlicher Beziehungen zum Hofe, sorglich verholene Liebe und selbstquälerischer Liebesschmerz. Elmirens Mutter Olympia schildert sein Wesen in der ersten Scene: »Jetzt da der junge Erwin, der hat auch solche Knöpfe, es war ihm nirgends wohl . . Ich begreifs nicht, was ihn bewogen haben kann, auf einmal durchzugehen. Keine Schulden hatte er nicht, war sonst auch ein Mensch nicht zur Ausschweifung geneigt. Nur die Unruhe, die Unzufriedenheit mit sich selbst ists, die ihn ins Elend stürzt . . Er wird herumirren, er wird Mangel leiden, er wird in Noth kommen, er wird kümmerlich sein Brod verdienen, wird unter die Soldaten gehen. Er war ein lieber, guter Junge. Sonst so still, so sanft! Wie beliebt war er bei Hofe! Seine Geschicklichkeit, sein Fleiss ersetzte den Mangel eignes Vermögens. Hätte er warten können! Ihm würd' es an Versorgung nicht gefehlt haben. Ich begreife nicht, was ihn zu dieser Entschliessung gebracht hat.« Diese Unruhe, diese Unzufriedenheit, »das Missbehagen an seiner Stellung und der ungläubige Unmuth über sein Schicksal«, waren Herder in hohem Masse eigen. Sein

Verhalten während der Jahre der Liebschaft forderte ein ähnliches Urtheil verständiger Menschen heraus. Als er Karoline kennen lernte, stand er in Diensten des Herzogs von Holstein-Eutin, dessen Sohn er auf Reisen begleitete. »Er genoss in hohem Grade den Beifall der fürstlichen Eltern, ihre Zufriedenheit und Gnade«; aber schon ehe er die Reise antrat, fühlte er sich in seiner Stellung unbehaglich, und erbat sich die Erlaubniss, auch während der Reise um seinen Abschied bitten zu dürfen. Am Tage vor seiner Verlobung traf er eine gewisse Entscheidung, indem er eine Vocation des Grafen Wilhelm von Bückeburg wenigstens vorläufig annahm. Einige Wochen später, von Strassburg aus, löste er dann sein Eutiner Verhältniss, kehrte aber nun nicht wieder, die Freundin nach Bückeburg zu führen, wie man hätte erwarten dürfen und er selbst später gethan zu haben wünschte (Nachlass 3, 391. 379), sondern blieb ohne Amt und ohne Subsistenzmittel in Strassburg, unterwarf sich einer langwierigen Kur, und machte Schulden, die zum Theil der Grund waren, dass die Verbindung mit Karoline so lange hinausgeschoben werden musste. — Auch Herders Liebesstimmung klingt aus Erwins verzweifelten Klagen wieder. Auch Herder, so wenig Ursache er dazu hatte, zweifelt an Karolinens Gegenliebe, plagt sich mit dem Gedanken, ob er ihrer würdig sei, findet Kälte und Gleichgiltigkeit in ihrem Wesen, das doch ganz Hingabe war (Lebensb. 3, 1, 154 ff. 192. 305. u. a.).

Wie Erwin an Herder erinnert, so Elmire an Karoline. Ihr sehnendes Verlangen, die thränenreiche Sentimentalität, ihr verzagtes fremden Trostes bedürftiges Herz hat sie von Karoline; Lili sind diese Züge fremd. Auch das entspricht Karolinens, nicht Lili's Leben, dass Elmire ihre Liebe in sich verschliesst und nicht einmal der Mutter ihre Liebe und ihre Qual zu vertrauen wagt. So musste

auch Karoline ihre Freundschaft bergen; selbst der Schwester, in deren Hause sie lebte, und der sie zärtlich zugethan war, wurde das Verhältniss nicht ganz enthüllt (Nachlass 3, 25), und dem Schwager theilte sie es erst nach zwei Jahren mit, und nur im Augenblick heftiger Gemüthswallung.

In anderen Beziehungen, in der äussern Lage und dem übermüthigen Verhalten gegenüber dem Geliebten, stimmt Elmire mehr zu Goethe's Lili, zugleich aber auch, was beachtenswerth ist, zu der Angelina der Ballade. Es mag daher unentschieden bleiben, ob Goethe in dem ursprünglichen Entwurf diese Züge, seiner Quelle folgend, beibehielt, oder ob er sie in der späteren Bearbeitung seinen eigenen Erfahrungen gemäss einfügte. Nur einige Stellen gemahnen an Karolinens äussere Lage. In dem Hause des Geheimraths Hesse fehlte der rechte Friede; die Gatten harmonirten nicht, es kam oft zu verdriesslichen Auftritten, Karoline war ihrem Schwager innerlich fremd, und oft verlangte es sie, diesem gestörten Hauswesen sich zu entziehen (Nachlass 3, 121. 210. 309. — 46. 68. 315. 318. 327. 334.). Diesem Zustande entspricht es wohl, wenn Olympia Elmiren warnt: »Nur nicht aus der Welt laufen, das verbitt ich mir« (509); und wenn sie, den Frieden und die Freiheit ihres Hauses rühmend, ausruft: »Wenn dir eine Ratte durch den Kopf läuft, dass du einen Morgen nichts reden magst, oder bei Tische das Maul hängst, sag' ich da was drüber? Hat man jemals eine schönere Haushaltung gesehen, als unsere, da man einander aus dem Wege geht, wenn man üblen Humors ist?« (505). —

Ausser den beiden Hauptpersonen, den einzigen in Goldsmiths Romanze, treten bei Goethe noch zwei andere auf, die Mutter Olympia, und der Vertraute Bernardo. Olympia, nimmt man an, sei nach Goethe's eigner Mutter gezeichnet. In der That ist es wohl glaublich, dass die

hausbackenen Betrachtungen über moderne Bildung und Herzensverzärtelung dem Sinne und den Anschauungen der Frau Rath gemäss sind, und jedenfalls bezieht sich das Meiste, was in dieser Scene über Elmirens Verhältnisse gesagt wird, auf Lili, nicht auf Karoline. Aber doch nur das Meiste, nicht alles. Auch diese Scene und die Figur der Olympia muss schon in dem ältern Entwurf vorhanden gewesen sein, so sehr sie auch später verändert sein mag. Wäre Goethe's Erfindung von seiner Mutter ausgegangen, sowohl die äussere Stellung der Olympia, als auch ihr inneres Verhältniss zu den Hauptpersonen wäre ein anderes geworden. Nur in der ersten Scene tritt sie auf, sie bleibt ganz ausserhalb der Handlung, weil ihre Beschränktheit einen tiefern Antheil nicht gestattet. »Diese Mutter«, seufzt Elmire, »vermöchte mir nicht zu helfen mit all dem wahren Antheil an meinem innersten Herzen. Wie viele Eltern verkennen das Wohl ihrer Kinder, und sind für ihre dringendsten Empfindungen taub«. So hätte Goethe mit Bezug auf seine Mutter wohl nicht geschrieben. In dem ältern Entwurf vertrat Olympia Karolinens Verwandtschaft, sie war das Zeichen für die einsame Verlassenheit des liebenden Mädchens. Wenn man sie auf eine bestimmte Person beziehen soll, so wird man zunächst an Karolinens Schwester denken. Viele Stellen in den Briefen an Herder zeigen, dass sie dieser Schwester aufs herzlichste zugethan war, dass sie bei ihr wahren Antheil an ihrem innersten Herzen fand, sie nennt sie das beste, beste Herz, aber doch verschieden in der Denkungsart oder Empfindung (Nachlass 3, 245).

Eine bedeutendere Rolle spielt Bernardo, der freundliche Vermittler, der die unglückliche Elmire tröstet, den verzagten Einsiedler aufsucht und aufrichtet, der das Wohl beider im Herzen trägt, und ihre Begegnung in der Einsamkeit herbeiführt. In ihm ist Merck verherrlicht.

Goethe hat das Bild des Mannes, der ihm damals aufs engste befreundet war, ganz so gezeichnet, wie er ihm erschien, aufrichtig wohlwollend und interesselos. Merck war der Mitwisser und Vermittler in Herders Liebe. Noch am Morgen der Abreise, am 27. August, hatte er den Liebenden eine Viertelstunde bereitet, wie sie ihnen noch nicht zu Theil geworden war. Er hatte es veranstaltet, dass sie sich in seiner Wohnung trafen, »in dem Augenblick der Trennung zum erstenmal allein!« (Erinnerungen 1, 157). Nach Herders Abreise schützte er, als Vertrauter beider, das Geheimniss des Verkehrs, tröstete die Einsame und besorgte die Briefe, selbst da noch als der Geheimrath bereits um die Verlobung wusste, denn Karoline wollte diesem die Briefe nicht vorlegen (Nachlass 3, 341). Noch kurz vor der Vermählung schickt sie zu Merck, um nach Briefen zu fragen (Nachlass 3, 453).

Diesen treuen Diensten hat Goethe ein Denkmal gesetzt. Auch darin entspricht seine Dichtung der Wirklichkeit, dass die Liebenden dem Freunde nicht reinen Dank zollen. Erwin und Elmire, beide werfen Bernardo kalte Sophismen und fühllosen Spott vor (513. 516. 526). So hat auch Karoline in den Briefen an Herder nicht selten über Merck zu klagen, tadelt sein Benehmen gegen seine Frau, wirft ihm vor, dass er sich ihrer Gesellschaft entziehe, rügt, dass es ihm an wahrer Theilnahme, an Aufrichtigkeit und Diskretion fehle u. s. w., zumal gegen Ende des Brautstandes, als Leuchsenring wieder nach Darmstadt zurückgekehrt war und sein zweideutiges Wesen trieb. Herder leistet Widerstand, er versichert noch im December des Jahres 1772, dass er ewige Achtung und Freundschaft für Merck behalten werde, »denn«, sagt er, »mein Herz betrachtet ihn noch immer als den Mittler und Zwischenfreund unserer ersten Blicke und Wünsche, und er ist im Grunde ein edler Mann«.

Aber auch auf seiner Seite nimmt man eine gewisse Erkältung wahr.

Die Beziehung Bernardos zu Merck erklärt denn auch wohl ein einzelnes Wort, das jedem Leser auffallen muss, dass nämlich der Vertraute, ohne dass man in der Dichtung irgend welchen Anlass und Zweck sähe, als Elmirens französischer Sprachlehrer bezeichnet wird. »Bist du nicht der Mann«, sagt sie zu Bernardo (513), »der in meiner ersten Jugend mir das Herz zu besseren Empfindungen öffnete, der nicht nur mein französischer Sprachmeister, sondern auch mein Freund und Vertrauter war«. Sicherlich hat dieser französische Sprachmeister, der in der pathetischen Stelle fast komisch wirkt, individuelle Bedeutung.

Karoline lernte das Französische als Braut. Der Wunsch den Emil Rousseau's, dessen Lectüre ihr Herder empfohlen hatte, in der Ursprache zu lesen, hatte sie auf den Gedanken gebracht: »Ein- für allemal will ich Französisch lernen, dass ich nicht in Ewigkeit von den Uebersetzern abhänge«. (Nachlass 3, 84). Freilich erlahmt der heilige Enthusiasmus oft: »Es ist eine undankbare Aufgabe, Wörter auswendig zu lernen, aber für Rousseau thue ich alles« — (3, 88). Noch öfter gedenkt sie dieser Studien (3, 121. 271), bei denen ihr des vertrauten Freundes Rath sicherlich nicht gefehlt hat. Ein Brief Herders vom 12. October 1772 zeigt jedenfalls, dass Merck über Karolinens französische Studien an Herder berichtet hatte (3, 355).

Die Rolle Bernardos scheint mehr als eine andere ganz dem ältern Entwurf eigen zu sein; denn Goethe und Lili bedurften eines Vermittlers nicht; sie hatten sich selbst gefunden und verkehrten offen ohne Geheimniss für sich und andere. Aber daraus folgt doch nicht, dass der ganze Bernardo dieser ältern Bearbeitung angehört. Denn auch Goethe und Lili kam das Wohlwollen befreun-

deter Personen zu statten, und es ist sehr wohl möglich, wenn sich auch nichts Bestimmtes nachweisen lässt, dass sich in dieser oder jener Wendung eine Anspielung auf Goethe's Verhältnisse birgt[1]. Ja noch mehr; wenn einmal die Rolle da war, so konnte die dichterische Phantasie sie frei weiter bilden und selbst mit heterogenen Elementen der Wirklichkeit verbinden. Dies letztere glaube ich hier wahrzunehmen. Goethe scheint mit der edlen Figur des vermittelnden Freundes die Züge eines Mannes aus Lili's Umgebung, der nichts weniger als ein Förderer ihrer Liebe war, wunderlich vermischt zu haben.

Es wurde vorhin bemerkt, dass es dem Verhalten Karolinens und Herders gegen Merck entspricht, wenn Erwin und Elmire ihrem Bernardo nicht überall mit der Rücksicht begegnen, die er uns verdient zu haben scheint; aber ein paar gar zu herbe, beleidigende Ausdrücke weisen über diese Verhältnisse hinaus. Schwerlich konnte Goethe in Karolinens Benehmen den Anlass finden, dass Elmire dem Bernardo ein unerträgliches Alltagsgesicht vorwirft (512)[2], dass sie ihn sogar mit den Worten anfährt: »Du kommst, meines Schmerzes zu spotten, ohngefähr wie ein reicher wollüstiger Esel seine Gemeinsprüche bei so einer

---

[1] Individueller Bezug liegt jedenfalls in der ausführlichen Erzählung Bernardos, wie er auf einsamem Morgenritt sich verirrte und den Einsiedler fand (517). Elmirens Zwischenbemerkung: »Du wünschtest mich gewiss zu dir, so ein Morgen im Thale!« weist auf Lili, die zierliche Reiterin. Bei Bernardo würde man dann an ihren Onkel d'Orville denken dürfen.

[2] Am 14. Nov. 1772 schreibt Karoline (Nachlass 3, 373): »Ich hab' unsern Freund Merck erwischt; er lässt meine Briefe oft einen ganzen Posttag liegen, ehe er sie abschickt. Ich hab' ihm feierlich jeden ihrer Seufzer darum auf seine arme Seele gelegt, aber da stand er und lachte, wie — ein alter Ehemann, und ich — musste mitlachen«. Die Stelle erinnert an das unerträgliche Alltagsgesicht Bernardos, aber so, dass man den Unterschied nur um so deutlicher empfindet.

Gelegenheit auskramen würde«. (513 f.) Und doch zeigen grade diese Stellen individuelles Gepräge; denn diese Worte entsprechen weder dem Wesen Elmirens noch dem wahren Herzensantheil, auf dem die Handlungsweise Bernardo's beruht. Ich vermuthe, dass Goethe hier Lili's Onkel Bernard im Auge hatte.

Dass Goethe diesem Herrn nicht hold war, sieht man schon aus der Stelle, wo er ihn in Dichtung und Wahrheit (23, 26) zuerst neben d'Orville erwähnt, diesen freundlich lobend, als jüngeren lebhaften Mann von liebenswürdigen Eigenheiten, jenen nur als Besitzer des grössten Hauses und weitläuftiger Fabrikgebäude.

Wir wissen, dass Goethe in Lili's Verwandtschaft sich im allgemeinen nicht behaglich fühlte; sehr scharf spricht er sich in Briefen aus; aber auch in seiner Biographie macht er kein Hehl daraus. Unter den jüngeren Männern fand er anspruchsvolle Nebenbuhler, unleidlicher waren ihm die älteren »mit ihren Onkelsmanieren, die ihre Hände nicht im Zaum hielten und bei widerwärtigem Tätscheln sogar einen Kuss verlangten, welchem die Wange nicht versagt wurde. Allein auch die Gespräche erregten manches bedenkliche Erinnern«. Hier haben wir den reichen wollüstigen Esel. Der Onkel Bernard wird zwar nicht namentlich bezeichnet, man darf aber getrost auf ihn, den Goethe als den Onkel κατ ἐξοχήν bezeichnet (23, 26), die Onkelsmanieren dieser Stelle beziehen.

Sein unerträgliches Alltagsgesicht kommt bei einer andern Gelegenheit in Dichtung und Wahrheit zum Vorschein. Der Leser erinnert sich des Berichtes über Lili's siebzehnten Geburtstag. Eine ganz besondere Feier im Hause des Onkels d'Orville war vorbereitet, mit angenehmer Hoffnung sah Goethe dem festlichen Tage entgegen, da meldete ihm plötzlich am Vorabend Lili's Bruder, das Fest sei gestört, es sei der Schwester völlig unmöglich am

folgenden Mittag nach Offenbach zu kommen. Lili liess Goethe recht herzlich bitten, etwas zu erfinden, wodurch das Unangenehme dieser Nachricht gemildert, ja versöhnt werde. Der Dichter, schnell gefasst, entwarf ein Gelegenheitsgedicht, in welchem er die Unruhe, die durch so plötzliche Nachricht im Kreise der Freunde hervorgerufen werden musste, darstellte. Das Schlusstableau bildete der Onkel Bernard: »Alles ging noch bunt durcheinander bis der musterhaft ruhige Onkel Bernard endlich herankommt, ein gutes Frühstück, ein löblich Mittagfest erwartend, und der einzige ist, der die Sache aus dem rechten Gesichtspunkte ansieht, beschwichtigende, vernünftige Reden äussert und alles ins Gleiche bringt, völlig wie in der griechischen Tragödie ein Gott die Verworrenheit der grössten Helden mit wenigen Worten aufzulösen weiss«. Die Ironie in dem Bilde dieses musterhaft ruhigen Gottes, dessen Erwartung nur auf gutes Frühstück und löblich Mittagsmahl gerichtet war, ist nicht zu verkennen. Ein unerträglich Alltagsgesicht für den Liebenden, dessen Hoffnung getäuscht war.

Später als das Verhältniss zwischen Goethe und Lili sich gelöst hatte, wurde diese mit einem Neffen des Onkel Bernard verlobt, der den gleichen Namen führte. Es war begreiflich, wenn der Alte von Anfang an Goethe's Werben missgünstig ansah. Dem entspricht Bernardo's erstes Liedchen, das mit vortrefflichem »Gemeinspruch« beginnt:

Hin ist hin,
Und todt ist todt!
Spare die vergebene Noth.
Verweine nicht die schönsten Zeiten;
Ich wett', *ich freye dir den zweiten,*
Jung, schön, und reich; keine Gefahr!

Der Bernardo, der dieses Lied singt, ist nicht Merck.

Diese Stellen, welche eine Erklärung aus der Anlage des Stückes selbst nicht finden, und eben deshalb auffordern, nach einem andern Ursprung zu suchen, lassen sich durch die Beziehung auf den Onkel Bernard begreifen. Sie gehören sämmtlich dem Anfang der Scenen an, in denen Bernardo seine Thätigkeit übt. Wir hören diese Urtheile und Kundgebungen, ehe wir ihn kennen; sie sind gleichsam eine Maske, die dem treuen Gesicht des braven Mittlers zu Anfang vorgehalten wird. Eingeweihte Freunde mochten den durch den Kontrast gesteigerten Spott um so leichter merken, als der Name Bernardo die Spur wies. Denn wenn überhaupt die erwähnten Züge dem Onkel Bernard entlehnt sind, ist wohl nicht zu bezweifeln, dass Goethe von ihm auch den Namen borgte.

Das Resultat der vorstehenden Untersuchung wäre also folgendes: Den literarischen Ausgangspunkt fand Goethe in Goldsmiths Romanze, Herders Liebesverhältniss bildet den Anlass, die Romanze dramatisch zu bearbeiten; dorther stammen sowohl die Grundtypen der Charaktere als auch die Anlage und Entwickelung der Handlung; später arbeitete Goethe das Stück um, nach Massgabe seiner eigenen Erlebnisse. Wer diese Ansicht gelten lässt, wird in einem Briefe Goethe's, dem ersten, den er nach langer Entfremdung an Herder richtete, auch ein äusseres Zeugniss willkommen heissen. Am 18. Januar 1775 antwortet Goethe auf eine Zusendung Herders: »Der Moment, in dem mich Dein Brief traf, lieber Bruder, war höchst bedeutend. Ich hatte mich eben mit viel Lebhaftigkeit des Wesens und Unwesens unter uns erinnert, und siehe Du trittst herein — und reichst mir die Hand. Da hast Du meine und lass uns ein neu Leben beginnen mit einander«. Das schrieb Goethe, als er grade mit dem Abschluss der Operette beschäftigt war. Natürlich hatte ihm die Wiederaufnahme der älteren Arbeit die vergangene Zeit und das Leben des Freundes wieder

in ganzer Lebhaftigkeit vors Auge geführt. Der Ausdruck »Wesen und Unwesen« wird nachher seine Erklärung finden.

Bisher habe ich nur versucht, die Beziehung des Gedichts auf Herder zu sichern; um die Vermuthung über den Zweck desselben zu begründen, habe ich nichts zu sagen, als dass Herders Hochzeit jedenfalls der schicklichste Anlass war, sich in dieser Weise mit den persönlichen Angelegenheiten des Freundes zu beschäftigen. Nachher ist er jedenfalls nicht auf den Gedanken gekommen; denn mit Herders Hochzeit löste sich der Bund, der erst durch den eben angeführten Brief wieder geknüpft wurde. Zwar der Biograph Herders (1, 737) stellt es in Abrede, dass eine solche Entfremdung zwischen Goethe und Herder eingetreten sei, aber die Thatsache, dass für die Zeit vom Frühjahr 1773 bis zu Anfang 1775 der briefliche Verkehr aufgehoben war, und die Art, wie er in dem eben erwähnten Briefe wieder angeknüpft wurde, stellt es, wie mir scheint, ausser Zweifel, dass Scherer mit der Annahme eines Zerwürfnisses Recht hat; nur Scherers Ansicht über den Ursprung und die Art dieses Zerwürfnisses vermag ich nicht zu theilen. Ich glaube nicht, dass die Störung im freundschaftlichen Verkehr das Resultat einer langen Reihe von Kränkungen war, die Herder Goethe zugefügt hätte; glaube auch nicht, dass die Missstimmung vorzugsweise bei Goethe obwaltete.

Die kleinen Reibereien, die im Winter vor der Hochzeit stattgefunden hatten, die Knüttelverse, die hin und wieder gegangen waren, dieses »Schneeballengefecht braver muthiger Jungens«, wie es Karoline nennt (Nachlass 3, 451. 496), hatte wohl vorübergehenden Unmuth erzeugt, aber nichts mehr. Im December ladet Goethe Herdern freundlich ein, über Frankfurt zu kommen, wenn er die Braut hole (Nachlass 1, 44), auch zu Karoline hat er davon gesprochen (3, 386). Noch drei Monate vor der Hochzeit

schreibt diese: »Junker Berlichingen erwartet Dich in Frankfurt am Main, und kommt vielleicht mit Dir hierher« (Nachlass 3, 489); er kam schon früher (3, 500); mit herzlichem Verlangen sieht er dem verehrten Freunde entgegen. Von aufgespeichertem Groll nirgends eine Spur. Auch nachher, in der Zeit da keine Briefe gewechselt wurden, spricht Goethe von Herder mit hoher Achtung und freudiger Anerkennung, und als Herder ihm von neuem die Hand bot, findet er gleich den alten Ton, zeigt in Wort und That, dass auf seiner Seite die Freundschaft fortbestanden habe: »Im Grunde hab' ich doch bisher für Dich fortgelebt, Du für mich« (Nachlass 3, 50. Vgl. Haym, Herder 1, 737).

Die Entfremdung muss in Herders Gesinnung eingetreten sein; bestimmte Ereignisse müssen in den Tagen der Hochzeit sie herbeigeführt haben. Nach einem Briefe an Kestner (der junge Goethe 1, 368) erwartete Goethe, das junge Paar werde auf der Heimreise in Frankfurt vorsprechen. Aber wir haben keinen Grund anzunehmen, dass Herder der Einladung folgte; jede Verbindung nach dieser Seite ist mit der Hochzeit gelöst. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, dass der Bruch zwischen Merck und Herder, der eben damals erfolgte, auch auf Herders Verhältniss zu Goethe eingewirkt habe; um jedoch Herders Missstimmung gegen Goethe zu begreifen, braucht man nicht anzunehmen, dass dieser in die Handlungen Mercks, die Herder und seine Frau so sehr empörten, verwickelt gewesen sei; es genügt der Hinweis auf den Polterabendscherz, mit dem Goethe dem Freunde aufwartete. Noch im Jahre 1789 spricht Herder in heftigen Worten seinen Unmuth über den Pater Brey aus: »Hole der Henker den Gott, um den alles rings umher eine Fratze sein soll, die er nach seinem Gefallen brauchet; oder gelinder zu sagen, ich drücke mich weg von dem grossen Künstler, dem einzigen rückstrahlenden All im All der Natur, der auch seine Freunde, und was

ihm vorkommt blos als Papier ansieht, auf welches er schreibt, oder als Farbe des Paletts, mit dem er malet«. Wer seine Indignation noch nach sechzehn Jahren so hart äussert, wie muss der gelitten haben unter dem frischen Eindruck und in einer Zeit, wo Mercks Indiscretionen ihn aufs empfindlichste gereizt hatten. Herder war, zumeist wegen seiner Braut, empört über diese Profanirung intimster Verhältnisse.

Die Arbeit an Erwin und Elmire rief dem Dichter die Erinnerung an diese leidigen Irrungen zurück, und deshalb schrieb er damals: »Ich hatte mich eben mit viel Lebhaftigkeit des Wesens und *Unwesens* unter uns erinnert«.

Das freundliche Singspiel würde diesen verletzenden Eindruck nicht gemacht haben. Aber es ist sehr zu bezweifeln, dass Goethe diese Arbeit damals zu irgend welchem Abschluss brachte und sie dem Freunde vorlegte. Ich glaube vielmehr, dass er sie unvollendet liegen liess, bis er im eignen Leben den Anlass fand, sie wieder aufzunehmen. Er schob die Arbeit bei Seite, weil der in der Ballade gegebene Stoff zu spröde war, um sich nach dem erwünschten Ziele biegen zu lassen; der wesentliche Unterschied zwischen den Verhältnissen Edwins und Angelinas und denen des Brautpaares hinderte, dem Stück so vielseitige und augenfällige Beziehungen zu geben, wie sie der Dichter einem Gelegenheitsgedicht geben wollte.

3. Zu Goethe's Bericht über seine Anknüpfung mit Schiller.

von

Heinrich Düntzer.

Heute lesen wir Goethe's eigene Erzählung, wie sein Verhältniss zu Schiller sich angesponnen, unter dem betreffenden Jahre der »Annalen« (1794); ursprünglich stand sie im ersten, 1817 erschienenen Hefte »Zur Morphologie«. Dort findet sich ein zweiter Abdruck der Schrift »Die Metamorphose der Pflanzen«; vorher geht eine Darstellung der Entstehung derselben, den Schluss bildet die Geschichte des »Verfolges« in vier Abschnitten: »Schicksal der Handschrift, Schicksal der Druckschrift, Entdeckung eines trefflichen Vorgängers, Glückliches Ereigniss«. In dem letzteren berichtet Goethe, wie seine Lehre von der Metamorphose zu einem der höchsten Verhältnisse Anlass gegeben, die ihm das Glück in spätern Jahren bereitet, zu der Verbindung mit Schiller. Vor seinem Tode bestimmte er, dieser Bericht solle in der nächsten Ausgabe der »Annalen« unter dem Jahre 1794 mit einem von ihm entworfenen oder gebilligten veränderten Uebergange ein-

gefügt werden; denn dass die Einschiebungen in die »Annalen« und in die »Italienische Reise«, welche wir in den nach Goethe's Tod erschienenen Ausgaben lesen, von den Herausgebern Riemer und Eckermann willkürlich gemacht seien, ist mehr als unwahrscheinlich; es lagen eben, wahrscheinlich nur mündliche, Bestimmungen des Dichters vor, der über die spätern Ausgaben seiner Werke sich mit den Herausgebern verständigt hatte, wie wir dies in Bezug auf die »Wanderjahre« bestimmt wissen.

Schon sieben Jahre vor jenem Berichte hatte Goethe in der »Confession« am Ende des dritten, geschichtlichen Theiles »Zur Farbenlehre« seines vor fünf Jahren geschiedenen »unvergesslichen« Freundes gedacht. Unter denjenigen, die ihn bei seinen optischen Bestrebungen durch Neigung und Zutrauen gefördert, hatte er Schiller nicht erwähnt, (wie er auch Herders und Knebels nicht gedacht, da er nur Fürsten, Staatsmänner und Gelehrte anführte), doch wollte er nicht schliessen, ohne sich des Vorwurfes, den er sich selbst darüber mache, zu entledigen. »Dort aber empfand ich eine Art von Scheu, dem besonderen Denkmal, das ich unserer Freundschaft schuldig bin, durch ein voreiliges Gedenken Abbruch zu thun«, bemerkt er. »Nun will ich aber doch, in Betrachtung menschlicher Zufälligkeiten, aufs kürzeste bekennen, wie er an meinem Bestreben lebhaften Antheil genommen, sich mit den Phänomenen bekannt zu machen gesucht, ja sogar mit eigenen Vorrichtungen umgeben, um sich an denselben vergnüglich zu belehren[1]. Durch die grosse Natürlichkeit

[1] Schon bei seinem vierzehntägigen Aufenthalt in Weimar im September 1794 hatte Goethe ihn mit seinen Einwendungen gegen Newton bekannt gemacht, die ihm »sehr befriedigend« schienen. Eine der vielen gangbaren irrigen Meinungen ist es, Schiller habe an die Richtigkeit von Goethe's Farbenlehre nicht geglaubt. Im Jahre 1800 schrieb er, seine Entdeckungen in der Optik werde man erst in späterer

seines Genies ergriff er nicht nur schnell die Hauptpunkte, worauf es ankam, sondern wenn ich manchmal auf meinem beschaulichen Wege zögerte, nöthigte er mich durch seine reflektirende Kraft vorwärts zu eilen und riss mich gleichsam an das Ziel, wohin ich strebte. Und so wünsche ich nur, dass mir das Besondere dieser Verhältnisse, die mich noch in der Erinnerung glücklich machen, bald auszusprechen vergönnt sein möge«. Diese Worte waren geschrieben und gedruckt, ehe die Weimarische Bühne am 10. Mai das Andenken des vor fünf Jahren Hingeschiedenen durch Schillers »Glocke« mit dem vermehrten »Epilog« und Scenen aus verschiedenen seiner Dramen feierte. Sechs Tage später begab sich Goethe nach Karlsbad, wo Körner ihm den Wunsch äusserte, dass er sich an der Gesammtausgabe Schillers betheilige oder wenigstens eine Charakteristik Schillers als Schriftsteller dazu liefere. Er lehnte auch letzteres ab, weil dieses ihn zu weit führen und zu viel Zeit kosten würde, die er jetzt zu mehreren angestrengten Arbeiten nöthig habe. Seine eigene Lebensbeschreibung, die er bis zur Uebersiedlung nach Weimar zu führen gedachte, hatte er damals in Aussicht genommen, vorab wollte er noch die »Wanderjahre« fördern. So kam er denn nicht zur Darstellung seines Verhältnisses zu Schiller. Erst als er die Geschichte seiner »Metamorphose der Pflanzen« schrieb, drängte es ihn, auch des Gespräches zu gedenken, das er über diese ihm ans Herz gewachsene Entdeckung einst mit Schiller geführt und als eine Vermittlung seiner segensreichen Verbindung mit diesem, somit als ein »glückliches Ereigniss«, betrachtete. Er stützte sich dabei nicht auf seine Tagebücher

Zeit ganz würdigen, das Falsche der Newton'schen Farbentheorie habe er bis zur Evidenz erwiesen. Zur »vergnüglichen Belehrung« vgl. Urlichs »Charlotte« II., 235. Noch mit seinem letzten Briefe (999) sandte Goethe ihm den Versuch einer Geschichte der Farbenlehre zur Durchsicht.

(wir wissen nicht einmal bestimmt, ob solche gerade aus jenem Jahre, welches seinem Leben einen neuen geistigen Frühling brachte, vorhanden sind); auch die in seinen Händen befindlichen Briefe Schillers wurden nicht benutzt; er folgte einer mehr als zwanzig Jahre alten Erinnerung und schloss sich in der Darstellung seinem besonderen Zwecke an. Auf die Unzuverlässigkeit des Berichtes habe ich schon in meiner Schrift »Schiller und Goethe« (1859) hingewiesen, aber noch immer legt man demselben eine geschichtliche Zuverlässigkeit bei, die ihm durchaus abgeht.

Der Bericht beginnt mit der Rückkunft aus Italien. Dort habe er sich um das, was mittlerweile in Deutschland auf dem Gebiete der Dichtung zu Tage getreten, nicht gekümmert, um so unangenehmer aber sich betroffen gefühlt, als er hier neuere und ältere Werke, die ihn äusserst angewidert, in der entschiedensten Gunst gefunden, von denen er nur Heinses »Ardinghello« und Schillers »Räuber« nennt. Aber die »Räuber« hatten schon mehrere Jahre vor seiner Reise nach Italien Alt und Jung hingerissen und auch auf Bellomo's Bühne in Weimar bedeutendsten Beifall nicht blos von den Jenaischen Studenten, deren Leibstück sie waren, eingeerntet. Die Kunstansichten in Heinse's 1787 erschienenem, von üppiger Sinnlichkeit durchzogenem »Ardinghello« konnten ihn freilich verstimmen, obgleich diesen mehr der sinnliche Reiz zu einem Lieblingsbuche machte als die schwärmerische Auffassung der Kunst; aber das im Vaterland durch jene »wunderlichen Ausgeburten« erregte »Rumoren« erschreckte ihn doch nicht so, dass er, wie er sagt, all sein Bemühen völlig verloren zu sehen glaubte, die Gegenstände, zu welchen, die Art und Weise, wie er sich gebildet, ihm beseitigt und gelähmt geschienen. Schon in Italien hatte er mit Bedauern empfunden, dass »Iphigenie« uud »Egmont« nicht den erwarteten Beifall, nicht einmal bei den Freunden fanden, ja die grosse Wirkung, welche

er von dem letzteren Drama auf der Bühne sich versprochen, blieb ganz aus, aber dadurch liess er sich doch so wenig in seiner Dichtung irre machen, dass er sich mit ganzer Seele dem mit unendlicher Feinheit und reinstem Kunstgefühl ausgeführten »Tasso« hingab, und an der gewonnenen Kunstanschauung hielt er trotz Heinse's und der jungen Deutschen Künstler entschieden fest: er spürte den Kunstidealen der Alten nach; mit seinem Römischen Freunde Meyer versenkte er sich im Gegensatz zu dem »lebenden Geschlecht« in die Anschauungen und Grundsätze der alten Meister, ja es zog ihn unwiderstehlich nach Italien zurück, wo er sich zum Künstler herangebildet hatte. Besonders auffallend ist die weitere Aeusserung: »Und was mich am meisten schmerzte, alle mit mir verbundenen Freunde, Heinrich Meyer und Moritz, so wie die im gleichen Sinne fortwaltenden Künstler Tischbein und Bury schienen mir gleichfalls gefährdet; ich war sehr betroffen«. Wie ganz einstimmig Meyer, der sich um Dichtung wenig kümmerte, sich in Bezug auf Kunst mit ihm fand, beweisen die Italienische Reise und die aus Weimar an ihn geschriebenen Briefe; war dieser ja sein eigentlicher Lehrer und Meister, der ihn in die Anschauung der hohen Kunstwerke eingeführt hatte. Moritz war durchaus von Goethe's Geist erfüllt, er hielt ihn für den grössten Dichter, alle seine Werke für klassisch; insonderheit war er gegen Schiller eingenommen, dessen »Kabale und Liebe« ihm verhasst war. Freilich wurden Tischbein und Bury von Goethe's »Iphigenie« nicht so entzückt, wie er gehofft, sie hatten etwas Stürmischeres, Leidenschaftlicheres, etwas Götzisches erwartet, aber sie standen deshalb nicht auf der Seite des Rohen, Wilden; waren sie ja vielmehr vom Geiste höchster Kunst angeweht. Und Schiller selbst hatte den Sturm und Drang längst hinter sich, wie sein »Karlos« zeigte, dessen Goethe in einer Weise gedenkt, als sei er erst nach seiner Rückkehr

erschienen, und einfach mit den Worten abthut, dieser sei nicht geeignet gewesen, ihn Schiller näher zu führen. War auch die im »Karlos« wehende Freiheit nicht in Goethe's Sinne, so zeigte doch die Dichtung den lebendigen Entwicklungstrieb zu reinerer Gestaltung, das Streben nach idealer Kunst. Auch hatte Schiller sich damals fast ganz der Geschichte zugewandt. Weiter trifft die Behauptung nicht zu, Moritz habe sich mit ihm leidenschaftlich in diesen Gesinnungen bestärkt, dass man auf die Betrachtung der bildenden Kunst, auf die Ausübung der Dichtkunst, wenn es möglich wäre, verzichten müsse, weil man jene Produktionen von genialem Werth und wilder Poesie nicht überbieten könne. Lust und Muth wurden durch die Anwesenheit des Römischen Freundes mächtig in ihm gehoben, so dass er während derselben »Tasso« zu vollenden hoffte. Die höhere Ansicht von Kunst, die Moritz im Weimarischen Kreise, besonders unter den Damen, mit Glück zu verbreiten suchte, und die schwärmerische Verehrung, die er gerade für Goethe überall zeigte, mussten erhebend wirken.

»Ich vermied Schillern«, heisst es weiter, »der, sich in Weimar aufhaltend, in meiner Nachbarschaft wohnte«. Schillers Wohnung war im Hause Frauenthorstrasse 21, neben dem an der Ecke der Strasse gelegenen Gasthofe zum weissen Schwan, fast Goethe gegenüber. Hier ist sein erstes freundliches Zusammentreffen mit Schiller zu Rudolstadt am 7. September 1788, dem gegenseitige Grüsse vorhergegangen, ganz vergessen, ebenso die Wirkung seiner »Götter Griechenlands« und die Schiller'sche Beurtheilung seines »Egmont«, dessen Verfasser ihm freilich nicht gleich bekannt wurde; ja sein Antheil an Schillers Berufung nach Jena und dessen Besuch, der freilich keine weitere Annäherung von Goethe's Seite veranlassen konnte, bleiben unerwähnt. Statt dessen hören wir nach der schon erwähnten flüchtigen Bemerkung über »Karlos«: »Alle Versuche von Personen,

die ihm und mir gleich nahe standen, lehnte ich ab, und so lebten wir eine Zeit lang nebeneinander fort«. Wir kennen jetzt Schillers Beziehungen zu der Lengefeld'schen Familie, zu Frau von Stein, zu Frau von Kalb und Voigt, an die man allein denken könnte, so genau, dass wir solche Versuche, eine nähere Verbindung bei Goethe zu veranlassen, mit einziger Ausnahme des Besuches in Rudolstadt, leugnen müssen, am wenigsten kann von irgend einer *Verhandlung* darüber die Rede sein.

Das »Nebeneinanderleben« beider Dichter in Weimar dauerte von Mitte November 1788 bis Anfang Mai 1789. Zu einer näheren Verbindung konnte es um so weniger kommen, als Goethe in seinen »Tasso« und das Glück seiner Liebe versenkt, zugleich vom Grolle der Frau von Stein und aller auf ihrer Seite stehenden Damen Weimars bedrängt, Schiller von seinen schriftstellerischen Arbeiten und den Vorbereitungen zu seiner Professur sehr in Anspruch genommen war. In die Weimarische Zeit versetzt Goethe auch Schillers Abhandlung »über Anmuth und Würde«, wenn er unmittelbar darauf bemerkt, auch diese sei kein Mittel gewesen, ihn zu versöhnen. Sie erschien erst im Sommer 1793, als Goethe sich an den Rhein begeben hatte. Auch die sonstigen Aeusserungen darüber treffen nicht zu. Freilich ist es richtig, dass Schiller die Kantische Philosophie mit Freuden in sich aufgenommen, aber die Wirkung auf ihn wird höchst ungenau dadurch bezeichnet, dass sie das Ausserordentliche, was die Natur in sein Wesen gelegt, entwickelt habe; geradezu verfehlt ist die Behauptung, er sei, im höchsten Gefühl der Freiheit und Selbstbestimmung, undankbar gegen die grosse Mutter gewesen, die ihn gewiss nicht stiefmütterlich behandelt habe. In der genannten Abhandlung ging Schiller darin über Kant hinaus, dass er dessen sogenannten kategorischen Imperativ als eine Erniedrigung der Menschheit verwarf, dagegen als Tugend die

erlangte innige Uebereinstimmung zwischen Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung bezeichnete. Von der Mutter Natur ist in Schillers Abhandlung nur insofern die Rede, als diese nicht blos die Anlage, sondern auch das Streben nach Entwicklung dem Menschen verliehen, und wenn er auch den sinnlichen Naturtrieb zuweilen im Gegensatze zur Vernunft als »Natur« bezeichnet, so spricht er doch auch von diesen als den »beiden Naturen«, ja als Quelle der Liebe nennt er die »göttliche Natur«; beide sich widerstrebenden Kräfte sind ihm Gaben der Natur. Ganz ungerechtfertigt erscheint der Vorwurf, Schiller habe dort die Natur, anstatt selbstständig, lebendig, vom Tiefsten bis zum Höchsten gesetzlich hervorbringend zu betrachten, von der Seite einiger empirischen menschlichen Natürlichkeiten genommen; denn er wollte ja in dieser Abhandlung nur die Begriffe von Anmuth und Würde aus dem gegenseitigen Verhalten beider Naturen, der sinnlichen und sittlichen, bestimmen. »Gewisse harte Stellen sogar konnte ich direkt auf mich deuten«, fährt er fort; »sie zeigten mein Glaubensbekenntniss in einem falschen Lichte; dabei fühlte ich, es sei noch schlimmer, wenn es ohne Beziehung auf mich gesagt worden; denn die ungeheure Kluft zwischen unsern Denkweisen klaffte nur desto entschiedener«. Man hat nach diesen *harten Stellen* gesucht. Riemer, der gerade zur Zeit als Goethe dieses schrieb, ihm nicht so nahe zur Seite stand, dass er gewusst hätte, was damit gemeint sei, vermuthet, es habe die Aeusserung einer Anmerkung vorgeschwebt: »Ich bemerke beiläufig, dass etwa Aehnliches zuweilen mit dem *Genie* vorgeht, welches überhaupt in seinem Ursprunge wie in seinen Wirkungen mit der architektonischen Schönheit vieles gemein hat. Wie diese, so ist auch jene ein blosses *Naturerzeugniss*, und, nach der verkehrten Denkart der Menschen, die, was nach keiner Vorschrift nachzuahmen und durch kein Verdienst zu erringen

ist, gerade am höchsten schätzen, wird die Schönheit mehr als der Reiz, das Genie mehr als erworbene Kraft des Geistes bewundert. Beide *Günstlinge der Natur* werden, bei allen ihren Unarten (wodurch sie nicht selten ein Gegenstand verdienter Verachtung sind) als ein gewisser Geburtsadel, als eine höhere Kaste betrachtet, weil ihre Vorzüge von Naturbedingungen abhängig sind, und daher über alle Wahl hinausliegen«. Auch Palleske bleibt dabei stehen, während Boxberger auch den Schluss der Anmerkung hereinzieht, der darauf hinweist, dass bei einzelnen Dichtergenien das ganze Talent die Jugend sei, sie später, wie jedes andere Naturprodukt, der Materie anheim fallen, als ganz gewöhnliche Lichter, wo nicht gar als noch etwas weniger erscheinen; denn die poetisirende Einbildungskraft sinke zuweilen ganz zu dem Stoffe zurück, aus dem sie sich losgewickelt, und verschmähe es nicht, wenn es ihr mit der poetischen Zeugung nicht mehr recht gelingen wolle, der Natur bei einem andern, solidern Bildungswerk zu dienen. Musste auch besonders die letztere Aeusserung Goethe unangenehm berühren, da sie vom Genie in einer unwürdigen Weise sprach, die nur auf das sogenannte Genie passt, nichts konnte ihm ferner liegen als der Verdacht, Schiller habe, nach den grossartigen Dichtungen, die er als Vierzigjähriger in »Egmont« und »Tasso« geliefert, und bei seinen unablässig auf die Natur und Kunst gerichteten Bestrebungen, ihn unter den so verächtlich bezeichneten verkommenen Genies gemeint. Und was die Hauptsache, die »gewissen harten Stellen« müssen seine »Undankbarkeit gegen die grosse Mutter« beweisen, auf die »gute Mutter« müssen sich »jene harten Ausdrücke« beziehen, die ihm, wie es sechzehn Seiten später in demselben Hefte »Zur Morphologie« heisst, den Aufsatz »über Anmuth und Würde« so verhasst gemacht hatten. Sein »Glaubensbekenntniss«, welches diese Stellen »in einem falschen Lichte gezeigt«,

muss seine Verehrung der überall gesetzlich zu Werke gehenden Natur, es muss derselbe Gegensatz gemeint sein, den er an der angeführten Stelle mit den Worten bezeichnet: »Er predigte das Evangelium der Freiheit, ich wollte die Rechte der Natur nicht verkürzt wissen«. Wer noch daran zweifeln könnte, beachte die weitere Erzählung unseres Berichtes: bei Schillers Aeusserung über seine symbolische Pflanze: »Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee«, sei ihm die Behauptung aus »Anmuth und Würde« wieder eingefallen, der alte Groll habe sich wieder regen wollen. Also keine Aeusserung über das Genie kann bei jenen »harten Stellen« vorgeschwebt haben, sondern nur Verachtung der Natur gegenüber der Freiheit. Weil aber eine solche sich in der Abhandlung nicht findet, so muss Goethe hier durch sein Gedächtniss getäuscht worden sein, da er wahrscheinlich kurz vor der Abfassung des Berichtes, um sich mit Schillers damaliger Ansicht bekannt zu machen, jene Abhandlung flüchtig gelesen hatte. Dass er sie gleich beim Erscheinen in der »Thalia« gefunden habe und dadurch gegen Schiller verstimmt worden sei, ist nicht wahrscheinlich, da er zu jener Zeit von Weimar fern und in seine Farbenlehre vertieft war; möglich wäre es freilich, dass sie ihm in der besondern Ausgabe zugekommen wäre, in welcher Schiller sie Dalberg mit dem etwas seltsamen Milton'schen Worte: »Was du hier siehest, edler Geist, bist du selbst«, gewidmet hatte. Jedenfalls hatte Goethe damals der Schiller'schen Aesthetik keine besondere Aufmerksamkeit zugewandt; sonst hätte er diesen unmöglich im Briefe vom 27. August 1794 bitten können, ihn mit dem Gange seines Geistes, besonders in den letzten Jahren, bekannt zu machen. So war ihm denn auch die »Fortgesetzte Entwicklung des Tragischen« in einem Hefte der »Thalia« neu, welches Schiller ihm wegen Körners darin enthaltener Ideen über Deklamation gesandt hatte. Freilich, wäre Falk zu trauen,

so würde Goethe Schillers Arbeiten genau verfolgt haben; aber es ist völlig unglaublich, dass der aus gutem Grunde gegen Besuche so zurückhaltende, ja, wie man finden wollte, steife und kalte Goethe gegen einen wildfremden zweiundzwanzigjährigen Studenten, der an ihn nicht einmal empfohlen war, so eingehend, besonders über den als sein Nebenbuhler geltenden Dichter, den er zum Professor der Geschichte empfohlen hatte, sich ausgelassen haben sollte, wie Johann Daniel Falk es im Juli 1792 seinen Bruder David weis machen will[1]. Er lässt gar Goethe eine acht Zeilen lange Stelle aus Schillers »Geisterseher« anführen, von welcher nur die erste darin steht. Goethe würde wohl eher von dem traurigen Leiden Schillers, den Falk selbst in Jena gesehen hatte, und von seinen geschichtlichen Arbeiten als von den längstgeschriebenen Dramen und den vor vier Jahren erschienenen Briefen über »Karlos« gesprochen haben, an denen man die Schweisstropfen hängen sehe. Goethe soll sich so weit vergessen haben, sich darüber zu ergehen, dass Schiller nur mit unsäglicher Anstrengung arbeite, seiner Seltsamkeit zu gedenken, dass er sich oft acht Tage lang in Weimar vor aller Welt verschlossen und vor seinem Studirpult bis Abends acht Uhr gestanden, ohne sein Mittagsessen zu berühren. Hätte auch der Klatsch etwas der Art Goethe zugebracht, unmöglich konnte er das junge Studentenblut mit solchen Kostbarkeiten regaliren. Falk erkannte Goethe's Charakter so wenig, wie er seine Augen gut sah, die er für schwarz erklärt. Man vergleiche nur die Schilderung des Besuches, den der gut empfohlene, von seinem Oheim begleitete David Veit acht Monate später bei Goethe machte[2], um sich zu überzeugen, dass

[1] Weimarisches Jahrbuch VI. 1 ff., wo der Brief irrig in den December 1794 gesetzt wird.

[2] Briefwechsel zwischen Rahel und David Veit I., 1 ff.

Falk nur geflunkert hat, ja man möchte fast glauben, er sei gar nicht bei Goethe gewesen. Was er von diesem erzählt, könnte er leicht sonsther erfahren haben, auch das Gerede über Schiller.

Doch kehren wir zu Goethe's Bericht zurück. Dieser setzt Dalbergs Zureden vor die Uebersiedlung nach Jena. Dalberg kam erst ein halbes Jahr nach Schillers Antritt seiner Professur von Mainz nach Erfurt zurück, wo Karoline von Beulwitz ihm Schiller empfahl; im December 1789 sprach er Schiller in Jena, und wenn er mit Goethe über ihn redete, so geschah es blos mit Bezug auf die Verleihung eines Gehaltes, das wegen der bevorstehenden Heirat, von der auch Goethe wusste, gewünscht wurde. Dalberg war weit entfernt, ein Freundschaftsbündniss zwischen dem Jenaer Professor und dem Weimarer Minister zu betreiben, wonach es auch eine Verschiebung der Sache ist, wenn Goethe sagt, dieses milde Zureden sei fruchtlos geblieben, da die Gründe, die er jeder Vereinigung entgegengesetzt, schwer zu widerlegen gewesen. Mit dem Gedanken, dass trotz ihrer Grundverschiedenheit doch ein Bezug unter ihnen stattgefunden, macht Goethe den Uebergang zu dem Umzug nach Jena, wo sie sich eben so wenig wie in Weimar gesehen, was wieder nicht richtig ist.

Wir wissen, dass Goethe, der sich vor kurzem mit Schillers Freund Körner in Dresden unterhalten hatte, am 31. Oktober 1790 ihn mit dem auch Schiller und dessen Gattin bekannten Maler Lips besuchte. Schiller fand, wie er an Körner berichtete, Goethe's ganze Philosophie subjektivisch, seine Vorstellungsart zu sinnlich; sie betastete ihm zu viel, holte zu viel aus der Sinnenwelt, wo er aus der Seele hole. Das Gespräch, bei dem viel von Körner die Rede war, führte auf Kant, dessen Lehre Schiller nur im allgemeinen kannte, doch war es ihm dabei anziehend, wie Goethe alles in seine eigene Manier kleide und über-

raschend das Gelesene wiedergebe. Auffällt die Bemerkung, es fehle Goethe ganz an der herzlichen Art, sich zu etwas zu bekennen, was auf eine gewisse Zurückhaltung deutet. Damals war eben seine Schrift über die Metamorphose der Pflanzen erschienen, mit der er, wie warm sie ihm auch am Herzen lag, wie unumstösslich seine Ansicht ihm schien, wenig Glück unter seinen Freunden machte, ja selbst so naturkundige, ihm innig ergebene Männer wie Batsch legten darauf wenig Werth. Wenn Goethe von einem Gespräch über diese die erste Verbindung mit Schiller herleitet, so kann jenes selbst, das gerade die Erwähnung im morphologischen Hefte veranlasst, unmöglich auf bloser Einbildung beruhen; nur die Zeitbestimmung geht irre: »Zu gleicher Zeit [wo Schiller nach Jena zog] hatte Batsch durch unglaubliche Regsamkeit eine naturforschende Gesellschaft in Thätigkeit gesetzt, auf schöne Sammlungen, auf bedeutenden Apparat gegründet«. Die naturforschende Gesellschaft gründete der äusserst thätige und freisinnige Batsch am 14. Juli 1793 (es war der Jahrestag der Stürmung der Bastille); Goethe, Schiller und Wieland wurden zu Ehrenmitgliedern ernannt. Der erstere befand sich gerade vor dem von den Verbündeten belagerten Mainz, Schiller rüstete sich zur Abreise nach Schwaben. Die Sammlungen und der Apparat waren eben nicht sehr bedeutend. Batsch, der diese zusammengebracht, war die Seele der Gesellschaft, die Liebe zur Naturwissenschaft verbreiten und einen Mittelpunkt der zerstreuten Bestrebungen der Jenaer und Weimarer Naturfreunde bilden sollte. Monatlich fand eine Sitzung in einem Zimmer des Schlosses statt, in welcher der Direktor den anwesenden Genossen mittheilte, was im Laufe des Monats ihm Merkwürdiges zugekommen, freundschaftlich besprochen, eingeliefert oder schriftlich verhandelt worden; jede sonstige Vorlesung oder Unterhaltung war ausgeschlossen. Nun erzählt unser Bericht, als Schiller

und Goethe zu gleicher Zeit aus der Sitzung herausgekommen, habe sich ein Gespräch zwischen ihnen angeknüpft, das Goethe in Schillers Wohnung gelockt, wo denn die Metamorphose zur Sprache gekommen. Dies müsste vor dem 13. Juni 1794 geschehen sein, an welchem Tage Schiller das Einladungsschreiben zu den »Horen« an Goethe richtete; Schillers Rückkehr aus Schwaben war am 15. Mai erfolgt. Nun aber ist eine Anwesenheit Goethe's in Jena während der dazwischen liegenden vier Wochen gar nicht anzunehmen. Gleich nach seiner Ankunft hatte Fichte, der kurz vor Schiller eintraf, Goethe in Weimar besucht, der ihn freundlichst aufnahm. Wäre Goethe gleich darauf nach Jena gekommen, so würde er ohne Zweifel den für ihn so anziehenden neuen Philosophen besucht haben, was in den Briefen an seine Gattin erwähnt sein müsste; dies ist aber nicht der Fall. Hätte eine Zusammenkunft zwischen beiden Dichtern um diese Zeit stattgefunden, so könnte sie in Goethe's Brief an Meyer vom 7. Juni und in dem zweiten, den Schiller nach seiner Rückkunft, den 12., an Körner schrieb, nicht übergangen sein. Zu diesen entscheidenden Gründen kommt, dass Schillers Einladung zu den »Horen« und Goethe's Antwort jeden Gedanken an ein kurz vorangegangenes persönliches Zusammentreffen ausschliessen. Ja, hätte wirklich Ende Mai oder Anfangs Juni ein solches Gespräch stattgefunden, so hätte Schiller irgend eine Beziehung auf die Unternehmung der »Horen«, die ihm nach Ausweis des Briefes an Cotta vom 19. Mai schon damals im Sinne lag, gegen Goethe nicht unterlassen, ja er hätte seine Ansicht sich darüber erbitten müssen, was nach der Fassung des Einladungsbriefes nicht geschehen sein kann. Auch findet sich in den Briefen an Cotta vom 4. und 14. Juni nicht die entfernteste Beziehung auf eine schon erfolgte freundliche Zusammenkunft mit Goethe, auf die er die Hoffnung seines Beitrittes hätte gründen

können; er gedenkt nur der Sendung von Brief und Avertissement an diesen, wie an Kant, Klopstock, Herder. Kann hiernach zwischen Schillers Rückkehr und seinem Einladungsbriefe an Goethe keine persönliche Zusammenkunft stattgefunden haben, so muss jenes Gespräch über die Metamorphose früher fallen; denn dass die Erzählung, dieses sei der Annäherung vorhergegangen, blos auf falscher Erinnerung beruhe, ein solches etwa in ähnlicher Weise nach Goethe's Beitritt stattgefunden, entbehrt jeder Wahrscheinlichkeit, wogegen nichts gegen die Annahme spricht, die Metamorphose sei bei Goethe's Besuch am 31. Oktober 1790 zur Sprache gekommen, das Gespräch aber habe statt einer Annäherung eine grössere Entfremdung zur Folge gehabt.

Freilich ist die Art, wie Goethe's Bericht das Gespräch einleitet, nach falscher oder abgeblasster Erinnerung gebildet und auf die Darstellung desselben nichts zu geben. Auf dem Wege soll Schiller bemerkt haben, eine so zerstückelte Art, die Natur zu behandeln, könne den Laien, der sich gern darauf einliesse, nicht anmuthen. Aber in der Gesellschaft erfolgten nur Mittheilungen des Direktors, die eben Antheil an der Sache und eine gewisse Kenntniss voraussetzten. Auf diese sehr verständige und einsichtige Bemerkung will Goethe erwidert haben, vielleicht bleibe diese Art den Eingeweihten selbst unheimlich, und es könne wohl noch eine andere Weise geben, die Natur nicht gesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Theile strebend darzustellen. Schiller habe dieses bezweifelt und nicht eingestehen wollen, dass eine solche Erkenntniss des lebendigen Wirkens der Natur, ihres Strebens aus dem Ganzen in die Theile schon aus der Erfahrung hervorgehe. Das war freilich ganz in Schillers Sinne, der schon 1787 Goethe und allen, welche sich mit der Entwicklung der Naturgesetze beschäftigten, eine stolze Verachtung jeder Speku-

lation und philosophischen Betrachtung Schuld gab, und bemerkte: »Da sucht man lieber Kräuter oder treibt Mineralogie, als dass man sich in leeren Demonstrationen verfinge. Die Idee kann gesund sein, aber man kann auch übertreiben«. Auch der schöne Brief, den Goethe im Februar 1789 unter der Ueberschrift »Naturlehre« in den »Merkur« einrücken liess und der Schiller schon wegen der von Knebel darin gefundenen Beleidigung anzog, konnte ihn nicht umstimmen, wie klar auch Goethe dort auf das strenge Auseinanderhalten der drei Naturreiche drang, deren Gipfel Krystallisation, Vegetation und animalische Organisation seien, und wie herrlich er auch mit dem bedeutenden Worte schloss: »Die Wissenschaft ist eigentlich das Vorrecht des Menschen, und wenn er durch sie immer wieder auf den grossen Begriff geleitet wird, dass das All nur ein harmonisches Eins, und er doch auch wieder ein harmonisches Eins sei, so wird dieser grosse Begriff weit reicher und voller in ihm stehen, als wenn er in einem bequemen Mysticismus ruhte, der seine Armuth gern in einer respektabeln Dunkelheit verbirgt«. Es war Schiller eben zuwider, dass Goethe immer von den Sinnen und der Erfassung der sinnlichen Erscheinungen ausging, nicht vom Geiste und der Spekulation. Erst später lernte er den »ruhigen Weg« schätzen, auf welchem dieser »in die Tiefe der Wissenschaften« gedrungen.

Während des Gespräches kamen sie, so erzählt Goethe weiter, zu Schillers Hause, das an der Ecke des Markts und der Strasse unter dem Markte lag; die Lust, ihn über seine Zweifel aufzuklären, habe ihn hineingelockt. Goethe selbst wohnte im Schlosse und fast könnte man es auffallend finden, dass er Schiller von dort in die Stadt begleitete, da von einer sonstigen Absicht bei diesem Gange nicht die Rede ist. »Da trug ich die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor, und liess mit manchen charakte-

ristischen Federstrichen eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehen. Er vernahm und schaute das alles mit grosser Theilnahme, mit entschiedener Fassungskraft; als ich aber geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: ‚Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee'. Ich stutzte, verdriesslich einigermassen: denn der Punkt, der uns trennte, war dadurch aufs strengste bezeichnet. Die Behauptung aus »Anmuth und Würde« fiel mir wieder ein, der alte Groll wollte sich wieder regen, ich nahm mich aber zusammen und versetzte: ‚Das kann mir sehr lieb sein, dass ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe'. Schiller, der weit mehr Lebensklugheit und Lebensart hatte als ich, und mich auch wegen der »Horen«, die er herauszugeben im Begriff stand, mehr anzuziehen als abzustossen gedachte, erwiederte darauf als ein gebildeter Kantianer, und als aus meinem hartnäckigen Realismus mancher Anlass zu lebhaftem Widerspruch entstand, so ward viel gekämpft und dann Stillstand gemacht; keiner von beiden konnte sich für den Sieger halten, beide hielten sich für unüberwindlich«. Die Schilderung ist keineswegs so anschaulich, wie sie bei lebhafter Erinnerung gerathen sein würde; auch zeigt sie Goethe gegen Schiller, dessen Schütteln des Kopfes freilich auch nicht sehr fein gewesen wäre, wohl in einem zu ungünstigen Lichte. Schiller zu seiner Ansicht herüberzuziehen, durfte er nach den Erfahrungen, die er bei andern mit seiner Metamorphose gemacht, kaum erwarten, am wenigsten diesen von der Wahrheit seiner symbolischen Pflanze zu überzeugen, die sich eben nur demjenigen ergeben kann, der sich von der Entwicklung der einzelnen Bildungen auseinander ganz durchdrungen hat, nicht einem in reiner Beobachtung der Naturerscheinungen ungewandten spekulativen Geiste. Und haben wir das Gespräch richtig dem 31. Oktober 1790 zugewiesen, so waren auch die Aeusserungen über die

Metamorphose keineswegs in einen hitzigen Streit ausgeartet. Dass Goethe, welcher so viele Jahre am Hofe gelebt hatte, den man seit der Rückkehr aus Italien in Folge der schiefen Stellung, in die er durch seine Verbindung mit der Vulpius gegen die Gesellschaft gerathen war, allgemein kalt und verschlossen fand, so heftig seine Ansicht gegen Schiller verfochten haben sollte, ist höchst unwahrscheinlich. Freilich an Lebensart und Lebensklugheit fehlte es auch Schiller später nicht, aber wir wissen, dass auch ihn die Leidenschaft zuweilen hinriss, und dass er bei seiner grossen Lebhaftigkeit es in besonnenem, gemessenem Benehmen, wo es darauf ankam, Goethe zuvorgethan, scheint uns doch eine überbescheidene Behauptung. Die Beziehungen auf die »Horen« und »Anmuth und Würde« ergeben sich nach unserer Annahme als ungehörig. Dass Schiller seine symbolische Pflanze nicht für eine Erfahrung halten konnte, sondern nur für einen diese überschreitenden Begriff, durfte Goethe gar nicht verstimmen, da dies nicht anders zu erwarten stand; freilich hatte dieser aus Kants Lehre im Jahre 1790 noch keine Studien gemacht, aber sie war ihm nicht ganz unbekannt, und er schrieb mit ihm dem Denkenden nur eine reflektirende discursive Urtheilskraft zu, jedenfalls war ihm der Weg der Beobachtung und Anschauung, den Goethe mit solcher rastlosen, von Stufe zu Stufe steigenden Ausdauer ging, ganz fremd, wenn er auch früher bei seinen physiologischen Untersuchungen einige Schritte darauf gewandelt war.

Ganz unglücklich, bemerkt Goethe, hätten ihn in diesem Gespräche Sätze gemacht, wie folgender: »Wie kann jemals Erfahrung gegeben werden, die einer Idee angemessen sein sollte? denn darin besteht eben das Eigenthümliche der letztern, dass ihr niemals eine Erfahrung kongruiren könne«. Goethe erkannte in den einzelnen Erscheinungen eben die allen zu Grunde liegende Idee, nur insofern war

ihm seine Metamorphose eine wirkliche Erfahrung, kein Vernunftbegriff. Sonderbar ist es, wie er hiervon den Uebergang zu der durch dieses Gespräch vermittelten Verbindung mit Schiller gewinnt. »Wenn er das für eine Idee hielt, was ich als Erfahrung aussprach, so musste doch zwischen beiden irgend etwas Vermittelndes, Bezügliches obwalten! Der erste Schritt war jedoch gethan«. Eigentlich knüpft er an den Widerspruch ihrer Ansichten über denselben Satz das, wenn auch zunächst nur schwache Verlangen nach näherer Verbindung an. Das »jedoch« passt zum unmittelbar vorhergehenden Satze nicht, mag man es nun als bestreitend, beschränkend, vermittelnd, wie »doch«, oder nach älterm, auch noch bei Goethe sich findendem Gebrauche als den Gegensatz zurückweisend, wie »dennoch«, nehmen. Es bezieht sich eben nicht auf den letzten Satz allein, sondern auf die Folge des Gespräches, das den Gegensatz ihrer Anschauungen scharf hatte hervortreten lassen.

Höchst unklar knüpft sich hieran der Abschluss des Bundes; denn Goethe fährt unmittelbar darauf fort: »Schillers Anziehungskraft war gross, er hielt alle fest, die sich ihm näherten. Ich nahm Theil an seinen Absichten und versprach zu den »Horen« manches, was bei mir verborgen lag, herzugeben; seine Gattin, die ich von ihrer Kindheit auf zu lieben und zu schätzen gewohnt war, trug das Ihrige bei zu dauerndem Verständniss; alle beiderseitigen Freunde waren froh; und so besiegelten wir, durch den grössten, vielleicht nie ganz zu schlichtenden Wettkampf zwischen Objekt und Subjekt, einen Bund, der ununterbrochen gedauert und für uns und andere manches Gute gewirkt hat«. Der eigentliche Schritt zur Schliessung des Bundes bleibt hier im Dunkel, ja man könnte aus der Bemerkung, Schiller habe alle festgehalten, die sich ihm genähert, fast den Schluss ziehen, die Annäherung sei von Goethe's Seite

erfolgt in Veranlassung jenes Gespräches über die Metamorphose. Wir wissen, dass diese keinen Bezug auf die Schliessung des Bundes hatte, dass auch Gattin und Freunde keine Annäherung bewirkten, diese eben nur durch die Einladung zu den »Horen« nach langem persönlichen Fernstehen veranlasst wurde, wobei wir bemerken, dass Schiller schon fünf Jahre vorher die Hoffnung gehegt, durch die Herausgabe einer grösseren Zeitschrift mit Goethe in Verbindung zu kommen. Jetzt erst war es, wie es im »Märchen« heisst, an der Zeit; beide hatten sich gerade zur rechten Zeit gefunden, und sie bedurften keines weitern Einigungs- oder Festhaltungsmittels.

Vom November 1790 bis zum Juni 1794 fand keine Verbindung statt. Als Schiller im Januar 1791 nach dem Fieberanfalle, den er zu Erfurt erlitten, drei Tage in Weimar weilte, besuchte er den Hof, Wieland, Voigt u. a., nicht Goethe. Nach der Rückkehr befiel ihn eine andauernde Krankheit, an deren Anfang die von idealem Standpunkte ausgehende überscharfe Beurtheilung von Bürgers Gedichten erschien. Am 2. April ging er zur Herstellung seiner Gesundheit nach Rudolstadt, von da nach Karlsbad und Erfurt, erst am 1. Oktober kehrte er nach Jena zurück. Mit Goethe stand er so wenig in Verbindung, dass Wieland in einer Theaterangelegenheit den Vermittler machte. Die Bühne, die optischen Untersuchungen und Geschäfte nahmen diesen ganz in Anspruch. Im Frühjahr 1792 traf er Schiller auf einem Spaziergange; denn auf diese Zeit muss das gehen, was Meyer am 31. März 1831 Eckermann erzählte: »Ich ging mit Goethe in dem sogenannten Paradies bei Jena spazieren, wo Schiller uns begegnete und wo wir zuerst miteinander redeten. Er hatte seinen »Don Karlos« noch nicht beendigt, er war eben aus Schweden zurückgekehrt und schien sehr krank und an den Nerven leidend. Sein Gesicht glich dem Bilde des Gekreuzigten. Goethe

dachte, er würde keine vierzehn Tage leben[1], allein als er zu grösserem Behagen kam, erholte er sich wieder und schrieb dann erst alle seine bedeutenden Sachen«. Meyer kam erst im November 1791 nach Weimar, wo er Goethe's Hausgenosse war. Den nach seinen Bergen sich sehnenden Schweizer wird Goethe im nächsten Frühling nach Jena geführt haben, wo ihm freilich die Berge nur Hügel schienen. Wenn noch Palleske, der auch Meyers Bemerkung über Schiller willkürlich Goethe mit in den Mund legt, dieses Begegnen in den Mai 1794 setzt, so widerlegt sich dies schon dadurch, dass Meyer damals in Dresden war. Auch passt die Schilderung seines leidenden Zustandes nicht auf die Zeit nach der Rückkehr aus seiner Heimat, wo er sich in Stuttgart überraschend hergestellt hatte; im Frühjahr 1792, als er so lange nicht ins Freie gekommen, befand er sich viel leidender. Seltsamer, als der Irrthum, »Karlos« sei noch nicht vollendet gewesen, ist die Bestimmung, er sei eben erst aus Schweden zurückgekehrt, wo er nie gewesen; man könnte an eine freilich starke Verwechslung mit Schwaben denken, aber auch diese Bestimmung passt eben nicht.

Vom August bis Mitte December 1792 und vom Mai bis zum August 1793 war Goethe von Weimar fern. Ende April 1793 hielt er sich einige Tage in Jena auf, wo Schiller in seinem Gartenhause wohnte und von der rauhen Witterung litt. Auch damals sahen sie sich nicht. Als Goethe vom Rheine zurückkehrte, war Schiller nach Schwaben

[1] Am 20. December 1829 lässt Eckermann Goethe sagen, als er Schiller zuerst kennen gelernt, habe er geglaubt, er lebe keine vier Wochen. Das ist jedenfalls irrig; weder im Jahre 1788, wo Goethe ihn zuerst sah, noch 1790 war Schiller so krank; nur von diesem zufälligen Begegnen im Frühling 1792 kann es gelten. Auch sonst führen die Aeusserungen Goethe's in den Gesprächen mit Eckermann häufig irre.

abgereist. Erst die Einladung zu den »Horen« führte zu dem einzigen Bunde. Wie wenig treu Goethe's Gedächtniss in Bezug auf seine erste Anknüpfung mit Schiller war, ergibt sich daraus, dass er weder des Einladungsbriefes, noch des ersten Besuches in Jena mit dem so bedeutenden Gespräche, noch des vierzehntägigen die Geister voll gegeneinander öffnenden Zusammenlebens in Weimar gedachte; nur das Gespräch über die Metamorphose lag ihm noch im Sinne. Dieses hatte er schon am 1. Oktober 1815 gegen Boisserée erwähnt, aber nur mit der unbestimmten Zeitangabe: »Als ich nachher [nach der Rückkehr aus Italien] Schiller in Jena sah«. Goethe soll damals das Gespräch oder vielmehr Schillers Ausruf: »Das ist eine Idee!« als Veranlassung seiner eigenen Beschäftigung mit der Kantischen Philosophie bezeichnet haben, die er sich durch Reinhold habe vortragen lassen. Leider ist Boisserée's ganzer Bericht nicht in allen Einzelheiten zuverlässig und genau, da ihm das Gedächtniss bei der Niederschrift nicht ganz getreu war.

4. Die Bühnen-Bearbeitung des Götz von Berlichingen.

von

Otto Brahm.

Unter allen Werken Goethe's hat keines nach seiner Vollendung eine so häufige Bearbeitung, so tief greifende Veränderungen erfahren müssen, wie sein erstes grosses Drama, der Götz von Berlichingen. Das Verhältniss der ersten Fassung von 1771, zur zweiten, aus dem Jahre 1773, ist bereits mehrfach einer philologischen Betrachtung unterzogen worden[1] und kann desshalb hier füglich ganz ausser Acht bleiben; die bewunderungswürdige Selbstüberwindung und künstlerische Selbstbeschränkung, von der die zweite Bearbeitung Zeugniss ablegt, macht die Betrachtung dieser zu einer durchaus erfreulichen, während die Untersuchung, welche uns im Folgenden beschäftigen soll, zu durchaus unerfreulichen Resultaten führen wird.

---

[1] Am gründlichsten und fruchtbarsten in den soeben erschienenen »Studien zur Goethe-Philologie« von J. Minor und A. Sauer. Wien 1880.

Die erste Bühnen-Bearbeitung des »Götz« liegt erst seit Kurzem vollständig im Druck vor, da das Originalmanuscript, welches der Schauspieler Unzelmann besessen hatte, eine Zeit lang verloren war und nur durch einen glücklichen Zufall wieder aufgefunden wurde; H. Wendt hat das Drama in einer vortrefflichen Ausgabe (Karlsruhe 1879) erscheinen lassen. Nach diesem Texte fand in Weimar am 22. September 1804 die erste Darstellung statt; Goethe glaubte, das Stück werde nahe an vier Stunden spielen, allein die Aufführung währte von halb sechs bis gegen Mitternacht. So musste er zu einer zweiten Bühnen-Bearbeitung schreiten (bei Hempel und in andern Ausgaben gedruckt), die aber fast nur in Kürzungen bestand; in einigen Punkten nähert sie sich wieder der Fassung von 1773. Auch mit dieser Bearbeitung war der Dichter nicht zufrieden; im Jahre 1809 machte er das bekannte seltsame Experiment, das Drama in zwei selbständige Stücke zu zerlegen, in das Ritter-Schauspiel Adelbert von Weislingen, in vier Aufzügen, und das Ritter-Schauspiel Götz von Berlichingen, in fünf Aufzügen. Und bei weiteren Darstellungen, 1819, 1829, 1830, hält er noch immer seine Aufgabe für nicht völlig gelöst, wieder werden Kleinigkeiten geändert, 1830 die zwei Stücke wieder zu einem zusammengezogen. Es würde durchaus verwirren, wollte ich in dem Folgenden auf alle diese Fassungen Rücksicht nehmen; ich beschränke mich vielmehr darauf: die Bühnen-Bearbeitungen durch die Betrachtung jener Abweichungen zu charakterisiren, welche die erste Bühnen-Bearbeitung, von 1804, (B) von der Fassung unterscheiden, in der »Götz von Berlichingen« zum ersten Male vor das deutsche Publikum trat, von der Fassung von 1773. (A)

Schon aus der Thatsache, dass der ersten Bühnen-Bearbeitung immer neue folgten, ergibt sich, dass die erste nicht gelungen war, dass der Dichter das Misslingen fühlte,

aber doch nicht im Stande war, etwas Besseres zu geben. Goethe'n selbst war denn auch bei der Arbeit durchaus nicht gut zu Muthe; er gesteht, er habe nicht mit Liebe daran gearbeitet, er nennt sein Vorgehen, in einem Briefe an Zelter (I, 127), »Penelopeisch«, was er gewoben, muss er immer wieder »aufdröseln«. Während wir in einem andern Falle, dem »Werther« gegenüber, die Sicherheit nicht genug bewundern können, mit welcher der Dichter den Ton seiner Jugend noch in der Mitte der achtziger Jahre wiederzufinden verstand; während wir weiter dem »Faust« gegenüber zwar, Goethe's Bemühungen zum Trotz und ohne das verschiedenartig gefärbte Papier vor Augen zu haben (an Herder, 1. März 1788), die älteren und die jüngeren Scenen scheiden können, aber doch nur scheiden, weil Scherers bewundernswerther Scharfblick den Weg dazu gewiesen — können wir im »Götz«, mit der allerleichtesten Mühe, und häufig auch ohne die ursprüngliche Fassung zu vergleichen, die neuen Partien heraus finden, so durchaus stillos erscheinen sie dem Betrachter. Selbst bei der schärfsten Prüfung aber wird man im »Götz«, den starken Verschlechterungen gegenüber, nur ganz verschwindende Besserungen entdecken, und man sagt in der That nicht zu viel, wenn man findet, dass Goethe hier seine ursprüngliche Conception jämmerlich verdorben habe — mehr vielleicht, als es jemals durch einen fremden Bearbeiter hätte geschehen können.

Die Aenderungen nun, welche Goethe in B vorgenommen hat, lassen sich nach folgenden Gesichtspunkten etwa gruppiren:

1. Engere Motivirung.
2. Losere Motivirung (meist durch Kürzungen veranlasst).
3. Veränderte Tendenzen.

4. Bühnen-Effecte.
5. Interpolationen nach der Seite des Weichen und Sentimentalen.
6. Reflexionen.
7. Stil.

(1.) Zu den wichtigsten künstlerischen Eigenheiten des älteren Goethe gehört die Neigung zu strengem Motiviren; dem Bestreben: den engsten Zusammenhang auch in die Motive des Götz zu bringen, ist eine ganze Reihe wichtiger Aenderungen in B entsprungen. Niemand erscheint, so weit es möglich, unvermittelt, ohne vorherige Ankündigung; auf Ereignisse, die in Zukunft eintreten werden, wird schon vom Anbeginn an hingewiesen, ihre Möglichkeit oder Nützlichkeit zum Voraus ins Auge gefasst.

So tritt in B Weislingens Knappe *Franz* gleich in der ersten Scene auf, während er in A erst am Schlusse des ersten Aktes erscheint, als er bereits in Adelheid verliebt ist. Was bezweckt die Aenderung? Franz soll Gelegenheit erhalten, bevor er Adelheid kennen gelernt, sein Vorleben, seine Stimmung darzulegen. Er sehnt sich in die Ferne, er will nichts wissen von Weibern. So ist die Wirkung Adelheids grösser und doch zugleich vorbereitet. Im zweiten Akt dann wird darauf Bezug genommen:

O die Welt ist nicht mehr unendlich für mich! Ins Blaue hinaus geht meine Sehnsucht nicht mehr! Zu ihr! Zu ihr! (Wendt S. 50).

Olearius und *der Narr* — der an die Stelle des Liebetraut gekommen ist — werden in B schon vor ihrem Erscheinen gesprächsweise erwähnt, in dem Bericht des Franz über die Zustände in Bamberg und über Adelheid. In A heisst es:

Ich hätte mein Vermögen gegeben, die Spitze ihres kleinen Fingers küssen zu dürfen! Wie ich so stand,

warf der Bischof einen Bauern herunter; ich fuhr darnach und berührte im Aufheben den Saum ihres Kleides.[1]

Dagegen in B:

Alles hätte ich hingegeben, die Spitze ihres kleinen Fingers küssen zu dürfen! O, wie hab ich mich an die Stelle des Narren gewünscht! O der glückliche Narr!

Weislingen. Den alten Kunz meynst Du?

Franz. Denselben.

Weislingen. Und was begegnet' ihm beneidenswerthes? Ihm, der sonst nur Schläge zu erndten gewohnt ist?

Franz. Es war auch ein Schlag, aber von ihrer Hand. Diesseits stand ich, jenseits er, da warf sie einen Bauern auf den Boden, und täppisch dienstfertig bückte sich der Narr darnach. Da gab ihm ihre leichte schöne Hand einen Klapps hinter die bunten Ohren. Ich sprang hinüber und las mit auf. Hätte sie doch auch nach mir geschlagen! Da berührt ich den Saum ihres Kleides. (S. 42).

In A ist *Olearius* rein zufällig am Hofe des Bischofs, er greift in keiner Weise in die Handlung ein; in B ist er zu ganz bestimmten Zwecken in Bamberg, er ist »von Bononien her« zum Kanzler verschrieben, seine Rechtsgelehrsamkeit soll der Befreiung Weislingens zu Gute kommen, die neue Ordnung, welche er einführt, ist eines der Momente, die Weislingen antreiben, an den Hof zurückzukehren.

In A fallen den *Zigeunern* und den Mitgliedern der *Vehme* je eine Scene zu, in B dagegen je drei. In der neunten Scene des letzten Aktes erscheinen die Boten, welche zur Gerichtsnacht ziehen, in der vierzehnten eine

[1] Hempel, Bd. 6 S. 46. Ich citire nach der Hempel'schen Ausgabe, da die Bearbeitung von 1787, welche ihr zu Grunde liegt, nur in für unsern Zweck unwesentlichen Einzelheiten von A verschieden ist. Vgl. Bd. 6, S. 204—9.

vermummte Gestalt, mit Strang und Dolch, welche auf das Vorgehen des heimlichen Gerichts gegen Adelheid diese selbst und den Zuschauer vorbereiten soll, und erst in der neunzehnten Scene, der vorletzten des ganzen Dramas, folgt die aus A bekannte feierliche Sitzung. Die *Zigeuner* treten in B gleich in der ersten Scene, als Wahrsager, auf und dann in dem Kampfe zwischen Götz und der Reichsarmee, wo sie zu rauben und zu plündern versuchen; in A ist hiervon nicht die Rede.

Die »grossen Anschläge« *Sickingens* werden in A nur gelegentlich, und mehr vorübergehend, durch Götz erörtert; in B beginnt die Scene, in welcher Sickingen zum ersten Male erscheint, eindringlicher und gewichtiger mit den Worten des Götz:

Weite Plane, theuerster Sickingen, hab ich euch immer zugetraut und vermuthet; jetzt, da ihr sie aussprecht, erschrecke ich davor. So verschieden sind unsere Geister! Mir genügt es, mich in der Nähe zu tummeln und das was recht und billig ist, zu fördern. (89) —

woran sich dann noch weitere Erörterungen und Reflexionen schliessen. Ebenso wird die Entwicklung des Verhältnisses zwischen Sickingen und Maria in B breiter dargestellt; in A finden sich die Beiden hinter der Scene, in B spielt sich eine ihrer Begegnungen vor unsern Augen ab und Sickingen legt ausführlich dar, wie seine Liebe zu Maria entstanden ist:

Du bist von frühern Zeiten meine Liebe. Lächle nur! staune nur! Ich will es dir erklären. Vielleicht erinnerst du dich kaum dass du, mit deiner Mutter, auf dem Reichstag zu Speyer warst . . . Damals als du mit deinen blauen Augen zu mir heraufblicktest, fühlte ich den Wunsch dich zu besitzen. Lange war ich von dir getrennt, jener Wunsch blieb lebendig, so wie jenes Bild, wie der Eindruck jener Augen. Ich komme eigentlich nur zurück.

Demselben Bedürfniss der strengeren Motivirung entspricht es, wenn in B auf der einen Seite uns, genauer noch als in A, dargelegt wird, wie *Götz* und *Weislingen,* die alten Kameraden, auseinandergekommen sind, und wenn andrerseits auf die abermalige Trennung und die Wiederannäherung Weislingens an den Hof vorbereitet wird. Dem einen Zwecke dient die Frage der Maria: »Wie konntet ihr euch jemals entzweyen?« und Weislingens Antwort:

Auch das wird mir nun ganz klar. O! warum blieb ich zurück, als er nach Brabant zog, er bildete sich zum Krieger, ich zum Weltmann, und als er zurückkam, gesteh ichs nur, das strenge, barsche Wesen fiel mir lästig. Da mied ich ihn, wir wurden kälter, wir trennten uns, ein anderer Kreis umschloss mich, und wir wurden Feinde. (34);

dem andern Zwecke dienen die Worte des Franz:

Das kann, das muss anders werden. Und es wird sich geben. Heute streiten sich die Herren, gross und klein, als wollten sie sich die Köpfe abreissen und morgen sind sie wieder einig, Freunde, Verbündete, gute Gesellen. (43)

Selbst so weit geht Goethe in seiner peinlichen Sorgfalt, dass auch das spätere Eintreten des kleinen *Karl* ins Kloster vorher angekündigt werden muss; Maria fügt in B neu hinzu, nachdem sie gesagt: »Die rechtschaffensten Ritter begehen mehr Ungerechtigkeit als Gerechtigkeit auf ihren Zügen«, sie fügt hinzu: »Ja, und ich kann es keinem friedliebenden verdenken, wenn er sich aus dieser wilden Welt heraus und in ein Kloster begibt«. (19) Die Einfügung ist gewiss nicht sonderlich geschickt, man sieht deutlich die Naht in dem »Ja, und«.

Durch ein solches »ja« wird auch in einer andern Scene ein neues Stück angefügt, Götz ruft seiner Gattin zu:

Du sollst deine Hand auch dazugeben, und sagen: Gott segne euch. Sie sind ein Paar.

Elisabeth. So geschwind?

Götz. Aber nicht unvermuthet. Ja Frauen, ihr könnt, ihr sollt alles wissen. Schon ist ein Knecht fort, dem Bischoff ein Schreiben zu bringen. (36)

Aehnlich wird im dritten Akt eine alte Scene an eine neue geflickt; die Verbindung wird so hergestellt: »*Götz* (nach der Thür schauend) Was gibts? Da kommt ja Selbitz«. (91) Dasselbe Verbindungsglied noch zweimal im zweiten Akt: »Da kommt mein Herr« und: »da seh ich ihn kommen«. (62, 66).

Endlich sei noch erwähnt, dass in B die Stellen der Reichsarmee durch Verwandte und Günstlinge *Adelheids* besetzt werden; wenn man will, so mag man auch hierin ein Streben nach engerem Zusammenhang erblicken. Unzweifelhaft aber erscheint Adelheid in der Scene, in welcher sie Weislingen bestimmen will, diese und andere Aemter ihren Freunden zu überlassen, kleinlich und unklug zugleich, da sie unfähigen Günstlingen wichtige Stellen überlassen mag. Ob man sagen darf, dass hier die Erfahrungen des Hoflebens mitspielen, die Goethe bei der Ausführung von A noch nicht gemacht haben konnte?

(2.) Nicht nur dieser Zug ist neu hinzugekommen, sondern der ganze Theil des Dramas, welcher sich um Adelheid und Weislingen dreht, hat die einschneidensten Veränderungen erfahren. Goethe hat hier einerseits Erzählung in Handlung umgesetzt, andererseits sehr wichtige Scenen ganz fortgelassen, das eine noch unglücklicher als das andere. In A erzählt Liebetraut, wie er Weislingen bewogen habe, nach Bamberg zu kommen:

Erst that ich, als wüsst ich nichts, verstünd' nichts von seiner Aufführung, und setzt ihn dadurch in den Nachtheil, die ganze Historie zu erzählen u. s. w. (51)

Dieser ganz vorzügliche Bericht, ein wahres Meisterstück der Motivirung, der durchaus das leistet, was die Situation verlangt, ist gefallen; für Liebetraut ist der sehr gewöhnliche Narr eingetreten, der vor unsern Augen Weislingen bestimmen soll, nach Bamberg zu kommen und der weiter nichts vorzubringen weiss, als dass Olearius eine neue Ordnung der Dinge einführe. In keiner Weise aber wird Adelheid damit in Verbindung gebracht.

Und nun, das erste Mal, da wir Weislingen und Adelheid beisammen sehen — finden wir sie bereits völlig miteinander einig. Gefallen sind also die wichtigsten Scenen des früheren zweiten Aktes, zwischen dem Bischof und Weislingen, und die ganze Entwicklung des Verhältnisses Adelheid-Weislingen, Scenen, welche ebenso bedeutend, wie unentbehrlich sind, soll anders Weislingen nicht als ein ganz erbärmlicher Schwächling erscheinen, als eine elende Puppe in der Hand seiner jeweiligen Umgebung.

Anderes, wie die Klagen des Götz über das gezwungene Müssiggehen, oder die Unterredung Elisabeths und Lerses, welche auf das Schicksal vorbereitet, das den Götz erwartet, vermissen wir zwar ebenfalls ungern, aber es ist doch nicht gradezu unentbehrlich. Dagegen tritt der Bauernkrieg und die Verwicklung, welche für Götz daraus resultirt, in Folge starker Striche, wieder gar zu unvermittelt ein. Nur ganz vorübergehend, und ohne Beziehung auf Götz, hören wir von der Meuterei der Landleute, gegen die Weislingen zu Felde ziehen wird. Im Anfang des fünften Aktes dann, mitten im Gespräch, ruft plötzlich Götz — man erkennt wiederum die Nath —: »Doch, was ist das für ein Staub dort unten? Welch ein wilder Haufen zieht gegen uns an?« (151) Und sofort folgt die für Götz so bedeutsame Uebernahme der Anführerschaft. In der früheren Fassung wurde, am Ende des vierten Aktes, Götz von dem Bauernkrieg unterrichtet, im fünften Akt folgte unmittelbar darauf

eine Scene des Krieges, »Tumult und Plünderung«, der Beschluss, Götz (oder Stumpf) zum Führer zu wählen, wurde gefasst — und jetzt erst, in der nächsten Scene, wurde Götz der Hauptmann der Empörer.

(3.) Die Ursache dieser und ähnlicher Kürzungen waren sicher Rücksichten auf die Bühne; dagegen kann man zweifeln, ob die Bauernhochzeit mehr aus diesem Grunde fehlt, oder weil sie der veränderten Tendenz des Dichters nicht mehr entsprach. Diese Veränderung liegt uns in andern Punkten deutlich vor Augen. Fast Alles, was in A gegen Fürsten und Hof gesagt wurde, ist in B, soweit es irgend entbehrlich war, gefallen; in jeder und jeder Hinsicht macht sich der bestimmte Wille bemerkbar, die Reden von Freiheit und Unabhängigkeit, die der veränderten Anschauung des Dichters nicht mehr gemäss sind, unbedingt zu unterdrücken.

Gleich im ersten Akt fehlen die Worte des Götz: »Wie wollen wir den Fürsten den Daumen auf dem Aug halten!« (43) und jene des Sievers: »Dürften wir nur so einmal an die Fürsten, die uns die Haut über die Ohren ziehen« (21), wogegen eingeschaltet ist: »Ein Bauer ist jederzeit so gut als ein Reiter und vielleicht so gut als ein Ritter. Es wird sich zeigen«. (5) In der Tafelscene des dritten Aktes macht sich vor Allem der Fortfall des dreimal wiederholten: »Es lebe die Freiheit« bemerkbar, welches dadurch noch besonders hervortrat, dass Götz erklärte, ihr vorletztes Wort, wenn sie stürben, solle lauten: es lebe der Kaiser! ihr letztes aber: es lebe die Freiheit! (S. 80.)

Aber wenn wir es begreiflich finden, dass eine Stelle, wie diese, dem Goethe von 1804 bedenklich erschien, so werden wir doch nicht umhin können, einige andere kleine Aenderungen als entbehrlich und ein wenig pedantisch zu bezeichnen. Wenn Götz in A fragte: »Hab' ich nicht unter den Fürsten treffliche Menschen gekannt, und sollten wir nicht hoffen, dass mehr solcher

Fürsten auf einmal herrschen können?« (81) — so muss diese Stelle in B ebenso gut entfallen, wie die unschuldige Wendung: »wenn meine Leute beisammen sind, es wird ein Häuflein sein, dergleichen wenig Fürsten beisammen gesehen haben«. (66) Sagte Götz in A: »So lang's an Wein nicht mangelt und an frischem Muth, lach' ich der Fürsten Herrschsucht und Ränke« (21), so wird in B das Wort: Fürsten unterdrückt, und es heisst nur: »So lange es an Wein nicht mangelt und an frischem Muth, sollen Herrschsucht und Ränke mir nichts anhaben«. (7) Bezeichnend ist eine Aenderung in der ersten Scene zwischen Götz und Weislingen. In A heisst es:

Weislingen. Ich bin gefangen; das Uebrige ist eins.

Götz. Ihr solltet nicht so reden. Wenn ihr's mit Fürsten zu thun hättet, und sie Euch in tiefen Turn an Ketten aufhingen (31);

in B statt dessen:

Wenn ihr's mit Tyrannen zu thun hättet (24).

Hätte der junge Goethe diese Aenderung gethan, so wäre sie kaum Aenderung zu nennen gewesen, denn »Fürst« und »Tyrann« sind für ihn und die Genossen nahezu gleichbedeutend; eben desshalb fühlte er später die Nothwendigkeit, zwischen den guten und den bösen Herrschern zu scheiden.

Noch eine interessante Aenderung enthält die zweite Bühnenbearbeitung, auf die ich hier ausnahmsweise Rücksicht nehmen will: dort sollte nicht, wie in A und B, der Tod des Götz das Drama beschliessen, sondern die Scene des heimlichen Gerichts, und die letzten Worte des Stückes daher nicht lauten: »Himmlische Luft — Freiheit! Freiheit!« u. s. w., sondern vielmehr:

Ihr die ihr Uebelthaten verabscheut, Richter in der Tiefe, wirket, so lange die Nacht währt! Ja, der Tag wird kommen, der euch abruft. Erscheine Tag den

Völkern, verleihe glückliche Thätigkeit, und zum Pfande *gesetzlicher* Freiheit walte von oben im Lichtglanz Gerechtigkeit und Macht.

Zu diesen Tendenzen Goethe's stimmt es, wenn in B ein heftiger Ausfall auf die deputirten Räthe fortgefallen ist — »die grossen goldnen Ketten«, heisst es in A (84), »stehen ihnen zu Gesicht wie dem Schwein das Halsband« — und wenn ferner das patriarchalische Verhältniss des Götz zu seinen Untergebenen eine leise Abschwächung erfahren hat; er fragt den Lerse nicht mehr: »Wie lange wollt Ihr bei mir aushalten?« (A 69), sondern: »Auf wie lange verpflichtet ihr euch« (96), und als Georg erzählt, Weislingen habe kaum das Herz gehabt, ihn anzusehen, ihn, einen schlechten Reitersjungen, sagt Götz: »Erzähle du, und lass mich richten« (69), während in A diese Worte fehlten, und Selbitz vielmehr zustimmend bemerkte: »Das macht, sein Gewissen war schlechter als Dein Stand« (56).

Interessant für die Wandlungen, welche Goethe's Anschauungen durchgemacht haben, sind weiter die Zigeunerscenen. In den älteren Fassungen erscheinen die Zigeuner, durchaus romantisch, und im Einklang mit der allgemeinen Vorliebe der Stürmer und Dränger für edle Verbrecher, als eine Art von verlassenem Bruderstamm; sie holen zwar dem geizigen Bauern die Enten, aber nur, weil er sie fortschickte, da sie um ein Stück Brod bettelten, sie nehmen sich mit Gefahr ihres Lebens, in der uneigennützigsten Weise, des Götz an, sie sind »wilde Kerls, starr und treu«, so dass Götz wehmüthig ausrufen kann: »O Kaiser! Kaiser! Räuber beschützen deine Kinder«. (104) Bis auf die letzte Spur ist in B diese Auffassung geschwunden; die Zigeuner sind betrügerische Wahrsager, Diebsgesindel und Marodeure, die Götz lediglich aus Eigennutz, weil sie eines Führers bedürfen, bei sich aufnehmen. Man merkt, dass aus dem jugendlichen Stürmer der Weimarische Staats-

minister, Excellenz, geworden ist, der Vagabunden solcher Art energisch den Marsch machen würde.

(4.) Die Wahrsagekunst der Zigeuner gibt gleichzeitig Veranlassung, den Gegensatz von Georg und Franz um einen neuen Zug zu vermehren: Franz lässt sie sich halb spielend gefallen, Georg weist sie voll Entrüstung zurück:

Hinweg du Kobold! Frevelhafte Lügenbrut! Ich vertrau' auf Gott, was der mir beschieden hat, wird mir werden. Ich bete zu meinem Heiligen, der wird mich schützen. Sanct Georg und sein Segen!

Knechte. Sanct Georg und sein Segen.

Ein anderes Beispiel solcher effectvollen Theaterfrömmigkeit findet sich in der Scene des gemeinsamen Mahles, wo die folgenden Worte des Götz neu hinzugekommen sind:

Von diesem spärlichen Mahle wendet hinauf den Blick zu eurem Vater im Himmel, der alles ernährt, der euch nah ist zur guten und bösen Stunde, ohne dessen Willen kein Haar von eurem Haupte fällt. Vertraut ihm! dankt ihm! (Er setzt sich, mit ihm alle.) Und nun heiter und fröhlich zugegriffen.

Bei Iffland oder Kotzebue würde diese Stelle wohl weiter keinen Anstoss erregen, allein bei dem Dichter des »Faust« und des »Prometheus« kann sie nicht anders als aufs Höchste befremdend wirken.

Nicht blos aus dieser Scene tritt es uns deutlich entgegen, dass Goethe in der Wahl der Mittel, durch die er sein Drama für die Bühne wirksam machen wollte, nichts weniger als zaghaft war. Unbedenklich wird an die Stelle des köstlichen Liebetraut, eine der wenigen gelungenen Nachahmungen Shakespear'scher Clowns, ein recht schablonenhafter Narr (vgl. Faust, 2. Theil) gesetzt, der die lustigen Foppereien des Hofmanns in eine derbere

Sprache überträgt; der wackere Selbitz, früher durch die leise bemerkbaren, aber nirgends stark aufgetragenen Verschiedenheiten von Götz ein hübsches Gegenbild zu diesem, wird ein herabgekommener Spieler und Herumlungerer, der in die Fehde zieht, um Kleider und goldene Ketten zu erbeuten.

Mehrfach wird die Gelegenheit zu feierlichen Aufzügen und Schaustellungen herbeigeführt, obgleich doch schon A genug davon enthielt; mit Zelter correspondirt Goethe eifrig über die nöthigen Compositionen. Es ist dieselbe Neigung zum Opernhaften, die um diese Zeit so stark im Faust hervortritt. Bei der Trauung der Maria kommen Lerse und Georg mit Fahnen auf die Bühne, dann ziehen Chorknaben, der Priester, Männer und Frauen mit Gesang ums Theater und in die Kapelle, die Wache salutirt mit Picken und Fahnen, der Gesang in der Kirche dauert fort. Adelheid ferner kommt mit einem Maskengefolge, bei Fackellicht, auf die Scene, Jugend und Mann, Kind und Greis sind ihre Begleiter und werden an Blumenketten geführt, während wiederum hinter der Bühne Musik erschallt — die Scene ist vollständig überflüssig.

Abermals ein Theater-Effect — und zwar kein sehr glücklicher — ist die Erscheinung, welche Adelheid in der Nacht hat und die auf das Eingreifen der Vehme vorbereiten soll; sie glaubt ein furchtbares, schattenähnliches Wesen auf sich zukommen zu sehen und gleichzeitig kommt in der That eine schwarze, vermummte Gestalt drohend heran, aber ihr im Rücken, so dass sie mit leiblichen Augen sie nicht erblicken kann. Das Ganze wird nicht recht klar und reicht in keiner Weise an die erschütternde Gewalt der entsprechenden Scene der ersten Bearbeitung, von 1771 heran, in welcher selbst der rächende Bote der heimlichen Brüder durch die dämonische Schönheit der Adelheid bestrickt wird.

Die einzigen durchaus gelungenen Scenen, die auch auf der Bühne selten die Wirkung verfehlen, sind im dritten Act die Auftritte zwischen Adelheid und Franz, in welchen Adelheid den Knappen zu einem gelehrigen Staaren abrichten will, der seinem Herrn die Namen ihrer Freunde unermüdlich vorsagt, und die hübschen Verse des Franz, die sich daran schliessen:

> Beym alten Herrn von Wanzenau
> Gedenk ich meiner gnädgen Frau u. s. w. (88):

einige Heiterkeit pflegt dann auch die Bequemlichkeit und Unfähigkeit des dicken Hauptmanns zu erregen, seine Sorge um Zelt, Feldstuhl, Teppich und Flaschenkeller.

Was die *Actschlüsse* anlangt, so sind sie in B, mit Ausnahme des letzten, sämmtlich mehr oder weniger geändert (in der zweiten Bühnenbearbeitung sollte auch der fünfte Act anders schliessen, o. S. 200) Der Schluss des dritten Actes — um von der glücklichsten Aenderung zuerst zu sprechen — zeigt in B Götz auf der Höhe seines Glückes, nach dem ersten Siege über die Reichstruppen; die letzten Worte weisen geschickt und bedeutungsvoll auf das Folgende hinüber:

Kommt in mein Schloss. Sie sind zerstreut, die unsrigen auch. Wer weiss was wir wieder zusammenbringen? (Gruppe in Bewegung).

In A schloss der Auftritt, da er an einem weniger wichtigen Orte stand, einfacher:

Kommt in mein Schloss. Sie sind zerstreut. Aber Unser sind wenig und ich weiss nicht, ob sie Truppen nachzuschicken haben. Ich will Euch bewirthen, meine Freunde. Ein Glas Wein schmeckt auf so einen Strauss. (74).

Es folgten darauf noch in demselben dritten Act die Scenen der Belagerung, bis zur Uebergabe und dem Bruch

des Vertrages, die nun in B in die Mitte des vierten Aufzuges fallen.

Die Veränderung am Schluss des *vierten* Aktes ist lediglich durch den Fortfall mehrerer Auftritte herbeigeführt; in B schliesst der Aufzug mit der Scene zwischen Götz und Sickingen in Heilbronn — Sickingen sucht den Muth des Freundes wieder zu erheben —, in A folgte noch ein Auftritt zwischen Adelheid, Weislingen und Franz und die Scene, in der Götz von dem Aufstand der Bauern erfährt. Beide Aktschlüsse sind wohl gleich passend; der von B erweckt die leise Hoffnung auf eine erneute Besserung im Schicksal des Götz, ohne aber den Zuschauer allzusehr daran glauben zu lassen, so dass dann doch der tragische Ausgang nichts Ueberraschendes hat; der Schluss von A bereitet in anderer Weise, mehr unmittelbar, auf die Ereignisse des fünften Actes, auf Götzens Theilnahme am Bauernkrieg vor.

Der dritte und vierte Aktschluss also, kann man sagen, hat in B weiter keinen Schaden erlitten; das grade Gegentheil leider lässt sich von dem ersten und zweiten erweisen. Der erste Akt in A schliesst mit der Verlobung von Maria und Weislingen, und dem Bericht des Franz über Adelheid; B verlegt diese Scene in den zweiten Aufzug, streicht die vorhergehende, im bischöflichen Palaste zu Bamberg, und endet mit dem Auftritt zwischen Weislingen und Götz, in welchem die Verschiedenheit ihrer Anschauungen zu einer leichten Entzweiung und gleich darauf zur Versöhnung führt. In A schliesst die Scene folgendermassen:

Götz. Aus dem Wege wollen sie mich haben, wie's wäre. Und Du, Weislingen, bist ihr Werkzeug!

Weislingen. Berlichingen!

Götz. Kein Wort mehr davon! Ich bin ein Feind von Explikationen; man betrügt sich oder den Andern und meist Beide.

Karl. Zu Tisch, Vater!

Götz. Fröhliche Botschaft! — Kommt! Ich hoffe, meine Weibsleute sollen Euch munter machen. Kommt! (36)

In B aber wird, um den Schluss lebhafter zu gestalten, der Streit noch weiter geführt, und zwar in einer Weise, die so sehr dem ursprünglichen Tone des »Götz« fremd ist, dass hier einer der Fälle vorliegt, von denen oben die Rede war, einer der Fälle, in denen man auch ohne Vergleichung die Zusätze erkennen könnte. In kurzer Rede und Gegenrede fallen Schlag auf Schlag sentenzmässige Aussprüche, wie sie etwa der Auftritt zwischen Egmont und Oranien bringt, oder die Stichomythie in der Iphigenie, im Tasso, und so fort. Es heisst da u. A.:

Götz. Schweigen ist das Beste, wo reden nichts wirkt.

Weislingen. In Gegenwart des Uebermüthigen zu schweigen ist das Beste.

Weislingen. Der Sieg macht trunkne Männer.

Götz. Die Niederlage macht, so scheint es, ungerecht.

(Sie stehen abgewendet und entfernt.)

Es erscheinen alsdann Carl und Marie, um zu Tische zu laden:

Marie. Wie steht ihr da, wie schweigt ihr?

Carl. Habt ihr euch verzürnt? Nicht doch Vater. Das ist dein Gast.

Marie. Guter Fremdling! das ist dein Wirth. Lasst eine kindliche, lasst eine weibliche Stimme bey euch gelten.

Götz (zum Knaben). Bote des Friedens, du erinnerst mich an meine Pflicht.

Weislingen. Wer könnte solch einem himmlischen Winke wiederstehen.

Marie. Nähert euch, versöhnet, verbindet euch. (Die Männer geben sich die Hände, Marie steht zwischen beyden) Einigkeit fürtrefflicher Männer ist wohlgesinnter Frauen sehnlichster Wunsch.

Auch hier sollte also im Interesse des strengeren Motivirens auf die Rolle der Versöhnerin, welche Marie in der Folge spielt, schon früher hingedeutet werden; aber wie öfter in dieser Bearbeitung ist der Preis, der für den Vortheil gezahlt wird, ein unverhältnissmässig hoher: der etwas engere Zusammenhang in den Motiven und das Theatralisch-Effectvolle des Schlusses können doch über das unsagbar äusserliche, leere und stillose dieser Scene in keiner Weise hinweghelfen.

Aehnlich steht es im zweiten Akt. Die Beraubung der Kaufleute, die hier abweichend von A, und lediglich dem Theater-Effect zu Liebe, ausführlich auf die Scene gebracht wird, muss Gelegenheit bieten, dem Charakter des Götz ein paar neue Züge aufzuheften, die ihn weder sympathischer machen, noch auch nur innerlich motivirt sind. Durch den Bericht des Georg, über Weislingens erneuten Abfall, in unbändigen Zorn versetzt, befiehlt Götz, die unglücklichen Kaufleute scharf zu binden, die Hände auf den Rücken. »An ihrer Todesangst«, ruft er aus, »will ich mich weiden, ihre Furcht will ich verspotten. O, dass ich an ihnen nicht blutige Rache nehmen darf!« Und dann, ohne jede Vermittlung tritt Stimmungswechsel ein:

Und wie Götz? Bist du auf einmal so verändert? haben fremde Fehler, fremde Laster auf dich solch einen Einfluss. In einer solchen Schule soll dein wackrer Georg heranwachsen! . . . Geh und binde sie los.

Hier oder nirgends erkenne ich den Einfluss Schillers, von dem wir wissen, dass er an der Bearbeitung Antheil genommen hat — ebenso in dem Folgenden. Georg bringt einen Schmuck, den er bei einem der Gefangenen gefunden hat und der zu einem Brautgeschenk bestimmt ist. Darauf Götz, den Schmuck beschauend:

Marie! Diesmal komme ich nicht in Versuchung, dir ihn zu deinem Feste zu bringen. Doch du gute edle Seele

würdest dich, selbst in deinem Unglück, eines fremden Glückes herzlich erfreuen. In deine Seele will ich handeln! — Nimm Georg! Gieb dem Burschen den Schmuck wieder Seiner Braut soll er ihn bringen, und einen Gruss vom Götz dazu.

(Wie Georg das Kästchen anfasst, fällt der Vorhang.)

Es kann ja nicht geleugnet werden, dass schon der alte Götz einen leisen Vorgeschmack des edlen Räubers Moor hatte — aber von dieser theatralischen Biederkeit war er denn doch weit entfernt.

(5.) Aenderungen dieser Art, Interpolationen nach der Seite des Biedern und Sentimentalen sind in B leider noch eine ganze Reihe zu verzeichnen. Besonders in der Figur des Götz. Als Götz in die Acht erklärt wird, ruft er:

So wäre ich denn ausgestossen, wie Ketzer, Mörder und Verräther. (92)

und als er den Verrath Weislingens erfahren muss:

Wie beschämt stehen wir da, wenn man uns das Wort bricht! Dass wir dem Heiligsten vertrauten, erscheint nun als täppischer Blödsinn. Jener hat recht, der uns verrieth. Er ist nun der Kluge, der Gewandte, ihn lobt, ihn ehrt die Welt, er hat sich aus der Schlinge gezogen und wir stehen lächerlich da und beschauen den leeren Knoten. (70)

Sickingens Hülfsanerbieten, das in A von Götz ohne Weiteres angenommen wurde, muss in B Götz und Sickingen die erwünschte Gelegenheit geben, sich als die ehrenwerthen Männer, die sie sind, zu erweisen:

Sickingen. Gerade zur gelegenen Zeit bin ich hier, euch mit Rath und That beizustehen.

Götz. Nein Sickingen! Entfernt euch lieber! Verbindet euch nicht mit einem geächteten.

Sickingen. Von dem Bedrängten werde ich mich nicht abwenden. (92)

Es zeugt von der gleichen bewussten Tugend, die sich selbst in das helle Licht zu stellen versteht, wenn Götz erklärt, da Georg ihn flehentlich bittet, von den Bauern, diesem ehrlosen Haufen, sich zu entfernen:

Ich kann sie nicht verlassen, weil es ihnen übel geht. Wir wollen uns nicht verhehlen, dass wir manches Gute gestiftet und so wollen wir es fortsetzen. Wir werden uns dieser That mit Freuden rühmen. (162)

Nach so viel Biederkeit darf es nicht Wunder nehmen, wenn Götz selbst sich ihrer bewusst wird und den kaiserlichen Räthen erklärt: »Hier in Heilbronn will ich ritterliche Haft leisten, wie es einem Biedermanne geziemt«. (144)

Eine wesentliche Verschlimmbesserung zum Sentimentalen hat das Verhältniss von Götz und Georg erfahren müssen. In A gedenkt er des Knaben erst in Wehmuth und Liebe, als er ihn verloren hat; in B schon weit früher. »Meines Georgs erste wackere That sey gesegnet« (110). »In einer solchen Schule soll dein wackrer Georg heranwachsen!« (71), ruft Götz und Lerse: »Georg ist ein herrlicher Knabe« (122). Am klarsten wird die Veränderung in der letzten Scene des Georg. In A befiehlt Götz dem Knappen ganz einfach und sachgemäss:

Geschwind zu Pferde! Ich sehe Miltenberg brennen. Reit hin, sag ihnen die Meinung! Geschwind, Georg! (101).
— und Georg geht darauf ab, *ohne eine Silbe zu erwiedern.* Dagegen heisst es in B:

Georg. Wohl, Herr! wohl! und so, zum Schlusse, richt ich freudig aus was ihr befehlt.

Götz (nach einer Pause). Nein doch Georg! Bleibe hier, was sollst du dich wagen?

Georg. Nein Herr! was ihr einmal befohlen habt, will ich ausrichten; was ihr wünscht soll möglich werden.

Götz. Bleib, bleib!

Georg. Nein Herr! verzeiht meinem *gehorsamen Ungehorsam.* Ihr wünschtet, dass Miltenberg gerettet werde, ich will es retten, oder ihr seht mich nicht wieder. (163)

Auch die Figur der Marie hat in B eine entschiedene sentimentale »Durchgeistigung« erfahren. Goethe führt sie uns in einem ländlichen, von der Sonne beleuchteten Garten vor, wie sie aus einem tiefen Schlummer erweckt wird, der mehr der Seligkeit als dem Tode zu gleichen scheint. »Wer ruft?« fragt sie,

Wer, auf einmal, reisst mich aus den seligen Gefilden herunter in die irdischen Umgebungen? Ach! diese Welt, diese Blumen, sie sind nur ein matter Widerschein dessen, was der entzückten Seele manchmal jenseits gegönnt ist. O hättest du mich fortträumen lassen! Da war ich in die Wohnung des Friedens versetzt, da war es leicht athmen, leicht wandlen. Ein kräftiges Zeugniss, dass jenseits des Wachens ein schöneres Erwachen auf uns wartet. (178)

Im Gegensatz zu früher, hören wir in B, dass Marie die Leidenschaft für Weislingen nie überwunden habe, dass an Sickingen Verehrung, aber nicht Liebe sie fessele. Ziemlich abrupt wird, durch eine Frage Lerse's, dieses Bekenntniss herausgefordert:

Wie auf einmal verändert? Eine stürmische Leidenschaft erschüttert eure sanften Züge. Redet! vertraut mir.

Marie. Du bist ein wackrer Mann! So wisse denn, zu wem du mich führst. Dieser Weislingen! Ich liebt ihn, mit aller Innigkeit der ersten schüchternen Liebe. Er verliess mich und alle meine Wünsche waren jenseits hingewiesen. Irdische Neigungen verschwanden nach und nach, mein Geist löste sich los und fühlte sich bereit, jeden Augenblick dieser Hülle zu entschlüpfen, und zu seinem ewigen Ursprung zurück zu kehren. (179)

(6.) Eines der wesentlichsten Merkmale der früheren Kunstweise Goethe's, im Gegensatz zu seiner späteren, ist

die Knappheit, jene wundervolle Knappheit, wie sie neben dem Götz vor allem dem Prometheus-Fragment eignet. Nirgends im »Götz« ein Aussparen, ein Verweilen, ein Ausklingenlassen und Retardiren; unaufhaltsam fluthen die Ereignisse weiter, und nur spärlich, und stets am rechten Orte, treten Reflexionen auf. Ganz anders in der späteren Zeit. Hier haben wir behagliches Verweilen und Ausmalen, — langsamsten Fortschritt der Handlung; die Empfindungen werden bis auf den Grund ausgeschöpft, — Rhetorisches ist nicht ganz verpönt und Betrachtungen aller Art werden in reicher Fülle eingestreut. Es ist ein Gegensatz, wie er, mehr oder weniger, wohl bei jedem grossen Künstler sich beobachten lässt: in der Jugend sagt man vieles mit wenigen Worten, im Alter weniges in vielen Worten.

So ist es nur natürlich, dass auch bei der Umarbeitung des Götz diese breitere Kunstübung ihren Einfluss nahm und dass besonders eine Reihe von Reflexionen in das Drama neu eingefügt wurden — eine so übele Figur sie auch in den meisten Fällen machen und so wenig auch die drängende Situation sie zu gestatten scheint.

Als die Belagerung ihren Anfang nimmt, meint Götz:

Es ist immer verdriesslich, eingesperrt zu seyn, zu sorgen, ob Mauern wohl bewacht, ob Thore wohl verwahrt sind, Tücke gegen List zu brauchen. (120),

und als er von dem Bruder Martin scheidet:

Wer weiss, wo wir uns wieder finden. Und wenn ihr wacker auf euren Wegen bleibt, ich wacker auf den meinigen fortschreite, so müssen wir uns irgendwo wieder begegnen. Ungerechtigkeit, Uebermuth, Bedrängung, Arglist, Betrug schalten so gut im Kloster als im Freyen. Bekämpft sie mit geistlichen Waffen in heiliger Stille, lasst mich das Eisen durchs offene Feld gegen sie führen. Gott segne jede redliche Bemühung und helf uns beyden. (15)

Da Götz seine Burg verlässt, sagt er:

Komm Elisabeth. Durch eben dieses Thor führte ich dich, als junge Frau wohl ausgestattet, herein. Fremden Händen überlassen wir nun unser Hab und Gut. Wer weiss wann wir wiederkehren. Aber wir werden wiederkehren und uns drinnen in dieser Kapelle, neben unseren würdigen Vorfordern, zusammen zur Ruhe legen. (130)

In einer Reflexion Weislingens spricht deutlich der Dichter selbst:

Früher wenn wir die Welt auf unsere Schultern laden möchten, und den Himmel dazu, da scheint uns gleichgiltig wer mitwirke. Wir vertrauen uns, und so vertrauen wir allen. Später, meine Liebe, fühlt man sich unzulänglich, wenn eine grosse That geboten ist, man erkennt nun den Werth mitwirkender trefflicher Menschen, und da möchte man sich nur mit den tüchtigsten, den treuesten umgeben. (84)

Hübsch ist die Betrachtung, welche Georg beim Giessen der Kugeln anstellt:

Wenn man doch auch so eine Form hätte, wackere Reuter zu giessen, wie wollten wir ein ganzes Schloss voll erst fertig machen und auf einmal alsdann die Thorflügel auseinander und unter die Feinde hinausgesprengt! Wie sollten die sich verwundern! (124)

Ganz aus dem Stile fallen dagegen die folgenden Worte des Franz:

Deine Drohung erschreckte mich, wenn ich sie verdiente. Der Hohn vernichtete mich, wenn er mich träfe. Unbeständig ist der Jünglinge Hin- und Widerstreben; der standhafte Mann wird gerühmt, wenn er seine Liebe treu zu bewahren weiss. (172)

Sollte man nicht glauben, einen Vorklang von Freytags »Ingo« zu vernehmen?

Merkwürdig ist, wie einzelnen Aeusserungen die frische, lebendige Farbe abgestreift wird, wie der Dichter ihnen ein graues, sentenzmässiges Aussehen verleiht. In A sagt z. B. der Kaiser:

Wieder neue Händel! Sie wachsen nach wie die Köpfe der Hydra.

Weislingen. Und sind nicht auszurotten, als mit Feuer und Schwert und einer muthigen Unternehmung. (63),

in B dagegen:

Immer kleine Händel, die den Tag und das Leben wegnehmen, ohne dass was rechts gethan wird.

Weislingen. Wer möchte gern nach aussen wirken, so lange er im Innern bedrängt ist? Liessen sich die Empfindlichkeiten des Augenblicks mildern, so würde sich bald zeigen, dass übereinstimmende Gesinnungen durch alle Gemüther walten, und hinreichende Kräfte vorhanden sind. (76)

(7.) Auf die Aenderungen im Stil, welche B aufzuweisen hat, möchte ich schliesslich mit ein paar Worten nur eingehen. Dass dem Goethe von 1804 vieles im »Götz« als zu derb erschien, zu wenig gewählt, zu volksthümlich, zu stark dialektisch gefärbt, nimmt nicht weiter Wunder. Wohl aber wundert man sich über das eigenthümliche Missgeschick, dass fast durchgehend die Aenderung gleichbedeutend mit Verschlechterung ist.

Aus dem Satze: »Dass sie sich nur darum graue Haare wachsen liessen!« (35) wird in B: »dass sie nur darum ein graues Haare anflöge« (29); aus: »Bring mir einen Krug Wein« (22) — »Fülle mir den Becher nochmals« (8); aus: »Ich hätte mein Vermögen gegeben, die Spitze ihres kleinen Fingers küssen zu dürfen!« (46) — »Alles hätte ich hingegeben« (42); aus: »Sorg Du! Es sind lauter Miethlinge. Und dann kann der beste Ritter nichts machen, wenn er nicht Herr von seinen Handlungen ist«. (66) —

»Und ferner kann«. Aehnlich werden, der leidigen Correctheit des Bildes zu Liebe, des Selbitz Worte: »Schwimm, braver Schwimmer! Ich liege hier!« (73) geändert in: »Schwimme, braver Schwimmer! Ich bin *leider* an den Strand geworfen«. (106) Aus Sickingen's Betheurung: »Ich will ihr Bette nicht besteigen, bis ich Euch ausser Gefahr weiss«. (77) wird, in übertriebener Rücksicht auf die Bühne, das gänzlich nichtssagende: »Ich will nicht ruhen noch rasten, bis« (119)

Die Aenderungen in rein *sprachlicher* Hinsicht sind nicht ganz correct durchgeführt, einige Freiheiten sind getilgt, einige andere erhalten. Da sich aus einer näheren Betrachtung doch keine nennenswerthen Resultate ergeben würden, darf ich von den Einzelheiten absehen. Sprachliche Untersuchung, soll sie fruchtbar sein, bedarf einer grösseren Fülle empirischen Materials, als sie hier zu Gebote steht.

In der ganzen ausführlichen Betrachtung, an deren Ende wir jetzt stehen, habe ich mit einer Einseitigkeit und Rücksichtslosigkeit, deren ich mir wohl bewusst bin, einzig und allein den ästhetischen Standpunkt festgehalten; von dem biographischen Gesichtspunkt: wie weit denn von dem Goethe des Jahres 1804 eine grössere Pietät gegen den Ton seiner Jugend erwartet werden durfte, wie weit, auf der andern Seite, der Versuch, den durchaus undramatischen »Götz« nachträglich für die Bühne zu gewinnen, auf ein Gelingen rechnen liess — ist kaum die Rede gewesen. Die Berechtigung einer solchen Betrachtungsweise soll damit natürlich nicht in Abrede gestellt sein; nur dass es nicht möglich ist, sie heute noch zu leisten. Aber um doch wenigstens anzudeuten, worauf es ankäme, möchte ich eine schöne Aeusserung Herman Grimms auszugsweise wiedergeben, der auch hier den auf das Grosse gerichteten Blick des echten Historikers zeigt:

»Goethe trug den Inhalt seiner Dichtungen so lebendig in der Seele, dass ihr Ausdruck in Worten, selbst wenn er ihm am herrlichsten gelungen war, dennoch für ihn eine über alle festen Formeln erhabene Berechtigung blieb. Er glaubte sein Eigenthum jeden Tag anders gewandt und anders accentuirt neu mittheilen zu dürfen. Goethe war der Herr und seine Werke hatten sich jederzeit seinem Willen zu fügen. Es war ihm gleichgültig, ob litterarhistorische Betrachtung ihm später vorwerfen könne, seine Dichtung in gewissem Sinne zerstört und willkürlich anders aufgebaut zu haben. Er that auch hier was ihm beliebte . . . Wir aber haben ihm gegenüber unsere Unbefangenheit wieder gewonnen und lassen nur gelten was uns zusagt. Und so sind wir im Rechte, diese Veränderungen nur noch als ein seltsames Symptom der Entwicklung des grossen Dichters aufzufassen: als ein Zeichen seiner inneren Freiheit und des höheren idealen Lebens, mit dem seine Dichtungen in ihm und mit ihm sich fortbildeten, alternd mit ihm selber gleichsam«. (Preuss. Jahrbücher, Bd. 35.)

Wie man auch zu dieser Auffassung sich stellen mag — und in allen Punkten möchte auch ich sie nicht unterschreiben — das Recht des Autors, mit seiner Dichtung nach Belieben zu schalten und walten, wird niemand anzweifeln können; Goethe's gutes Recht war es, das Werk seiner Jugend, nach Maassgabe der veränderten Auffassung umzuformen, aber unser gutes Recht, des Lesers Recht ist, sich an diejenige Fassung zu halten, welche ihm als die gelungenste erscheint. Und so wird wohl, so lange man den Götz liest, der unbefangen Geniessende sich immer wieder zu der unvergleichlichen Frische der ersten Fassung hingezogen fühlen und von der farblosen und dissoluten Bühnenbearbeitung sich zu jener zurückwenden.

Die Bezeichnung »Bühnenbearbeitung«, die man B gegeben hat, sagt, wie aus dieser Untersuchung deutlich

geworden sein wird, viel zu wenig — Goethe selbst spricht, in den Briefen an Zelter und Rochlitz, immer nur von einer »Umarbeitung« und nennt das Stück mit Recht »durchaus decomponirt und recomponirt« (An Zelter I. 132); es handelt sich, wie wir gesehen haben, um eine vollständige Bearbeitung, nicht blos in Rücksicht auf die Bühne, sondern ebenso sehr nach politischen, sittlichen, ästhetischen Gesichtspunkten, welche, in ihrer Art consequent, doch für uns, die wir von dem Standpunkt der ursprünglichen Fassungen urtheilen, eine ungeheure Verschlechterung bedeutet, eine Verschlechterung, wie sie glücklicherweise einzig ist in der Geschichte Goethe'scher Poesie und wohl in der ganzen Geschichte unserer Literatur.

III. Neue Mittheilungen.

I. Gedichte und Dramen.

1. Scene aus den Vögeln.

Mitgetheilt von WILHELM ARNDT.

Durch eine Notiz Salomon Hirzels wurde ich auf zwei von Goethe an den Prinzen August von Gotha im Jahre 1781 gerichtete Briefe aufmerksam, die, dem Manuscript der Vögel vorgebunden, auf der Herzoglichen Bibliothek zu Gotha aufbewahrt werden. Auf meine Bitte sandte mir Herr Bibliothekar Dr. Georges mit der grössten Liebenswürdigkeit die erwähnte Handschrift nach Leipzig, und ich konnte zu meiner Freude die beiden Briefe zur Feier von Goethe's Geburtstag in den Grenzboten (1880, Nr. 35) veröffentlichen. Zugleich aber unternahm ich eine Vergleichung der Handschrift mit dem gedruckten Text, und es stellte sich dabei heraus, dass Goethe das Stück vor dem Druck einer genauen prüfenden Durchsicht unterzogen, namentlich eine ganze Scene — die ihm mit Recht als zu übermüthig erscheinen musste — herausgeworfen und durch eine andere ersetzt hatte. Auch andere Abweichungen, darunter manche interessanter Natur, sind zu verzeichnen gewesen; sie werden in der von mir beabsichtigten kritischen Ausgabe mitgetheilt werden. Dort

wird sich auch der schickliche Platz finden, das Nöthige über Veranlassung und Composition des Stückes, sowie über die in ihm erkennbaren Beziehungen zu Zeitgenossen zu erörtern, namentlich die Frage zu behandeln, ob unter dem Schuhu Klopstock, unter dem Papagei Cramer zu verstehen seien. Ich darf wohl hier im Voraus bekennen, dass ich davon überzeugt bin, dass Cramer wirklich unter dem Papagei gemeint sei, dass aber für die Annahme, der Schuhu repräsentire Klopstock sich nur einzelne Beweismomente erbringen lassen, und dass nach meiner Meinung Bodmer, Klopstock und Nicolai vereint zu dem Bilde des tagscheuen Vogels gesessen haben.

Auf den Wunsch des Herausgebers dieses Jahrbuches theile ich zunächst die bisher unbekannte Scene sowie einige Zeilen mit, die gegen Ende der Handschrift sich finden und die, durch ein Versehen des Setzers in der Editio princeps ausgefallen, seitdem in allen Ausgaben fehlen.

Wenige Bemerkungen über die Handschrift selbst seien vorausgeschickt. Sie trägt in der Herzoglichen Bibliothek zu Gotha die Nummer: Chart. B. 1304. Der Text ist auf zu Quart zusammengefaltetem Schreibpapier von einem Schreiber äusserst sauber geschrieben, und von Goethe selbst genau durchcorrigirt worden. Pappband; der Deckel mit Papier von gelber Steinfarbe beklebt, hat eine Umränderung von schmalen eingepressten Goldstrichen, und ebensolche finden sich auch auf dem Rücken. Auf Blatt 4 steht in Fracturschrift: Die Vögel. | Erster Akt. | 1780. || Die Rückseite von diesem Blatt ist leer geblieben, ein Personenverzeichniss, das man hier erwarten sollte, fehlt überhaupt. Auf Blatt 5 beginnt der Text. Der Name der agirenden Person steht stets in der Mitte einer besondern Zeile, und die von derselben zu sprechenden Worte beginnen immer eine neue Zeile. Die scenischen Bemerkungen sind den Personennamen in Klammern beigefügt,

reicht die Zeile dazu nicht aus, so wird in einer neuen damit fortgefahren, aber regelmässig nur die rechte Hälfte dieser Zeile benutzt. Mit dem Schluss von Blatt 51 endet der Text. Die Handschrift ist in neuerer Zeit mit Bleifeder durchfoliirt worden.

I. Nach den Worten des Schuhu (Werke, Hempel, VIII. S. 379, Zeile 1.): *»Es giebt verschiedene Arten von Wohlseyn«,* steht in der Handschrift Folgendes:

Hoffegut.

Nun eben eine Stadt, wo mir einer auf dem Marckte begegnete, und mich anführe und sagte: Was, Herr, ist das erlaubt, ist das ein Freundschaftstück, in acht Tagen sich nicht einmal bey mir zu Gaste zu laden? meine Capaunen nicht verzehren helfen? meinen alten Wein zu verschmähen? Ich muss wahrhaftig bitten, mein Herr, dass sie ihre Aufführung ändern, sonst kann's nicht gut gehen.

Treufreund.

So eine Stadt, wo mich ein alter würdiger Greis in der Allee beym Lippen kriegte und mich zur Rede stellte und sagte: Was, ihr belohnt meine Wohlthaten so! Hab ich euch darum einen Eintritt in mein Haus erlaubt? da hab ich meine Tochter das allerliebste Mädgen![1] hab ich euch nur darum bey ihr allein gelassen, dass ihr ihr so begegnen sollt? Der arme Tropf kommt zu mir, weint und schluchst, und sagt: ach lieber Herzenspapa, bedenkt nur, er hat mich nicht einmal geküsst, nicht einmal geherzt nicht einmal —— ach dass das arme Kind vor weinen nicht fortreden kann! — Pfui, fährt der Alte in einem gesezten

[1] Der Schreiber schrieb: *Weibgen*, Goethe strich es aus und schrieb eigenhändig *Mädgen* darüber.

Tone fort, das hätt' ich mir von euch nicht versehn! beschimpft mich nicht so zum zweitenmal, wenn wir gute Freunde bleiben sollen, wie ich's von eurem seeligen Vater gewesen bin.

Hoffegut.

Und wo wieder Vermuthen ein bescheidner, sauber gekleideter Mann in mein Zimmer träte und mich sehr um Vergebung bäte. Ich bin ihnen doch nicht beschwerlich? sagt' er: »Im geringsten nicht«, sagt' ich — Ich habe was vorzubringen, wenn sie mir's nicht übel aufnehmen, sagt' er: »im geringsten nicht«, sagt' ich. — 'S ist eine Kleinigkeit, sagt' er: »Oh desto besser« sagt' ich. — Aber ich muss überzeugt seyn, dass sie deswegen nicht schlimmer von mir denken werden. »Oh ganz und gar nicht«. — Dass sie nach wie vor mein Freund seyn wollen? — »Auf alle Weise«. — Nun so wag' ich's. Ich habe hier 200. Stück Louisd'ors; sie sind warlich vollwichtig! darf ich sie ihnen anbieten? Ich wüsste nicht bey wem sie sichrer wären. Ohne Hypotheck, ohne Verschreibung, ohne Wechsel; aber ich bitte sie ums Himmels willen, unter zehn zwanzig Jahren denken sie mir an keine Rückzahlung.

Treufreund.

Und wenn ich nun irgend für ein Werk des Genies 5, 6, 800 Louisd'ors geradeswegs vom unbekandten unaufgeforderten Publiko ins Haus geschickt kriege, und ich nicht mehr ein Schuldner des kleinen Philisters seyn will, und ich zu ihm schicke: lässt er sich verläugnen — ich ihm begegne und er weicht mir aus — ich ihn verklagen will dass er's annehmen soll und muss, dass ich keinen Advokaten kriege der sich meiner ungerechten Sache annehmen mag — wenn ich zulezt genöthigt bin, es ad pias causas anzubieten, so einem hübschen kleinen Mädchen, die gute Gesellschaft aufnimmt, und, was mich zulezt

ganz auser mich sezt, auch die wirft mir's vor die Füsse, schickt ein paar Messfremde fort, und behält mich wahrhaftig vom Freytag in der Zahlwoche bis Sontag bey sich.

Schuhu.

Zu wem, denkt ihr, dass ihr gekommen seyd?

Treufreund.

Wie so?

Schuhu.

Wo find ich Worte, die eure Ungezogenheit ausdrücken?

Hoffegut.

Sonst habt ihr deren doch einen guten Vorrath.

Schuhu.

Schändlich! und was schlimmer ist, abscheulich! und was schlimmer ist, gottlos! und was schlimmer ist, abgeschmackt!

Treufreund.

Nun geht der Periode zu Ende.

Schuhu.

Für euch ist kein Weeg, als ins Zucht — oder ins Tollhaus. (ab)

Papagay.

Aber um Gotteswillen etc. etc. wie S. 380.

II. Nach den Worten Treufreunds (Werke, Hempel, VIII. S. 393. Z. 8—10): »Dadroben wohnen — Was seht ihr da?« folgt in der Handschrift:

4. Vogel. Berge und Flüsse, Wälder und Seen, Wohnungen der verderblichen Menschen.

Treufreund. Nun merkt auf! und schaut auf! Und zwischen diesen beyden, was seht ihr?

Es ist klar dass das Auge des Setzers durch das: »Was seht ihr da?« und: »Was seht ihr?« zur Auslassung der oben mitgetheilten Worte verleitet worden ist. Die Correctur ist entschieden nicht nach dem Manuscript gelesen worden, weil sonst die entstandene Lücke bemerkt werden musste. Ich mache aber noch darauf aufmerksam, dass in der ersten Ausgabe des Stücks (bei Goeschen, 1787, Band 4; die in demselben Jahre erschienene Separatausgabe des Stücks ist von dem stehengebliebenen Satz des vierten Bandes genommen.) die Worte Treufreunds: »Da droben wohnen — was seht ihr da?« die Seite 275 schliessen. Der Setzer also sowohl als der Corrector konnten beim Beginnen mit einer neuen Seite, die mit den Worten des zweiten Vogels: »Zwischen Himmel und Erde?« anfängt, um so eher den Zusammenhang aus den Augen verlieren.

II. GOETHE AN MERCK.

Schicke Dir hier in altem Kleid
Ein neues Kindlein wohl bereit,
Und ist's nichts weiters auf der Bahn,
Hats immer alte Hosen an.
Wir Neuen sind ia solche Hasen,
Sehn immer nach den alten Nasen,
Und hast ia auch wies ieder schaut
Dir Neuen ein altes Haus gebaut.
Darum wies steht sodann geschrieben,
Im Evangelium da drüben,
Dass sich der neu Most so erweist,
Dass er die alten Schläuch zerreisst.
Ist fasst das Gegenteil so wahr
Das alt die iungen Schläuch reisst gar.
Und können wir nicht tragen mehr
Krebs, Panzerhemd, Helm, Schwerdt und Speer,
Und erliegen darunter todt
Wie Ameis unterm Schollenkoth,
So ist doch immer unser Muth
Wahrhafftig wahr und bieder gut.
Und allen Perrückeurs und Fratzen
Und allen Literarschen Katzen
Und Räthen, Schreibern, Maidels, Kindern
Und wissenschaftlich schönen Sündern
Sey Troz und Hohn gesprochen hier
Und Hass und Aerger für und für.
Weissen wir so diesen Philistern
Kritikastern und ihren Geschwistern
Wohl ein ieder aus seinem Haus
Seinen . . . . . zum Fenster hinaus.

Vorstehendes Gedicht in Briefform darf als ungedruckt bezeichnet werden, da es nur als Einzeldruck in sehr wenigen Exemplaren, gleichsam zur Probe, veröffentlicht worden ist. (Vgl. unten Bibliogr.) Der Herausgeber, G. v. Loeper, wünschte nämlich die Vota der Goethe-Forscher über diese Epistel zu vernehmen und durch dieselben eine Art von Entscheidung über Inhalt und Beziehung des Gedichtchens festzustellen. Er selbst äusserte sich in den kurzen Vorbemerkungen, in denen er mittheilte, dass dasselbe seit Merck's Tagen in Goethe's Handschrift in Darmstadt aufbewahrt wird, folgendermassen: »Nach dem so sehr burschikosen Tone würde ich die Epistel eher dem J. 1773 als dem J. 1774 zuschreiben, weiss aber nichts von einem »neuen Kindlein in *altem* Kleid« aus diesem Jahre; man könnte doch für dies Jahr nur an den Götz denken, wohin auch der Gedanke weist, dass wir nicht mehr den Harnisch der Vorfahren zu tragen vermögen, aber der Götz war grade etwas »Weiteres auf der Bahn« und Merck als Verleger stand zu jenem Stück anders als diese Epistel voraussetzt. Ich vermag bei derselben nur an den Clavigo zu denken, an die Rückkehr zur geschlossenen dramatischen Form, hier als »alte Hosen« bezeichnet, mithin, was die Zeit anbetrifft, an den Spätsommer 1774. Für Lenz's Lustspiele nach dem Plautus wird man sich bei näherer Prüfung schwerlich entscheiden«. Gegen diese Auffassung ist von W. v. Biedermann, Zarncke, R. M. Werner, R. Boxberger die Ansicht geltend gemacht worden, dass unter dem »neuen Kindlein« die erste Gestalt des Götz zu verstehen sei. Boxberger fügt seiner Auseinandersetzung die Bemerkung hinzu: »Mir kommt das Goethe'sche Gedicht wie ein Pendant zu der Epistel an Gotter vor. Als Zeit der Abfassung ist wohl Anf. 1772 anzunehmen«. Das alte Haus, das dem Neuen gebaut ist, sind, nach dieser Ansicht, die von Merck gegründeten Frankfurter Gelehrten Anzeigen,

die nur als eine Fortsetzung der seit 1736 bestehenden Frankfurter Gelehrten Zeitung zu betrachten waren. Nach »zerreisst« Z. 11 ist der in der Original-Handschrift stehende Punkt beibehalten, wie überhaupt der Druck alle Eigenthümlichkeiten der Handschrift reproducirt; der Sinn würde an dieser Stelle statt des Punktes ein Semikolon verlangen.

Gegen die oben mitgetheilte Erklärung hat H. Düntzer Folgendes geltend gemacht:

»Die richtige Beziehung des launigen gereimten Begleitschreibens ergibt sich aus der Bedeutung der »Neuen« V. 5 im Gegensatz zu den Alten (den »alten Nasen«) V. 6. Wie letztere die alten Klassiker bezeichnen, so erstere die Modernen. Hiernach müssen das »alte Kleid« und die »alten Hosen« auf altklassischen Stoff gehen, aus welchem »ein neues Kindlein wohl bereit (bereitet)« worden; es hat einen neuen Schnitt, eine moderne Form erhalten. Damit scheint mir das Räthsel gelöst. Es sind die »Lustspiele nach dem Plautus fürs deutsche Theater« gemeint, die von Lenz herrühren, aber Goethe hat auf deren Umgestaltung grossen Einfluss gehabt, auch wohl einiges selbst geändert. Sind diese auch kein Fortschritt in der deutschen Dichtung (»nichts weiters auf der Bahn«), so wird man sie doch ihres altklassischen Gehaltes wegen gelten lassen. Es sind, wie einer der ersten Beurtheiler sagt, »unveränderte Themata, unveränderte Situationen, unveränderte Ideen des Plautus«, aber sie gewinnen durch die »originellen Vorzüge des Dialogs« die »hinzugekommenen neuen Einfälle«, das »hinweggeschnittene müssige Geschwätz«, den »modernen Anstrich der Kostüme«. Goethe besorgte den Verleger. In Weygands Verlags-Katalogen sind die Stücke mit der Bezeichnung »von Goethe und Lenz« angeführt. Schon am 3. November 1773 sandte Goethe die ersten Aushängebogen an Betty Jacoby, die davon wenig erbaut war. Merck erhielt mit diesen Zeilen die vollständig ausgedruckten

Stücke um Ostern 1774. Das »alte Haus«, das Merck sich, »dem Neuen«, gebaut, hatte er schon im December 1772 bezogen.«

Wilh. Arndt endlich bezieht das Gedicht auf das »Puppenspiel«. Weitere Vota sind weder dem ersten Herausgeber noch mir zugegangen. Ich gebe die vorstehenden nicht in der Absicht, die Forschung damit für abgeschlossen zu erklären, sondern um zu erneuter Betrachtung der jugendlichen Epistel anzuregen.

»Im Evangelium« (V. 10) bezieht sich auf den Matth. 9, 15 und Mark. 2, 20 mitgetheilten Spruch Jesu: »Niemand setzt einen neuen Fleck auf ein altes Kleid oder fasst neuen Wein in alte Schläuche«. Ich darf wohl bemerken, dass mein Vater, Abraham Geiger, schon vor längerer Zeit behauptet hatte, dass »fast das Gegentheil des Spruches wahr sei« (Das Judenthum und seine Geschichte, Breslau 1865, 2. Aufl. S. 173—175), dass er aber wegen dieser Behauptung heftige Angriffe erfuhr (Das Judenthum, Bd. II, S. 195), und dass er sich gewiss gefreut haben würde, für seine Ansicht keinen geringern Bundesgenossen zu finden als Goethe.

L. G.

III. Aus Faust zweiter Theil.

Mitgetheilt von WOLDEMAR FREIH. V. BIEDERMANN.

Chor.

Nennst du ein Wunder diess?
Cretas Erzeugter du!
Dichtend belehrenden
Hast du niemals du zugelauscht.
Niemals gehört Ioniens
Nie vernommen Hellas
Urväterlicher Sagen
Göttlich-heldenhaften Reichthum.

Alles was je geschieht
Trauriger Nachklang ists
Unsrer Tage, der Tage
Herrlicher Anherrn
Dein Erzählen vergleicht sich nicht
Ienem was lieblich-glaubliche Lüge
Von dem Sohne der Maja sang.

Diesen zierlich kräftig
Gebohrenen kaum
Faltet in reinste Wickeln,
Strenget in köstliche Windeln
Klatschender Wärterinnen
Unvernunft.

Kräftig u zierlich aber
Zieht schon die beugsamen,
Dehnsamen Glieder
Listig heraus, die purpurne
Aengstlich drückende Schaale
Lassend an seiner Statt.

So wie der Schmetterling
Aus dem starren Puppenzwang
Flügel entfaltend schlüpft,
Sonnendurchstrahlten Aether
Muthwillig durchflatternd.

So auch er, der behendeste,
Dass er den Dieben sey,
Vortheilsuchenden allen
Ewig günstiger Dämon,
Das bethätigt er gleich
Schwingt zum Olymp sich auf,
Nieder zum tosenden Ocean,
Ueber der Erde Breites hinweg.
Nicht verschont er des Vaters
Nicht des Oheims
Würdige Herrscherkraft.

Der vorstehende ältere Entwurf eines Chorgesangs aus Faust, zweiter Theil, wurde dem jetzt im Ruhestand lebenden Geheimen Hofrath Ludrius aus Weimar nach Goethe's Tod als Andenken an den Verstorbenen gegeben. Er findet sich auf einem Folioblatt, ganz von Goethe's eigener Hand geschrieben. Es ist der Chorgesang im III. Act von Faust, 2. Theil. (Loeper, v. 1142 bis 1191), aber vielfach abweichend, namentlich am Schluss. In dieser sauberen Handschrift findet sich keine einzige Aenderung, ausser dass das Wort »faltet« in der 3. Strophe auf einem aufgeklebten Papierstückchen geschrieben ist; vier Strophen stehen auf der ersten, die letzte auf der zweiten Seite. Das Ganze ist mit Bleistift durchstrichen. Vorstehender Abdruck ist buchstabengetreu.

IV. Aus Goethe's Notizbuch von der Schlesischen Reise 1790.

Mitgetheilt von G. von Loeper.

In Hirzels »Neuestem Verzeichniss einer Goethe-bibliothek« bildet das handschriftlich erhaltene, aus 38 nur zum Theil beschriebenen Blättern bestehende Notizbuch vom Sommer 1790 eine der merkwürdigsten Nummern. Schon 1862 hat Hirzel daraus im Grimm'schen Wörterbuch unter »Eilfte« das Distichon veröffentlicht:

Unklug schob er den kleinsten der zehen Finger in's Ringchen,
Nur der grösste gehört würdig, der eilfte hinein.

und neuerdings G. Weisstein, unter Angabe der Quelle, das ungedruckte und sonst unbekannte Epigramm (Berliner Tagblatt v. 29. August 1880. Nr. 403 S. 4):

Guten schreibt er, das glaub' ich, die Menschen müssen wohl gut seyn,
Die das alberne Zeug lesen und glauben an ihn,
Weisen denkt er zu schreiben, die Weisen mag ich nicht kennen,
Ist das Weisheit, bey Gott, bin ich mit Freuden ein Thor.

Auch dies Distichon, mit Bleistift unleserlich auf Seite 13 des Büchleins hingeworfen, hatte bereits Hirzel entziffert und auf ein besonderes Blatt so verzeichnet, wie es Herr Weisstein kopirt hat. Ich bemerke dazu nur, dass im zweiten Pentameter statt »mit Freuden« anfangs geschrieben war »und bleib' ich«. Die folgende Seite enthält dann das 57. der Venetianischen Epigramme, nur dass das zweite Distichon hier das erste bildet und dass der ursprünglich erste Hexameter lautet:

»*Lavater* prägte den Stempel des Geistes auf Wahnsinn und Lüge ».

Auch das vorige Epigramm ist unzweifelhaft durch den nur hier genannten Züricher Propheten veranlasst, ebenso das 53. der Venetianischen Epigramme, welches Blatt 8 des Schlesischen Notizbuchs in folgender Fassung bringt:

Kreuzigen soll man jeden Propheten vom dreysigsten Iahre,
Kennt er die Welt erst, so wird aus dem Betrognen ein Schelm.

Noch vier der Venetianischen Epigramme sind nach diesem Büchlein auf den Schlesischen Sommer zurückzuführen. Zunächst Nr. 95, welches sich, jedoch ohne das Schluss-Distichon, auf Blatt 12 befindet, in nachstehender Fassung, sofern ich richtig zu lesen verstand:

In der Dämmrung des Morgens den höchsten Gipfel erklimmen,
Lange den Boten des Tags schauen, den freundlichen Stern!
Ungeduldig die Blicke der Himmelsfürstin erwarten,
Wonne des Jünglings, wie oft hast du mich mächtig verlockt!

Dann folgen auf Blatt 18 die Nummern 99 und 94 nach einander in fast ganz unveränderter, endlich Nr. 66 in folgender primitiver Gestalt:

Ist denn so grosses Geheimniss, was Gott, die Welt und der Mensch sey?
Nein! Doch Keiner mags gern hören, da bleibt es geheim.

Diese Nr. 66, sowie Nr. 94 und 95 sind bei der Widmung der Epigramme an Herzogin Amalie weggeblieben.

Auf demselben lose gewordenen Blatt mit Nr. 66 findet sich noch der für Goethe damals bezeichnende Spruch:

Von Osten nach Westen,
Zu Hause am Besten.[1]

---

[1] Das Motiv ist wohl alt, denn bei Klaus Groth ist zu lesen:
Nord un Süd, de Welt is wit!
Ost un West, To Hus is best.

Andre Entwürfe zu Epigrammen habe ich nicht zu entziffern vermocht, auf Seite 8 nur unsicher die verwischten Worte:

Wären der Welt die Augen zu öffnen! — Was könnte geschehen! —
Besser du siehest die Welt und du findest dein Theil;

und auf Blatt 30 ein Distichon mit dem Anfang:

Thörig war es ein Brod zu vergöttern —

zu welchem der Anfang des Pentameters: »Unser tägliches Brod« wohl einen Gegensatz bilden sollte.

Von bekannten Gedichten enthält das Buch (Blatt 31) nur noch die erste Conception desjenigen auf die Knappschaft zu Tarnowitz (bei Hempel III. 124) vom 4. September 1790, nicht aber die des voraufgehenden Schlesischen Epigramms: »Grün ist der Boden der Wohnung« u. s. w. (das. S. 123).

Andre Gedichte sind embryonisch verblieben, so zwei Strophen auf S. 15:

Ach wir sind zur Quaal gebohren

mit dem Reim auf »verlohren« und dem zweiten Reimpaar: werth und begehrt, und als Antwort:

Du bist nicht zur Quaal gebohren,
Habe was dein Geiz begehrt,

mit Wiederkehr der Reimworte verlohren und werth.

Von diesen und andern kaum noch lesbaren Entwürfen dürfte nur das in zweimaliger Fassung vorkommende, aus 4 Distichen bestehende Erotikon die Mühe der Entzifferung belohnen, dessen Schlussverse, wie im Eingange erwähnt, das Grimm'sche Wörterbuch zuerst mittheilte. Die ersten drei Distichen habe ich bei trübem Wetter nur stückweise zu lesen vermocht, etwa so:

Köstliche Ringe besitz' ich gegraben von köstlichem Stein,
hoher Gedanken und Styls,
Theuer bezahlt man die Ringe,
Blinken hast du sie oft über dem Spiel gesehn,
Aber ein Ringelchen kenn ich das hat sich anders —
Das Hans Carvel einmal im Alter behagte,
Unklug schob er u. s. w. (s. oben S. 231).

Nur, um die Beziehung der Schlussverse auf Hans Carvel aufzudecken, habe ich die vorstehenden Distichen in ihrer Lückenhaftigkeit niedergeschrieben. Ueber ihn existirt eine reiche Litteratur. Unter dem Namen Franciscus Philelphus erscheint er zuerst in des Florentiners Poggius liber facetiarum, in dem Annulus überschriebenen Stück. Diesen alten sexuellen Scherzen zahlte der Deutsche mit jenen versteckt gebliebenen Versen seinen Tribut, wie vor ihm Rabelais (Pantagruel III, 28 zu Ende), der die Geschichte vom anneau de Hans Carvel ausführlich erzählt, ferner La Fontaine in dem ebenso benannten conte, Ariost in der Satire L'Anello: Fu già un Pittor, der Engländer Prior u. a. m. Die Verse vom Eilften in Grimm's Wörterbuch finden hiedurch ihre vollständige Erklärung.[1]

Von den Bemerkungen des Büchleins in Prosa lasse ich die zahlreichen mineralogischen und ökonomischen bei Seite und kopire (Bl. 10) folgenden Spruch in doppelter Fassung:

Die M. ist das Vermögen recht oder unrecht zu thun, ohne dass man wegen des ersten eine Strafe oder wegen des zweyten eine Belohnung zu erwarten hat.

M. ist das Vermögen ohne Rücksicht auf Belohnung oder Bestrafung recht oder unrecht zu handeln.

[1] Wegen des eilften Fingers s. auch Goedeke, Schwänke des 16. Jahrhunderts 1879. Nr. 151 (S. 217).

Eine dritte Fassung enthält der spätere Reimspruch (bei Hempel II, 331):

Wer ist denn der souveräne Mann?
Das ist bald gesagt:
Der: den man nicht hindern kann,
Ob er nach Gutem oder Bösem jagt.

Danach möchte unter »die M.« die Majestät zu verstehen sein. Wenigstens finde ich keine andre Deutung.

Auch Zeichnungen enthält das Buch, namentlich zwei schöne antike Köpfe in Bleistift und Architektonisches. Unter der Zeichnung eines menschlichen Körpertheils steht:

Verengerung verstärkt diesen Muskel, —
Vermenschlicht weil es ältert, —
Anschwellung verjüngt, versinnlicht.

Von Buchnotizen finde ich: de l'Orme Staat v. Engell., von den Niederlanden, und Pass Charta af war. Finska Wicken. Stockholm 1788.

Dem Tagesleben gehören an die Notizen auf Blatt 2 und 3 (Nr. 2 ist bemertkenswerth wegen der Oybin-Besteigung):

Briefe. Nr. 1. Dresden.
» 2. d. 6. Aug. Zittau.
» 3. d. 12. » Breslau.
— — an Herder.
» 4. d. 14. » an Werther. Breslau mit dem Postwagen Nr. 3. Die Bücher.
» 5. d. 21. » Breslau. Mit der Staffete an Herder.
Mit der Staffete an Voigt.
— — an Seidel.
» 6. d. 31. » Landshut. Herr Müller.
— Frau v. Stein.
— Kön. Postamt Hirschberg.

Briefe. Nr. 7. d. 1. Sept. Breslau.
d. 11. » Bresl. Herder. — Frankenberg. Rentmeister des Graf Sandretzki in Binden Ruthart.
» 8. Bresl. den 12. Sept. durch Seidel.
— — an Seidel mit Assignation.
— — Voigt.
— — Eglofstein.
— — Gr. Reden.
» 9. Bresl. den 18. Sept. durch den Br.
— — Herzog v. Gotha.
— — Bertuch. Brossecke [Brösigke?]
» 10. Dresden den 28. Sept.
» 11. — — 3. Octbr.

Auf einem andern Blatte sind folgende Personen notirt: Herr v. Paczensky in Altschotwitz; Herr R. R. v. Klöber; Herr O. R. v. Schuckmann; Herr Probst Hermes; Herr Min. Hoym; Herr Prof. Schummel; Herr Prof. Gedike; Herr R. Manso; Herr O. R. Raffel; Graf Haugwitz.

Dann die Wochen-Eintheilung:

Sonntag früh 10 Uhr Cour. Nachmittag Paczensky;
Montag früh Bibl. 10 Uhr. Mittag Graf Reden, Abend Graf Hoym.
Mittwoch Mittag G. R. v. Jngersleben (?).
Freytag Mittag Rothkirch.
Mittwoch Abend Coadjutor.

Endlich die Notiz: Riesengebirg über die Schneekupp nach Breslau den 15. Sept. Steinschneider Ludwig in Friedeberg.

2. Einundvierzig Briefe von Goethe nebst 2 Briefen der Frau Rath und 1 Brief von K. Ph. Moritz.

Mitgetheilt von

W. Arndt, K. Bartsch, L. Geiger, R. Köhler, G. v. Loeper, F. Muncker.

Vorbemerkung:

Von den nachfolgenden 44 Briefen ist Nr. 1—4. 17. 18. 30. 44 von G. von Loeper; Nr. 5—7. 10—13. 15. 19. 20. 22. 23. 25—29. 31—33. 36—40. 42. 43 von L. Geiger; Nr. 8 von R. Koehler; Nr. 9. 14. 35. 41 von K. Bartsch; Nr. 16. 24. 34 von W. Arndt; Nr. 21 von F. Muncker mitgetheilt. Die Genannten haben auch den von ihnen veröffentlichten Briefen die Einleitungen, Anmerkungen und erklärenden Abhandlungen hinzugefügt.

L. G.

1.

(An Henriette v. Knebel.[1] *3. Mai 1775.)*

Hier gnädge Frl. ein Brief von ihrem Hn. Bruder, den ich so alleine nicht lauffen lassen kann. Er hat mir auch einen langen lieben Brief geschrieben, ob ich's gleich gar nicht um ihn verdient habe. Auch danck' ich Ihnen für den Ihrigen, spät aber herzlich. Ich habe die sehr angenehme Bekanntschafft der Fr. v. Altenstein und ihrer Frl. Töchter gemacht, und hoffe sie bald wieder zu sehen. Ich lebe wie immer in Strudeley, und Unmäsigkeit des Vergnügens und Schmerzens. Dencken sie manchmal im Guten an mich. Frankfurt den 3 May 1775. Goethe.

An Fräulein Henriette von Knebel nach Nürnberg.
frank.

(Siegel: G.)

Der vorstehende an Knebels Schwester Henriette gerichtete Brief, schliesst sich an Nr. 1 des gedruckten Goethe-Knebel'schen Briefwechsels und wäre dort zwischen Nr. 4 und 5 einzuschalten. Die darin erwähnte Frau von Altenstein war die in Ansbach heimische Mutter des spätern, damals fünfjährigen, preussischen Ministers dieses Namens, eine Freundin der Knebel'schen Familie; sie reiste mit ihren Töchtern, von welchen Karoline Goethe's Freunde Knebel besonders nahe stand, durch Frankfurt auf der Hinreise nach, und später auf der Rückreise von der Schweiz. Die »Unmässigkeit des Vergnügens und Schmerzens« erklärt sich aus den Konflikten, welche die Verlobung mit Lili Schönemann hervorrief; zehn Tage später entzog sich Goethe denselben durch seine erste Reise in die Schweiz.

[1] Eigenhändig, auf einem Quartblatt, in meinem Besitze; befand sich auf der Berliner Goethe-Ausstellung 1861, als Nr. 117 des Catalogs.

2.

(An Salis.[1] *31. Maerz 1780.)*

Unter dem 20sten Merz dieses Jahrs habe ich eine Quittung von den Gebrüdern Schulthess in Zürich über $60^1/_3$ Stück alte Louisdors, die Sie vielleicht schon vor diesem Brief werden empfangen haben.

Der Herr von Schollery schreibt mir auch, dass er die Post für Petern baldigst an mich abtragen werde, bittet nur noch um einige Nachsicht biss seine vormundschafftliche Casse sich wieder in etwas erholet. Er verlangt eine vidimirte Abschrift Ihrer Vollmacht an mich, die ich ihm auch gleich überschiken werde um ihm von meiner Seite keine Ausflucht zu lassen. So bald ich das Geld erhalte, werde ich es sogleich überschiken.

Ich empfehle mich zu freundlichem Andenken.

Weimar den 31 Merz 1780. Goethe.

An Ulysses von Salis nach Marschlins.

Der Brief betrifft den Schweizer Hirtenknaben Peter im Baumgarten, der dem Hannoveraner von Lindau, einem Anhänger Lavaters, dessen Goethe im 19ten Buch von Dichtung und Wahrheit gedenkt, einst das Leben gerettet hatte und als Anerkenntniss dafür von Lindau, nach dessen frühen Tode 1777, ein Vermächtniss von 2000 Thalern empfing. Goethe war zu Peters Vormunde ernannt, Lavater und der Adressat obigen Briefes, Salis, der Leiter des Philantropins zu Marschlins und Goethe persönlich bekannt (Dichtung und Wahrheit Buch 15), zu Testaments-Executoren (Brief Lavaters an Zimmermann v. 20. Mai 1777; Im Neuen Reich 1878. Nr. 4).

[1] Das Original, in Goethe's eigener Handschrift, befindet sich im rätischen Museum zu Chur als Nr. 2 der Handschriften berühmter Autoren. Dort am 5. September 1878 von Prof. H. Grimm und Staatsminister Delbrück kopirt.

3.

(An Knebel.[1] *10. Januar 1783.)*

Ich danke dir für das überschikte artige Kunstwerk. Es scheint wirklich von einem Künstler zu seyn, der auch gern seinen kleinen Haussrath um sich verzieren und angenehm machen wollen. Ich habe zu Ende des vorigen Jahres zehn Tage in Leipzig zugebracht, und habe viel mit dem alten Oeser gelebt der mir immer respektabler, und beneidenswerther vorkommt. Diesmal kann ich dir nicht viel mehr sagen, als dass ich dir einige Commissionen schike, die aus dem Kupferstichkatalogus der Regensburgischen Auktion ausgezogen sind. Ich hatte Anfangs den Vorsaz sie unserem Legationssecretär zuzuschicken. Da du mir aber schreibst, dass ein dir bekannter guter Mann dorthin gehen will, so ist es mir um desto lieber. Man hat keine Preisse angesezt, was man dafür zu geben gedenkt, weil sich das nicht wohl bestimmen lässt. Ich vermuthe dass der Kommissionnär selbst die Sache versteht und allenfalls wird der Kaufmann Leubold wie ich bemerkt gerne mit Rath an Handen gehen. Sollte der von dir vorgeschlagene Mann verhindert werden nach Regenspurg zu gehen und diese Commission zu übernehmen, so bitte ich dich, mir solches geschwind wissen zu lassen, damit ich andere Anstalten machen kann. Ich habe eine Abschrift meiner Kommissionen hier behalten und weiss also genau was ich bestellt habe, auf alle Fälle wenn der Zettel verlohren ginge. Heute Abend soll deine Gesundheit getrunken werden, ich gebe vor der Redoute an diejenigen, die im November gebohren sind und ihre gute Freunde ein Abendessen. Lebe indessen wohl und

[1] Auf 2 Quartseiten, von Seidels Hand, nur Unterschrift und Datum eigenhändig, in meinem Besitz.

erwarte, dass ich dir nächsten etwas mehreres schike wo ich dir weiter schreibe. W. d. 10. Jan. 83. G.

Nach Nürnberg an Knebel gerichtet, der den Brief am 16. Januar erhielt; zwischen Nr. 37 und 38 des gedruckten Goethe-Knebelschen Briefwechsels einzurücken. Das im Eingange erwähnte Kunstwerk war ein Federmesser von Albrecht Dürer, ein Weihnachtsgeschenk Knebels (nach dessen Kalender). Der von Knebel »vorgeschlagene Mann« war, nach demselben Kalender, ein Herr von Derschau aus Nürnberg. Zu den »im November gebornen guten Freunden« gehörten ausser Knebel selbst, Siegm. v. Seckendorff und Frau v. Schardt. Diesen und andern November-Gebornen widmete Goethe noch in demselben Jahr das unter seinen Gedichten befindliche *Novemberlied:* »dem Schützen, doch dem alten nicht«.

4.

(An ?[1] *12. Juli 1786.)*

Euer Excellenz

Haben mir durch Ihren gefälligen Brief einen neuen und höchst schätzbaren Beweis Ihrer Freundschaft gegeben, ich wünschte nur, dass ich dem Herrn Bruder mehr als geschehen zu seinen Absichten hätte förderlich sein können.

Den Anfang unserer Bergbauer hatte er schon gesehen und sein hiesiger Aufenthalt war kurz bey übler Witterung.

Indessen habe ich einige angenehme Stunden mit ihm zugebracht und wünsche, dass sie ihm nicht ganz ohne Nutzen mögen gewesen seyn.

Unsere liebe regierende Herzogin lässt uns noch immer auf ihre Entbindung warten und diese Hoffnung, die sich immer zeigt und entfernt, lässt bey uns jetzt fast keinen andern Gedanken Raum. Ich empfehle mich Euer Excellenz

[1] Nach einer Abschrift des eigenhändigen Schreibens.

auf das angelegentlichste und bitte freundschaftliche Gesinnungen zu erhalten.

Euer Excellenz
Weimar d. 12 Jul. 86. ganz gehorsamster Diener
Goethe.

Gehört in den Naturwissenschaftlichen Briefwechsel. Der Empfänger des Briefs, der seinen Bruder durch ein Empfehlungsschreiben bei Goethe eingeführt zu haben scheint, ist noch nicht ermittelt. Zurückgehalten durch die lang erwartete, erst am 18. desselben Monats erfolgende Geburt der Prinzessin Karoline, richtete Goethe an jenem Tage auch Briefe an Frau v. Stein, Jacobi und Sömmerring.

5.

(An Heyne.[1] *Weimar 24. Juli 1788.)*

Sie kommen mir durch Ihr gütiges Schreiben auf eine freundliche Weise zuvor und beschämen mich dadurch um so mehr, als ich gewissermassen Ihr Schuldner geblieben bin. Ich musste fürchten dass Sie mich für inconsequent halten möchten, da ich, bey meinem Eintritt nach Rom, mein Verlangen Ihnen zu dienen bezeigte und nachher, ausser einer vorläufigen Antwort, nichts wieder von mir hören liess. Allein ich darf zu meiner Entschuldigung sagen: dass es mir sonderbar genug und im Grunde doch ganz natürlich gegangen ist. Ich erkenne es jetzt selbst erst nach meiner Rückkunft, aus den Briefen die ich von

[1] Gedruckt in: Philologischer Anzeiger. Als Ergänzung des Philologus hgg. von Ernst von Leutsch. 10. Bd., 3. Heft. Göttingen. Dieterich S. 198, 199. Der Brief gehört zu dem bisher ziemlich verwahrlosten Nachlasse Heyne's, der auch Briefe Lessing's u. A. enthält. Der Brief ist, wie mir der erste Herausgeber, E. v. Leutsch, der den Wiederabdruck gestattete, gütigst mittheilt, ganz autograph., 4 Quartseiten voll beschrieben. Einen anderen Brief Goethe's an Heyne s. G.-J. I. 239 fg.

dort her an meine Freunde schrieb und die mir jetzt wieder zu Gesicht kommen.

Im Anfange hatte ich noch Lust und Muth das einzelne zu bemerken, es nach meiner Art zu behandeln und zu beurtheilen; allein je weiter ich in die Sachen kam, je mehr ich den Umfang der Kunst übersehen lernte desto weniger unterstand ich mich zu sagen und meine letzten Briefe sind eine Art von Verstummen oder, wie Herder sich ausdrückt: Schüsseln in denen man die Speisen vermisst.

Wenn ich mich werde gesammelt haben, werde ich erst selbst erkennen was ich mir erworben habe und dann wird leider gleich das Gefühl eintreten von dem was mir noch abgeht.

Was ich dem Publiko vorlegen könnte sind Bruchstücke, die wenig bedeuten und niemand befriedigen.

Dass Herder zu eben der Zeit als ich hier ankomme, weggeht, ist mir ein sehr leidiger Vorfall. So sehr ich ihm die Reise gönne, so musste ich doch nothwendig wünschen: dass er mir entweder hier oder ich ihm dort nützlich seyn möchte.

Nach meinen Verhältnissen kann ich nicht hoffen Ihnen sobald in Göttingen aufzuwarten, ob ich es gleich herzlich wünsche, denn der grösste Theil von dem was mir abgeht, ist eben das was Sie im Ueberflusse besitzen.

Sollte ich über das was ich an alter und neuer Kunst bemerckt ein allgemeines Glaubensbekenntniss hersetzen, so würde ich sagen: dass man zwar nicht genug Ehrfurcht für das, was uns von alter und neuerer Zeit übrig ist, empfinden kann, dass aber ein ganzes Leben dazu gehört diese Ehrfurcht recht zu bedingen, den Werth eines jeden Kunstwercks in seiner Art zu erkennen und davon, als einem Menschenwercke, weder zu viel zu verlangen, noch auch wieder sich allzuleicht befriedigen zu lassen.

Wenn ich geneigt wäre etwas auf das Papier zu bringen: so wären es vorerst sehr einfache Sachen. Z. B. in wiefern die Materie, woraus gebildet worden, den klugen Künstler bestimmt, das Werk so und nicht anders zu bilden. So geben die verschiedenen Steinarten gar artige Aufschlüsse über Baukunst, jede Veränderung des Materials und des Mechanismus, giebt dem Kunstwercke eine andere Bestimmung und Beschränkung. Die Alten waren, nach allem was ich bemercken konnte, auch besonders hierin unaussprechlich klug und ich habe mich oft mit grossem Interesse in diese Betrachtungen vertieft.

Sie sehen, dass ich sehr von der Erde anfange und dass es manchem scheinen dürfte als behandelte ich die geistigste Sache zu irdisch; aber man erlaube mir zu bemerken: dass die Götter der Griechen nicht im siebenten oder zehnten Himmel, sondern auf dem Olymp trohnten und nicht von Sonne zu Sonne, sondern allenfalls von Berg zu Berg einen riesenmässigen Schritt thaten.

Es ist gut dass mich der Raum nötigt aufzuhören.

Ich empfehle mich Ihnen bestens und bitte mich mit Ihrem Angedencken zu erfreuen. Weimar d. 24. jul. 1788.

Goethe.

6.

(An Buchholz.[1] *12. September 1791.)*

Wollten Sie die Güte haben und mir nur kürtzlich den Prozess aufsetzen wie man verfahren muss um das Wasser durch das Kohlenpulver zu verbessern? Man hat das Rezept

[1] Kleines Quartblatt, von Vulpius geschrieben, ohne Anrede und Datum. Das letztere ist vom Adressaten ergänzt; die Adresse auf der Rückseite »Hn. Bergrath Buchholz« ist von Goethe's Hand. Siegel mässig gut erhalten: kleiner Amor mit Flügeln. Der Brief befindet sich im Besitz des Hrn. A. Spitta (R. Zeune's Antiquariat) in Berlin.

von mir verlangt, und es freut mich, dass unsere neuliche Zusammenkunft so unmittelbar nützlich wirkt.

den 12. Sept. 1791. Goethe.

Der Adressat, Wilh. Heinrich Sebastian Buchholz, Hofmedikus, Hofapotheker und Bergrath zu Weimar (geb. in Bernburg 1734, gest. in Weimar 1798) wird von Goethe wiederholt rühmlichst erwähnt. In der »Geschichte meines botanischen Studiums« (Hempel 33, 60) wird er gleichsam als Begründer der naturwissenschaftlichen Studien in Weimar bezeichnet, als Lehrer Göttlings, als eifriger Beobachter neuer ausländischer Entdeckungen und als stets bereit, das von ihm Beobachtete einer »wissbegierigen Gesellschaft« uneigennützig vorzutragen. Diese Gesellschaft war diejenige, welche sich Freitags bei Goethe versammelte und grade in der ersten Sitzung derselben (vgl. Tag- und Jahreshefte, Hempel 27, S. 42 und 388), am 9. Sept. 1791 hielt Buchholz einen von Experimenten begleiteten Vortrag über die Wirkung pulverisirter Kohle auf fauliges Wasser. Auf diesen Vortrag bezieht sich das vorstehende Billet.

7.

(An Heinrich Meyer.[1] Weimar 22.—25. Januar 1796.)

Es ist recht schön, dass gleich anfangs unsere Briefe im Wechsel gegangen sind, auf diese Weise können wir öfter Nachricht von einander haben. Ihren Brief vom 12. Dec. habe ich in Jena erhalten, wo ich mich aufhielt um das siebende Buch meines Romans in Ruhe zu schreiben. Schiller grüsst Sie bestens. Wir sind jetzt im Gusto Disticha, zu Ehren unserer Freunde, zu machen, wovon ich Ihnen einige beylegen werde. Sie sollen bald die Briefe für Neapel haben, um sich solcher nöthigenfalls bedienen zu können, ich hoffe auch bis dahin eine Auszahlung an Heigelein zu bewirken. Ueber Ihre Entdeckungen freue ich mich sehr, und ich bin überzeugt dass Sie nach und

[1] Quartbogen, alle 4 Seiten beschrieben; dictirt, nur Name und Nachschrift eigenhändig; Original in der Grossh. Bibl. in Weimar. Rechts oben: Weimar den 22. Januar 1796.

nach eine reiche Erndte finden werden und danke für die Nachrichten, ob sie gleich nicht alle tröstlich lauten. Ich wünsche Glück zu den Spatziergängen auf Piazza Navonna.

Geben Sie doch auf die letzten Stücke der Horen acht, worin vielsagende Abhandlungen Schillers über die *naiven* und *sentimentalen* Dichter stehn, auch werden Sie in den ersten Stücken der Litteraturzeitung dieses Jahres, das Elogium des poetischen Theils der Horen lesen, worüber sich die Widersacher männiglich erzürnen werden.

Wenn Ihnen ein kleines Buch begegnet: Le Antichita di Roma per Lucio Mauro Appresso le statue antiche per Ulisse Aldrovandi, so sehen Sie doch hinein. Es ist merkwürdig wegen des Anhanges, in welchem Aldrovandi die Antiken rezensirt, wie sie zu seiner Zeit in öffentlichen und Privatgebäuden zu Rom standen. Auch habe ich eine kleine Schrift gefunden die sehr interessant ist, sie führt den Titel: Quaestiones Forcianae und ist ein Dialog in gutem Latein, in welchem die Sitten und Arten der verschiedenen Bewohner Italiens, mit grosser Freymüthigkeit, gegen einander gestellt werden. Es mag in der Hälfte des 16. Jahrhunderts geschrieben seyn, ging lange im Manuscript herum und ward zuletzt nicht ohne Verdruss des Herausgebers, gedruckt. Ich will sehen, dass ich einen tabellarischen Auszug daraus mache, um den Ueberblick der Verhältnisse zu erleichtern, und Sie sollen alsdann eine Abschrift erhalten, die Ihnen gewiss Vergnügen machen wird. Sie sehen, dass ich, indem Sie aus den lebendigen Quellen schöpfen, fortfahre mich aus Büchern vorzubereiten, wodurch wir denn doch, wie Sie auch bey Ihren perusinischen Nachrichten bemerken, im Suchen und Untersuchen sehr gefördert werden müssen. Auch fahre ich fort, indem Sie der heiligen Form huldigen, dem Element, der Masse, und den geringeren Organisationen nachzuspüren. In

alle die Fächer, deren Liebhaberey Sie mir kennen, wird täglich etwas neues eingebracht.

Wir haben hier unglaublich schönes Wetter, meist heitern Himmel und oft wahre Sommertage. wie sieht es damit in Rom aus?

Was Sie zu den Horen schicken, wird sehr willkommen seyn. Suchen Sie ja auch etwas brauchbares von andern zu erlangen. Schiller wünscht selbst einige Zeit pausiren zu können und ich kann ihm, wegen des Romans und wegen anderer Umstände, nicht so wie ich wünschte beystehen.

Ich habe den Brief von Uden an Böttiger gesehen, der mir recht wohl gefällt. Beobachten Sie doch diesen Mann und sehen Sie inwiefern es räthlich wäre sich mit ihm einzulassen? worauf er gesammelt und was er vorzüglich beobachtet hat? Wir können ihm auf alle Fälle seine Arbeiten besser bezahlen als ein Buchhändler thun würde.[1] Sehen Sie doch auch, was Hirt etwa besitzt und was man dem abnehmen könnte. Wir brauchen und dürfen uns ja im Anfang nicht merken zu lassen wo wir hinaus wollen.

Die acht grossen Poussins wovon ich schon zwey besass, habe ich durch die Aufmerksamkeit und Vorsorge der regierenden Herzogin, aus der Frauenholzischen Auction bekommen, leider sind 4 davon sehr ausgedruckt und 4 aufgestochen, so dass man nur die Ideen davon noch sehen kann. Wenn Ihnen alte Abdrücke begegnen, so versäumen Sie ja nicht sie einzukaufen, hier ist das Verzeichniss.

Dedicirt an den König Ludwig XIV.

1. Gegend am Etna. Poliphem sitzt auf dem Gipfel des Felsens, unten Feldarbeiter, ein Flussgott und Nymphen.

---

[1] Goethe hat hier an die Seite geschrieben: (siehe Böttchers Brief).

2. Diogenes und der Jüngling der aus der Hand trinkt.

3. Der Mann von der Wasserschlange umwunden, die verschiedenen Stufen des Schreckens und der Furcht.

4. Orpheus und Euridice, der Hintergrund dem Kastel St. Angelo ähnlich.

Dedicirt an den Herzog von Bourbon.

1. Phocions Begräbniss (besitz ich).

2. Eine Heerstrasse, ein Mann der Wasser schöpft, ein Mann und Weib ruhend.

3. Phocions Grab (besitz ich).

4. Ländliche Gegend, grosser Wassernapf im Vorder grund, ein Alter wäscht die Füsse, gegenüber, an einem Monument, ein Jüngling und ein Mädchen sitzend.

Was Sie von den Pfuschereyen in der Villa Borkese schreiben ist freilich traurig; doch geht es bey uns[1] nicht besser und wir können also von dort her Trost schöpfen. Des Bauens und Anlegens aus dem Stegreife und ohne Riss und Plan ist kein Ende, man fürchtet sich vor einer grossen Idee, die auszuführen und vor einer grossen Summe, die auszugeben ist; aber eben diese Summe nach und nach für Anstalten zu verzetteln die man am Ende gern wieder wegkaufte, muss unglaublich reizend seyn. So will es das unerbittliche Schicksal der Menschen und dabey mags denn auch bleiben.

Leben[2] Sie recht wohl. Hier noch einige Disticha und ein Blat von Böttcher[3]. d. 25ten[4] 1796. G.

---

[1] *bey uns* hat Goethe eigenhändig statt der ausgestrichenen Worte »in Paris« geschrieben.

[2] Von hier an bis G. eigenhändig.

[3] Liegt nicht bei, es ist vielleicht dasselbe, von dem S. 247 A. 1. die Rede war. Nachschrift von Goethe's Hand, aber ausgestrichen: das Bötchrische Blat hab ich verlegt es folgt nächstens. G.

[4] Natürlich Januar zu ergänzen. Die Verse sind vom Schreiber geschrieben.

Der Teleolog.

Welche Verehrung verdient der Weltschöpfer, der gnädig,
Als er den Korkbaum erschuf, gleich auch die Stöpsel erfand.

Der Antiquar.

Was ein christliches Auge nur sieht erblickt ich im Marmor:
Zevs und sein ganzes Geschlecht grämt sich und fürchtet den Tod.

Der Kenner.

Alte Vasen und Urnen! Das Zeug wohl könnt ich entbehren;
Doch ein Majolica-Topf machte mich glücklich und reich.

8.

(An ? [1] *6. März 1801.)*

Indem ich Ew. Wohlgeb. mit Dank das ausgelegte Geld zuschicke und um Quittirung beygelegter Rechnung bitte, so folgt auch das neue Loos, welches zurück zu schicken bitte. Man kann wohl zum Scherz einmal in einem Glückspiele den Zufall versuchen, aber es darf daraus keine Gewohnheit werden.

Der ich recht wohl zu leben wünsche,
Weimar am 6. März 1801. Goethe.

9.

(An Hofrath Stark. [2] *3. Juni 1801.)*

Ew. Wohlgeb.

Haben die Gefälligkeit beyliegendes Gedicht Ihrer Dem. Tochter in meinem Namen zuzustellen. Möge sie

[1] Nur Unterschrift (in deutscher Schrift) eigenhändig. Im Besitz der Grossherz. Bibliothek zu Weimar.

[2] Im Besitz von Frau Hofrath Stark in Heidelberg, aus dem Nachlass meines Collegen Stark, der ein Enkel des Leibarztes von Karl August, Hofrath Stark (damals auch oft noch Starke geschrieben) war. Der Brief ist ohne Adresse. Nur die Unterschrift ist eigenhändig.

wenn es ihr einiges Vergnügen macht, sich dabey manchmal des Verfassers erinnern der ihrem Vater so viel Dank schuldig bleibt.

Weimar am 3. Juni 1801. Goethe.

Welches Gedicht Goethe Starks Tochter übersandte, ist nicht angedeutet. Damals der Familie des berühmten Arztes eine Aufmerksamkeit zu erweisen, mochte Goethe sich besonders gedrungen fühlen nach der schweren Krankheit, die ihn im Januar 1801 befallen hatte. Dass Stark hier der über die Krisis hinweghelfende war, geht aus dem nachfolgenden eigenhändigen Handbillet Karl Augusts hervor, welches gleichfalls aus Starks Nachlass stammt. Adresse (aussen)

An
Herrn Hofrath u. Leibarzt
Dr. Starcke
zu
Jena.

W. 19. — 1801.

Zur Erinnerung der Zeit die Sie mit glücklichem Erfolge am Kranckenlager Göthens so rühmlich und nützlich zugebracht haben, erhalten Sie beykommendes Andenken, u. nehmen es gerne von mir (an).[1]

Carl August.

10.

(An Bertuch.[2] *3. Januar 1802.)*

Ew. Wohlgeb.

erlauben mir, im Betracht unseres immer gut bestandenen Verhältnisses, den Wunsch, die Notizen, welche künftig, über das weimarische Theater, in das Mode Journal ein-

[1] *an* und ein Theil des *C* von *Carl* durch ein Loch im Papier weggenommen, doch findet sich das Fehlende auf der einen Seite der Oblate, mit der der Brief geschlossen war.

[2] Quartbogen; nur Unterschrift eigenhändig. Auf der Rückseite die Adresse: »Des Herrn Legationsrath Bertuch, Wohlgeboren«. Im Froriep'schen Archiv in Weimar.

gerückt werden, im Manuscript zu sehen; damit ich nicht, bey meinen mannigfaltigen Bemühungen für solche Anstalt, zwar gewiss ohne Absicht Ew. Wohlgeb., aber doch durch Ihre Vermittelung, manches unangenehme erfahre, wie es mir noch neuerlich, bey dem Unzelmannischen Fall, ergangen ist.

Sie verzeihen eine Aeusserung, die ich nur früher hätte thun dürfen, um von Ihrer Gefälligkeit eine angenehme Behandlung zu erwarten.

Weimar am 3. Jan. 1802.

Goethe.

Der vorstehende Brief ist geschrieben mit Rücksicht auf die Aufführung des Schlegelschen Jon, welche am Tage nachher (4. Jan. 1802) in Weimar stattfinden sollte. „Ein sowohl“, sagt Goethe, Annalen 1802 „den Autor als die Intendanz angreifender Aufsatz war in das Mode-Journal projectirt, aber ernst und kräftig zurückgewiesen: denn es war noch nicht Grundsatz, dass in demselbigen Staat, in derselbigen Stadt es irgend einem Glied erlaubt sei, das zu zerstören, was andere kurz vorher aufgebaut hatten“. „Der Unzelmann'sche Fall“ bezieht sich auf die berühmte Schauspielerin Mad. Unzelmann (1760–1814), welche vom 21. Sept. bis 1. Okt. 1801 auf dem Weimarer Theater gastirt hatte. (Vgl. Annalen 1801, Ende und Pasqué, Goethe's Theaterleitung II., 324 fg.). Bertuch kam dem Wunsche nur halb nach, wie der folgende Brief mittheilt.

II.

(An Bertuch.[1] *12. Januar 1802.)*

Was ich von einem niederträchtigen Menschen, wie dem Verfasser Ihrer Theaterrecensionen, in einem solchen Falle zu erwarten hatte, schwebte mir vor, als ich Sie neulich freundschaftlich um künftige Mittheilung solcher

[1] Quartblatt, nur Unterschrift eigenhändig. Adresse: »Des Herrn Legationsrath Bertuch Wohlgeb.« Im Froriep'schen Archiv.

Aufsätze ersuchte. Sie schicken mir ihn gegenwärtig halb gedruckt und ich kann nur soviel sagen: dass wenn Sie nicht selbst geneigt sind, die Sache zu remediren und den Aufsatz unterdrucken, ich sogleich an Durchl. den Herzog gehe und Alles auf die Spitze setze. Denn ich will entweder von den Geschäften sogleich entbunden oder für die Zukunft von solchen Infamieen gesichert seyn. Mag der allezeit geschäftige Verzerrer seine Künste doch in der Allgemeinen Zeitung oder wo er will aufgaukeln, in Weimar werde ich sie nicht mehr leiden, in den Fällen wo ich als öffentliche Person anzusehen bin. Ich erbitte mir vor vier Uhr Ihre Erklärung darüber: mit dem Schlag geht meine Vorstellung an Durchl. dem Herzog ab.

Weimar am 12 Jan.
1802. JW v Goethe.

Der Verfasser der Recension ist Böttiger; über die Sache vgl. Wielands Aeusserungen (G.-J. I., 326—329); von dem vorstehenden Briefe hat schon Caroline Herder an Knebel eine Andeutung gegeben (Knebels Nachlass II., S. 328). Böttigers Recension blieb damals ungedruckt und wurde erst nach des Verfs. Tode in den »Kleinen Schriften« 1837, I., S. 328 ff. gedruckt; über den Jon berichtete dann Goethe selbst im Journal des Luxus und der Moden März 1802 (s. Hempel Bd. 28, 673—681).

12.

(An Bertuch.[1] *13. Mai 1803.)*

Ew. Wohlgeb.

eine vertrauliche Eröffnung zu thun, werde durch verschiedene Umstände bewogen. Schon lange sind mir die Misshelligkeiten, welche zwischen unsern jenaischen

[1] Quartbogen; die zwei ersten Seiten beschrieben. Rückseite, Adresse: »Des Herrn Legationsrath Bertuch Wohlgeboren;« nur Unterschrift eigenhändig. Im Froriep'schen Archiv.

Lehrern, sich in heftigen Ausbrüchen gezeigt so wie andern Freunden der Wissenschaft, höchst bedauerlich gewesen, weil offenbar dadurch ein schönes Institut manchen Schaden erleiden musste. Leider haben hiezu manche, nicht genugsam überdachte Ausdrücke in periodischen Blättern und Schriften die nächste Veranlassung gegeben. Die Uebel, welche daraus entstanden habe ich als Privatmann im Stillen bedauert.

Nun tritt aber ein Umstand ein, der mich, im Geschäftsgange aufmerksam macht. Die zur Oberaufsicht über das neue botanische Institut im Fürstengarten zu Jena bestellte Kommission hat, bei der Correspondenz, welche sie wegen Wiederbesetzung der, durch den Tod des Professor *Batsch* erledigten Stelle geführt, zu bemerken gehabt, dass man gedachtes Institut auswärts zu verrufen und dadurch Personen, von der Annahme des Rufs abschrecken wollen.

Ohne untersuchen zu wollen woher solche Insinuationen gekommen sein mögen sieht sich fürstl. Commission veranlasst besonders die Herrn Redacteurs der allgemeinen Litteraturzeitung auf alles dasjenige aufmerksam zu machen, was ihr, sowohl wegen des Instituts selbst, als wegen den litterarischen Arbeiten des nunmehr dabey angestellten Professor *Schelvers,* eingesendet werden könnte. Man muss ausdrücklich wünschen, dass nichts unangenehmes, noch verkleinerndes vorkommen möge, damit eine, im wachsen begriffene Anstalt nicht gehindert noch verletzt werde.

Ew. Wohlgeb. ersuche ich um diese Gefälligkeit im Nahmen fürstl. Commission nicht ohne höheres Mitwissen und bin zu allen Gegendiensten gerne bereit.

Weimar am 13. May 1803.

J. W. Goethe.

Zu vorstehendem Brief gehört eine mit »Nachschrift« überschriebene undatirte Notiz auf einem grossen Quartbogen Conceptpapier, von welcher nur die Unterschrift eigenhändig

ist. Sie lautet: »Professor Schelver wird zu Einleitung seiner Vorlesungen ein kurzes Programm schreiben, wovon ich eine Anzeige für die Literaturzeitung einzusenden nicht abgeneigt bin. G.« Auf beide, Brief und Notiz, bezieht sich nun die höchst characteristische kühne Antwort Bertuchs, welche als Concept in seinem Nachlass aufbewahrt wird. Ihre Mittheilung ist zum nähern Verständniss des Briefes nothwendig: „Ew. Hochwohlg. verehrte vertrauliche Eröffnungen vom 13. Mai in Betreff des künftigen Benehmens der A. L. Z. gegen Hn. Professor Schelver habe ich für nöthig gefunden, meinen beiden Herrn Collegen Griesbach und Schütz mitzutheilen, da dieselben eine Direktorial- und besonders eine Redactionssache betreffen. Im Namen des Directorii dieses Instituts habe ich daher die Ehre E. H. zu versichern, dass die A. L. Z. nie an Misshelligkeiten und Zwisten der hiesigen Lehrer Antheil noch Partei dafür noch dawider genommen habe. Ungerechte und injuriöse Angriffe, welche bei einem literarisch-critischen Institute fast nicht zu vermeiden stehen, mussten die Herausgeber des Instituts nothwendig zuweilen zurückweisen, ohne dass jedoch das Institut dadurch nur den mindesten Schaden gelitten hätte.

Wir sind uns übrigens auch bewusst, dass die A. L. Z. nie gegen andere Institute, am wenigsten aber gegen hiesige etwas nachtheiliges verbreitet habe. Man hat vielmehr stets von Seiten des Directorii bereitwillig die Hände geboten und thut es noch, wo hiesige oder weimarische Institute, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, angepriesen oder befürwortet werden konnten. Beweise dafür sind z. E.

1. Der unentgeldliche Abdruck des hiesigen akademischen Lectionscatalogs, welchen andere Universitäten bezahlen müssen,

2. Die häufigen Nachrichten von der Verbesserung der hiesigen Akademie,

3. Die bereitwillige Aufnahme der Programme von Weimarischen Kunst-Preiss-Instituten,

4. Die Ankündigungen und Recensionen der Horen und Propyläen, worüber sogar die A. L. Z. von Hn. Schwab und anderen Antagonisten als parteiisch für Weimar ausgeschrieen worden ist.

Da nun aber die A. L. Z. kein akademisches, sondern ein ganz freies Institut ist, das nicht Jena, sondern ganz Deutschland angehört und ebensogut in Halle, Leipzig, Erfurt, Hamburg als hier sein könnte, so ergibt sich daraus von selbst, dass hiesige Schriftsteller, weil sie hiesige Professoren

sind, in den Recensionen ihrer Werke nicht anders behandelt werden, als auswärtige Gelehrte, zumal da nach den Grundgesetzen unseres Instituts nie ein College den andern, noch einen andern Verfasser, mit dem er in näherer Verbindung steht, die ihn für oder wider denselben zur Parteilichkeit verleiten könnte, recensiren darf.

Dass von uns Niemand das hiesige fürstliche botanische Institut auswärts im geringsten verrufen noch verläumdet habe, ist gewiss und wahr, und sollte E. H. von einem unter uns Direktoren solch eine schändliche Verläumdung hinterbracht worden sein, so bitten wir um nichts mehr als eine Anzeige davon und Anlass dieselbe sogleich zu vernichten.

Wir vermögen daher wirklich nicht einzusehen, wie uns etwas Nachtheiliges oder Verkleinerndes gegen das hiesige botanische Institut oder Hn. Prof. Schelver eingesendet werden könnte; denn käme auch etwas dergleichen, so würde es ohnedem nach den Gesetzen nicht in das Intelligenzblatt eingerückt und Recensionen, die uns unaufgetragen von Anderen zugeschickt werden, können nach eben den Gesetzen nie von uns angenommen werden. Aus eben diesem Grunde würden wir auch die von E. H. gütigst offerirte Recension von dem Programm des Hn. Prof. Schelvers gehorsamst verbitten müssen, um uns keinen Vorwürfen auszusetzen, so verehrlich und erfreulich uns auch sonst E. H. Theilnahme an unserm Institut als ordentlicher Mitarbeiter sein würde, da dasselbe schon mehrere Staatsmänner von den erhabensten Posten als Gelehrte unter ihren ordentlichen Mitarbeitern zählen zu können das Glück hat. Wenn wir aber des Hn. Professor Schelvers Programm sowohl als dessen künftige Schriften einem Mann, der unter unseren Mitarbeitern sich als ausgezeichneter Botaniker legitimirt und nie in einigen Verhältnissen mit Hn. Professor Schelver gestanden hat, zur Recension zutheilen, so werden diese Recensionen, sie mögen nun lobend oder tadelnd ausfallen, wenn sie nur sonst den Gesetzen des Instituts gemäss sind, eingerückt; und wir sind überzeugt, dass E. H. Forderung an uns, nichts Unangenehmes gegen Hn. Prof. Schelver in der A. L. Z. aufzunehmen, sich soweit nicht erstrecken werde, noch von einem solchen Falle verstanden werden könnte.

Jena, d. 2. Juny 1803. F. J. B."

Dieser kühne Brief erregte keineswegs Goethe's Zorn, sondern veranlasste ihn nur, eine Verständigung mit dem langjährigen Vertrauten zu suchen. Denn nur auf das vorstehende Bertuch'sche Schreiben kann sich die nachfolgende Aeusserung Goethe's beziehen:

13.

(An Bertuch.[1] *7. Juni 1803.)*

Ew. Wohlgeboren

haben mich seit so langen Jahren zum ersten Male missverstanden, sonst würden Sie ein so wunderliches Schreiben nicht an mich erlassen haben.

Mein Losungswort ist *Gemeinsinn!* der sich wenn er ächt ist mit *Weltsinn* recht wohl verträgt.

Mehr füge ich nicht hinzu, um das weitere mündlich abzuhandeln; da sich dann Uebereinstimmung am geschwindesten finden wird. Mit bestem Lebewohl

Weimar den 7. Jun. 03. JW v Goethe.

Was sodann den Prof. Schelver anbetrifft, der zu dem mitgetheilten Briefwechsel indirekt die Veranlassung gab, so war er nach Batschs Tode (1802) nach Jena berufen worden. Goethe hielt sehr viel auf ihn (Annalen, Abs. 374), wie er denn seinen Zweifeln an der Sexualität der Pflanzen grosse Bedeutung zuschrieb und ausführliche Behandlung schenkte (Zur Morphologie, Hempel 33, S. 111 fg.): seinen Stil dagegen schätzte Goethe anfangs gering (Hempel 34, S. 267, Kalischers Anmerkung, vgl. auch Annalen, Abs. 568). F. J. Schelver (1778—1832) kam 1807 nach Heidelberg, erduldete wegen seiner Lehren Angriffe und Verfolgungen und gerieth in einen traurigen Geisteszustand, von welchem Windischmann in einem Briefe an Goethe (30. März 1824, Naturwiss. Correspond. II. 386 fg.) ausführliche Nachricht gab. Die Stellung, die ihm ohne sein Zuthun gleich bei seinem Eintritt in Jena durch Goethe zugewiesen wurde, scheint ihn von den Beziehungen zu Bertuch ausgeschlossen zu haben, wenigstens findet sich unter Bertuchs Correspondenzen nichts von Schelvers Hand.

[1] Grosser Quartbogen, Brief dictirt; nur der Name eigenhändig Auf der vierten Seite die Adresse: »Des Herrn Legationsrath Bertuch Wohlgeboren«. Siegel gut erhalten: Schöner männlicher Kopf. Im Froriep'schen Archiv.

14.

(An Hofrath Stark.[1] *8. Juli 1803.)*

Ew. Wohlgeb.

versäume nicht anzuzeigen dass ich von Weimar aus zu einer Comunication mit Herrn Hofr. Sömmering befehligt worden und dass mein Brief an ihn heute auf die Post kommen wird.

Könnten Sie veranlassen dass der academische Antrag, verabredeter masen baldigst an ihn abginge: so würde diese Angelegenheit dadurch sehr beschleunigt werden.

Das Verordnete habe ich gebraucht und verspüre guten Effect.

Ew. Wohlgeb.
Jena ergebenster Dr
am 8 Jul. 1803. Goethe.

Es handelt sich um die damals beabsichtigte aber nicht zu Stande gekommene Berufung Sömmerrings in Frankfurt a. M. an die Universität Jena. Goethe war kurz vorher in Jena gewesen und hatte dort mündlich (darauf bezieht sich »verabredeter masen«) über die Sache verhandelt.

15.

(An Heinrich Luden.[2] *14. März 1807.)*

Siders habe ich wohl erhalten. Er steht jederzeit wieder zu Diensten. Der Punct wegen der Pension ist, so viel ich weiss, schon zu Ihren Gunsten entschieden. Was die Biographie des Herzogs *Bernhard* betrifft, so habe

---

[1] Im Besitz von Frau Hofrath Stark in Heidelberg. Der Brief ist ohne Adresse. Die Unterschrift von »Ew.« an eigenhändig.

[2] Unterschrift und Adresse eigenhändig. (Adresse) *Des Herrn Professor Luden | Wohlgeboren | Jena | fr.*

ich den Gedanken daran lange aufgegeben. Warum dieses geschah und wie ich die Sache überhaupt ansehe, werde ich mündlich eröffnen sobald ich das Vergnügen habe Sie zu sehen. Vielleicht entschliessen Sie sich alsdann diese Arbeit zu übernehmen. Mit vieler Theilnahme gedenke ich stets des Unfalls, der Sie bedroffen hat und wünsche in der Folge Ihnen manches Freundliche und Nützliche erzeigen zu können.

Der ich recht wohl zu leben wünsche

Weimar *Goethe*
den 14 März
1807

Der vorstehend mitgetheilte Brief ist, nebst einem zweiten an Luden gerichteten, aber bereits in Westermanns Monatsheften 40, S. 253 veröffentlichten Briefe vom 2. April 1825 auf einem Blättchen 4 Seiten kl. 8° u. d. T.: »Zu Luden's hundertstem Geburtstag (10. April 1880) Zwei Briefe Goethe's an Luden. Leipzig bei Veit und Comp« von Herm. Credner und zwar aus der Hirzelschen Goethebibliothek gedruckt. Er wird hier, nach Vereinbarung mit dem Herausgeber, wiederholt, um ihn einem weitern Publikum zugänglich zu machen. Ein einige Monate später geschriebener Brief ist neuerdings gleichfalls gedruckt (vgl. unten Regesten).

Der Historiker Heinrich Luden (10. April 1780 bis 23. Mai 1847) hat in dem nach seinem Tode erschienenen Buche: »Rückblicke in mein Leben«, Jena 1847, in sehr ausführlicher Weise (S. 1—133) seine Beziehungen zu Goethe erörtert. Daraus sei folgendes hervorgehoben: Luden machte, bald nach seiner Ernennung zum ausserordentlichen Professor in Jena (Aug. 1806), Goethe's Bekanntschaft. Er traf ihn mit Hufeland und Riemer in einer Abendgesellschaft bei Knebel, war von seiner Unterhaltung entzückt, durfte ihn am folgenden Morgen besuchen, und gerieth mit ihm in sehr merkwürdige, langandauernde Gespräche über Faust und die darüber in Göttingen und Berlin gehaltenen Disputationen, über Geschichte und deren Quellen, über einzelne Historiker, Joh. Müller und Walter Raleigh, über Wahrheit und Lüge, Geschichte und Dichtung: Gespräche, welche, so freundlich sie auch schlossen, dem jungen, seine abweichenden Meinungen

lebhaft und entschieden vortragenden Professor doch die Vermuthung aufdrängten, er habe Goethe verletzt. In Folge dieser seiner Vermuthung theilte er seine Aeusserungen und die darauf erhaltenen Antworten seinen Gönnern Griesbach, Hufeland und Knebel mit, wurde aber von den Genannten beruhigt und hatte selbst bald Gelegenheit, das Ungerechtfertigte seines Argwohns zu erkennen. Denn schon im Nov. desselben Jahres sprach er, wiederum bei Knebel, Goethe aufs Neue, besonders über die durch die Schlacht bei Jena hervorgerufenen Verwirrungen und Verheerungen und konnte sich vergewissern, dass er die kürzlich erlangte Gunst nicht verscherzt habe. »Seit diesem Tage», bemerkt Luden, S. 104, »hab' ich Goethe zwar noch sehr oft gesehen, auf Spaziergängen, bei Knebel, oder wenn der Herzog-Grossherzog ein Mal nach Jena kam und mir die Ehre erzeigte, mich zur Tafel zu ziehen; aber nur drei [richtiger: vier] Male, soviel ich mich erinnere, habe ich ihn allein gesprochen«. Unter diesen Gesprächen: Sommer 1812 in Knebel's Garten, Nov. 1813 und 1826 in Goethe's Hause, Frühling 1816 bei Luden ist das an zweiter Stelle angeführte das wichtigste. In demselben handelte es sich um die von Luden geplante Zeitschrift Nemesis und es versteht sich von selbst, dass das Kundwerden eines solchen Planes bei dem erregten Zustande der Gemüther Gespräche bedeutsamer Art hervorrufen musste. Wirklich sind Goethe's Bemerkungen (S. 119—122) von dem hervorragendsten Interesse und können allen denen, die über des Dichters politische Anschauungen leichtfertig den Stab brechen, nicht genug empfohlen werden. Nicht Alles, was damals gesprochen wurde, zeichnet Luden auf, doch deutet er den Inhalt des Verschwiegenen folgendermassen an: »Nur das Eine will ich bemerken, dass ich in dieser Stunde auf das Innigste überzeugt worden bin, dass Diejenigen im ärgsten Irrthum sind, welche Goethe beschuldigen, er habe keine Vaterlandsliebe gehabt, keine teutsche Gesinnung, keinen Glauben an unser Volk, kein Gefühl für Teutschlands Ehre oder Schande, Glück oder Unglück. Sein Schweigen bei den grossen Ereignissen und den wirren Verhandlungen dieser Zeit war lediglich eine schmerzliche Resignation, zu welcher er sich in seiner Stellung und bei seiner genauen Kenntniss von den Menschen und von den Dingen wohl entschliessen musste«. Ueber die Zeitschrift »Nemesis« sind zwei Ausserungen Goethe's bekannt; die eine: »Die Deutschen sind wiederkäuende Thiere« bei Riemer: Briefe von und an Goethe S. 349, die andre das Xenion: Ich kann mich nicht bereden lassen (Hempel 3, 287).

Zu derartigen vertraulichen Gesprächen kam es in der Folgezeit nicht mehr. Vielmehr trat eine Entfremdung ein, welche entweder durch Ludens entschiedenes Auftreten in der genannten Zeitschrift, oder durch seine Betheiligung an den Weimarischen Landtags-Verhandlungen, die Goethe unangenehm waren, oder endlich, wie Luden vermuthete, durch die Einflüsterungen des Staatsraths Schulz hervorgerufen wurde, welcher in der That den freisinnigen Geschichtschreiber bei der Central-Untersuchungs-Commission in Mainz verklagt hatte.

In die Zeit dieses kühlern Verhältnisses fällt der zweite an Luden gerichtete Brief vom 2. April 1825, der freilich von einer Verstimmung nichts merken lässt. Vielmehr erinnert sich Goethe darin mit Freude der in Jena verlebten Tage, wünscht in freundlichster Weise das Gelingen von Ludens literarischen Planen und dankt für die Uebersendung der »Allgemeinen Geschichte der Völker und Staaten des Mittelalters«, deren zweite Auflage 1824 erschienen war. Ueber dieses Werk findet sich in Goethe's Briefen und Gesprächen sonst kein weiteres Urtheil. (Dass er es las, geht aus Goethe's Unterhaltungen mit dem Kanzler v. Müller S. 120 hervor.) Dagegen berichtet Eckermann (I, 203, 17. Jan. 1827): »Der Kanzler brachte Ludens »Geschichte der Deutschen« ins Gespräch und ich hatte zu bewundern, mit welcher Gewandtheit und Eindringlichkeit der junge Goethe dasjenige, was öffentliche Blätter an dem Buche zu tadeln gefunden, aus der Zeit, in der es geschrieben, und den nationalen Empfindungen und Rücksichten, die dabei in dem Verfasser gelebt, herzuleiten wusste«.

Als Zeichen der Verstimmung möchte ich dagegen Goethe's Schweigen über Luden in den Annalen gelten lassen, in denen sich wohl Gelegenheit zur Erwähnung seines Namens gefunden hätte. Auch in den Briefen findet sich der Name sehr selten angeführt; nur aus den »Briefen an Eichstädt« (S. 142, 152, 176 f., 290) kann man entnehmen, dass Goethe von Ludens Beurtheilung der Fichte'schen Vorlesungen sagte, sie zeige von einem sehr vorzüglichen und gebildeten Geist (19. April 1806), dass er in Folge dessen sich mit Ludens Berufung nach Jena sehr einverstanden erklärte (26. April), und dass er auch später einmal seine Recension von Heeren und Woltmanns Buch über Johannes von Müller lobte (12. Dez. 1811).

Der in vorstehendem Briefe erwähnte *Siders* ist mir nicht bekannt. Ueber Goethe's Arbeit an der Biographie des Herzogs Bernhard vgl. Annalen, Hempel, 27, 5, 365 und Ludens Rückblicke S. 105—113. In dem oben schon erwähnten Briefe vom 18 Oktober 1807 sagt Goethe: »Ich will alsdann

wie ich über den Sächsischen Helden denke, und was ich von einer Biographie desselben hoffe, ganz aufrichtig mittheilen«. Auch Luden zeigte später keine Neigung das Werk zu beenden, sondern gab 1812 seinen Plan definitiv auf; sein Bericht (S. 105), dass er erst im Frühjahre 1808 (durch den Minister v. Voigt zur Beschäftigung mit dem genannten Gegenstande angeregt worden sei, ist nach dem obigen Briefe einzuschränken. — Der *Unfall* ist die vollständige Ausraubung und Plünderung der Luden'schen Wohnung, die unmittelbar nach der Schlacht bei Jena, während Luden sich auf der Hochzeitsreise befand, von den Franzosen und dem jenaischen Pöbel vorgenommen worden war. (Rückblicke S. 176 fg., s. auch S. 102). Vgl. zur weitern Orientirung über Luden nun auch die Abhandlung von Dietr. Schäfer (s. unten Bibliographie).

16.

(An Frau von Eybenberg[1] *?* *7. August 1808.)*

Hier sende ich durch Gefälligkeit des Hn. Grafen von Einsiedel die Dosen und die Cameen zurück; die Intaglios will ich für 120 Rt Sächsisch selbst behalten und lege deshalb eine Assig*a*tion an Frege in Leipzig bei, mit einem Ersuchen an den Reisekass*i*r des Herzogs Ihnen diese Summe wenigstens in Silber anszuzahlen.. Meine Reisekasse konnt ich nicht entblössen und wollte diese Dinge, auch zum Andenken Ihrer Gegenwart, die übrigens ganz artig sind, mir zueignen.

A*br* bey näherer Betrachtung, insofern man selbst Geld dafür geben soll, entsteht manche Bedenklichkeit. Man begreift nicht warum die Faunen, das geringste von allen, so hoch angesezt sind und was einem sonst beyfällt. Doch war ich bey dieser Sache in Sorge, da man Kunstliebhabern kein Gewissen zutraut, es möchte scheinen als wollte ich Ihre freundschaftliche Nachsicht misbrauchen. Niemand hat auch nur ein Gebot auf die Dinge gethan

[1] Der Brief ganz eigenhändig von G. geschrieben, in der kais. Bibliothek zu Wien, ist nach einer Abschrift des Dr. Dürr mitgetheilt.

u meines ist nach genauer Prüfung annehmlich genug. Soviel von diesem Handel und auch heute nicht mehr. Empfehlen Sie mich Durchl. dem Herzoge dem ich für den gnädigen Brief, auf das lebhafteste danke. Nächstens mehr. Adieu liebe Freundinn. Erhalten Sie mir ihre Gesinnung.

CB. d. 7. Aug 1808 G.

Die Freundin, an welche der vorliegende Brief gerichtet ist, ist sicher Frau von Eybenberg, geb. Marianne Meyer, mit der seit Jahren von dem Dichter ein freundschaftliches Verhältniss angeknüpft war. Schon in den Jahren 1803 und 1805 sehen wir sie beflissen die Münzsammlung Goethe's zu vermehren. (Goethe's Briefe, hrgb. von der Allg. Deutschen Verlag-Anstalt III., 1, S. 451 u. S. 482 ff.). Während Goethe im August des Jahres 1808 in Karlsbad weilte, befand sich Frau von Eybenberg in Teplitz, wohin sich auch der Herzog Karl August in den ersten Tagen des August begeben hatte. Von hier aus schreibt er am 4. August an Goethe (Briefwechsel des Grossherzogs Karl August mit Goethe Nr. 245), und scherzt: »Frau von E. excellirt in Anhänglichkeit an dich: sie wird sehr geplagt, um ihr Gefühl für dich in die richtige Klasse zu ordnen«. Es ist dies unzweifelhaft der Brief des Herzogs, den Goethe oben als empfangen erwähnt. Noch am 22. August schreibt Goethe an Frau von Eybenberg (a. a. O. S. 613): »Von dem Italiäner lassen Sie Sich die nächsten Preise von jedem Steine melden u. zeigen mir sie an. Man hat alsdann noch die Wahl ein und den andern zu behalten«. — Ueber Frau von Eybenberg ist im Ganzen wenig bekannt, noch heute sind wir fast nur auf das angewiesen, was Varnhagen von Ense im vierten Band seiner Denkwürdigkeiten und vermischten Schriften, S. 215—223 über sie und ihre Schwester, Frau von Grotthus mitgetheilt hat.

17.

(An Knebel.[1] *W. d. 11. Juli 1809.)*

Recht herzlichen Anteil nehm ich an deinem Zustande, umsomehr als ich nicht glaubte dass es zuletzt noch auf

[1] Eigenhändig, in meinem Besitz. Das Weitere, wie es scheint von Knebels Sohn Bernhard, abgeschnitten.

ein Extrem ausgehen sollte; da sich hoffen lies das so lange Ertragene würde auch so fort erträglich bleiben. *Rath* ist in der Sache schwer zu geben, weil alles auf *Behandlung* ankommt, das Verhältniss mag wiederherzustellen seyn oder nicht.

Ein Dritter ist höchst nothwendig, der beyde Theile spreche u sich klar mache was zu thun sey.

Unter unsern Freunden kenne ich niemand der sich dazu eigne.

Das vorstehende Fragment eines Schreibens an Knebel fällt vor 317 des Briefwechsels, in welchem auch zwei voraufgegangne Schreiben Knebels an Goethe vom 6. und vom 9. Juli 1809 fehlen. Der Inhalt betraf wohl Knebels eheliches Verhältniss.

18.

(An Graf Dietrichstein.[1] *23. Juni 1811.)*

Hochgeborner
Hochzuverehrender Herr Graf.

Ew. Hochgeboren haben mir durch die übersendeten Lieder sehr viel Freude gemacht, und ich hoffe, dass Herr von Gonz (Genz?) meinen vorläufigen Dank wird gefälligst abgetragen haben. Seit fünf Wochen befinde ich mich in Karlsbad, nicht ohne Hoffnung mich Ew. Hochgeboren persönlicher Bekanntschaft bei einem längern Aufenthalt in Böhmen vielleicht irgendwo zu erfreuen.

Da ich aber gegen Erwarten diessmal gleich wieder nach Hauss zurückkehre, so verfehle ich nicht, vorher meine Erkenntlichkeit selbst auszusprechen.

---

[1] Nach einer Abschrift des eigenhändigen Schreibens:

A tergo

Des Herrn Grafen | Moritz von Dietrichstein | Hochgebornen | nach | Wien.

Ohne dass ich im Stande bin ein Kunsturtheil über jene Compositionen zu fällen, darf ich doch soviel sagen, dass mir sowohl ihre Anmut als eine gewisse Eigenheit des Charakters sehr viel Vergnügen gemacht hat. Es gibt zu interessanten Betrachtungen Anlass, wenn man sieht, wie der Componist, indem er sich ein Lied zueignet und es auf seine Weise belebt, der Poesie eine gewisse Vielseitigkeit ertheilt, die sie an und für sich nicht haben kann; woraus denn erhellt, dass etwas Einfaches und beschränkt scheinendes, wenn es nur wirksam ist, zu den manigfaltigsten Productionen Anlass geben kann. Sehr angenehm würde es mir seyn, diese Lieder von dem Componisten selbst oder in seiner Gegenwart vorgetragen zu hören, weil sie dadurch gewiss nur gewinnen können.

Indessen haben unsere Sänger und Musiker sie mit viel Liebe und Aufmerksamkeit behandelt und mir dadurch manche vergnügte Stunde gemacht. Der ich in der angenehmen Hoffnung Hochdenenselben irgendwo einmal zu begegnen, mich mit der vollkommensten Hochachtung zu unterzeichnen die Ehre habe.

Carlsbad den 23. Juny 1811.

Ew. Excellenz
ganz gehorsamster Diener
J v Goethe.

Dies Schreiben an den Grafen Dietrichstein erscheint besonders dadurch interessant, dass darin — sofern ich die unausgesprochne Beziehung desselben richtig deute — ein Urtheil Goethe's über Beethovens Compositionen vorliegt, wie nur noch in dem spätern Briefe an Marianne Willemer vom 26. Juni 1821. Die »übersendeten Lieder« sind, nach meiner Annahme, hauptsächlich Beethovens opus 75, welches im November 1810 bei Breitkopf und Härtel erschienen war. Dasselbe enthält für eine Singstimme mit Klavierbegleitung von Goethe's Liedern: 1) Mignon: Kennst du das Land; 2) Neue Liebe, neues Leben; 3) Aus Faust: »Es war einmal

ein König«. Ausserdem könnte man dazu noch rechnen Beethovens im September 1810 im Wiener Kunst- und Industrie-Komptoir als Nr. 38 erschienene Komposition: »Die Sehnsucht von Goethe, was zieht mir das Herz so, mit vier Melodien nebst Klavierbegleitung«, nicht aber Beethovens op. 83, drei Gesänge von Goethe enthaltend, da dieses erst im October 1811 herauskam und Beethoven eine Abschrift davon schwerlich schon im Mai oder Juni vorher Anderen zur Verschickung überlassen haben würde. Auch die schon 1810 komponirte, aber erst später veröffentlichte Egmont-Musik dürfte nicht gemeint sein.

19.

(An Kirms?[1] *7. März 1812.)*

Des H. Generaldirektor einsichtigen u wohlgemeinten Vorschlag kann ich nicht anders als danckbar annehmen. Es erfolgt daher sogleich ein Exemplar des Stücks. Wie ich denn auch die gefällige Mittheilung des Stücks an andere Bühnen mit Danck erkenne u die nöthigen Exemplare sogleich besorgen werde. Sollte einiges im Theaterarrangement besonders bey der Gruftscene, Erläuterungen bedürfen so könnte eine Zeichnung nachgesendet werden. Mit Bitte mich H. Iffland bestens zu empfehlen

d 7 März Goethe.
1812

Der Adressat ist wol Kirms, der als Generalbevollmächtigter zwischen Goethe und Iffland — denn dieser ist natürlich der Generaldirektor — verkehrte und verhandelte. Das Stück, um das es sich handelt, ist die Bearbeitung von Romeo und Julie, gedruckt bei E. Boas, Nachträge zu Goethe's Werken, Leipzig 1841, 2. Theil, S. 3—124, auch in die neuesten Ausgaben der Werke nicht aufgenommen. Goethe

[1] Ein Quartblatt einfaches Briefpapier ohne Adresse; eigenhändig; deutsche Schrift. Ueber die Provenienz des Briefes vgl. unten.

hatte sich wegen seiner Bearbeitung schon einmal an Iffland gewendet, 22. Febr. 1812, gedruckt in J. V. Teichmanns Literar. Nachl. S. 239, 600 Thlr. für Ueberlassung des Stücks an 12 Theater gefordert, sich verpflichtet, es »unter drei Jahren« nicht drucken zu lassen und sich bereit erklärt, »da auf manchen Theatern der Mönch nicht als solcher erscheinen darf, den Pater Lorenzo in einen Arzt zu verwandeln«. Iffland muss darauf eingegangen sein, das lehrt der vorstehende Brief, besonders aber auch der Anfang eines fernern Schreibens an Iffland (14. Mai 1812, Teichmann, S. 240): »Sie haben, verehrter Mann, Sich bey jeder Gelegenheit und auch neuerlich wieder, *so freundlich und theilnehmend* gegen mich erwiesen«. Die erste Aufführung des Stücks in Berlin fand am 9. Apr. 1812 statt; darüber, wie über die Bearbeitung vgl. Strehlke's Bemerkungen bei Hempel X., 573—576. — Die Gruftscene ist die 6. bis 8. des 5. Aktes. Die Abweichungen dieser Scenen in Goethe's Bearbeitung bestehen darin, dass alle zur Handlung nicht unbedingt nothwendigen Personen, z. B. der Page, Balthasar ausgelassen sind. Das Stück schliesst unmittelbar nach dem Selbstmord Juliens, ohne Wiedererscheinen und Versöhnung der feindlichen Familien: nur Lorenzo hat (nach einer Pause) noch folgende Worte zu sprechen:

Auch sie ist hin! Damit bekräftigt werde,
Dass menschliches Beginnen eitel sei.
Des weisen Mannes Rath verstiebt zu Nichts.
Und Thorheit sieht sich vom Erfolg gekrönt.
Das Gute wollen ist gefährlich, oft
Gefährlicher als Böses unternehmen:
Die eh'rne Pforte mög' auch hier verwahren,
Bis ich es darf den Obern offenbaren.
Glückselig der, wer Liebe rein geniesst,
Weil doch zuletzt das Grab so Lieb' als Hass verschliesst.

20.

(An Windischmann.[1] *28. Dezember 1812.)*

Ew. Wohlgeboren haben sich in dieser Zeit zweymal so freundlich bey mir angemeldet und dadurch die kurzen

[1] In Hirzels Sammlung, 4 S., dictirt, nur »Goethe« eigenhändig.

und düstren Wintertage dergestalt erheitert und verlängert, dass ich mich gedrungen fühle, Ihnen noch im alten Jahr dafür meinen verbindlichen Dank abzustatten.

Die zarte Weise, mit der Sie das Andenken eines zarten Abgeschiedenen[1] feyern, hat meine Bewunderung erregt. Sie haben das Klingen und Verklingen eines liebenswürdigen Wesens in Ihrer schönen Rede nicht dargestellt, sondern nachgeahmt und diesen trefflichen Mann dadurch wirklich unter den Lebendigen erhalten. Der Kunst, mit der solches geschehn, will ich nicht zu Ungunsten sprechen, aber das erlauben Sie mir zu sagen: so glücklich wäre die Arbeit nicht gerathen, wenn nicht das Herz dabey gewesen wäre.

Eine zweyte, zwar nicht unbekannte, aber doch unerwartete Erscheinung war Ihre Recension meiner Farbenlehre in den Ergänzungsblättern der Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung. Ich habe seither über diesen Gegenstand so wenig gedacht, dass ich vielmehr alles Denken darüber ablehnte, um mich andern Dingen zu widmen, indess diese meine vieljährige Arbeit im Stillen wirken möchte. Ich fasste um so eher diesen Entschluss, als ich vernahm, dass das Meiste, was öffentlich darüber geäussert wurde, nur in Misgebärden bestand, denen zuzusehn ich nicht Lust hatte. Nun tritt Ihre ruhige, theilnehmende, freundliche Anzeige hervor, in der ich mich selbst mit meinen Intentionen und Gesinnungen wiederfinde und meine Arbeit dabey so schön supplirt sehe, dass ich wohl hoffen darf, ein solcher Mitarbeiter werde dasjenige immer mehr nach-

---

[1] Bezieht sich auf Windischmanns Vorlesung: Was Joh. Müller wesentlich war und was er ferner sein müsse. Winterthur 1811. Auch in der gleich anzuführenden Besprechung S. 24 hat Windischmann Johannes v. Müller gerühmt und ihn wegen seiner Schätzung der biblischen Schriften mit Goethe zusammengestellt.

holen, was ich rechts und links, mit Wissen und unbewusst liegen liess.

Einen Wink, den Sie in diesem Aufsatze geben, lassen Sie mich erwidern, zum Beweis meiner Aufmerksamkeit. Sie bemerken mit Recht, dass ich das Magische, das Höhere, Unergründliche, Unaussprechliche der Naturwirkungen zwar nicht mit Ungunst, aber doch von der negativen Seite betrachtet; und so ist es auch. Denn indem ich meine Farbenwelt aus Licht und Finsterniss zusammensetzte und dadurch schon in Gefahr gerieth, den meisten meiner Zeitgenossen düster und ungeniessbar zu erscheinen; so hielt ich mich um desto mehr auf der Lichtseite, als mir ohnehin alles, was ich der Nachtseite zuschrieb, von den herrschenden Theoretikern abgeleugnet und missdeutet werden musste, wie es denn noch bis auf den heutigen Tag geschieht.

Sodann ist im Wissenschaftlichen, wie in allem Irdischen die Nacht mächtiger als der Tag: denn wie viel Dunst und Wolken, wie mancher Nebel und Höhrauch, ja bey heitersten Himmel die nothwendige Trübe der Atmosphäre und die climatischen Lagen, wie verkümmern sie uns den Lichtantheil, der von der Sonne gern immer gleichthätig zu uns herabkäme!

Diese Betrachtung bestimmte mich sowohl in gedachtem Werke, als überhaupt in poetischen, wissenschaftlichen, künstlerischen Aeusserungen, das Klare vor dem Trüben, das Verständige vor dem Ahndungsvollen vorwalten zu lassen, damit bei Darstellung des Aeussern das Innere im Stillen geehrt würde.

Aber gar manche durch meine Werke sich durchschmiegende, mehr oder weniger esoterische Bekenntnisse sind Ihnen gewiss nicht verborgen geblieben und diesen schreibe ich hauptsächlich Ihre freundliche Neigung gegen

mich und gegen dasjenige zu, was von meinem Daseyn zur Erscheinung gekommen.

Nach allem diesem werden Sie sich überzeugen, dass es kein leeres Wort ist, wenn ich Sie versichere, dass ich mit Verlangen auf Ihr Werk gerichtet bin, welches Sie über Magie herauszugeben gedenken[1]. Nachdem, wie ich Sie zu kennen glaube, muss es höchst schätzbar werden, sowohl an sich, als in Betracht der Zeit, in welcher es erscheint. Die unglaublichen Entdeckungen der Chemie sprechen ja schon das Magische der Natur mit Gewalt aus, so dass wir ohne Gefahr wagen dürfen, ihr in einem höheren Sinne entgegenzukommen, damit eine dynamische, geistreiche Betrachtung in allen Menschen recht begründet und belebt werde. Fürs Atomistische, Materielle, Mechanische dürfen wir nicht sorgen, denn auch dieser Vorstellungsart wird es an Bekennern und Freunden nicht fehlen.

So viel für diessmal; mit den besten Wünschen und Empfehlungen.

Was haben Sie zu Ihrem Vorredner in den Ergänzungsblättern gesagt? Mir sind diese Spalten ein neuer Beweis, wie geduldig das Papier ist. Hätte der Chemiker so widersprechende Elemente in den Topf gegossen, so wäre das wildeste Aufbrausen, Wirken und Gegenwirken entstanden. Hier aber ruhen die unverträglichsten Wortphrasen recht behaglich neben einander; aber freylich kann dieser anscheinende Friede vor einem thätigen Geiste nicht bestehen und eine psychische Chemie wird hier nicht

---

[1] Windischmanns Worte hatten gelautet: »So wahr das Urtheil (G's) über Alchymie im Allgemeinen ist, . . . so können wir doch nach vielfachen und höchst ermüdenden Studien dieser Sache nicht umhin von einigen Alchymisten . . . mit Achtung zu sprechen . . Hier ist nicht der Ort davon zu reden. Dies wird nächstens unter vielen anderen Beleuchtungen des Mystischen in der Erziehung des Menschengeschlechts in einer eigenen Schrift geschehen«.

Neutralisation zu bewundern, sondern Nullität zu bedauern haben.

Haben Ew. Wohlgeboren vielleicht indessen mit Ihrer lieben Familie, wie Sie anfiengen, die Farbenlehre weiter durchversucht, ist Ihnen als Phänomen oder als Erklärungsweise etwas Neues und Bedeutendes erschienen? Theilen Sie mir solches ja mit, so wie auch, wenn einer meiner Gegner etwas Relevantes gesagt hätte. Freudschaftliche Anregungen beleben diese Studien auf eine angenehme Weise u erinnern uns, manches früher vorzunehmen, was man auf spätere Zeit verschiebt, wenn uns Widerstand und Misverstand verdrieslich machen.

Leben Sie recht wohl und bleiben meiner vorzüglichsten Hochachtung versichert!

Weimar d. 28 Decbr. 1812. *Goethe.*

Der Adressat des vorstehenden Briefes ist Karl Joh. Hier. Windischmann, geb. 24. Aug. 1775 in Mainz, gest. in Bonn 23. April 1839, katholischer Philosoph, der aber ausser seinen grösseren philosophischen Schriften während seiner jüngeren Jahre eine Reihe physikalischer, naturwissenschaftlicher Abhandlungen und Besprechungen schrieb.

Von Windischmanns Beziehungen zu Goethe vermag ich nicht allzuviel zu sagen. In den Werken finde ich seinen Namen nicht erwähnt, obwol zu solcher Erwähnung mehr als eine Veranlassung gewesen wäre. Dagegen wird er in den neuerdings veröffentlichten »Briefen an Eichstädt« seit 1804 mehrfach als Mitarbeiter an der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung genannt. Als solcher hat er denn auch zu dem eben mitgetheilten Schreiben Veranlassung geboten.

In den »Ergänzungsblättern« der genannten Zeitung nämlich 1813, Nr. 3—6, Spalte 20—44 wurde Windischmanns Besprechung über Goethe's Farbenlehre (unterzeichnet: K. J. W.) abgedruckt. Dieselbe ist ein sehr ausführliches Referat, mit mannigfachen Bemerkungen, welche die Uebereinstimmung des Referenten mit dem Verfasser bekunden. Als charakteristische Probe für den Ton des Ganzen sei nur die Schlussstelle hervorgehoben: »Von der 6. Abtheilung: Sinnlich-sittliche Wirkung

der Farbe, schweigen wir lieber ganz, als dass wir in allzudrängter Kürze etwas Ungehöriges sagen sollten. Am liebsten geht man ohnehin mit dem Zartesten, Edelsten in stiller Vertrautheit um. Hiezu aber wird eine Würdigkeit erfodert, die errungen seyn will, und wir können Jeden, insbesondere auch den Künstler, versichern, dass diese reifste Frucht der Farbenlehre, welche sinnig genossen das innere Auge eröffnet, niemals von demjenigen erreicht werden möchte, welcher voreilig oder in müssiger Neugierde nach ihr hinlangt; nur *der* wird sie verdienen und haben, welcher sich mühselig durch alle Entwiklungsstufen, wie wir bisher sie angedeutet, durchgearbeitet hat«.

Der »Vorredner in den Ergänzungsblättern« ist L. R., der a. a. O. S. 17–20 gleichfalls eine Besprechung von Goethe's Farbenlehre bringt. Dieselbe ist ungemein phrasenhaft, versucht, neben aller Anerkennung des Besprochenen eine eigene Ansicht zu begründen, insbesondere einer Vereinigung der Goethe'schen und Newton'schen Theorie das Wort zu reden. »Dann«, so heisst der vorletzte Satz, »wird der polemische Theil dieses Buches wegfallen, und die schöne Dogmatik bleiben, die hier in dem reinen, anspruchlosen Gewande der schönsten Sprache auftritt.« Es scheint lange gedauert zu haben, bis Eichstädt diese Kritik als Einleitung zu dem Windischmann'schen Referat erhalten hat. Wenigstens ist man versucht, den zuerst von A. Cohn, Ungedrucktes, S. 80—82 mitgetheilten Brief Goethe's an Eichstädt vom 28. Aug. 1811, der dann bei Biedermann: Goetheforschungen S. 423–424 wiederholt ist, einen Brief, in welchem es sich um eine Windischmann'sche Recension und ein von Goethe beabsichtigtes Urtheil über die Wirkung seiner eigenen Schrift handelt, auf die ebengenannte Recension zu beziehn. Aus dem Umstande, dass statt einer richtigen Erkenntniss seiner Farbentheorie eine unverständige und übelwollende Beurtheilung vorangestellt wurde, erklärt sich auch der besondere Groll, mit welchem sich Goethe über den Beurtheiler L. R. äussert.

Einige Jahre später 1815 machte Windischmann Goethe's persönliche Bekanntschaft in Frankfurt. Dieses Zusammentreffens und der bei demselben geführten Gespräche gedenkt er in einem (Naturw. Corresp. II. S. 385–387 abgedruckten) Briefe vom 30. März 1824, in welchem er ein neues Werk, jedenfalls »Kritische Betrachtungen über die Schicksale der Philosophie in der neuern Zeit« übersendet und empfiehlt. Zugleich bat er Goethe, dem ehemaligen Jenenser, damals Heidelberger Professor, dem Botaniker *Schelver*, auf dessen »gespannten und

zum Theil schwer zerrütteten Geisteszustand« er aufmerksam macht, womöglich anderswo eine Stelle zuverschaffen. vgl. oben S. 256. Diese Bitte lehnte Goethe kurz ab: »ich bedauere, dass ich seinen Wünschen nicht entgegenzukommen Mittel finde«[1]; über das angegebene Werk äusserte er: »es soll mit in die Fremde wandern, und da will ich sehen, ob sein Vortrag, ganz ohne Eintheil- und Abtheilung, mich in die Materie hineinlässt. Sonst übernahm ich in ähnlichem Falle, das Werk in Bücher, Kapitel, Paragraphen zu zerspalten, ja sogar mit Marginalien zu versehen, da ich dann beim Ende der Operation das Ganze völlig inne hatte. Jetzt wünsche ich freilich, dass ichs bequemer finde«. Einige Monate später gedenkt der Adressat des letzterwähnten Briefes, Nees v. Esenbeck, noch einmal Windischmanns (1. Febr. 1825, a. a. O. S. 120): von einer spätern Erwähnung ist mir nichts bekannt.

Fernere Briefe Goethe's an Windischmann vom 2. Mai 1811, 20. Apr. 1815, 2. Jan. 1816 befinden sich gleichfalls in der Hirzel'schen Sammlung.

21.

(An ? *Weimar 8. Januar 1814.)*

Waere meine Canzley wie sonst bestellt; so erhielten Sie, theuerste Freundinn, zwey Abschriften des Epilogs, nun muss ich aber diese Bemühung Ihren lieben Fingerchen überlassen. Sodann haben Sie wohl die Güte unsrer wiener Freundinn einige Worte zu Erklärung der ersten zehen Verse zu sagen. Zum schoenen Morgen die schoensten Grüsse!

W. d. 8. Jan. 1814. Goethe.

[1] An Nees von Esenbeck. Naturw. Corresp. II, 93. Der Brief wird vom Herausgeber fälschlich in den März 1824 gesetzt; er gehört da er eine Beantwortung des Windischmann'schen Schreibens gibt, in den April, oder wie einzelne auf eine beabsichtigte Sommerreise sich beziehende Aeusserungen vermuthen lassen, vielleicht schon in den Mai 1824.

Das Briefchen ist ganz eigenhändig mit lateinischen Lettern geschrieben. Die Adressatin ist mir unbekannt. Unter der Wiener Freundin ist wohl Sara von Grotthuss, geb. Meyer aus Berlin zu verstehen (gestorben 1828 zu Oranienburg), mit der Goethe gerade während der Jahre 1810—1815 eine regere Correspondenz unterhielt — 21 Briefe von Goethe an Frau von Grotthuss veröffentlichte K. A. Varnhagen von Ense 1846 in den »Grenzboten« (Band 2, Nummer 25, Seite 497 ff.), nachdem er schon 1838 in den vierten Band seiner »Denkwürdigkeiten und vermischten Schriften« (Seite 215 ff.) einen kleinen Aufsatz über Sara und ihre Schwester Mariane, die 1812 als Frau von Eybenberg starb, aufgenommen hatte. Goethe übersandte mit obigen Zeilen eine Abschrift des Epilogs zum Trauerspiele Essex von J. G. Dyk, nach dem Englischen des Banks, den er für Amalia Wolff, die Darstellerin der Königin Elisabeth, am 17. und 18. Oktober 1813 gedichtet hatte. Aufgeführt wurde der Essex mit diesem Epilog, dessen erste zehn Verse unmittelbar an die letzte Scene des Trauerspiels anknüpfen, schon am 13. November 1813 in Weimar, gedruckt erst im Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1815. Seite 7 ff.

22.

(An Kirms.[1] *18. Mai 1814.)*

Ew. Wohlgebohren kann ich nicht verbergen, dass der freundliche und ehrenvolle Auftrag des Herrn Generaldirector Iffland mich in eine peinliche Lage versetzt. Wie gern ich Gelegenheits-Gedichte bearbeite habe ich oft gestanden und wie geschwind ich mich zu einem solchen Unternehmen entschliesse, davon mag zeugen, dass ich mich soeben mit ein*en* klein*en* Vorspiel beschäftige, nach Wunsch der Badedirection in Halle, welche etwas Zeitgemässes, das sich zugleich auf den verewigten Reil bezöge, vor Kurzem verlangt hat.

[1] 4 Quartseiten beschrieben; ganz eigenhändig; lateinische Schrift, ohne Adresse. Von fremder Hand ist über den Brief geschrieben: *An Hofrath Kirmes in Weimar.*

Wie weh es mir also thun muss, eine einzige Gelegenheit, wie die welche sich von Berlin darbietet, zu versäumen, bedarf keiner Worte. Ich habe die Sache seit vierundzwanzig Stunden, nach allen Seiten, durchgedacht und finde sie nicht ausführbar. Vier Wochen sind ein gar zu kurzer Termin, sie wären es nicht, wenn ich mich in Berlin befände, oder wenigstens vom dortigen Theater und äusseren Verhältnissen früher persönliche Ke*n*tniss genommen hätte.

Die Würckung nach Halle und in Halle wird mir leicht, es geschieht durch unsere Schauspieler, deren Fertigkeiten ich kenne, und für die also, mit einigem Geistesaufwand[1], wohl solche Rollen zu schreiben sind welche Gunst erwerben. Von Lauchstädt her lässt sich manches anknüpfen, in Halle selbst habe ich persönliche Verhältnisse, und sodann ist es wohl erlaubt, das Ganze überhau*b*t leichter zu nehmen.

Die Aufgabe für Berlin ist gross und ich erkenne in ihrem ganzen Werth die Ehre die man mir erzeigt zu glauben, dass ich sie zu lösen im stande sey. Ich habe den grossen Umfang der gefordert werden kann, schnell durchgedacht; aber ich darf keine Erfindung wagen ohne genugsame Zeit und hinreichende Kenntniss. Damit aber dieses nicht eine blosse Ausflucht scheine, so erbiete ich mich eine aehnliche Arbeit durch zu dencken die, bey eine*n* bevorstehenden Friedensfeste auf einem so würdigen Schauplatz, wenn sie glückt, mit Ehren erscheinen dürfte.

Hierzu aber wäre nöthig, dass der Herr Generaldirector irgend einem geistreichen Mann den Auftrag gäbe sich mit mir in Raport zu setzen und mich mit den Persönlichkeiten der Schauspieler und Sänger, den Rollen, worinn sie am meisten gefallen und was man sonst noch für nothwendig hielte, bekannt zu machen.

[1] im Original steht: *geistes Aufwand.*

Hierauf würde ich die[1] Erfindung[2] gründen und mich darüber, auch abwesend, mit dortigen einsichtigen Männern vorläufig berathen und so getroster an die Ausführung gehen können.

Ich bitte dieses, mit Versicherung eines aufrichtigen Danckes und wahrhafter Verehrung, dem Herrn Generaldirector mitzutheilen.

Bercka an der Ilm. Ergebenst
18 May 1814. Goethe

23.

(An Kirms?[3] 20. Mai 1814.)

Haben Ew. Wohlgebohrnen etwa schon, nach dem Inhalte meines gestrigen Briefes, Herrn Generaldirector Iffland mein[4] Zweifeln und Zaudern gemeldet; so haben Sie die Güte, dem verehrten Mann baldigst anzuzeigen, dass mir sein Antrag allzu schmeichelhaft gewesen, als dass ich nicht hätte alle meine Kräfte hervor rufen, und einen Versuch machen sollen, wie sein Verlangen zu erfüllen wäre. Nun ist mir ein Gedanke beygegangen, der mir der Ausführung nicht unwerth scheint. In einigen Tagen soll der Entwurf abgehen, wird er gebilligt, so können Kleider, Dekorationen, Instrumentalmusik, durchaus vorbereitet werden. Die Gesänge schickte ich zuerst, sodann den Dialog. Da Alles was zu sprechen[5] ist, unter viele Personen vertheilt wird, so macht sich keine Rolle starck, sie sind alle Tage zu lernen. Mehr sage ich nicht. Wäre meine gestrige Erklärung schon

[1] *die* übergeschrieben.

[2] vor gründen: *und Ausführung* im Original gestrichen.

[3] 2 Quartseiten; ganz eigenhändig; lateinische Schrift. Ohne Adresse.

[4] Original: *meinem;* die zwei letzten Buchstaben später ausgestrichen.

[5] im Original: *zusammen,* ausgestrichen, *sprechen* darübergeschrieben: im Original: *unter* ausgestrichen, *von der* darübergeschrieben.

abgegangen, so bitte von der gegenwärtigen eiligen Gebrauch zu machen. Mich zu geneigtem Andencken empfehlend[1]

ergebenst

Bercka an der Ilm Goethe.
den 20 May 1814

Die Autographen der zwei vorstehenden Briefe an Kirms befanden sich in der Autographen-Sammlung des Hn. v. Strampf, aus welcher sie (Auction vom 23. Juni 1879) in den Besitz des Hn. Baron Schimmelpfennig v. d. Oye übergingen. Dieser hat mir freundlichst gestattet, dieselben wie die unter Nr. 19. 28. 29. mitgetheilten abzuschreiben und zu veröffentlichen. Denn sie waren bisher, wenigstens in extenso ungedruckt; Bruchstücke daraus gab Hr. v. Loeper in den Einleitungen zu seinen vortrefflichen Ausgaben von: »Des Epimenides Erwachen« und »Was wir bringen« (Hempel XI, 1, S. 110. 367; ersteres auch separat, Berlin 1871), der, wie er mir gütigst mittheilt, die Briefe in den Berliner Theater-Akten gefunden hatte. Die beiden ebenerwähnten Vorreden bieten für die Erklärung genügendes Material. Es sei daher nur kurz erwähnt, dass Iffland sich am 7. Mai 1814 an Kirms und Goethe gewandt und Letztern um ein Festspiel zur Begrüssung des Königs von Preussen und des Kaisers von Russland gebeten hatte, in welchem auch des Kaisers Franz und des Kronprinzen von Schweden zu erwähnen sei. Kirms begab sich am 17. Mai zu Goethe nach Berka, erhielt hier eine ablehnende Antwort, die an den folgenden Tagen durch die zwei vorstehenden Briefe begründet, aber auch gemildert wurde. Der »Entwurf«, von welchem in dem zweiten Schreiben die Rede ist, war bereits am 22. fertig und wurde am 24. an Iffland geschickt (abgedruckt bei Loeper a. a. O. 135—144). Die weiteren Verhandlungen haben mit unseren Briefen nichts zu thun. Das Festspiel »Was wir bringen« ist 1814 von Goethe und Riemer gearbeitet. — Joh. Christ. Reil, geb. 20. Febr. 1758, gest. 22. Nov. 1813. Ueber ihn vgl. Loepers reichhaltige Anmerkungen zu dem ebengenannten Stücke, Hempel XI, 1, 381—388. G. erwähnt seiner auch in den Annalen 1803. 1805. An letzterer Stelle sagt er: »Es [mein Uebel] brachte mir diesmal den Vortheil einer grösseren Annäherung an Bergrath Reil, welcher als Arzt mich behandelnd, mir zugleich als Praktiker, als

[1] im Original: *emphelend*.

denkender, wohlgesinnter und anschauender Mann bekannt wurde. Wie sehr er sich meinen Zustand angelegen sein liess, davon gibt ein eigenhändiges Gutachten Zeugniss, welches vom 17. Sept. dieses Jahres unter meinen Papieren noch mit Achtung verwahrt wird.«

Ein Briefchen Kirms, an Bertuch gerichtet und in dessen Papieren (Froriep'sches Archiv in Weimar), aufbewahrt, mag, da es gleichfalls Theaterangelegenheiten bespricht und an Goethe anknüpft, hier mitgetheilt werden: »Der Herr Geheime Rath von Goethe lässt Ihnen für die Mittheilung dieses und auch jenes Briefs gar sehr danken; er beklagt nur, dass 10 Ducaten für die arme Theatercasse ein zu grosses Object wären, als dass man dafür ein Manuscript kaufen könne. Wir getrauen uns nicht, die Zauberflöte, die schönste Oper von Mozart, zu kaufen, weil man noch 30 Thlr. dafür haben will.«

24.

(An Sartorius.[1] *5. Juni 1814.)*

»Der Herzog vermuthet den Hofr. Sartorius noch bey Ihnen, und giebt mir einen Auftrag an ihn den Sie ihm mittheilen werden. Er schätzt den Hofr. Sartorius und achtet sehr hoch seine verständige Ansichten, er wünscht dass dieser, bey dem bevorstehenden grossen Moment, ihm u dem deutschen Vaterlande mit seinen tiefen Einsichten beystehn möchte.

Der Herzog schlägt ihm vor einen unbedingten Urlaub zu nehmen u mit Graf Edling u H. von Gersdorf nach Wien zu reisen. Graf Edling wird in diesen Tagen ankommen u denn in zehen Tagen abreisen«.

So lautet, mein Theuerster, ein Billet Durchl. der Herzoginn. Schnüren Sie also ihr Bündel, kommen baldmöglichst. Sagen mir aber vorher durch Staffete, dass u

[1] Auf einem halben Bogen Schreibpapier hat Goethe Obiges eigenhändig mit Bleifeder geschrieben. Es wird somit nur der Briefentwurf vorliegen. Das Original befindet sich im Besitz des Herrn Senator Culemann in Hannover.

wann Sie kommen. Der Herzog zahlt alles. Ich stecke in Berka.

Kommen Sie in Weimar an, so zeigen Sie Sich der Fürstin u den Mandarinen.

Ihren ersten Brief erhielt ich. Gott befohlen.

Berka an der Ilm d. 5. Jun. 1814. G.

Goedeke hat im Feuilleton der Neuen Freien Presse (1878, Jan. 8., Morgenblatt, Nr. 4802) unter der Aufschrift: »Ein Freund Goethe's«, die Verbindung Goethe's mit Sartorius besprochen, und zugleich vier bisher unbekannte Briefe des Dichters an den Göttinger Professor mitgetheilt. Ein fünfter Brief an Sartorius (vom 23. März 1810) findet sich in Lewalds Europa, 1843 S. 42 ff. Aus Goedeke's Aufsatz entnehmen wir, dass Sartorius im April Goethe besucht, dann als durch Goethe's Anregung die Einladung ergangen war dem Weimarschen Gesandten zum Wiener Congress als Beirath sich anzuschliessen, vom 25. Juni bis 17. Juli in Weimar zubrachte, hierhin wiederum am 12. September zurückkehrte und endlich sich am 14. desselben Monats nach Wien begab. Jedoch schon im Dezember desselben Jahres verliess er Wien, um an der Ständeversammlung in Hannover theilzunehmen.

25.

(An Riemer.[1] *19. Juli 1816.)*

Wie leid es mir thut Sie, mein guter Riemer mit meinem Sohne in einem Verhältniss zu sehen, welches mir nicht erlaubte Sie einzuladen, muss ich aussprechen, eh ich scheide.

Möge bey meiner Rückkunft alles ausgeglichen seyn.

Das Osteologische Manuscript wünsche auf die Reise mit, diese Gegenstände sind in der Welt sehr rege. Geben Sie es an Ueberbringer.

Der kleinen Frau die schönsten Grüsse.

W. d. 19 Jul
1816 G.

[1] Oktavbogen, anderthalb Seiten beschrieben, eigenhändig; aus der Hirzel'schen Sammlung.

Der vorstehende Brief ist als ein Nachtrag zu den zwei von v. Loeper mitgetheilten Briefen, 10. Sept. 1803, 19. Mai 1809 aufzufassen (G.-J. I., S. 233, 242). Ueber die (wohl bald ausgeglichene) Spannung Riemers und Augusts von Goethe ist nichts weiter bekannt; grade in diesen Tagen (22. Juli 1816) schrieb G. an den vor wenigen Tagen von ihm geschiedenen Zelter (Briefw. II., S. 289) mit grosser Zufriedenheit über seinen Sohn. Das »osteologische Manuscript« lässt sich jetzt nicht mehr bestimmt nachweisen, da Goethe trotz vielfacher Studien keine auf derartige Gegenstände bezügliche Abhandlung vor 1820 veröffentlicht hat. Die »Reise« ist die am nächsten Tage (20. Juli) mit Hofr. Meyer angetretene, die aber nicht die vom Dichter geplante grosse Ausdehnung hatte, sondern in Folge eines Wagenunfalls in der Nähe von Weimar unterbrochen, nur nach Tennstedt gerichtet wurde.

Als Anhang dazu gebe ich zwei andere Briefchen Goethe's an Riemer. Beide befinden sich im Besitze des Hn. A. Spitta (R. Zeune's Antiquariat, Berlin), beide vollständig autograph, der erstere auf bläulichem, der letztere auf grauem Conceptpapier. Nur der erstere hat auf der Rückseite die Adresse von Goethe's Hand: »Hn. Professor Riemer«, hat aber kein Datum, der letztere, mit genauem Datum versehen, ist ohne Adresse, kann aber, des Inhalts wegen wol nur an Riemer gerichtet sein. Der erstere lautet: »Ist das 13. Buch noch in Ihren Händen, so erbitt' ich mir's. An der Stelle die Freuden des jungen Werthers betr. muss etwas geändert werden. Allenfalls könnte es noch bey der Revision geschehen«. Der Brief bezieht sich auf die Ausgabe der Werke letzter Hand; gemeint ist natürlich das 13. Buch von »Dichtung und Wahrheit«, die Stelle in der genannten Ausgabe, Bd. 26, S. 230 fg. Doch ist an der betreffenden Stelle, wie aus einer Vergleichung der Originalausgabe (1814) mit der Ausgabe letzter Hand hervorgeht, schliesslich doch nichts geändert worden. Das Briefchen ist übrigens schon einmal (Hamburg. Correspondent, 26. Aug. 1875) abgedruckt, mit der falschen Jahreszahl 1813, die auf dem Original allerdings von fremder moderner Hand mit Bleistift beigeschrieben ist — auch die Worte: Freuden des jungen Werthers sind im Original, aber sicherlich nicht von Goethe, mit Bleistift unterstrichen — und mit der unrichtigen bei dem Vorhandensein der deutlich geschriebenen Adresse fast unerklärlichen Bemerkung, der Brief sei ohne Zweifel an Frommann den Vater gerichtet. Das »noch« beweist ganz klar, dass der Empfänger nicht ein Drucker sein kann, sondern ein Revisor, der das Manuscript

durchsah, bevor es dem Drucker übergeben wurde. Der zweite Brief lautet:

Nichts Nothwendiges liegt vor. Nur der Wunsch nach freundlicher Unterhaltung u die Absicht das Sicilianische Werk nochmals durchzugehen lies mich die Einladung senden. Möge es bey Hofe wohl ergehen.

d. 17. Jan. 1828. G.

Das »Sicilianische Werk« ist der den Aufenthalt in Sizilien behandelnde Abschnitt der »Italiänischen Reise«, der im 28. Band der Ausgabe letzter Hand abgedruckt wurde.

26.

(An Heinrich Meyer.[1] *Jena 8. Juli 1817.)*

Den schönsten Dank, mein theuerster Freund, für alles Gute.

1. Zuförderst also die *Vorschläge zur Medaille.* Ich wünschte dass man sie beide brauchen könnte als Vorder- und Rückseite, da sie denn einander gar hübsch antworteten. Man machte die Medaille etwas stark und prägte die Inschrift auf den Rand, doch will ich auf so etwas ungewöhnliches nicht antragen. Ist zu wählen, so möchte wohl die Wahl auf den Vorhang fallen der so schön eröffnet und verbirgt. Das Nähere schreibe Herrn von Voigt.

2. Liegt ein Blatt bey wegen der *Prämien.* Denken Sie darüber nach und melden mir das weitere.

3. Die sowohl für uns, als für die Bibliothek anzuschaffenden *Kupferwerke* billige durchaus, ich habe sie in beiliegendem Catalog nochmals roth vorgezeichnet, auch hab ich manches schwarz angestrichen, was ich wohl um einen leidlichen Preiss besitzen möchte. Das warum? werden

[1] 2 Quartbogen, etwa 6 Seiten beschrieben, dictirt.

Sie Sich bei dem einzelnen wohl auslegen. Auch sprechen wir nochmals darüber denn ich muss doch nächstens einmal nach Weimar. Halten Sie Sich eine kleine Nota was alsdann noch etwa zu verhandlen wäre.

4. Für die Beyträge zur Thierfabel danke schönstens. Sehen Sie einmal gelegentlich auf der Bibliothek die Kupfer zu Lafontaines Fabeln in Folio. Die Künstler waren auch auf dem falschen Naturwege. Und so mögen diese Blätter denn auch zu früherem oder späterem Gebrauch still liegen.

5. Hierbey auch die Revisionsbogen meines ersten Aufenthalts in Neapel. Druckfehler lassen Sie Sich nicht irren, sie sind verbessert, lassen Sie aber dieses Schattenspiel mit Bedacht vorübergehen und deuten mir an womit ich allenfalls noch meinen 20tägigen 2ten Aufenthalt in Neapel ausstatten und würzen könnte. Es sind noch recht artige Sachen zurück auch schon redigirt. Es fällt Ihnen gewiss noch etwas ein was mir Lethe schon getrübt hat. Erinnere ich mich recht so stand Herkules Farnese schon in der Porcellan-Fabrik, der Toro aber war noch in Rom. Sagen Sie mir doch auch etwas von *Venuti,* was man dem zu Lieb und Ehre noch anbringen könnte. Alle diese Dinge sind soweit weg und werden noch durch das Interesse des Tags verdunkelt.

6. Drei Bogen von Kunst und Alterthum sind gedruckt. Hier mag eine Pause stehen. Viel Stoff ist da, manches schon geordnet und behandelt. *Ruckstuhls* Brief theile nächstens mit. Benehmen Sie Sich freundlich mit ihm, er verdient's, ich schreib ihm auch noch im Laufe dieses Monats.

7. Die grosse Bewegung die unter Nazarenern und Hellenen durch das 2te Stück hervorgebracht worden, giebt uns zu Ernst und Scherz köstliche Gelegenheit. Zuerst, dächt' ich, wären wir ganz stille, ja liessen ein Stück vorübergehen ohne der Angelegenheit zu erwähnen. Darnach

hab' ich einen Einfall dem ich Ihren Beifall wünsche, und den ich mündlich zu fernerm Nachdenken mittheile.

8. Die Abgüsse der geschnittenen Steine am Cöllner Reliquienkasten wären dankbar anzunehmen und zu erforschen ob man etwa Herrn Pick etwas freundliches erzeigen könnte. Ich habe die Steine freilich nur bey Kerzen-Grubenlicht gesehen, wo sie nicht zu würdigen waren. Finden sich keine Werke von grossem Kunstwerth so ist doch vielleicht manches historico-curiosum darunter. Eine Rennbahn z. B. schien mir recht nett zu seyn.

9. Hiebey ein Vorschlag zur Medaillen-Inschrift. Ich schickte sie Herrn von Voigt mit dem Zusatz: in gegenwärtigem Augenblicke ist es vielleicht den Umständen gemäss auf die Zukunft hinzudeuten, da in so vielen protestantischen Gemüthern die catholische Legende spuckt.

Den | Evangelischen | ins | Vierte Jahrhundert | segenreiche | Wirkung. | Weimar | MDCCCXVII.

Von Ihrem Befinden erbitte mir einige Nachricht.

G.

Die Briefe Nr. 7 und 26 sind theilweise von Riemer in seinen Briefen von und an Goethe, S. 21 fg. S. 113 fg. 115 abgedruckt. Sie werden hier aufs Neue veröffentlicht, theils um zu zeigen, in welcher Weise Riemer die ihm vorliegenden Originale abkürzte (von dem ersten Briefe sind nur die beiden Abschnitte: »Geben Sie doch — erzürnen werden« und »Was Sie von — mag's denn auch bleiben«, abgedruckt); theils um zu beweisen, mit welcher Willkür er bei der Herausgabe schaltete. Der grosse Abschnitt nämlich S. 22. 23, den er dem Fragment vom 22. Jan. 1796 anklebt, gehört als Schluss zu dem Brief vom 8. Febr. 1796, von dem er selbst S. 23—25 das Hauptstück mittheilt; den Brief vom 8. Juli 1817 hat er in 3 Theile zerrissen, gibt die 9 Anfangszeilen S 113 lässt darnach S. 114 ganz ungehörig den 4 Schlusszeilen folgen, mit einer Einschaltung und einer ungehörigen Auslassung, druckt ein kleines Mittelstück (8 Druckzeilen) als neuen selbständigen Brief an falscher Stelle ab (S. 115) und lässt den Haupttheil des Briefes einfach fort. Die hier hervorgehobenen

Beispiele gehören zu den argen, können aber durch Dutzende ähnlicher vermehrt werden.

27.

(An ? [1] *15. Juni 1818.)*

Ew. Wohlgeboren

ersuche um nochmalige Gefälligkeit mir eine der Reisebeschreibungen in die nordamerikanischen Staaten auf kurze Zeit zu überlassen, wobei es hauptsächlich auf eine Charte dieses merkwürdigen Erdstreichs angesehen [2] ist. Das ernste Studium des mir geneigt mitgetheilten Werkes macht mir sehr viel Vergnügen, indem es über jene Zustände die wichtigsten [3] Aufschlüsse giebt. Dankbar mich zu geneigtem Andenken empfehlend

Jena, d. 15. Juni 1818 — ergebenst Goethe

Adressat dieses Briefes ist jedenfalls einer der Jenaischen Bibliothekare, Prof. Güldenapfel oder Dr. Waller. In den Tag- und Jahresheften, in denen grade zu diesem Jahre von einer Aenderung und Umordnung der Jenaischen Bibliothek gesprochen wird, findet sich keine Andeutung von dem Studium amerikanischer Verhältnisse, welche dieser Brief voraussetzt. Auch aus den Büchern der Jenaer Bibliothek lässt sich, wie mich eine gütige Mittheilung des Bibliothekars Hartenstein belehrt, nicht feststellen, welches auf Amerika bezügliche Werk Goethe vor dem 15. Juni studirt hatte und welches er in Folge dieses Briefes erhielt. Vielleicht war das grosse Interesse, welches Herzog Bernhard für Amerika an den Tag legte und welches er durch seine 1825 unternommene Reise

[1] Ein Quartblatt, bläuliches Papier, nur zum Theil beschrieben. Die Unterschrift und eine Correctur (Anm. 3) sind von Goethe's Hand.

[2] Wohl Schreib- oder Hörfehler des Schreibers für: »Erdstrichs (Erdstreichs) abgesehen«.

[3] Die erste Silbe: »wicht« von Goethe's Hand corrigirt; dictirt und geschrieben war: »merkwürdigsten«.

bethätigte, Veranlassung dazu, dass auch Goethe dem fernen und fremden Welttheil Aufmerksamkeit zuwandte.

28.

(An Blumenthal.[1] *10. April 1819.)*

Vorläufig, mein werthester Herr, will ich ungesäumt zu erkennen geben, dass Ihr Schreiben vom 31 März bei mir eingegangen und mir viel Freude gemacht hat. Nur bin ich gegenwärtig nach vielen Seiten hin dergestalt beschäftigt, dass es mir unmöglich fällt, meine Gedanken gerade auf diesen Punkt zu richten. Doch werde ich, um Ihnen einigermassen entgegenzukommen, das Capitel unseres Real-Catalogs, deutsche Dichter enthaltend, die in lateinischer Sprache gedichtet, für Sie abschreiben[2] lassen und baldigst übersenden; indessen gibt es ja auch wohl Raum über das Geschäft selbst und dessen wünschenswerthe Führung Einiges mitzutheilen. Fahren Sie in der löblichen Arbeit fort, deren Resultat kein anderes seyn wird, als dass der Deutsche auch in fremden Formen und Sprachen sich selbst gleich bleibt, seinem Character und Talent überall Ehre macht.

Mit den aufrichtigsten Wünschen

Weimar d. 10 Apr. 1819. ergebenst Goethe.

29.

(An Blumenthal.[3] *28. Mai 1819.)*

Hierbei erfolgt das versprochene Verzeichniss der auf hiesiger Bibliothek befindlichen Werke, welche bey Ihrer

[1] 2 Quartseiten beschrieben, dictirt, nur Unterschrift eigenhändig.

[2] »zu« ausgestrichen.

[3] Grosses Quartblatt, 3 Seiten beschrieben, dictirt, nur Unterschrift eigenhändig.

Arbeit interessant seyn könnten; ist die Breslauische reicher, so zeigen Sie mir es gefälligst an. Umstände erlauben mir nicht gegenwärtig wie ich wünschte auf Ihr Geschäft meine Gedanken zu richten; nur so viel sage ich:

Die chronologische Betrachtung und Ordnung geht allen anderen vor. Denn wie sich die lateinische Sprache durch zufälliges, dann vorsetzliches Pfaffenverderbniss in die romanische verlor und die südwestlichen Völker mit einer solchen Verkindischung sich begnügen mussten; so war Nichts natürlicher, als dass begabte freiere Geister von der ausgearbeiteten absurden Tochter wieder zur hohen Mutter zurückkehrten.

Eben so musste sich der Deutsche aus einem Mönchisch barbarischen Druck erst in seine eigene natürliche Liebenswürdigkeit, dann aber mit entschiedenem Geschmacksbedürfniss gegen die lateinische Sprache wenden.

Damit aber auch ich von Ihren Untersuchungen Vortheil ziehe, so geben Sie mir gegen das alphabetische Verzeichniss ein chronologisches zurück. Die frühesten Dichtungen gegenwärtigen Verzeichnisses sind aus der zweiten Hälfte des Sechszehnten Jahrhunderts; nur Sebastian Brandt erscheint am Ende des Fünfzehnten; hier begegnen und kreuzen sich die derbere deutsche und die zartere lateinische Dichtkunst. Et deosculatae sunt, wie zwei verwandte Tugenden, kann man wohl ausrufen, beiliegendes Gedicht in der Hand und dessen Veranlassung bedenkend.

Ferner möchte ich Sie ermahnen, dass, wenn Sie die Dichter chronologisch darstellen, Sie alsdann einen Jeden nach seinem eigenthümlichen Character schildern; daraus folgt schon, wie und was er gedichtet hat. Lassen Sie sich ja nicht auf die Rubriken ein, wornach man *die schönen Redekünste* zu sondern und zu ordnen pflegt. Auf Ihrem Felde werden Sie ohnehin unter allen äusseren Formen immer nur elegische und didactische Gesinnungen finden.

Im Nachtrag zu meinem Divan habe ich mich hierüber. zwar sehr kurz, aber zu Ihrem Zweck hinlänglich, erklärt.

Metrische deutsche Übersetzungen zu versuchen, können Sie nicht umgehen. Möge doch an Ihrer Hand lateinische und deutsche Poesie zu Anfange des Neunzehnten Jahrhunderts abermals sich begegnen, wobei erhellen wird, wie sehr in Dreihundert Jahren unsere Sprache sich ausgebildet, um auf ihre Weise auszudrücken, was wir bei und an den Alten so höchlich bewundern.

Nun noch ein Wort von der neuern Teutschthümlichkeit. Die Menschen in Masse werden von jeher nur verbunden durch Vorurtheile und aufgeregt durch Leidenschaften; selbst der beste Zweck wird somit immer getrübt und oft verschoben; aber demohngeachtet wird das Trefflichste gewirkt, wenn auch nicht im Augenblick, doch in der Folge, wenn nicht unmittelbar doch veranlasst. Und so werden Sie erleben, dass Werth und Würde unserer Ahnherrn[1] rein und schön aus der eigenen Sprache hervortreten; denn es ist wahr, was Gott im Koran sagt: Wir haben keinem Volk einen Propheten geschickt, als in seiner Sprache! Und so sind denn die Deutschen erst ein Volk durch Luthern geworden. Lassen Sie sich aber durch alles dies in Ihrem eigensten Geschäfte nicht irren, denn man kennt die Eigenthümlichkeit einer Nation erst alsdann, wenn man sieht wie sie sich auswärts beträgt. So weit für diesmal. Mit den besten Wünschen und Hoffnungen für Ihr Unternehmen

Weimar d. 28. May 1819. Goethe

Brief 28 und 29 sind der Schimmelpfennig'schen Autographensammlung entnommen. Eine Adresse findet sich bei

[1] Der Schreiber hatte: »Anherrn« geschrieben.

beiden Briefen nicht, doch liegt ein Blatt bei denselben. unterz. Blumenthal, Berlin 1864 und wahrscheinlich für den frühern Besitzer der Handschriften v. Strampf bestimmt, des Inhalts, dass diese Briefe von Goethe an den Unterzeichner, der damals in Breslau studirt habe, gerichtet seien. Es ist mir indessen nicht gelungen, über Lebensverhältnisse und literarische Thätigkeit des Adressaten irgend etwas zu ermitteln.

30.

(An ?[1] 10. Mai 1820.)

Ew. Hochwohlgeb.

darf mit wahrer Zufriedenheit vermelden,: dass ich den 29ten vorigen Monats in Carlsbad eingetroffen und mich von den zeitherigen Cur-Tagen schon sehr zu einem besseren Befinden gefördert fühle. Ich hatte vorher Marienbad besucht, eine Anstalt, welche allen denen die dazu mitwirken Ehre macht. Nun verfehle nicht, als ein zeitiger Staats-Bürger der Monarchin Hochdieselben aufs freundlichste zu begrüssen, um mir fernere gefällige Theilnahme zu erbitten. Ew. Hochwohlgeb. botanische Sendung an Gegenständen und Beziehungen, ist indessen in Weimar glücklich angelangt und von meinem beauftragten Sohne sogleich Serenissimo, zu höchstem Wohlgefallen übergeben worden.

Das mir und allen Naturfreunden so werthe Heft die brasilianische Expedition betreffend, ist nicht etwa unbeachtet geblieben; eine Anzeige davon in der A. L. Z. konnte nicht abwarten, der Redakteur jedoch wird sich es zur Pflicht rechnen, sie ungesäumt zu übersenden. Darf ich nun, wie gewöhnlich noch eine Bitte hinzufügen, so wäre es folgende: Im Pilsner Kreise, zwischen Harchowiz und

---

[1] Nach einer Abschrift. Gehört in Goethe's Naturwissenschaftliche Korrespondenz.

Radniz, auf einer Herrschaft des Herrn Grafen Sternberg, hat sich ein merkwürdiger verkohlter Urwald gefunden, es sey von Palmen, colossalen Farnkräutern oder gar Casuarinen, wovon Hochdenselben gewiss schon das nähere bekannt ist. Der freundliche Doktor Heidler in Marienbad versprach mir davon zu verschaffen; allein ich bin überzeugt, dass ein Vorschreiben von Ew. Hochwohlgeb. an dortige Behörden wohl am ersten bewirken müsse, dass mir einige instruktive Stücke nach Weimar gesendet würden. Allenfalls mit der fahrenden Post unter meiner Adresse. Ich nehme mir um desto eher die Freiheit zu dieser Bitte, als die Nachricht von diesem Natur-Phänomen meinen gnädigsten Herrn gar sehr interessirt, so dass Höchstdieselben, halb scherz- halb ernsthaft, beym Abschiede mich aufmunterten: da ich doch einmal so nahe sey, noch vollends hinzugehen, um gründlichen Rapport abzustatten; welches denn freylich mit meinem Alter und Befinden nicht vereinbar gewesen. Vor meiner Abreise nehme mir die Freiheit ein Kistchen Mineralien zu übersenden, welche diese Tage gewonnen. Gegen Schlackenwerth zu hat der Chausseebau einen Hügel aufgeschlossen, wo sich schöne und manigfaltige Pseudovulkanische Produkte sammeln liessen. Auch sprengen die Carlsbader, ihren Neben und Hinterhäusern Raum zu gewinnen manche Felsen. Hiebey wird jene merkwürdige Granitabweichung, welche verschiedene Arten des Hornsteins enthält, woraus der ganze Schlossberg, nicht weniger der Bernhardsfelsen besteht, wieder frisch aufgeschlossen und bietet schöne Stufen dar. Vor dem 27ᵗ dieses würde mich ein freundliches Wort von Ihrer Seite hier antreffen und höchlich erfreuen.

Carlsbad gehorsamster

d 10 May 1820. J W. Goethe

An denselben Adressaten ist nachstehendes gleichfalls nach einer Abschrift mitgetheilte Schreiben des Grossherzogs Karl August vom 28 Apr. 1820 gerichtet.

Ew. Hochwohlgeb.

gütige, freundschaftl. Vorsorge hat mir alles verschaft was ich in meinen letzten Briefe, als Wunsch gegen Sie ausdrückte, theils durch die Post, unter M. v. Goethens Adresse, theils durch einen Courier den mir M. v. Feilsch von Wien aus sendete. Verzeih'n Sie dass ich Ihnen und H. v. Jaquin dem ich mich dankbar empfehle, beschwerl. gefallen bin.

Alle Paquete kamen durch die obenbenannten zweyerley Gelegenheiten, am 26. dieses wohlbehalten und unversehrt hier an. Goethe ist vorigen Sonntag schon nach dem Carlsbade abgereiset, woselbst er jährl. einen neuen vorrath von Gesundheit einzusamlen pflegt, indem das dortige wohlthätige Wasser, aus ihm wegführt, was im laufe des Jahres ihn plagt. Da er den Neubrunnen dorten, immer im Bette liegend, zu trinken pflegt, so braucht er sich nicht vor die rauhe frühjahrszeit zu fürchten u. er geniesst zugleich der freyen Einsamkeit daselbst.

Beil. Blättchen ist aus H. v. Jaquin's gütigen Aufsatze copirt, u. bedeutet so viel, als dass es mich ausserordentl. freuen würde, wenn die Saamen der in selbigen benahnten pflanzen in meinem Besitz sich verfügen wollten, entweder die Saamen oder die pflanzen selbst.

Das Exemplar der Cosuar. Equ. Sol. aus E. v. Jaquins Samlung od. herbario ist von einer art dieses Geschlechtes das ich nicht besitze. Aus England wurde uns schon geschrieben, dass unser grosse Cosuar. die im Lande steht und gedeyet, nicht die Equist. Sol. seye, sondern eine andere die ihnen in England nicht recht bekannt ist. Die zufällige Cultur dergl. tropischen pflanzen in unsern Clima bewirkt, dass von einerley Geschlechte bei dem schönsten

Wetter u Boden einander nicht wieder erkennen. Aus Engl. ist mir eine Cosuar. pflanze und deren Saamen gesendet worden die platterdings das Warmehaus verlangt, wärend das meinem Exempl. ein parr grade Kälte-frost nicht schaden. Die Zinke Biloba welche ich in Gotha suchte, ist leider von dorten verschwunden; der Garten in welchem sie sich befand, ist mehrmahlen an gemeine Leute verkauft, und bei diesen Veränderungen ist alles überflüssige darin ausgerottet worden.

Was die Erdarten anbetrifft, so muss ich Ew. Hochwohlgeb. mit der Absicht bekannt machen, warum ich Ihnen welche abgebettelt habe; sie ist folgende.

Ein gewisser Cushing in oder bei London hat ein Werkchen über Erdarten herausgegeben, welches für Gärtner-Verdienste hat, welche in England die Erden unter den Nahmen zu finden wissen unter welchen sie Cushing angiebt; C. S in sonst dieser oder jener Com. X. c. gedeyen diente od. jene tropische Pflanzen, diese anweisungen sind, sie werden mir es gestehen, etwas gar zu Empierisch; ich bin daher auf den Gedanken gerathen, eine menge Erdarten zu sammlen u. sie chymisch zerlegen zu lassen, welche der Cultur tropischer Pflanzen zuträgl. oder schädlich, ja sogar tödtend sind.

Geräth dieses unternehmen nur einiger massen, so kann es zu weitern untersuchungen u. die phisiologie der pflanzen auf chymischen wege geleitet, zu neuen ansichten führen. Unser wissen ist Stückwerk u. so auch unser beginnen.

Da ich mehrerley Werke die H. v. Jaquin's W. u. d. besitze da unterrichtet mich die empfangene Liste von dem, was mir fehlt; und um mich zu complettiren, werde ich ehestens wieder bittend auftreten.

Leben Sie recht wohl und erhalten mir Ihre Freundschaft

Carl August.

Unter dem Adressaten sowohl des Briefes von Carl August als des Goethe'schen vom 10. Mai 1820 vermuthe ich den Grafen Auersperg, Besitzer mehrerer Grafschaften, Geheimen Rath und Präsidenten, den Goethe, im August 1822 auf seinem Schlosse in Hartenberg besuchte (S. Hempel 27, 1, S. 342 und das Namenregister dazu).

31.

(An Schöne.[1] *3. Dezember 1821.)*

Ew Wohlgeb.

verfehle nicht anzuzeigen dass das schon lange in meinem Gewahrsam sich befindende Manuscript gestern mit dem Postwagen abgegangen; ich fühle mich darüber mit mir selbst enzweyt, denn indem ich Ihre Bemühungen zu schätzen alle Ursache fand, so war es mir doch nicht möglich mich darüber vernehmen zu lassen. Ich hätte müssen meine Intentionen offen hinlegen und sie alsdann mit den Ihrigen vergleichen, weil ich aber meine Absichten bisher immer geheim gehalten und mich nicht entschliessen konnte, gegenwärtig damit hervorzutreten, so blieb das Manuscript liegen, ja sogar die Ankunft unangezeigt. Verzeihen Sie einem für meine Jahre überdrängten Zustande, nehmen Sie meinen Dank für den Antheil an meinen Arbeiten und bleiben meiner vorzüglichen Hochachtung versichert.

Ergebenst

Weimar den 3 Decbr 1821. JWv Goethe.

---

[1] Quartblatt, die zwei Seiten beschrieben, Unterschrift eigenhändig. Auch das Couvert ist erhalten mit der vom Schreiber geschriebenen Adresse: »Des Hn. Hofrath Schöne Wohlgeb. nach Stralsund. fco. Hamburg«. Auf der Rückseite das sehr wohl erhaltene Siegel Goethe's mit dessen eigenhändiger Ueberschrift: »J W v G.« Der Brief befindet sich im Besitze des Hn. A. Spitta (R. Zeune's Antiquariat) in Berlin.

Der Adressat, Karl Chr. Ludwig Schöne, ist nach Goedeke, Grundriss III, S. 159, in Hildesheim, 10. Febr. 1779, geboren, war ursprünglich zum Maler bestimmt, studirte aber Medicin, wurde 1813 Direktor des Militärlazareths in Colberg, später Arzt und Hofrath in Stralsund. Trotz dieses veränderten Berufes liess er von seinen künstlerischen Neigungen nicht ab, vier Dramen aus den Jahren 1809—1823 sind Zeugnisse von seiner grossen Lust, aber zugleich auch von seiner geringen Fähigkeit. Der Anfang und der Schluss seiner dichterischen Thätigkeit werden durch Faustdramen bezeichnet. Sein erstes Drama erschien u. d. T.: »Faust. Eine romantische Tragödie. Berlin 1809«, mit einer Widmung an die berühmten Aerzte Welper und Hufeland. Er erhielt, wie er selbst bekennt, durch Klinger's gleichnamigen Roman, die Idee, sein Drama zu bearbeiten. »Im ersten Akte bin ich mehreren seiner schönen Ideen, aber schon vom Ende des ersten Akts bin ich einem eigenen Plane gefolgt«. Das Drama ist ein schwächliches Produkt, platte, prosaische Ausdrucksweise, armselige Erfindung. Faust wird mit Fust, dem Miterfinder der Buchdruckerkunst zusammengestellt. Er reisst sich von seiner Frau Johanna, seinen Kindern Friedrich und Albert, seinem Vater Martin los, um mit Leviathan, dem Teufel, der ihm Macht, Gold und schöne Frauen versprochen, in die Welt zu ziehn. Er erscheint an dem Hofe des Kaisers Friedrich III, von dem und dessen Kanzler Heribert er freundlich aufgenommen wird. Dadurch erregt er den Hass des päpstlichen Gesandten Innocenz und des von diesem beherrschten ehrgeizigen Grafen Berthold. Dieser, der durch Vermittlung des päpstlichen Gesandten die Liebe der schönen Mathilde, der zweiten Frau Heriberts geniesst — während Faust im Besitze der Kunegunde, Heriberts Tochter aus erster Ehe schwelgt —, wird von Innocenz verleitet, den Faust zu erdolchen, verfehlt ihn, es kommt zum Kampf. Faust wird von Trabanten ergriffen, und trotz seiner Unschuldsbetheuerungen auf Grund verleumderischer Aussagen der Mordgesellen in Haft genommen; auch Heribert, durch ein von seinem verrätherischen Weibe preisgegebenes diplomatisches Geheimniss blosgestellt, kommt ins Gefängniss. Dort stirbt er, aus Schmerz über den Tod seiner Tochter, die sich vergiftet, da sie die Gefangennahme ihres Geliebten erfährt; Faust, der nun gänzlich reuevoll und verzweifelt ist, entflieht mit Hilfe seines teuflischen Genossen. Dieser beschliesst das Ganze mit einer Rede, in welcher er mittheilt, Innocenz sei Cardinal geworden, Berthold Kanzler, so triumphire das Böse, dagegen zeige sich auch die Bestrafung des Bösen in dem

Wahnsinn, welcher Mathilde, die Verrätherin befallen habe und endet:

O Menschen! schwache Geister dieser Erde!
Bestraft seid ihr durch eigen That und Willen,
Drum hadert nicht mit einem ew'gen Geist
Wenn ihr ihn nicht erkennet und begreift —
Denn dunkel sind die Plane ew'ger Macht! —
— Vollendet ist der böse Weg der Erde! —
Drum fahr hinab! dass dir der Lohn jetzt werde.

(Er reisst Faust in seine Armen, Beide versinken in Flammen.)

Von der Aufnahme des Stückes weiss ich nichts. Da Schöne in dem Vorwort sagt: »Die Aufnahme meines Faust wird mich bestimmen, mehrere schon vollendete Arbeiten der Welt zu übergeben und meine Kräfte ferner im tragischen Fache zu versuchen« und wirklich noch drei Dramen: »Gustav Adolfs Tod«, »Die Macht der Leidenschaft« und »Faust 2. Theil« veröffentlicht hat, so muss es doch Leute gegeben haben, die ihn lobten.

Vielleicht wurde er durch derartige Urtheile auch zur Fortsetzung seines Faust veranlasst. Ueber den Inhalt dieses »zweiten Theils« hat Enslin in seiner jüngst erschienenen Arbeit (s. die Bibliographie) in dankenswerther Weise berichtet (dass Schöne seine Schrift durch Zelters Vermittlung an Goethe sandte, wie dort S. 61 gesagt wird, ist schwerlich richtig): es lohnt nicht der Mühe näher auf den Inhalt des wunderlichen Opus einzugehn.

Diese Fortsetzung des Faust nun gab zu vorstehendem Briefe Veranlassung. Man wusste aus Goethe's Briefwechsel mit Zelter, dass Ersterer das wunderliche Werk im Manuscript erhalten hatte. Auf eine Bemerkung Zelters nämlich (22. November 1822, III, 275), der den im Druck erschienenen Faust gelesen hatte, erwiderte Goethe (14. Dec. S. 279): »Herr Schöne hatte mir sein Manuscript geschickt, ich sah nur hie und da hinein: es ist wunderlich, dass ein sinniger Mensch das für Fortsetzung halten kann, was nur Wiederholung ist, das Hauptunglück aber bleibt, dass sie haben in Prosa und in Versen schreiben lernen, und damit, meinen sie, wäre es gethan«. Diese Worte bilden für unsern Brief den besten Commentar: der Empfänger aber merkte die leicht erkennbare Ironie nicht, sondern nahm die Höflichkeitsworte für Ernst und liess daher seiner grossen poetischen Widmung an Goethe, welche er seinem

Werke vorangeschickt hatte, eine zweite poetische Epistel folgen, des Wortlauts:

An Herrn von Goethe, nachdem ich seine Antwort auf meine Zusendung erhalten hatte.

Du würdigtest des Schülers Werk zu lesen,
Dein Beifall, Meister! wurde mir zu Theil;
»Veranlassung ist Dir mein Faust gewesen,
»Zu schätzen mein Bemühn« — welch süsses Heil!
Dein Wort macht mich von banger Furcht genesen,
Um keinen Preis ist mir Dein Lehrbrief feil.
So mag mein Lied nun weit umher erklingen,
Der Deutschen Gunst wie Deine sich erringen.

Man sieht, Schöne hat einen Satz unseres Briefes redlich in Verse gebracht.

32.

(An Loos.[1] *12. Januar 1823.)*

Ew Wohlgeb.

erhalten hiebey die schuldigen Zwölf Thaler mit vielem Danke dass Sie mir die schöne Medaillen sobald übersenden wollen. Lassen Sie mich ferner von dem was unter Ihrer Anleitung geschieht von Zeit zu Zeit etwas Angenehmes erfahren. Auf eine Rückseite zu meinem Bilde habe ich auch schon gedacht. Nahes und Fernes ist mir im Kunstfache gleich angelegen, senden Sie mir einen Probedruck so überlege ich ob es passen möge, denn Alles schickt sich nicht zu Allem. Die wunderliche Capelle auf dem Schlosse zu Eger habe ich oft gesehen, aber da ich in diesem Felde niemals gearbeitet, so konnte kein Urtheil bei mir feststellen; doch scheint mir Ihre Ansicht dieser Dinge so plausibel[2] dass ich ihr gern beytreten möchte.

[1] Vgl. unten Nr. 37.
[2] Im Original nicht recht deutlich.

Bey allen solchen[1] Vorkommnissen ist gewiss so viel Willkührliches und Zufälliges dass wir wohlthun nicht überall Bedeutung zu wittern.

Möge alles bis zum gehofften glücklichen Wiedersehn bestens gelingen

Hochachtungsvoll ergebenst

Weimar den 12. Jenner 1823 JW v Goethe

33.

(An Loos.[2] *23. September 1823.)*

Ew Wohlgeb

verzeihen wenn ich eine Antwort auf Ihr werthes Schreiben bis jetzt verzögert und im gegenwärtigen Augenblick auch nur im Allgemeinen dankend um abermalige Sendung von Vierundzwanzig Medaillen wie die vorjährige war, wo die *Zeit das Verdienst* hervorhebt, mit wenigem bitte. Es ist aber nicht nöthig dass sie alle von gleichem Schlage seyen, sondern es könnten auch andere, die nur irgend auf *Glück* und *Gelingen* hindeuten hinzugefügt werden. Sodann wünscht ich eine grössere auf *Eheverbindung* auch dass sie sämtlich in Kästchen gelegt möchten ankommen. Von meinem diesjährigen Wohlbefinden in den böhmischen Bädern kann ich nicht genug Gutes sagen; leider konnte ich nicht persönlich hievon Zeugniss geben. Eiligst. Das Weitere mir vorbehaltend

Weimar ergebenst
den 23 Sept. JW v Goethe
1823.

[1] Im Original: sollen.
[2] Vgl. unten Nr. 37.

Die beiden von Goethe angedeuteten Münzen sind wohl: 1. die bei Schuchardt: Goethe's Kunstsammlungen Bd. II., Nr. 1582 angeführte: »Medaille mit einem Kalender auf der einen Seite, auf der andern mit einem Phönix, welcher aus einer Flamme emporsteigt, mit einer Landschaft«. Exergue: »Wunsch für 1823; Pfeiffer fec. Loos dir.« und 2. die a. a. O. Nr. 1605 beschriebene: »Glück der Ehe; Hymen legt einen Kranz auf einen Altar, Loos fec.« Rückseite: Inschrift auf eine glückliche Ehe.

34.

(An v. Münch-Bellinghausen.[1] *1. Februar 1825.)*

Hochwohlgebohrner Freyherr
Hochzuverehrender Herr.

Ew. Exzell. vergönnen nach gewohnter Güte, womit Sie so manchen Geschäfts-Antrag aufnehmen, und erwägen, auch dem gegenwärtigen geneigte Aufmerksamkeit.

In der Lage in der ich mich befinde, im hohen Alter eine neue Ausgabe meiner sämmtlichen Werke zu besorgen, musste freylich bedacht werden wie die literarischen Erzeugnisse meines ganzen vergangenen Lebens und zugleich diese lezten, nicht geringen Bemühungen mir und den Meinigen oekonomisch zu Gute kommen möchten.

Dabey that sich denn die Frage hervor: ob nicht von der hohen Bundes-Versammlung ein Privilegium für diese neue Ausgabe, auf geziemendes Ansuchen zu erhalten wäre? Ein Gedanke der sich auf die Voraussezung stüzt: dass die Höchsten Herren Herrscher und Gewalthaber dasjenige was Höchst Sie sonst einzeln verliehen auch jezt wohl vereint zu gewähren, und so einen Akt verbündeter Souverainitat auszuüben geneigt seyn möchten.

Um nun aber, im Falle eines möglichen Ablehnens aller Beschämung zu entgehen und mich im Stillen zu

[1] Original in Wien eigenh. vgl. oben Nr. 16.

beruhigen, wendete mich in ehrfurchtsvollem Vertrauen an Ihro des Herren Fürsten Metternich Durchl. da ich von Höchstdenenselben, mehrere Jahre her vorzügliche Gnade und Begünstigung erfahren. Ich überreichte ein an die hohe Bundes-Versammlung zu richtendes Schreiben, gnädigster fernerer Leitung bescheidentlich entgegen sehend.

Nun hab ich aber zu vernehmen dass dieser von mir gewagte Schritt günstigst aufgenommen und eine Beförderung meines Schreibens an die hohe Versammlung gnädigst beschlossen worden.

Meine Schuldigkeit ist es nunmehr, da eine für mich so wichtige Sache zuförderst in Ew. Exzell. Hände gelangt und dero Geneigtheit ein glücklicher Ausgang anheim gegeben ist, desfalls schuldige Anzeige zu thun und die weitere Leitung Ihrer kräftigen Einwirkung geziemend zu empfehlen.

Möge die Bedeutsamkeit, welche dieses Anliegen für mich haben muss, Ew. Exzell, bey weiter Umsicht und genauster Kenntniss, auch für das Ganze betrachtenswerth erscheinen, indem sich denn doch dadurch ein wichtiger Einfluss auf deutsche Literatur für die Zukunft vorbereiten dürfte.

Und so bleibt mir nur der Wunsch noch übrig: das fruchtbare Wohlwollen, wodurch deutsche Herrscher und Geschäftsmänner mich seit mehreren Jahren beglückt, auch zu meinen Gunsten bey Ew. Exzell entwickelt zu sehen, und des wichtigen Vorzugs: in späten Jahren neue Gönner zu gewinnen auch in diesem Falle abermals dankbar erfreuen zu können.

Hochachtungsvoll
Ew Exzellenz

Weimar — gehorsamster Diener
d 1 Febr 1825. — JW v Goethe.

Das vorliegende Schreiben Goethe's ist an den Freiherrn von Münch-Bellinghausen, damaligen Oesterreichischen Bundestagsgesandten und Vorsitzenden der Bundesversammlung zu Frankfurt gerichtet. Dass Goethe in der Privilegienangelegenheit seiner Werke zweimal an diesen geschrieben, wussten wir bereits aus seinem am 22. Juli 1825 an den Grafen von Beust gerichteten Brief (Grenzboten 1874, Nr. 33, S. 265): »und darf nicht unbemerkt lassen, dass ich von des Freyherrn Herrn von Münch-Bellinghausen Exc. auf zwey Schreiben, eins nach Wien, das andere nach Frankfurt am Mayn, noch mit keiner Antwort beehrt worden bin«. Der vorliegende Brief wird der nach Wien abgegangene sein. Der Antrag an die Bundesversammlung wird damit zusammen expedirt worden sein. An Fürst Metternich hatte Goethe bereits am 11. Januar 1825 (gedruckt: Wiener Zeitung 1870 Nr. 133: Frankfurter Didaskalia 1870 Nr. 168) geschrieben.

35.

(An Hofrath Stark.[1] *5. November 1825.)*

Ew. Wohlgeb.

danke verbindlichst, dass Sie mir Gelegenheit gegeben, mich der angenehmsten und fruchtreichsten Tage meines Lebens zu erinnern: indem ich zugleich das besprochene Heft übersende, und wünsche dass es sich schicken möge, Ihr einsichtiges Urtheil darüber zu vernehmen. Im Allgemeinen hat man immer Ursache sich eines solchen Gesprächs zu enthalten da man gewöhnlich nur Enthusiasten und Widersacher antrifft.

---

[1] Im Besitz von Frau Hofrath Stark in Heidelberg, aus dem Nachlass ihres Gatten, des Sohnes des Adressaten. Der Brief ist ohne Adresse. Die Unterschrift von »Ew« an eigenhändig. Unter dem übersandten Hefte ist wol entweder das zweite Heft des zweiten Bandes »Zur Naturwissenschaft« oder das den 2. Aufsatz »Zur vergleichenden Osteologie« enthaltende der Verhandlungen der Leopoldinisch-Carolinischen Akademie gemeint.

Mit den besten Wünschen mich unterzeichnend
Ew Wohlgeb.
ergebensten Diener
Weimar den 5ten November 1825. J W v Goethe.

36.

(An Loos.[1] *23. März 1826.)*

Aus Ew. Wohlgeb. Offizin sind schon manche schöne Medaillen hervorgegangen, aber ich weis nicht ob ich mich irre wenn ich die mir gefällig gewidmete für besonders vorzüglich halte. Nehmen Sie dafür meinen lebhaftesten Dank und entrichten solchen gefällig, mich vielmals empfehlend denen Herren Levezow und König, für ihren sorgfältigen Antheil.

Ersteren hätte ich wohl bey seiner Durchreise zu sprechen gewünscht; dergleichen Gelegenheit sollte man nicht versäumen. Persönliche Bekanntschaft ist der Grund zu allen wahren Verhältnissen und so freue ich mich noch immer Ihnen und den werthen Ihrigen an merkwürdiger Stelle begegnet zu seyn. Erhalten Sie mir sämmtlich ein wohlwollendes Andenken! Ew. Wohlgeb. ergebenster Diener

Weimar den 23 März 1826 J. W v Goethe

37.

(An Loos. 24. Februar 1827.)

Ew. Wohlgeb.

sage zuvörderst den allerschönsten Dank für die gefällige Mittheilung der neusten aus Ihrer Offizin hervor-

[1] Vgl. unten Nr. 37.

gegangenen Medaillen; die grösste Genauigkeit des Stempels und die vollkommen sichere Prägung gereicht Ihnen[1] durchaus zur entschiedensten Empfehlung. Desto unangenehmer aber ist mir aussprechen zu müssen dass ich Ihren Wünschen mich zu fügen auf keine Weise im Stande bin; die Ausgabe meiner sämmtlichen Schriften legt mir die ernsteste Verpflichtung auf und ich darf mich weder rechts noch links umsehen, wenn ich einigermassen meiner Schuldigkeit nachkommen will. Ausserdem kann ich mich folgereicher seit vielen Jahren übernommenen Geschäfte nicht entschlagen und nun kommen seit den letzten Wochen so viele und angenehme gesellige Feste hinzu, deren Einwirkung ich sogar in meiner Einsiedeley empfinde. Verzeihen Sie daher wenn ich jede Einwirkung ablehne; denn selbst ein Geschäft wie das wozu Sie mich auffordern, das wohl als nebenher zu verrichten geeignet schiene, ist bedeutender als man glaubt, es gehört Musse und Glück dazu um das Schickliche zu finden.

Die Rückseite meiner Medaille ist Herrn Levezow sehr gut gerathen; sollte derselbe nicht auch diesmal sein schönes Talent bethätigen mögen?

Mich auf alle Weise geneigtem Andenken empfehlend

Ew. Hochwohlgeb.

Weimar d. 24 Febr. 1827

gehorsamster Diener
JW v. Goethe

Die Briefe, Nr. 32, 33, 36, 37 an den General-Münz-Director Loos in Berlin gerichtet, sind nach Abschriften abgedruckt, welche der Besitzer der Originale, Hr. A. Spitta in Berlin angefertigt und 1878 an Hn. Dr. H. Uhde geschickt hat.

[1] Im Original irrthümlich klein geschrieben. — Gemeint ist wol eine Goethe'sche; von der G. an Zelter (2. Jan. 1827) schreibt: »Nächstens sende an Doris eine Anzahl Medaillen mit Adressen versehen«. G. m. Z. IV., 234 vgl. 240, 243.

Gottfried Bernhard Loos geb. 6. Aug. 1774 zu Berlin, seit 1806 Münzmeister, 1812 Begründer einer Medaillenmünzanstalt daselbst, starb 29. Juli 1843.

Schon im J. 1804 wurde Goethe auf Loos, freilich mehr den Vater, (Daniel Friedrich, 1735—1819) hingewiesen. Goethe beabsichtigte nämlich, durch Vermittlung Wilhelms von Humboldt von dem römischen Künstler Mercandetti eine Medaille auf den Erzkanzler Dalberg prägen zu lassen, und erhielt von Humboldt eine Antwort in welcher dieser Bedenken über Merc's Künstlerschaft äussert, Pariser Medaillen rühmt und fortfährt: »Ob Abramson oder Loos in Berlin gleich gut arbeiten, weiss ich nicht. Aber die Nähe wäre, schon bei gleicher Güte, ein Vortheil«[1]. Gleichwol scheint Goethe mit dem Berliner Künstler nicht in Verbindung getreten zu sein; eine solche wurde vielmehr erst durch persönliche Bekanntschaft angebahnt. In dem Aufsatz: »Notirtes und Gesammeltes auf der Reise vom 16. Juni bis zum 29. Aug. 1822« zuerst gedruckt, Werke, Hempel, 27, 1, S. 340—351 heisst es zum 7. Aug. S. 344: »Generalmünzwardein Loos, der Sohn, von Berlin, seiner eigenen, vom verstorbenen Vater überkommenen Medaillenfabrikation erwähnend, Freund der Mineralogie, Studien der Münzen des Mittelalters verfolgend«.

Bei dieser Zusammenkunft mag dann auch die Bestellung erfolgt sein, von deren richtiger Ausführung der erste Brief spricht. Ueber die weitere persönliche Verbindung beider Männer geben die nachfolgenden Briefe genügende Kunde. Aus späterer Zeit ist folgende Stelle an Zelter (V. S. 234, Weimar 17. Mai 1829) hinzuzufügen: »Die Medaille der Facius ist gut genug gerathen. Das: Loos direxit ist nicht vergebens hinzugefügt. Ich hoffe man wird von hier aus diesem Manne etwas Freundliches erweisen, um ihn für das Mädchen noch weiter zu interessiren«. Eine andere Stelle in demselben Briefwechsel (4. Febr. 1831, VI, S. 136) mag sich, wie gegen das Medaillenwesen überhaupt, indirekt auch gegen den genannten Künstler richten: »Dass die Medaille [nämlich Zelters] gelinge, ist mein eifrigster Wunsch; das Medaillenwesen ist nach und nach so trivial geworden, dass man sich gar nicht mehr gesteht wie löblich und wichtig dergleichen immer gewesen sey und bleibe. Freylich ist der grosse plastische Ernst, womit man diese Angelegenheit in früherer Zeit behandelt,

[1] Briefw. mit den Gebr. Humboldt, hsg. von Bratranek 1876, S. 215.

so gut wie verschwunden; indessen die Technik immer an Fertigkeit zunimmt. Mein Sohn schickte mir, von Mayland aus, wohl hundert Stück aus dem 15. und 16. Jahrhundert, worunter sich erstaunenswerthe Dinge befinden«. Loos'sche Medaillen, d. h. bei Loos geprägte (Loos direxit), von verschiedenen Künstlern entworfene waren mehrfach in G's Besitz. Vgl. Schuchardt, Goethe's Kunstsammlungen, Jena 1848, II, Nr. 1425, 1427, 1430, 1433, 1459, 1466, 1468. 1483, 1485, u. a. Die vier ersten sind aus den Jahren 1822 und 1823; alle, auch die letztgenannten, beziehen sich auf bestimmte Personen oder Ereignisse.

Im Anschluss an diese Briefe mag ein durchaus auf Goethe bezügliches Schreiben mitgetheilt werden, das der Adressat unserer Briefe an den Obermedicinalrath v. Froriep in Weimar richtete (Fror. Archiv).

Berlin am 12. November 1825.

Mein hochgeschätzter Freund!

Eben finde ich in unserer Zeitung die Anzeige von Goethe's Fest. Schade, dass ich es nicht früher wusste, denn ich habe längst auf eine Gelegenheit zu einer Denkmünze gewartet. Was meinen Sie: wäre es moutarde après diner? Die Begebenheit und der Mann verdienen aber doch eine Denkmünze und wenn ihm auch der Grossherzog die mit Seinem und Seiner Gemahlin Bildniss und sein »Goethens« Bildniss auf der Kehrseite gegeben hat, so hat doch die übrige Welt da wenig von, die vielleicht auch gern eine Medaille auf den Gegenstand besässe.

Wenn Sie nun der Meinung sind, dass es nicht zu spät wäre, wenn man *jetzt noch* eine Medaille ankündigte, so sagen Sie es mir nicht bloss, sondern machen Sie es *dort auch gleich öffentlich bekannt* und nehmen entweder selbst Subscription an oder lassen Sie durch Jemanden annehmen.

Die Grösse der Denkmünze soll, nach meiner Meinung

dieselbe werden wie die auf das Regierungs-Jubelfest des Grossherzogs . . . .

Ein Bildniss von Goethe ist *fast fertig gravirt*, soll aber noch überarbeitet werden und zur Kehrseite dürfte sich die Idee der Frl. Facius (ein Lorbeer- und Eichen-Kranz) recht gut machen oder auch ein Lorbeer und ein Eichenkranz, also zwei Kränze in einander geschlungen. Ich lasse mir aber auch von Ihnen und Ihren Freunden eine andere Idee gefallen, dafern sie nur recht bald eintrifft. Auch bitte ich Sie um Angabe der Umschriften um Kopf- und Kehrseite, da Weimar so voll von tüchtigen Gelehrten ist. Ob deutsch, ob lateinisch ist mir gleich, aber unmassgeblich bitte ich, weder das Bildniss ohne Umschrift und Andeutung was es sein soll, zu lassen, noch auch überhaupt die Schrift ohne bestimmte Andeutung des Gegenstandes. Goethe's Idee — denn von ihm soll sie sein — zur Jubeldenkmünze auf den Fürsten, ist übrigens ganz vortrefflich, aber der *Nachwelt*, für welche jede geschichtliche Denkmünze hauptsächlich mit bestimmt ist, wird sie wenig nützen. Heute weiss man, wen das Bildniss vorstellt und welche 50jährige Wiederkehr gemeint ist; nach 100 Jahren wird es Niemand mehr wissen und die Denkmünze nicht verstehn. — Sobald Sie mir sagen, dass Sie in meine Idee eingehn, dort auch Bekanntmachung und Subscription veranlassen und mir Idee und Legende schicken wollen oder lieber gleich mitschicken, mache ich die Sache auch hier und anderweitig bekannt und es können die Theilnehmer dann in 4 bis 6 Wochen die verlangten Exemplare erhalten. Ich schicke Ihnen, sobald es nur irgend soweit ist, das nach Rauch gravirte Bildniss mit dem Lorbeer im Haar was recht sehr ähnlich ist. Beehren Sie bald mit freundlicher Antwort

Ihren ergebensten Freund und Diener

G. Loos.

38.

(An ?[1] *18. September 1827.)*

Ew. Wohlgeb.

habe hiedurch zu vermelden dass die letzte Sendung datirt vom 2. Septembr[2] seiner Zeit glücklich angekommen, wobey denn abermals zu danken habe, dass Ihre Aufmerksamkeit einige eingeschlichene Fehler des Originals zu tilgen gewusst.

Anbey sende die Eintheilung der verschiedenen poetischen Arbeiten in die fünf Bände der dritten Lieferung; das Meiste ist nun schon in Ihren Händen, das Original zum XIV und XV Bande folgt nächstens. Die beyden ungedruckten Anfügungen zum XII und XV Band sende später. Besonders wünschte den Anfang von Faustens zweiten Theil am längsten zu behalten. Da es gleichgültig ist, welcher Theil zuletzt gedruckt wird, so wünschte, dass Sie die Einleitung träfen, diesen erst gegen das Ende vorzunehmen. Haben Sie bey der von mir intentionirten Eintheilung noch irgend etwas zu erinnern, so bemerken Sie solches gefällig.

Der ich diese Angelegenheit Ihrer fernern Theilnahme auch hiermit zum Besten empfohlen haben will.

Ew.[3] Wohlgeb.

ergebenster Diener

Weimar den 18 Septembr 1827 JW v Goethe.

---

[1] Quartblatt, nur die erste Seite beschrieben; im Besitz des Hn. A. Spitta (R. Zeune's Antiquariat) in Berlin.

[2] Mit dieser seltsamen Abkürzung, ohne Punkt, schreibt der Schreiber auch unten den Monatsnamen.

[3] Von hier an eigenhändig.

39.

(An ?[1] *26. Oktober 1827.)*

Ew. Wohlgeb.

vermelde schleunigst die glückliche Ankunft der vollständigen zweiten Lieferung meiner Werke Sedezausgabe unter Kreuzband, sowie der begonnenen Oktavausgabe.

Was Sie hie und da bemerkt, und wie Sie nachgeholfen, erkenne durchaus dankbar. Den Mangel auf dem Titel habe freylich und ungern gesehen; weil man aber in alten Tagen manches hingehen lässt, wass man in jüngeren gerügt haben würde, so unterlies ichs anzuzeigen und thut mir's leid, dass auch ich in diesem Sinne Schuld an dem mehreren Aufwand habe.

Hiebey folgen noch einige Desiderata zu dem 3. Bande, Bemerkungen zu dem 4., welche sich glücklicherweise auf wenig Druckfehler beziehen.

Für mich ist es eine grosse Beruhigung, diese Angelegenheit in Ihren Händen zu wissen; sie ist überhaupt von so bedenklicher Art, dass ich wohl wünschen darf, die noch übrigen drey Viertel mit Ihrem treuen Beystand durchgeführt zu sehen. Senden Sie mir doch auch, wie ein Band der Octavausgabe beysammen ist, ein Exemplar auf Schweitzerpapier mit der fahrenden Post; ich würde es sauber binden lassen und vorzeigen.

Mit den besten Wünschen und Hoffnungen, vertrauend fernerer Theilnahme, empfehle mich geneigtem Andenken

Weimar, den 26. Oktober 1827 Ergebenst

JW v Goethe

Die zwei vorstehenden Briefe beziehen sich ebenso wie der oben Nr. 34 ferner S. 280 und der unten S. 306 A. 1. mitgetheilte auf die Ausgabe der Werke letzter Hand, über

[1] Quartblatt, die zwei Seiten beschrieben; nur die Unterschrift eigenhändig. Der Brief ist im Besitze des Hn. A. Spitta (R. Zeune's Antiquariat) in Berlin.

deren Herstellung der kürzlich veröffentlichte Briefwechsel mit Göttling so lehrreiche Daten gebracht hat. Zur Erklärung des Einzelnen ist zu bemerken, dass die 40bändige Ausgabe in 8 Lieferungen von je 5 Bänden erschien, dass also die dritte Lieferung, von der hier die Rede ist, die Bände 11—15 umfasst. Die Taschenausgabe erschien etwas früher als die Oktavausgabe, so dass von jener im J. 1827 schon 10 Bände ausgegeben wurden, von dieser nur 2: diese Verzögerung, welche auch G's obige Aeusserung leise tadelt, erregte damals grossen Unwillen (Zelter V., S. 32). Die »poetischen Arbeiten«, welche die 3. Lieferung enthält, sind die Lust- Sing- Zeit- und Festspiele, Faust, und einige Erzählungen: »Die Ausgewanderten; die guten Weiber: Novelle«; die »ungedruckten Anfügungen« sind zum 12. Band (S. 249—313) das Fragment aus Faust, Zweiter Theil, zum 15: die »Novelle«. Was mit dem »Mangel auf dem Titel« gemeint ist, vermag ich nicht zu sagen[1]. Der Adressat ist höchst wahrscheinlich der Faktor Reichel in Augsburg. Dass dieser den Theil der Correspondenz besorgte, welcher sich auf die Herstellung des Druckes bezog, geht z. B. aus dem unten S. 343 veröffentlichten Briefe und den im Goethe-Göttling'schen Briefwechsel gegebenen Mittheilungen hervor.

---

[1] In einer Anmerkung wenigstens sei ein zu den beiden vorstehenden Schreiben gehöriges abgedruckt. Es ist ein Quartblatt mit Trauerrand; nur eine Seite beschrieben; die Unterschrift eigenhändig; befindet sich im Besitze des Hn. A. Spitta (R. Zeune's Antiquariat) in Berlin. Es ist (von Uhde?) im Hamburger Correspondenten 1875, 26. Aug., Morgenblatt, nicht ganz genau abgedruckt. Es lautet:

Ew. Wohlgeb.

habe hiermit anzuzeigen, das, durch Vermittlung des Herrn Goldbeck zu Nürnberg abgesendete Paquet sey glücklich angekommen und also für diesmal kein weiteres Bedenken. Zugleich vermelde jedoch dass mit der nächsten fahrenden Post ein kleines Paquet an dieselben abgehen wird, enthaltend den 18, 19, 20 Band der kleinen Ausgabe, revidirt zum Behuf der Octav-Edition.

Der ich, das Beste wünschend, mich zu geneigtem Andenken bestens empfehle

Weimar — ergebenst
den 7 Juny — JW v Goethe.
1829

Der Adressat des Briefes muss, nach dem Inhalte, derselbe wie der von Nr. 38 und 39 sein. Band 18—20 der Taschenausgabe, welche schon 1828 erschienen waren, enthalten Wilhelm Meisters Lehrjahre.

40.

(An Heinrich Mylius. 14. März 1830.)

Als mein Sohn von Hn. Elkan empfohlen nach Mayland abreiste, war bey uns die Nachricht eingegangen, dieselben seyen in einer hoffnungsvollen Familienangelegenheit abgereist und deshalb von ihm nicht wohl würden angetroffen werden. Nun aber da er wahrscheinlich über die Alpen gelangt ist, vernehme ich, dass jene freudigen Hoffnungen in Trauer und Schmerz verwandelt worden, welches von Herzen bedaure und mein Beyleid auszudrücken nicht Worte genug finde. Ew. Hochwohlgeb. Verhältniss ist seit langen Jahren mit Weimar so innig verwebt, dass Ihnen nichts Angenehmes und nichts Unerfreuliches begegnen kann, woran wir nicht aufrichtig Theil nehmen sollten und ich darf wohl versichern, dass die Besten unserer Stadt den Unfall, welcher Dieselben betroffen hat, aufs tiefste mitempfinden.

Auch ohne meine ausdrückliche Bitte werden Dieselben meinem Sohn allen freundlichen Vorschub geleistet haben, wie ich denn diese Geneigtheit auch fernerhin fortzusetzen bitte. Der Frau Gemalin, deren bedeutende Gefasstheit in diesem Trauerfalle unser guter Dr. Schnauss, ausführlich und zu eigner Beruhigung, mir vertraut hat, werden Sie auch mich zum allerbesten zu empfehlen die Geneigtheit haben.

Hochachtungsvoll

Weimar d. 14 März 1830. Ew. Hochwohlgeboren
ergebenster Diener
J W v. Goethe.

Der vorstehende Brief ist von Hn. Julius Mylius in Mailand nach dem in seinem Besitz befindlichen Original Hn. Dr. Uhde mit Befugniss zur Veröffentlichung abschriftlich mitgetheilt worden. Der Adressat Heinrich Mylius, geboren

24. März 1769, gestorben 21. April 1854, ist ein Bankier aus Frankfurt a. M., der durch seine Verheirathung mit der Tochter des Geh. R. Schnauss in Weimar (1774—1851) in nahe Verbindung mit den Weimarer Kreisen kam und in derselben dauernd blieb. Seine Verehrung für Goethe bezeugte Mylius auf mannigfache Weise, z. B. dadurch, dass er in Gemeinschaft mit anderen Freunden eine sitzende Statue Goethe's von Pompeo Marchesi in Mailand arbeiten liess und der Bibliothek seiner Vaterstadt schenkte. — Hr. J. Mylius erzählt, H. Mylius habe Maffei veranlasst, den Faust zu übersetzen, eine Aufforderung, deren der Uebersetzer ausdrücklich gedenke. Nach dem Tode von Heinrich Mylius sei sein Haus vollkommen umgebaut und in Folge dessen natürlich manches Schriftstück vernichtet worden; die noch vorhandenen Papiere wurden, da direkte Erben nicht vorhanden waren, an die zahlreichen Mitglieder der Familie vertheilt, weitere Briefe Goethe's aber haben sich nicht erhalten.

41.

(An Hofrath Stark.[1] *7. April 1830.)*

Ew. Hochwohlgeb.

ersuche durch Gegenwärtiges auf das Freundlichste, unserm vorzüglichen Porträtzeichner Schmeller einige Stunden zu gönnen, damit auch Ihr Bildniss der würdigen Sammlung von einheimischen und auswärtigen schätzbaren Zeitgenossen, die bey mir immer zunimmt, eingefügt und das Andenken eines so bedeutenden Zusammenlebens um desto vollständiger unsern Nachkommen hinterlassen werde.

In vollkommenster Hochachtung

Weimar gehorsamst

d. 7. Apr. J W v Goethe

1830.

[1] Im Besitze von Frau Hofrath Stark in Heidelberg, aus dem Nachlass ihres Gatten, der der Sohn des Adressaten war. Ohne Adresse. Nur der Name und »gehorsamst« eigenhändig. Der Brief hat einen Trauerrand.

(Frau Rath an Ph. Seidel. Frankfurth, 10. Oktober 1777.)

Euer Brief vom 5. Okt. hat uns sehr gefreut, insbesondere dass der Doktor gesundt und guten Humors ist. — Wann Ihr so was schreibt, sollen auch für jetzt und künftig alle Vagabundereyen verziehen seyn, zumahl der Herr Merck viel gutes von Euch erzählt hat und wie hübsch Ihr alle Sachen von Eurem Herrn besorgt und in obacht nehmetet — als ein braver Pursch dürft Ihr auch Freude haben und ich wünsche Euch recht viele. Die Reisse von Eurem Herrn mag gehen, wohin sie will, so werdet Ihr uns doch als im Vertrauen sagen, wo Er ist, denn man kann nicht wissen was als vorfällt, dass doch ein Brief zu Euch gelangen kann. Von Herrn Wielandt habe gar ein liebes Briefgen erhalten, wo Er mir sagt, dass Er das Christkindgen bei uns haben will, wir freuen uns sehr auf seine Ankunft. Sagt dem Doctor, dass Herr Merck ehestens wegen der bewusten Angelegenheit schreiben würde und wie Alles gemacht und gehalten werden solle. Der Herr Rath ist immer noch nicht recht wohl wir brauchen Medicin, laufen spaziren u. s. w. Die Jahre kommen freylich heran, von denen es heisst, sie gefallen mir nicht. Was aber mich anbelangt, so bin ich, Gott sey Dank, frisch und gesundt, auch gutes Humors zumal wenn ich als gute neue Mähr von Euch geschrieben bekomme, macht mir als öffters so einen spass, davor solt Ihr auch gelobt und gepriesen werden von Allen, besonders aber von Eurer Euch steht gewogenen C. E. Goethe.

Der Adressat des Briefes ist zwar nicht genannt, aber er kann, wie aus dem Wortlaut hervorgeht, Niemand anders als Goethe's treuer Ph. Seidel sein. Andere Briefe an ihn sind in R. Keils bekannter Sammlung gedruckt. Das Original befindet sich im Froriep'schen Archiv in Weimar. Auch einzelne Billete G's an den Genannten haben sich in demselben Archiv gefunden, die an anderm Orte mitzutheilen sind.

(Frau Rath an Anna Amalia. Frankfurt 24. September 1779.)

Durchlauchdigste Fürstin.

Der 18te September war der grosse Tag da der alte Vater und Frau Aja, denen seeligen Göttern weder Ihre Wohnung im hohen Olymp weder Ihr Ambrosia noch Nectar, weder Ihre Vocal noch Instrumentthal Musick beneideten, sondern glücklich, so gantz glücklich waren, dass schwerlich ein sterblicher Mensch jemahls grösser und reinere Freuden geschmeckt hat, als wir beyde glücklichen Eltern an diesem Jubel- und Freuden-Tag — Niemahl hat mich mein Unvermögen, eine sache gut und anschaulich vorzutragen mehr belästig als jetzt, da ich der Besten Fürstin (: von Der doch eigendtlich alle diese Freude ausgeht, die doch eigendtlich die erste Ursach aller dieser Wonne ist :) so recht aus dem Hertzen heraus unsere Freude mittheilen mögte — Es gerade nun, wie es wolle, gesagt muss es nun einmahl seyn.

Ihro Durchlaucht unser gnädigster und Bester Fürst stiegen (: um uns recht zu überraschen :) eine strecke von unserm Hausse ab, kamen also gantz ohne geräusch an die Thür, klingelten, traten in die blaue Stube u. s. w. Nun stellen Sich Ihro Durchlaucht vor, wie Frau Aja am runden Tisch sitzt, wie die Stubenthür aufgeht, wie in dem Augenblick der Hätschelhanss ihr um den Hals fält, wie der Herzog in einiger Entfernung der Mütterlichen Freude eine weile zusieht, wie Frau Aja endlich wie betrunken auf den besten Fürsten zuläuft, halb greint halb lacht, gar nicht weiss, was sie thun soll, wie der schöne Kammerherr von Wedel auch allen Antheil an der erstaunlichen Freude nimbt — Endlich der Auftrit mit dem Vater, das lässt sich nun gar nicht beschreiben — mir war Angst, er stürbe auf der stelle, noch an dem heutigen Tag, da Ihro Durchlaucht schon eine ziemliche Weite von uns weg

Sind, ist er noch nicht recht bey sich, und Frau Aja gehts nicht ein Haar besser — Ihro Durchlaucht können Sich leicht vorstellen, wie vergnügt und seelig Wir diese 5 tage über gewessen sind. Merck kam auch und führte sich so ziemlich gut auf, den Mephisthoviles kan Er nun freylich niemahls gantz zu Hauss lassen, das ist man nun schon so gewohnt. Wieder alle Gewohnheit waren dieses mahl gar keine Fürsten und Fürstinnen auf der Messe, das war nach Unsers Theuersten Herzogs Wunsch, Sie waren also gar nicht Genirt — Am Sontag gingen Sie in ein grosses Concert, das im Rothen Hauss gehalten wurde, nachdem in die Adliche Gesellschafft ins so genandte Brunnenfels, Montags und Dinstags gingen Sie in die Commedie, Mittwoch um 12 uhr Mittags ritten Sie in bestem Wohlseyn der Bergstrasse zu, Merck begleidtete Sie biss Eberstadt. Was sich nun alles mit dem schönen Cammerherrn von Wedel, mit dem Herrn Geheimdten Rath Goethe zu getragen hat, wie sich unsere Hochadliche Freulein gänssger brüsteten und Eroberungen machen wolten, wie es aber nicht zu stande kam u. d. m., das verdiente nun freylich hübsch dramatisirt zn werden. Theureste Fürstin! Sie verzeihen diesen kalten Brief, der gegen die Sache sehr zu kurtz fält — es ist mir jetzt gantz ohnmöglich es besser zu machen — ich bin den gantzen Tag vor Freude und Wonne wie betruncken, wenn sichs etwas zu boden gesetzt hat, wird meine vernunfft auch wieder zu Hausse kommen — bis dahin Bittet Frau Aja, dass Ihro Durchlaucht Gedult mit ihr haben mögten. Uns ist jetzt nichts im Sinne, als die Freude des wieder zurückkommens, da soll der jubel von neuem angehn. Gott bringe Sie glücklich und gesund zurück, dann soll dem alten Reihnwein in prächtigen Pocalen mächtig zugesprochen werden. Wüsten Ihro Durchlaucht, wie oft wir mit Freudenthränen an Ihnen dachten, von Ihnen redeten, wie Frau Aja den Tag seegnete, da die

Beste Fürstin Ihrem glücklichen Land einen Carl August gebohren hat, *Der,* wie es nun am Tag ist, nicht Seinem Land allein zum Heil gebohren worden, sondern auch dazu, um auf unsere Tage Wonne, Leben und seeligkeit zu verbreiten — Wie dann ferner Frau Aja sich nicht mehr halten konte, sondern in ein Eckelgen ging und ihrem Hertzen Luft machen musste, so weiss ich gantz gewiss, die Beste Fürstin hätte Sich unserer Freuden gefreut. — Denn das war kein Mondschein im Kasten, sondern wahres Hertzensgefühl. Dieses wäre nur so ein kleiner abriss von denen Tagen, wie sie Gott (: mit dem seeligen Werther zu reden :) seinen Heiligen aufspart; mann kan hernach immer wieder was auf den Rücken nehmen und durch diese Werckeltag-Welt durchtraben und sein Tagewerck mit Freuden thun, wenn einem solche erquickungsstunden zu theil worden sind. Nun Durchlauchdigste Fürstin! Behalten Sie uns in gnädigstem Angedencken — der Vater empfiehlt sich gantz besonders — und Frau Aja Lebt und stirbt als

Ihro Durchlaucht
unterthänigst treugehorsambste
Dienerin
C. E. Goethe

Frankfurth, d. 24ten
September 1779.

Der Erklärung bedarf dieser prächtige Brief, der zuerst in den Berichten des Freien Deutschen Hochstifts veröffentlicht worden ist und hier als eine Probe der mehr als 70 noch ungedruckten im Grossh. Archiv zu Weimar aufbewahrten Briefe der Frau Rath an Anna Amalia willkommen sein wird, nur sehr wenig. Das Rothe Haus, auf dem Grundstück des jetzigen kaiserlichen Postgebäudes gelegen, war damals das vornehmste Gasthaus Frankfurts: Brunnenfels ist das Haus Braunfels, Liebfrauenberg 29. — Die Worte »das war kein Mondschein im Kasten« beziehen sich wohl auf die bezügliche Stelle im »Triumph der Empfindsamkeit« (2. Akt).

(Moritz an Goethe.[1] *Berlin. d. 6. Juny 1789.)*

Ich bin eine Zeitlang mir selbst nicht recht sicher gewesen, und habe Ihnen in dem Zustande nicht schreiben wollen: denn wir müssen nur *Lebensbriefe* an einander schreiben und alles muss von Folgen seyn. In dem Zustande hat der Tasso etwas Balsamisches für mich gehabt, was aber in mir zu Todtenähnlich wurde. Nun ist das junge Grün wieder aufgelebt, und ich kann froher und leichter wieder Athem schöpfen, und mit ganzer Seele sagen, wie der Tasso mich entzückt und mir Beruhigung und Freude gegeben hat; Beruhigung, weil ich einen Punkt sehe, wo das Qualenvollste und Drückendste der menschlichen Verhältnisse in die mildeste Erscheinung sich vollendet, und Freude, weil dieser Vollendungspunkt mir so nahe erschienen ist. Das klare Sternchen schwebt mir immer vor, und alles übrige ordnet sich darnach. Der Tasso ist nun einmal das höchste Geistige, die zarteste Menschheit, welche auch von der sanftesten und weichsten Umgebung gedrückt, sich ihrer Auflösung nähert; welche den Schwerpunkt verlohren hat, der sie an die Wirklichkeit heftet, und daher auch erst in der Erscheinung ihre eigentliche Vollendung erreichen konnte. Die tragische Darstellung dieses Zarten Geistigen, auf dem Punkte, wo es sich jammernd ablösst und in sich selbst versinkt, ist gewiss das Höchste der Poesie, bei der freilich das Tiefste nicht minder schön ist, sobald die Möglichkeit zu dem Höchsten einmal in der Seele daliegt. Die Prinzessin und Leonore sprechen gleich im Anfang die grössten Menschenverhältnisse unmerklich in jeder Zeile aus, und sagen sich über sich selbst und über Tasso das Feinste und Grösste, was Menschen sich einander über sich selbst und über einen dritten sagen können. Und so ist die erste Auseinanderlegung des Stücks selbst schon der interessanteste

[1] Eigenhändig, ohne Adresse, in meinem Besitz.

Anfang dazu, der schon für sich selbst in gewisser Rücksicht ein schönes Ganze ausmacht, so wie jede Einzelne Zeile nur ein erneuerter Wiederhall dieses harmonischen Ganzen ist, und daher an sich einen sprüchwörtlichen Werth erhält, welcher macht, dass sie von gebildeten Lippen wiedertönt und ins Leben eingreift. Diese Dichtung wird aber überhaupt, ohngeachtet ihrer Zartheit, ins Leben eingreifen, weil sie die Ehrfurcht für das Zarte und Schöne, welche doch einmal wirklich statt fand, zum Hauptgegenstande der Darstellung macht, und auf manche Wangen Schamröthe hervorlocken wird, die dem Gefühl für das, was seinen Werth in sich selber hat, noch nicht ganz abgestorben sind; wenigstens habe ich diese Probe schon damit gemacht. In das Detail kann und will mich itzt nicht einlassen; denn ich würde sonst nicht davon abkommen können, und mein Gedanken sind jetzt ganz mit dem Werther beschäftiget: über acht Tage werde ich Ihnen schon einen Theil des Mspts. zum Durchlesen schicken können, weil ich fleissig dabei bin. Ich hätte schon vor zwei Monathen mit dieser Arbeit fertig seyn können; sie durfte aber schlechterdings nicht bei körperlicher Unbehäglichkeit unternommen werden. Der Tasso hat so was wunderbar Anziehendes, dass ich mit meinen Gedanken gern immer dabei verweilen möchte. Ich fühle immer mehr die Nothwendigkeit dieses Kunstwerks in der Reihe der Dinge, wo es nicht zufällig, sondern wie vorher angewiesen seinen Platz hat. Jedes ächte Kunstwerk scheint mir gleichsam, wie vorher auspunktiert zu seyn, und zu seiner Zeit an die Reihe zu kommen. Nun wäre es freilich wohl Zeit die Spreu von dem Weitzen zu sondern; Der muss nur im Siebe geschüttelt werden so wird die Spreu von selbst verfliegen. Ich denke immer, dass noch einiger Sinn für ächte Kunst irgendwo in unserer Zeit verborgen liegt, und unvermuthet erwachen soll. Die jungen Künstler sind bei meinen Vorlesungen aufmerksam

genug, wenn nur ihre Lehrer, die alten Künstler etwas taugten. Vielleicht lässt es sich nun noch ins Werk richten, dass Trippel doch noch herkömmt. Ich habe mit dem Minister v. Herzberg darüber gesprochen und der Minister v. Heinitz scheinet auch nicht abgeneigt dazu zu seyn. Die Herausgabe der akademischen Monatsschrift besorge ich jetzt allein, obgleich Riems Nahme mit darauf steht. Was sagen Sie zu meiner Affaire mit Campen? Ich glaube es ist recht, dass diese Sache zur Sprache gekommen ist; denn von solchen Menschen wie der Campe ist, kann eben nichts Reelles und Gutes emporkommen. Ich bin nun auch zum Mitarbeiter an der Litteraturzeitung ordentlich kontrackt-mässig angenommen worden: Die Recension über die bildende Nachahmung etc. von Rehberg steht noch nicht darinn, und auch die Ihrige noch nicht im Mercur. Sie haben doch die Güte gehabt, 20 St. Ducaten an den Mahler Meyer in Rom bei meiner Abreise aus Weymar zu übermachen; er muss durch einen Zufall den Brief nicht erhalten haben, wie ich von Hirt erfahre. — Ich glaube, dass ich auf einem guten Wege bin, und dass Sie mit mir zufrieden seyn werden, aber muntern Sie mich auch durch ein Wörtchen wieder auf und emphehlen mich allen Freunden

Moritz.

Obschon der Adressat nicht genannt ist, so kann es doch nur Goethe gewesen sein, als Verfasser des Tasso. Meines Wissens, der erste veröffentlichte Brief von Moritz an denselben. Auf die am Schlusse erwähnte Rehberg'sche Anzeige beziehe ich Goethe's undatirtes Billet an Knebel Nr. 173, während der Herausgeber es in's Jahr 1798 gesetzt hat und Hirzel es auf Goethe's eigne Anzeige der Moritz'schen Schrift über die bildende Nachahmung des Schönen im Juli-Heft des Merkurs v. J. 1789 bezog, welche Moritz nach vorstehendem Briefe schon im Juni mit Ungeduld erwartete.

3. GOETHE IN DORNBURG.

VON

LUDWIG GEIGER.

Am 14. Juni 1828 starb der Grossherzog Karl August auf seiner Rückreise von Berlin zu Graditz bei Torgau. Kaum einen Monat vorher, bevor er die Berliner Reise unternahm, hatte er an Goethe geschrieben (17. Mai); einige Tage früher hatte er, nicht ohne eine Art von Todesahnung geäussert: »Ich denke einen Abstecher nach Berlin zu machen und alles dorten Neuentstandene und Hingekommene zu beleuchten und so zu sagen, von der Aussenwelt bei dieser Gelegenheit Abschied zu nehmen«. Durch die unerwartete Nachricht von dem Hinscheiden des fürstlichen Freundes, mit welchem er seit länger als einem halben Jahrhundert aufs Innigste befreundet gewesen, war Goethe tief betroffen[1] und wünschte, wie er dies bei traurigen Veranlassungen früherer Jahre, z. B. bei Schillers Tode erprobt hatte, sich in stiller Einsamkeit zu sammeln, auf sich selbst zu besinnen und in dieser Ruhe Kräfte zu neuem Leben zu gewinnen. Daher erbat er, da er die rechte Stimmung weder in Weimar, noch auch in Jena zu finden vermocht hatte, die Erlaubniss, sich in das grossherzogliche Schloss in Dornburg, das ihm von dem Verstorbenen schon mehrfach zur Wohnung ange-

[1] Ueber die Einzelheiten vgl. Düntzer: Goethe's Leben S. 639. Ueber die Vorgänge der folgenden Tage unterrichten die unten gedruckten Briefe Sorets vom 20. und 23. Juni.

boten worden war, einige Wochen zurückziehen zu dürfen und erhielt diese Bitte sofort gewährt.

Am 7. Juli traf er in Dornburg ein, gedachte ursprünglich nur kürzere Zeit daselbst zu verweilen und den Aufenthalt zu einer Vorbereitung für eine seinen mineralogischen und geognostischen Studien nutzbringende Reise nach Freiberg anzuwenden, erkannte aber bald, dass er zu einem solchen Eintritt in einen fremden Kreis weder körperlich noch geistig geeignet sei und erbat sich daher zwar Urlaub zu der angegebenen Reise, jedoch mit der Bedingung, dass er, wenn er einen solchen Ausflug nicht wagen dürfte, die nächsten Wochen zwischen Dornburg und Jena theilen könnte[1]. Ein solcher Urlaub wurde ihm selbstverständlich gewährt; trotzdem blieb er fast ohne jede Unterbrechung bis zum 11. Sept. in Dornburg.

In Goethe's Tagebuch (Abschrift im Besitz des Frhrn. v. Maltzan in Weimar) heisst es: »Fahrt am 7. Juli nach Dornburg. Aufenthalt daselbst. Macht das Schreiben über den Tod des Grossherzogs Karl August. Schreibt die Gedichte: »Früh, wenn Thal, Gebirg und Schatten«, »Und wenn mich am Tag die Ferne«, »Dem aufgehenden Vollmonde«, »Der Bräutigam« (Vgl. die Gedichte bei Hempel III, 100, 101, 166; die Bemerkung v. Loepers an letzterer Stelle ist unserm urkundlichen Zeugniss gegenüber schwer haltbar) und ergänzt die Geschichte seines botanischen Studiums. Zurück von Dornburg den 11. Sept. nach Weimar«.

Von diesen Wochen hat wahrheitsgetreu und liebevoll der Dornburger Hofgärtner K. A. Ch. Sckell in seinem Schriftchen: Goethe in Dornburg, Gesehenes, Gehörtes und Erlebtes, Jena u. Leipzig, H. Costenoble 1864 berichtet, der seit 1816 von Goethe beachtet, seit 1822 in seiner Dornburger Stellung, nun, während des Aufenthalts des Dichters, täglich mit ihm zusammen war, ihn und seine Freunde beköstigte, und über den schlichten äussern Verlauf jener Tagen Genaues mitzutheilen in der Lage war.

Goethe wohnte in der damals sogenannten Bergstube in dem sonst Stomann'schen Schlösschen, lehnte das Anerbieten des Grossherzogs Karl Friedrich, in das mittlere Schloss überzusiedeln, ab und empfing höchstens vornehme Besuche in dem Saale desselben. Ueber seine Wohnung und den Dornburger Garten sprach er sich in einem Briefe an Zelter folgendermassen aus: (10. Juli 1828, G. u. Z. V, S. 68 fg.): »Ich weiss nicht, ob Dornburg Dir bekannt ist: es ist ein

[1] Brief an H. Meyer, 25. Juli.

Städtchen auf der Höhe im Saalthale unter Jena, von welchem eine Reihe von Schlössern und Schlösschen, gerade am Absturz des Kalkflötzgebirges, zu den verschiedensten Zeiten erbaut ist: anmuthige Gärten ziehen sich an Lusthäusern her: ich bewohne das alte neuaufgeputzte Schlösschen am südlichsten Ende. Die Aussicht ist herrlich und fröhlich, die Blumen blühen in den wohlunterhaltenen Gärten, die Traubengeländer sind reichlich behangen und unter meinem Fenster seh' ich einen wohlgediehenen Weinberg, den der Verblichene auf dem ödesten Abhang noch vor drei Jahren anlegen liess und an dessen Ergrünung Er sich die letzten Pfingsttage noch zu erfreuen die Lust hatte. Von den andern Seiten sind die Rosenlauben bis zum Feenhaften geschmückt und die Malven, und was nicht alles, blühend und bunt, und mir erscheint das alles in erhöhteren Farben wie der Regenbogen auf schwarzgrauem Grunde.

Seit fünfzig Jahren hab' ich an dieser Stätte mich mehrmals mit Ihm des Lebens gefreut, und ich könnte diesmal an keinem Orte verweilen, wo seine Thätigkeit auffallender anmuthig vor die Sinne tritt. Das Aeltere erhalten und aufgeschmückt, das Neuerworbene (eben das Schlösschen, das ich bewohne, ehemals ein Privat-Eigenthum) mässig und schicklich eingerichtet, durch anmuthige Berggänge und Terrassen mit den früheren Schlossgärten verbunden, für eine zahlreiche Hofhaltung, wenn sie keine übertriebenen Forderungen macht, geräumig und genügend, und was der Gärtner ohne Pedanterie und Aengstlichkeit zu leisten verpflichtet ist, alles vollkommen, Anlage wie Flor«.

Goethe war mit seinem Sekretär John und seinem Bedienten Friedrich, von deren geringer Widerstandskraft gegen den Dornburger Wein Sckell ein hübsches Geschichtchen zu erzählen weiss, nach Dornburg gekommen und hielt mit ihnen, gegen die er, wie gegen alle die ihm nahten, den milden, anspruchslosen, freigebigen Herrn spielte, allein aus. Bei schönem Wetter war er viel im Garten, während der furchtbaren Regengüsse, über welche er in seinen Briefen mehrfach klagte, blieb er in seinen Zimmern; nur dreimal fuhr er aus, immer in Begleitung des genannten Sckell. Das erste Mal nach Grossheringen, wo er den ihm von früher bekannten Ortsschulzen Planert, welcher lange Zeit Landtagsabgeordneter gewesen war, besuchte;[1] das zweite Mal nach Jena,[2] wo er

[1] Am 2. August, vgl. unten den Brief Frommanns. Nach Grossheringen fuhr Dr. Stichling mit, »ein Enkel Wielands, ein gar angenehmer gebildeter, wohldenkender und unterrichteter Mann.« (G. u. Knebel II, 366.)

[2] Wol am 20 Juli, s. G. u. Z. V, 79.

bei dem Legationsrath Weller, dem Bauinspector Götze, dem Hauptmann Schauroth und bei Knebel vorsprach; endlich nach dem vor Camburg an der Chaussée liegenden, seiner Aussicht wegen berühmten Thurmberg.

Seine Lebensweise war sehr einfach; ich schildere sie mit Sckells Worten (a. a. O. S. 45—47): »In der Regel verliess Goethe um 6 Uhr das Bett und genoss sofort Kaffee. Schon um 7 Uhr beschied er seinen Sekretär zu sich und dictirte diesem bis um 8, auch halb 9 Uhr. Darauf ging er auf den Terrassen oder im Garten bis halb 10 Uhr spazieren, nahm nun das Frühstück ein und dictirte darauf von Neuem oder begab sich wieder in den Garten, wenn er nicht schon zeitig durch Fremdenbesuch behindert wurde. Um 11 Uhr stellte sich dann in der Regel jeden Tag Besuch ein, welcher bei ihm speiste. Die Tafel begann gewöhnlich um halb 2 Uhr und dauerte bis 4 Uhr. Dann reisten die Fremden sofort ab [1] und Goethe begab sich wieder in den Garten, blieb dort bis halb 6 Uhr, ass darauf stets eine Franzsemmel und trank — die acht Tage ausgenommen, an welchen er den Dorndorfer Rothwein genoss — ein Viertel Moselwein. Von da blieb er auf seinem Zimmer oder ging bei schöner Witterung wiederholt einige Male im Garten auf und ab. Sitzend habe ich ihn dort nie angetroffen. Abends beschäftigte er sich mit dem Lesen eingegangener oder mit dem Unterschreiben von ihm dictirter Briefe. An Zeitungslectüre schien er wenig Gefallen zu finden. Um 9 oder halb 10 Uhr ging er zu Bett. Da mir gestattet war, zu jeder Zeit sein Zimmer zu betreten ohne angemeldet zu sein, so ist mir vergönnt gewesen, ihn auch hier beobachten zu können. Er legte sich auf den Rücken, die Hände ausserhalb der Bettdecke auf der Brust, wie zum Gebet gefaltet, den Blick nach oben gerichtet. Früh waren die Hände noch in ihrer ursprünglichen Situation, sein erster Blick war nach oben gerichtet. Sein Schlaf musste tief und süss sein, denn das Lager zeigte keine Spuren von Unruhe. — Er lebte sehr mässig und nach einer bestimmt vorgezeichneten Ordnung; daher kam es wohl auch, dass er sich während seines Aufenthaltes in Dornburg nie unwohl fühlte. Im Genusse des Weins war er sehr mässig, denn bei der Mittagstafel wurden, ausser einem guten Tischwein, selbst bei acht bis vierzehn Gästen höchstens zwei Flaschen Champagner getrunken. Vorzugsweise liebte er unter den Speisen Compots aus Birnen,

[1] Eine Ausnahme machten bisweilen Goethe's Sohn und Töpfer, welche um 5 Uhr ankamen und bis 9, wohl auch 10 Uhr blieben.

Kirschen und Himbeeren. Ausser dem von ihm selbst bereiteten Salate aus Artischoken, die er nebst feinem Provençeröl aus Frankfurt a. M. hatte kommen lassen, genoss er keine Salate: auch Milchspeisen waren nicht nach seinem Geschmack«.

Die Dornburger Einsamkeit wurde durch zahlreiche Besuche belebt. *Ottilie von Goethe*, welche mit ihren Kindern wöchentlich zwei oder drei mal kam, *August*, der sich meist in Begleitung des Landesdirectionsraths *Töpfer* einstellte, Kanzler von *Müller*, Legationsrath *Weller* und andere Weimarer und Jenaer Freunde, erstere seltener, weil die je vierstündige Hin- und Rückfahrt die Reise für einen Tag ziemlich beschwerlich machte. Von einem solchen Besuche hat einer der Theilnehmer *F. J. Frommann*[1] Mittheilung gemacht. Es war am 2. Aug. an dem Tage des Ausflugs nach Grossheringen (oben S. 318), Goethe war vor Kurzem erst zurückgekommen, unterhielt sich zuerst in einem andern Raum mit den jenaischen Präsidenten von *Ziegesar* und von *Motz*, wendete sich dann aber den neuen Besuchern zu, ausser Frommann dessen Tante Betty Wesselhöft, dem berühmten Uebersetzer *J. D. Gries*, Frau *v. Löw* und ihrer Tochter[2]. Frommann also schreibt (Brief an Stüve)[3]:

»Gleich vom ersten Eintreten an war er heiter, freundlich und unbeschreiblich liebenswürdig, setzte sich, scherzte mit Luischen Löw und durchlief in den beinahe zwei Stunden, die wir bei ihm sassen, einen unglaublich reichen Kreis von Dingen, Menschen und Situationen. Da die Löw von hier zu Graf *Caspar Sternberg* reist, sprach er zuerst von ihm, schilderte seine würdige und grosse Denkungsart, erzählte, wie er sich mit ihm gefunden, welch ein Glück es sei, in

[1] Das Frommann'sche Haus und seine Freunde 1792—1837. Jena 1870. S. 39. Dort heisst es: »Er war ermuntert und angefeuert durch die Blicke seiner jungen Nachbarin, die mit freudiger Begeisterung an seinen Lippen hing. Da streifte er mit seinem Arm den ihrigen und sagte: »Ja wenn man sich an der Jugend reibt, wird man selbst wieder jung«. — Ferner handschriftlicher Brief Frommanns an Stüve 2. Aug. 1828.

[2] Von dem Besuch der Frau v. Löw schreibt G. an Sternberg 5. Okt., berichtet über deren Brief vom 9. August; Sternberg dankt (15. Okt.) für die von ihr »noch ganz begeistert von den angenehmen Stunden in Dornburg« überbrachten Grüsse und meldet, dass sie bis zum 16. Aug. bei ihm verweilt habe; dann sei er von einer Krankheit befallen worden. Dass Frau v. Löw auch später mehrere Briefe an Goethe gerichtet hat, geht aus dessen Worten 30. Jan. 1829 hervor.

[3] Hr. Frommann sen. in Jena hat diesen seinen Brief an Uhde abschriftlich geschickt und mir den Abdruck freundlichst gestattet.

seinem Alter noch solche Jünglingsfreundschaft zu schliessen[1]. — *Zelter*, der sei immer ein Mann gewesen, habe sich durchs Leben durchgeschlagen durch Theater, Musik, Essen, Trinken, durch Creditoren[2], um den sei ihm nicht bange — *Tischbein* characterisirte er herrlich in seinem verfehlten aber liebenswürdigen und geistreichen Streben, hob hervor, was man ihm auch in der Kunst zu danken habe, dadurch dass er das Studium der Antike belebt, die etrurischen Vasen zu Ehren gebracht habe; mit ihm habe er in seinem 40. Jahre[3] wieder ein Studentenleben gelebt, aber in Rom, wo einen das Ungeheuere überall umgeben, sei man immer genöthigt gewesen sich wieder zu sammeln. — Die strebenden Geister, die damals dort vereinigt waren, *Angelica Kaufmann*, *Reiffenstein*, der *Löw* Aeltern, das Concert mit diesen auf dem Capitol bei *Rezzonico*[4] mit der Aussicht auf das campo vaccino, wo die untergehende Sonne die Steine all des ungeheuern Gemäuers roth, die Bäume nur noch grüner, die Ferne dunkelblau gemalt hätte. Dss deutete er alles nur so an. Er erzählte auch von einem Briefe *Göttling's* aus Neapel[5], lobte ihn und seine Sicherheit und Keckheit[6], seine Beschränkung in den Zwecken und Unermüdlichkeit in den festgesetzten Gränzen. — Von den Salzbohrversuchen, dem Salinendirektor *Klenck*[7], der neuen Saline bei Bufleben ging er über zu der Möglichkeit, auch in Böhmen Salz zu finden und trug Luischen mit höchst launischer Scherzhaftigkeit auf, dem Grafen Sternberg diese Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit und warum nicht gleich Gewissheit zu verkündigen. — Aber ich könnte noch lange schreiben, ohne die Gegenstände, worüber er sprach, zu

---

[1] Nicht lange vorher hatte G. einen Brief des Grafen Sternberg (vom 5. Juli) erhalten, aus welchem wenigstens eine Stelle mitgetheilt sei: »Ganz Deutschland muss sich an dieser Bahre erinnern, welche Geistesentwicklung, welche Förderung der Wissenschaften unter der begünstigenden Regierung dieses Fürsten von Weimar ausgegangen ist, und in die allgemeine Trauer des Landes einstimmen; doch wer könnte dieses besser beurtheilen, als der verehrte Freund, der alle Phasen dieser langen und denkwürdigen Regierung getheilt und an allem Grossen und Guten, das sie bewirkt den grössten Antheil genommen hat?«

[2] In der Abschrift undeutlich, könnte vielleicht Traditionen heissen.

[3] In Rom 1787.

[4] Zweiter Aufenthalt in Rom. Bericht Febr. 1788 s. m. Ausg. S. 587 fg. mit den Anmerkungen dazu.

[5] Vom 24. Juni 1828. Der Brief ist jetzt abgedruckt in Fischer: Briefwechsel zwischen Goethe u. Göttling, München 1880, S. 41—53.

[6] Wohl besser: Raschheit.

[7] G. erwähnt ihn in dem Briefe an Nikolovius vom 7. Aug. 1828.

erschöpfen und am Ende hättest Du doch nur ein todtes Gerippe, denn der Zauber seines Ausdrucks, seines lebendigen Geberdenspiels, seiner schönen heute mitunter recht kräftigen und klingenden Stimme fehlte. Unzählige kleine Anspielungen und Scherze fielen noch nebenbei! So hatte eine Frau in St. der Tante Betty aufgetragen, sie ihm zu Füssen zu legen. Dabei benahm er (sich) einzig, um diesen unanständigen Altar einer anständigen Frau abzuwehren, der ihm schon in der blossen Vorstellung schrecklich war.«

Auch andere Besuche stellten sich ein: *Soret*, der den Erbprinzen begleitete, viele Engländer, unter ihnen die jungen Herzöge *Arthur Richard* und *Charles Wellesley* von Wellington, Sir *Clave*, mit welchem über Brasilien geplaudert wurde; der Amerikaner *Robinson* mit seiner als Uebersetzerin serbischer Volkslieder bekannten Frau, (Talvj), die, von Knebel empfohlen, von Goethe als allerliebst charakterisirt wurde, »so hübsch und eigensinnig, dass man hoffen darf, sie werde sowohl in der alten als neuen Welt glücklich durchkommen« (G. Briefw. mit Knebel II, 384, 387.), Leipziger Studenten, die Goethe, zuerst etwas unwillig, dann aber freundlich genug empfing: *Stieglitz* aus Berlin, der wenigstens von Zelter angekündigt wurde, der aber vielleicht nicht kam, wie andere von dem Genannten empfohlene Berliner *Gedike*, *Bach* und *Rungenhagen* die durch Krankheit zurückgehalten, den Brief aus Dresden übersendeten und nachher bejammerten den Dichter zu verfehlen [1]: der französische Musiker *Chelard*, Maître de Chapelle de S. M. le Roi de Bavière, der aus Weimar nach Dornburg empfohlen, von dort mit einem freundlichen Schreiben an Zelter nach Berlin gewiesen wurde, dann, nach seiner Rückkehr in Weimar eine Anstellung fand.

Ausser Besuchen kamen Briefe persönlichen und wissenschaftlichen Inhalts, die Gelegenheit zur Beantwortung und mannigfacher Anregung boten, Briefe, die zwar ausser denen Knebels und Zelters nicht gedruckt, durch Goethe's Antworten — man kennt, vgl. das unten folgende Verzeichniss, 49 aus Dornburg geschriebene — ihrem wesentlichen Inhalte nach bekannt sein dürften. Zu den Briefen ersterer Art gehört ein im Namen der nun regierenden Hoheiten von Hrn. v. *Beulwitz* gesendeter Brief (28. Juni), den Goethe mit jener wahrschein-

---

[1] G. u. Z. V, 72. 98. 104. Das. 98: »Die am 23. July von Dir Empfohlenen« ist nicht richtig. Ein Brief von diesem Datum ist nicht erhalten und Zelters Briefchen vom 22. (a. a. O. S. 74 fg.) enthält keine Empfehlung der Genannten. Es muss heissen 23. Juni s. V, 65.

lich den 17. Juli abgefassten, später mehrfach gedruckten, merkwürdigen Seelen- und Zeitschilderung beantwortete; zu den letzteren ein Schreiben aus dem Haag [1], dessen Inhalt und Absender aus dem bisher bekannten Material nicht zu ermitteln ist.

Auch von Dornburg aus besorgte Goethe sodann die Amtsgeschäfte, deren Erfüllung ihm oblag. Seine Thätigkeit in dieser Beziehung kann freilich, bei dem Mangel an aktenmässigem Material, nicht erörtert werden; nur einer mit diesem Geschäftskreise einigermassen in Verbindung stehenden Angelegenheit mag hier gedacht werden. Es ist die Ordnung der Briefschaften der Herzogin Amalia, welche Kanzler Müller im Auftrage Karl Augusts besorgte. Der Beauftragte hatte die ersten Zeugnisse seiner Arbeit an Goethe übersandt und erhielt dieselben (25. July) zurück [2] mit Dank und Anerkennung für das Geleistete und folgender Bemerkung: »Auf diesem Wege werden sonderbare Dokumente gerettet: nicht in politischer, sondern menschlicher Hinsicht unschätzbar, weil man sich nur aus diesen Papieren die damaligen Zustände wird vergegenwärtigen können, wie auf hohem Standort ein reines Wohlwollen, gebührende Anerkennung, ernstliche Studien und heiterste Mittheilung in einem Kreise sich bethätigen, der schon demjenigen, der es mit erlebt hat, mythologisch zu erscheinen anfängt«.

Schon seit Jahren aber hatte die amtliche Thätigkeit nur einen geringen Theil des Tagewerks ausgemacht; sie war mehr und mehr durch die wissenschaftliche Arbeit verdrängt worden. Diese musste nun, zumal bei der Entfernung vom Sitze der Behörden, immer mehr in den Vordergrund treten.

Goethe hatte, bevor er den furchtbaren Schicksalsschlag erfuhr, eine französische Bearbeitung der »Metamorphose der Pflanzen« mit Soret verabredet, der er, auch von Dornburg aus, fördernde Theilnahme und fleissige Mitarbeit zuwendete. Zu diesem Behufe besonders nahm er das grosse Werk A. P. de Candolles: Organographie végétale, 2 Bände, Paris 1827 durch, übersetzte einen Theil desselben sur la symmétrie des plantes nebst einigen anderen Fragmenten, schrieb »wenige Noten zu Verständniss und Ausgleichung kleiner Differenzen, welche eigentlich nur aus der Vershiedenheit beider Sprachen entspringen«, und entwarf einen Plan zu der neuen Ausgabe seines Werkes, den er am 3. Aug. an Soret übersandte. Auch

[1] Vgl. Briefe an Soret S. 52.
[2] Gedenkbuch S. 83.

ein anderes eben damals in zweiter Auflage erschienenes Buch brachte ihm für seine Arbeit Nutzen, das »System der Botanik« von F. S. Voigt (Jena 1827) und wurde in der französischen Bearbeitung mehrfach angeführt [1].

So erregte die Botanik, die »alte wohlfundirte Liebschaft«, wie er einmal an Zelter schreibt, ihn aufs Neue; dazu kamen als äussere Anlässe Sorets Lust sich als Uebersetzer zu bethätigen, der beständige Aufenthalt in der Natur, in blühenden Gärten, endlich auch eine gewisse Opposition gegen die deutsche Wissenschaft, welche ihm »der seit 50 Jahren leidenschaftlich den Naturbetrachtungen ergeben«, keine neue Gabe anbiete, und ihn veranlasse zu sehen, »wie das Summa Summarum im Auslande fruchtet« [2].

Das vielseitige Interesse für Naturwissenschaft gestattete indessen keine Beschränkung auf die Botanik, vielmehr reihten sich den genannten Studien manche andere an. Der Botanik am nächsten lagen die in Folge der günstigen Aussichten auf ein gutes Weinjahr auch praktisch nicht unwichtigen Betrachtungen über Weinkultur, die sich an eine Schrift von *Kecht* anschlossen [3]. Goethe verglich die Lehren dieses Buchs mit den anerkannten Grundsätzen der Pflanzenphysiologie, führte sie darauf zurück, fand sie auch hier probat und empfahl besonders seinem Grossneffen *Alfred Nicolovius*,[4] der sich schon damals in Bonn befand, ihm etwa neu erschienene Schriften über diesen Gegenstand zuzuschicken. »Uebrigens wünsche«, schloss er heiter, »dass Du Dich bei der bevorstehenden Weinlese mit erfahrenen Männern hierüber besprächest, welches jedem Christen erspriesslich sein kann, da in den Evangelien des edlen Weinstocks und der damit bepflanzten schönen Berge öfters in allen Ehren Erwähnung geschieht. Du weisst ja, wie der Exegese die Naturanschauung kräftig zu Hülfe kommt«.

Auf die Pflanzen- folgten Steinstudien. Das Interesse für diese, schon immer rege, wurde neu belebt durch die Sendung eines Buches von *M. v. Engelhardt*: »Die Lagerstätte des Goldes und Platin im Uralgebirge«, (Riga 1828) über

---

[1] Briefe an Soret S. 53 A. 1. Andere Erwähnungen Voigts, Werke, Hempel XXXIII, S. 137, 148, 151, 152, 159, Naturw. Corresp. Nr. 31, 33, 192.

[2] An Zelter V, 69, 98.

[3] J. S. Kecht, Verbesserter praktischer Weinbau. Nach dem Tode des Verfs. hgg. von S. W. Kecht. Berlin 1827.

[4] An Nicolovius, Sepdr. (G.-J. I, S. 397), S. 16.

welches Goethe bald nach Empfang [1] also urtheilt: »Von einem scharfsichtigen, einsichtigen, wohldenkenden freyen Manne geschrieben, wodurch mein Wunsch erfüllt wird, dass wir nunmehr Gebirg und Gangart kennen lernen, welche, durch Verwitterung, Zerbröckelung, Auflösung, zu Verschüttungen und Zuschüttungen der allernächsten Thäler und Schluchten Veranlassung gegeben. In seinen ganzen Erklärungen ist nicht das mindeste Gewaltsame, sondern man sieht die Natur wie sie still wirkt und wie ich sie liebe«.

Auch Knebel theilte Goethe seine Meinung über die erfreuliche Schrift mit [2] und meldete ihm, wie er auch Soret gemeldet hatte, dass jene erste Sendung von der nicht minder erfreulichen zweiten, nämlich dem »prächtig verguldeten Gypsmodell, oder Abguss von dem Stück gediegenen Goldes, welches am Ural gefunden worden ist«, einem Geschenk des Staatsrath *Loder* [3]) begleitet gewesen sei. Grade diese Sendung war Goethe besonders erwünscht, sie wurde von ihm dem Gärtner Sckell gezeigt, der sich zwar später des Gewichts des Klumpens (etwa ein Viertelzentner) nicht mehr erinnert, aber die Worte des Meisters: »Sehen sie, hier habe ich von Petersburg den Abdruck eines Goldklumpen erhalten, welcher bis jetzt der grösste ist, den man aufgefunden hat« überliefert und meldet, dass der Abdruck die Form des Kopfes eines erwachsenen Menschen hatte.

Wie die Erscheinungen auf der Erde, so gaben die Himmels-Erscheinungen Goethe Veranlassung zu Betrachtungen und Bemerkungen, die während seines Dornburger Aufenthalts eintretenden Regengüsse brachten ihn dazu, barometrische Vergleichungen anzustellen, von den Freunden Nachrichten über das Wetter in ihrer Gegend zu verlangen, wohl auch denen, welche die Absicht, ihn zu besuchen aussprachen, einen bestimmten Barometerstand anzugeben, welchen sie abwarten sollten. Zelter aber, der auf Alles einging, und der, ohne allzuviel methodisch geordnete Kenntnisse zu besitzen, den Mangel an Wissen durch seinen graden klaren Verstand, durch die Lust, dem verehrten Freunde in Allem zu folgen und seine hingebende Liebe ersetzte, die ihm manche Schwierigkeiten besiegen half, wünschte etwas von den Untersuchungen zu

---

[1] An Soret, 13. Aug., Briefe S. 60.

[2] 18. Aug. Knebel II, 386. Vgl. auch unten an Müller.

[3] Sollte dessen Brief, Moskau, 9. April 1828 (Naturwiss. Corr. I, 307–311) wirklich erst im Aug. in Dornburg eingetroffen sein, oder kam die Sendung ohne Brief?

nützen und schrieb: »Um endlich noch einmal auf die wüste Witterung zu kommen: Lass mich doch einsehn wie Du die Sache siehst und schreibe etwas auf, ich bin gewiss nicht der letzte, der Deinen Gedanken fasst; dass die Ursache nicht auswendig zu suchen ist, davon bin ich überzeugt[1]«. Durch eine solche Mahnung angeregt entwarf Goethe einen Abriss seiner Deutung der Witterungs-Erscheinungen, schrieb ihn in den ersten Tagen des September nieder, ergänzte ihn durch Aufzeichnungen über den Barometerstand an den folgenden Tagen, schloss diese Bemerkungen mit dem Vers:

> Denn mit dem himmlischen Küchenzettel
> Ist's immer wieder der alte Bettel.

schickte aber das Ganze, mit mancherlei anderen Zusätzen versehen, erst von Weimar aus ab[2].

Während er Zelters Verlangen gern erfüllte, verhielt er sich dem von *Nees von Esenbeck* ausgesprochenen gegenüber ablehnend. Dieser hatte nämlich den Wunsch zu erkennen gegeben, eine wohlwollende Aeusserung über den verstorbenen *Bojanus* zu erhalten, »eine Andeutung dessen, wass durch diese nachträgliche Tafel [die Abbildung des Urstierskeletts] ergänzt, erläutert und besser vor Augen gebracht wird«, musste aber auf einen derartigen Aufsatz, welchen er für ein schöneres Denkmal erklärte, als die gelehrteste latinisirende Biographie, verzichten und nach dreijährigem Warten sich dazu verstehen, einer von Prof. *Otto* verfassten Biographie des Verstorbenen einige Worte voranzuschicken, in denen er Goethe's ehrender Theilnahme an der letzten Arbeit dieses Anatomen gedachte[3].

So sehr nun auch die naturwissenschaftlichen Studien im Vordergrund standen, so blieben sie nicht die alleinherrschenden. Mittelbar waren sie es indess, die Goethe auf ein anderes wenn auch benachbartes Gebiet riefen. In Candolle's obenerwähntem Werke nämlich war unter denen, welche vor Goethe eine richtige naturwissenschaftliche Beobachtung angebahnt hätten, *Joachim Jungius* genannt worden. Diese Nennung gab Anlass zu neuen Studien. »Den alten Joachim Jungius« — heisst es in einem Briefe an Soret, Weimar 2. Juli —

---

[1] 30. Aug. 1828, Briefw. V, 105.

[2] 5. Okt., a. a. O., 106—108, Zelter geht nur sehr wenig auf die Darlegung ein: 19. Okt., S. 120.

[3] Naturw. Corr. II, 167, 176. Briefe vom 12. Juli 1828, 25. Juli 1831. Vgl. Nennung des Bojanus in Werke, Hempel XXXIV, 174.

»dessen seltene Schriften, auf die er (Candolle) uns hinweisst, sich auf der Jenaischen Bibliothek glücklicherweise befinden, studier ich sehr ernsthaft, um zu erfahren, was ich mit diesem grauen Vorgänger gemein habe; bisher war er mir unbekannt geblieben«. Nun war freilich Jungius vornemlich Botaniker, Naturforscher überhaupt und auf die Werke, die er als solcher geschrieben, bezieht sich die Darstellung und die fragmentarischen Notizen, die Goethe ihm gewidmet u. d. T.: »Leben und Verdienste des Doctor Joachim Jungius, Rektors zu Hamburg« (Werke, Hempel XXXIV, S. 208—223), aber sie berührt auch den Umstand, dass Jungius mit Vorliebe Mathematik betrieb und dass er in seinem Hauptwerke: Doxoscopiae Physicae minores, das erst 5 Jahre nach seinem Tode herauskam, „nach und nach aus den Reichen der Metaphysik herabsteigend, der Erfahrungsphysik sich nähert und zuletzt bis zur Chemie und zur Harmonie der Töne gelangt“[1]. Eine solche Beobachtung genügte, um Goethe zum Weitergehen zu bewegen, wie er denn niemals bei der Betrachtung eines Menschen mit der Erkenntniss einer Seite seines Wesens sich befriedigt erklärte, sondern ihn nach allen Seiten zu verfolgen, die verschiedensten Aeusserungen seines Geistes zu belauschen bemüht war. Während er daher den Naturforschern das fast unbekannte Wesen eines würdigen Vorgängers zu enträthseln begann, fragte er Zelter nach einem musikalischen System, »das in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts gegolten und dergestalt ausgesprochen gewesen, dass es ein Hamburger Rector jener Zeit seinen Schülern auf drey gedruckten Bogen habe überliefern können? Ich bin so eben mit Betrachtung über jene bedeutende Epoche, der wir so viel schuldig sind, beschäftigt«, erhielt freilich auf diese Anfrage keine recht genügende Antwort, wohl aber Bemerkungen über den inneren Werth der von Jungius geäusserten musikalischen Theorie. (Vgl. G. u. Z. V, 83, 135, 139.)

Neben die verschiedenartigen wissenschaftlichen Bestrebungen traten sodann die künstlerischen. In welcher Weise sie den Dichter beherrschten, lehren die unten folgenden

[1] Im Besitze des Hrn. v. Loeper befinden sich 3 Bibliothekszettel der Jenaer Universitätsbibliothek (10. July 1828) unterschrieben: J. W. v. Goethe, auf denen dieser drei Werke des Jungius: Logica Hamburgensis, 1681, Germania superior, 1685, Mineralia 1689 verlangt. Auf einen 4. Zettel hat G. eigenhändig geschrieben: »Erbitte mir Joachim Jungius Isagoge phytosopica (sic. st.: phytoscopica) 1678. Goethe« und wie Weller nachschriftlich bemerkt, am 15. Okt. 1828 erhalten.

Briefe: hervorgehoben mag werden das Interesse an Dorow's glücklichen Funden, und die Aufmerksamkeit, freilich auch das Misstrauen, welches der Dichter der damals noch ungedruckten Danteübersetzung des Philalethes (Johann's, damaligen Prinzen von Sachsen) entgegenbrachte. Auch hier wurde die Anerkennung fremder Thätigkeit durch eigenes Schaffen erhöht. »Auch mache ich hier wieder Gedichte«, sagte Goethe zu Eckermann (Gespräche II., S. 5) bei einem von dessen Besuchen, »die nicht schlecht sind, und möchte überall, dass es mir vergönnt wäre, in diesem Zustande so fortzuleben«. Zwei derselben lassen sich aus brieflichen Quellen nachweisen. Zunächst das schöne Gedicht: »Dem aufgehenden Vollmonde. Dornburg. August 1828«. (Werke, Hempel III., S. 99 fg.) das, theilweise eine Fortsetzung der alten traulichen Beziehungen zu Marianne von Willemer, eine Erfüllung des ehemals gegebenen Versprechens, beim Vollmond an die Abwesende zu denken, theilweise ein Ausdruck der Betrübniss über den kürzlich erlittenen schweren Verlust, alsbald einigen Theilnehmern, auch an Zelter geschickt wurde, der freilich der Bitte, einige Noten an die beigelegten Strophen zu verwenden, um sie dadurch neu zu beleben, nicht nachkam [1]. Ein ferneres Lied, »Früh, wenn Thal, Gebirg und Garten Nebelschleiern sich enthüllen« (Werke, Hempel III., 100), dem Kreise der Naturbetrachtungen entstammend, in denen Goethe sich damals gern bewegte, gehört gleichfalls der Dornburger Zeit an. Zwei andere Gedichte entstanden, nach Goethe's eigener Bemerkung (vgl. oben S. 317), während der Dornburger Zeit; sie haben beide das Gemeinsame, dass der Dichter sich zur Natur flüchtet und, obwohl gebeugt von schwerem Verlust, das Vertrauen und die Hoffnung auf eine gedeihliche Entwicklung der Welt und des Menschen bewahrt und ausspricht. Endlich mag auch diese Zeit ziemlich ungestörter Einsamkeit der Weiterarbeit am Faust günstig gewesen sein. So wenigstens kann man folgende Stelle in einem Briefe an Zelter (26. Juli) auffassen: »Dass ich in diesen zwanzig Tagen, aus Unruhe, Neigung, Trieb und Langerweile gar manches geleistet habe, wirst Du wohl glauben: leider ist es sehr vielerley, dergestalt dass es nicht leicht zur Erscheinung kommen wird«. Freilich

[1] Marianne von Willemer erhielt das Gedicht erst als Einlage zu einem Briefe 23. Okt. 1828. (Briefwechsel herausg. von Th. Creizenach, 2. Aufl. Stuttg. 1878, S. 239 fg.) Das Gedicht ist daselbst mit dem Datum des 25. Aug. bezeichnet, und die Worte des begleitenden Briefes weisen auf den dem Gedicht zu Grunde liegenden Gedanken hin.

spricht die sich unmittelbar anschliessende Bemerkung: »Meine nahe Hoffnung Euch zu Michael die Fortsetzung von *Faust* zu geben, wird mir denn auch durch diese Ereignisse vereitelt«, dagegen, doch lässt sich ein weiterer Passus, der von dem ebenangeführten nur durch eine Stelle über die Auffassung des Faust durch das Publikum getrennt wird, recht wohl auf eine grade damals wieder lebendige Arbeit an diesem Werke beziehn. »Der Anfang des zweyten Acts ist gelungen; wir wollen dies ganz bescheiden aussprechen, weil wir ihn, wenn er nicht da stünde, nicht machen würden. Es kommt nun darauf an, den ersten Act zu schliessen, der bis aufs letzte Detail erfunden ist, und ohne dieses Unheil auch schon im behaglichen Reinen ausgeführt stände«. Ob freilich diese Worte grade auf die Wochen des Dornburger Aufenthaltes zu beziehen sind, steht dahin; v. Loeper (Faust, zweite Bearbeitung II., S. XXXI. Anm. **) gibt an, dass die Ausführung der ersten beiden Scenen in Fausts ehemaligem Zimmer und in Wagners Laboratorium in den *Sommer* 1828 und in die erste Hälfte des J. 1829 fällt; eine bestimmtere Datirung lässt sich wohl einstweilen nicht geben [1].

Die letzten Lebensjahre Goethe's sind trotz der staunenswerthen Frische und der rastlosen Thätigkeit des Greises, weniger eine Zeit reicher Productivität, als, wie es in der Natur dieses letzten Lebensabschnitts liegt, eine Periode emsigen Sammelns, Sichtens und Ordnens. Erst vor Kurzem ist man durch den von Kuno Fischer veröffentlichten Briefwechsel zwischen Goethe und Göttling belehrt worden, in welcher Weise grade das Jahr 1828 und die unmittelbar vorhergehenden der Herstellung, Ordnung und endgiltigen Feststellung der »Ausgabe letzter Hand« gewidmet war. Aber Göttling, der eifrige, wenn auch nicht immer glückliche Mitarbeiter an dieser Ausgabe, war Mitte Februar 1828 nach Italien gereist und hatte durch seine Abreise das glücklich angefangene Werk ins Stocken gebracht. Die Zwischenzeit zwischen Göttlings Abreise und Rückkehr — das erste Wiederanknüpfen ist vom 25. Oktober — wurde zum Ausdrucken des in gemeinsamer Arbeit festgestellten Textes benutzt [2]. Doch ist es mehr als wahrscheinlich, dass Goethe, um dem

---

[1] Die Weiterarbeit an der Neugestaltung der Wanderjahre dagegen, die ursprünglich dem Sommer 1828 vorbehalten war, unterblieb nach Eckermanns bestimmtem Zeugniss (Gespräche II., S. 7 fg.) während der Dornburger Periode.

[2] Vgl. Brief an Reichel 3. Aug.

Heimkehrenden sogleich Stoff zu erneuter Thätigkeit überreichen zu können, manche Bände vorbereitet habe. Aus diesem Stillstand der damals wichtigsten Verhandlungen zwischen Dornburg und Augsburg oder Stuttgart erklärt sich auch, dass der Goethe-Cotta'sche Briefwechsel jener Tage nur zwei Nummern mehr privater als geschäftlicher Natur aufweist; einer dieser Briefe ist wegen seines freundschaftlich-herzlichen Tones besonders bemerkenswerth, bei dessen Anhören Cotta jenes Schreiben vom 13. Dez. 1827 vergessen mochte, das ihn, und mit Recht, so empfindlich berührt hatte [1]. Denn auch das zweite grosse Verlagsunternehmen, das ausser der neuen Ausgabe der Werke zwischen Buchhändler und Schriftsteller vereinbart war, der Schiller-Goethe'sche Briefwechsel nämlich, war im Wesentlichen beendet und die letzten Dispositionen wurden bei der einige Monate später statthabenden Anwesenheit Cotta's in Weimar getroffen [2].

So war die Dornburger Zeit durch literarische Beschäftigungen mannigfachster Art ausgefüllt: der Greis, obgleich durch den Verlust seines in langjähriger Gemeinschaft bewährten fürstlichen Freundes tief erschüttert, fuhr fort, sein geistiges Vermächtniss in gute Ordnung zu bringen, in welcher es der Nation überliefert werden sollte und dem reichen Schatze, den er bereits aufgehäuft hatte, neue Kostbarkeiten hinzuzufügen. Denn er erkannte, dass es für den Lebendigen stets gelte, sein Tagewerk fortzusetzen, niemals aber angebracht sei, sich eigenmächtig und eigenwillig von der Bühne zurückzuziehn, auf der ihm nun einmal der Schauplatz bestimmt war, und wie er z. B. im Einzelnen darauf drang, dass man, wie in den früheren Jahren, so auch nun die Ausstellung in Weimar am 3. Sept, eröffne, so hielt er im Allgemeinen an dem Grundsatz fest, »dass jeder Treugesinnte vorerst nur daran denkt in den Wegen fortzuwandeln die der Abgeschiedene bezeichnet und eingeleitet hat; dadurch wird denn auch wohl das allenfalls sich Abändernde erträglich seyn und in einigen Puncten vielleicht Beyfall verdienen«. (An Zelter, 27. July V., S. 78.)

Die Thätigkeit, als eine ununterbrochene Aeusserung klar erkannter Pflicht, sollte nicht aufhören, aber die Freude musste schwinden. Demgemäss schrieb Goethe, da er nicht wissen konnte, ob nicht irgend ein Unberufener die Festlichkeiten

---

[1] Briefw. zw. Schiller u. Cotta, S. 581—584.
[2] A. a. O. S. 586 fg. 28. Okt. 1828.

erneuern wollte, mit denen man während der letzten Jahre in Weimar und an anderen Orten seinen Geburtstag zu ehren gewohnt war: »Jede Spur von Feyerlichkeit, dem 28 Aug. zugedacht, habe verbeten und verboten«. (An Zelter, 26. Aug. V, S. 99.)

Oeffentliche Festlichkeiten in Dornburg unterblieben daher vollkommen; die Weimarer Freunde liessen sich indessen das Festmahl nicht nehmen, auf das sie nun einmal ein Anrecht zu haben glaubten, und auch an jenem ländlichen Ort sollte und konnte die stille Art, durch welche Freunde und Verehrer dem Greise ihre Huldigung darbrachten, nicht gehindert werden. Der grossherzogliche Gartenknecht und die Gartenarbeiter wanden ihm, wie Sckell erzählt, »zum 28. August einen Kranz und hingen denselben, mit einer komischen Inschrift versehen, über der Eingangsthür auf. Goethe bemerkte den Kranz beim Heraustreten freudig erregt und lachte über die Inschrift. Ich musste die Leute zu ihm bescheiden. Es erschien nur der Gartenknecht. Goethe dankte für die ihm bezeigte Aufmerksamkeit aufs Freundlichste, schenkte ihm einen Ducaten und behändigte ihm für die übrigen Arbeiter eine Summe Geldes, deren Höhe ich nicht erfahren habe«.

Ein zweite Freude wurde ihm durch einen Brief des Giessener Professors *F. A. v. Ritgen* zu Theil, der ein mit seinem Lehrer *Wilbrand* zusammen gearbeitetes Werk: »Gemälde der organischen Natur« Goethe zueignete und dies nebst einer andern kleinern Arbeit zum Geburtstage übersandte, mit einem Schreiben, in welchem er von dem grossartigen Einfluss der »Metamorphose der Pflanzen« auch auf seine eigene naturwissenschaftliche Richtung sprach und die zweite Schrift mit den schönen Worten empfahl: »Auch diese Arbeit gehört Ihnen, wie das Bächlein seinem Quell; allein so oft ich das längst gebundene Heftchen zur Hand nahm, schien es mir gar zu geringe und so allein, ohne Begleitung, nicht des würdigenden Blicks des Meisters werth. Was ich ihm beigeben wollte, reifte spät und erst jetzt kann ich es freudig hinzulegen; und so sende ich das Beste, was ich habe. Nehmen Sie es freundlich hin!« (18. Aug. Naturw. Corr. II, 200).

Ein drittes überaus sinniges Geschenk ferner war die Uhr aus dem Vaterhause, welche durch den Grossherzog *Georg Friedrich von Mecklenburg-Strelitz* dem Dichter geschenkt und, wenn auch nicht in Dornburg, so doch in Weimar am Geburtstagsmorgen aufgestellt wurde. Es war eine schöne Erinnerung an die Jugendtage, zugleich eine ahnungsvolle Mahnung an die rasch dahineilende Gegenwart, an das Wirken für die Zukunft.

Zum Geburtstag traf sodann auch eine Sammlung des eifrigen Raths *Grüner* ein, des fleissigen Mineralogen, mit dem Goethe in Eger gern verkehrte und dem er auch von der Ferne aus manch freundliches Wort zusendete. Dieser hatte aus Weimar zwei Bronze-Medaillen erhalten, deren eine das Brustbild des Grossherzogs, deren andere das Bild Goethe's trug, auf der Rückseite einen aufsteigenden Adler mit einem Lorbeerkranz und er glaubte, dem verehrten Freunde sich gefällig zu erweisen, wenn er diese Medaillen durch Eisenabgüsse des Horczowitzer Eisenwerks, das sich gerade durch derartige Arbeiten auszeichnete, auch in Böhmen verbreitete. Diese Abgüsse, welche von dem Direktor des genannten Eisenwerks für Juli 1827 versprochen waren, wurden erst im Sommer 1828 geliefert und am 20. August nach Dornburg gesandt. Goethe dankte (3. Sept.), lobte den gutgerathenen Guss und bemerkte dazu: »Das Bildniss unseres trefflichen Fürsten war mir um so erwünschter, als er uns leider vor Kurzem verliess, uns in die grössten Schmerzen versetzte und eine unbeschreibliche Leere in den Herzen seiner treuen Diener zurückliess. Sie kannten ihn selbst, er zeichnete Sie aus und Sie sind wie wir von diesem Falle schwer betroffen« [1].

Knüpfte Grüners Geschenk an die unmittelbare Vergangenheit an, so erinnerte eine Gabe *Abekens* an die schönen mit Schiller verbrachten Zeiten. Abeken sandte nämlich Auszüge aus den Tagebüchern seiner Gattin, der Cousine von Schillers Frau, Christiane von Wurmb, worin diese »Tischreden« des verewigten Dichters verzeichnet hatte [2]. Goethe war über dieselben sehr erfreut; er meinte: »Sie hat alles sehr hübsch aufgefasst und treu wiedergegeben, und das liest sich nun nach so langer Zeit gar gut, indem man dadurch unmittelbar in einen Zustand versetzt wird, der mit tausend andern bedeutenden vorübergegangen ist, in diesem Falle aber glücklicherweise in seiner Lebendigkeit auf dem Papiere gefesselt worden«.

Neben der Freude fehlte auch der Schmerz nicht. Vielleicht noch am 28. August, jedenfalls unmittelbar darauf musste der Greis vernehmen, dass *P. A. Wolff*, der treffliche Schauspieler, »mein treuester Schüler, der wohl zu seinen und meinen

[1] Briefwechsel zwischen Goethe und Rath Grüner. Leipz. 1853, S. 236—238.

[2] Sie sind später vielfach gedruckt, zuerst in »Schillers Leben« von Caroline von Wolzogen 1830; 5. Aufl. 1876 S. 324—336. Goethe's Aeusserung bei Eckermann II, S. 8.

Ehren sein Daseyn verlängert sehen sollte«, wie Goethe kurz vorher an den Kanzler Müller geschrieben hatte, in Weimar, von wo er ausgegangen und wohin er »vom Kampf ermattet« zurückgekehrt war, sein Leben beschlossen hatte. Auf seinem Sarge lag auch eine von Blumen gewundene Lyra, die Goethe von Dornburg aus gesandt, mit der Inschrift:

Mögt zur Gruft ihn senken,
Doch nicht starb,
Wer solch' Angedenken
Sich erwarb.

Bei der Beerdigung hielt der Schauspieler Oels eine Rede, aus der ich mir nicht versagen kann einen Passus, der sich auf den eben angedeuteten Brief bezieht, mitzutheilen: »Ach, dass die goldenen Worte liebevollster Achtung und Theilnahme, die Goethe aus seinem einsamen Asyl ihm noch zuletzt durch Freundes Mund zurufen liess, nicht mehr von dem Scheidenden vernommen werden konnten! — Doch vielleicht hätten sie seinen Abschied, gerade am Lebenstage des erhabenen Meisters — als sollte sein Andenken noch fester an das Herrlichste, was wir besitzen, geknüpft werden — nur erschwert, indem sie den Werth seines eigenen Lebens noch erhöhen mussten. Möge der ewige Baumeister der Welten dem Meister die Tage zulegen, die dem treuen würdigen Schüler versagt waren«[1].

Nur wenige Tage nach dem Geburtstage traf ein junger Dresdener Schriftsteller *Kraukling* ein, der dem Meister schon lange verehrungsvoll zugethan und auch von ihm nicht unbeachtet geblieben, sich zur Feier des 28. August, der auch sein Geburtstag war, von Dresden nach Weimar aufgemacht hatte. Er sprach sodann in Dornburg ein — am 1. Sept. reiste er von dort wieder ab — und wurde von Goethe in sehr liebenswürdiger Weise empfangen und durch Gespräche unterhalten, aus denen besonders des Alten unverwüstliches Interesse am Neuen und stets frisches Mitleben mit der Jugend hervorzuheben ist[2].

Die Dornburger Tage neigten ihrem Ende zu. Nur ein schwerer Tag war noch zu überstehn: der 3. September,

---

[1] M. Martersteig: P. A. Wolff, Leipzig 1879, S. 178 ff.

[2] Vgl. v. Biedermann: Goethe und Dresden, S. 65—67. 154, unten Brief vom 1. Sept. Anm. und C. Wendeler, Briefw. Meusebachs mit Jak. u. Wilh. Grimm, Heilbronn 1880, S. XVII—XX.

des Herzogs Geburtstag. Man war gewohnt diesen Tag nicht nur mit rauschenden Festen zu begehen, in denen die Treue der Unterthanen und die Liebe der Freunde sich dokumentirte, sondern durch eine Huldigung sinniger Art: durch die Eröffnung der Kunstausstellung der von dem Herzog errichteten Zeichenschule. Goethe drang darauf, dass gerade diesmal der Termin festgehalten würde; ein Abweichen von der Gewohnheit dünkte ihm eine Impietät; ein Beharren bei derselben schien ihm die Gewähr zu bieten, dass man das von Jenem Gestiftete und Angeregte bewahren und in seinem Sinne fortsetzen wollte. Nun aber sollte der 3. Sept. auch der Tag eines ernstern Festes werden, der dem Andenken des Herzogs bestimmten Logenfeier nämlich, durch welche nicht die Unterthanen den Verlust des Herrschers, sondern die Brüder den Heimgang des Bruders, die Freunde das Scheiden des Freundes beklagen wollten. Einer so edlen Trauerfestlichkeit konnte und wollte sich Goethe nicht entziehen, und wenn er auch, freiwillig in seine Einsamkeit gebannt, nicht für diesen Tag aus derselben herauszutreten gedachte, so verfolgte er doch mit herzlicher Antheilnahme die Bemühungen seiner Genossen, liess sich durch den treugesinnten Kanzler *v. Müller* von denselben unterrichten und ertheilte, um seine dem Verstorbenen so oft bewiesene Freundschaft neu zu bethätigen, gern seinen Rath über die getroffenen Veranstaltungen. Das Fest fand dann wirklich statt, eine würdige Erinnerungsfeier, bei welcher man in echt menschlicher Weise nicht blos die Erinnerung an den Fürsten, sondern auch an zwei andere heimgegangene Mitglieder *Meisel* und *v. Einsiedel* beging; die der Festschrift [1] vorangeschickte Einleitung gedachte ausserdem des Verlustes, den die Gesellschaft durch den Tod des Schauspielers *Wolff* und des Arztes *Huschke* erlitten hatte. Die künstlerische Ausschmückung des Saals war von dem Baumeister *Coudray*, dem geschickten Anordner derartiger Feste nicht ohne Beirath Goethe's besorgt worden; der Baumeister selbst hatte, ebenso wie Goethe's Sohn *August*, mannigfache Obliegenheiten bei dem Feste zu besorgen, der Letztere z. B. die von *Ackermann* verfasste Schilderung des Lebensganges des verewigten Meisel vorzutragen; aus Goethe's »des Aelteren« Gedichten war am Schluss der ebengenannten Rede ein Vers angeführt worden und ein Theil der zum Jubelfeste Karl Augusts gedichteten Cantate: »Lasst fahren hin das Allzuflüchtige« bildet den Ein-

[1] Freymaurer-Analekten 4. Heft. Weimar dritten September 1828.

leitungsgesang zu der meisterhaften, sprachlich und inhaltlich vollendeten Rede, in welcher Kanzler Müller die Verdienste des verstorbenen Herzogs feierte und sein Gedächtniss erneuerte.

Goethe hatte erfahren, dass der neue Grossherzog am 14. Sept. wieder in Weimar eintreffen werde, dass unmittelbar darauf die Huldigungs-Feierlichkeiten stattfinden sollten; er hielt es für unpassend, länger als der Herrscher die Zeit der Einsamkeit und Zurückgezogenheit auszudehnen, erachtete es vielmehr für seine Pflicht, den Grossherzog in Weimar zu empfangen. Am 11. Sept. 1828 [1] fuhr er von Dornburg ab.

Der Schmerz war gemildert, wenn auch nicht geschwunden. Die Zurückgebliebenen, die fürstliche Wittwe Luise und das neue grossherzogliche Paar traten dem Dichter mit herzlicher Verehrung und aufmerksamer Freundschaft entgegen und gestalteten, soweit es an ihnen lag, seine letzten Lebensjahre zu einer friedlich-glückseligen Zeit. Aber auch an ihren Palast klopfte noch einmal der Tod und bereitete dem Dichter neue Schmerzen, öfter, als ihm lieb war, sah er seinen Grundsatz bewahrheitet: »Lange leben heisst viele überleben« und bis an sein eigenes Lebensende hatte er sich den Spruch zuzurufen, welcher ihn auch in der Dornburger Zeit aufrecht erhalten hatte: »Ueber Gräber vorwärts«.

1.

(An Kanzler Müller.[2] Schloss Dornburg, 11. Juli 1828.)

Gaudeat ingrediens laetetur et aede recedens
His qui praetereunt det bona cuncta Deus 1608.

So lautet die Inschrift über dem Eingang des Schlösschens, dessen Zimmer nach Süden ich bewohne; die Thür-

[1] So nach dem Brief an Müller vom 22. Sept. und dem Tagebuch. Freilich widerspricht diesem Goethe'schen Zeugniss ein anderes die eigenhändige Inschrift nämlich, welche sich am Rahmen des einen Fensters im Goethezimmer zu Dornburg findet und welche lautet: »1828 vom 7. Juli bis 12. Sept. weilte hier Goethe«.

[2] Dieser und die folgenden Briefe Goethe's an Müller befinden sich in Kanzler Müllers Archiv und sind von mir, durch gütige Ver-

gewände, das Simschen und Giebelchen sind im Geschmack jener Zeit architectonisch und plastisch errichtet und vielfach verziert. Und so wollen wir denn den alten Besitzer loben, dass er sich gegen alle Herannahende für ewige Zeiten freundlich und wohlwollend erweisen mochte; deute man immer auf das Glück hin, das Unheil kommt ungerufen. E. Gn. habe den aufrichtigsten Dank zu sagen für die mitgetheilten Nachrichten der so würdig vollendeten Trauerfeier[1], nicht weniger für die höchst willkommenen, obgleich vorherzusehenden Aeusserungen unserer Höchsten Erwarteten.

Der Aufenthalt hier auf der Höhe ist höchst erquicklich; die Anlage der Terrassen kann man labyrinthisch nennen, auch mache ich dieser Tage her immer neue Entdeckungen.

Da ich soweit bin, besucht mich der gute *Töpfer*[2] und bringt mir umständliche erfreuliche Nachrichten von der würdigen Bestattung des edlen Geschiedenen und von dem Wohlbefinden der guten Zurückgelassenen. Nun bedenke ich vor allen Dingen was ich allenfalls mit dieser Gelegenheit bringen kann und sehe vorerst das Exemplar von Kunst und Alterthum, welches, froh begonnen, Ihnen den heitersten Beitrag verdankt und nunmehr traurig abgeschlossen wird.

---

mittlung des Oberarchivar Dr. Burkhardt in Weimar, daselbst eingesehen worden. Sie stehen auf Quart- oder Foliobogen, deren erste Seite Trauerrand hat, (nur der letzte Brief vom 1. Sept. hat keinen) abwechselnd 2, 3, 4 Seiten beschrieben, sämmtlich dictirt, nur Namensunterschrift und häufig einige Worte vor derselben eigenhändig. Sowohl diese Briefe als alle die übrigen, welche, der Dornburger Zeit angehörend, hier folgen, habe ich zunächst in Abschriften aus Dr. Uhde's Nachlass, durch gütige Vermittlung von Frau Dr. Uhde benutzt, dieselben aber, soweit es mir möglich war, mit den Originalen collationirt.

[1] Der feierlichen Beisetzung Karl Augusts 9. Juli.

[2] Landesdirektionsrath in Weimar vgl. oben S. 320.

Dankbar verpflichtet mit angelegentlicher Bitte mich manchmal durch Nachricht von erwünschten Vorfällen zu erfreuen JW v Goethe

Nachschriftlich bitte baldmöglichst um einige Exemplare des schönen biographischen Aufsatzes[1], den Sie unsrem Verewigten gewidmet haben. An *Zelter*[2] bitte von Weimar aus einige Exemplare zu senden. Grüssen sie unsere gute *Julie*[3] schönstens; leider weis ich zu ihrer Beruhigung nichts zu sagen. Sie erfährt nun, wie es einem armen Autor zu Muthe ist, der sich unzulänglich übersetzt sieht.

2.

(An Heinrich Meyer.[4] *17. Juli 1828.)*

Schon einige Tage daher wälzt sich's mir in Sinn und Gedanken, irgend ein Wort an Sie gelangen zu lassen, nun kommt mir der gute Hofgärtner Skel[5] grade recht, der sich anbietet, ein Blättchen an Sie mitzunehmen. Es geht Ihnen, wie er mir sagt, auf Ihrer Berghöhe ganz wohl, mir auch auf der meinigen. Hier ist es ausserordentlich schön, die Lage selbst ist einzig, auch die grosse Abwechse-

[1] »Zum ruhmwürdigen Gedächtniss S. K. H. Karl Augusts, Grossherzogs von Sachsen-Weimar«, zuerst gedruckt Jenaer Literaturzeitung 1828, dann separat. Von dieser Rede wird unten noch mehrfach gesprochen.

[2] Zelter schreibt 22. Juli (Zelter V., 75): »Herr Kanzler v. Müller hat mir seine Schrift zum Ehrengedächtnisse des Grossherzogs von Weimar K. A. gesandt; das inliegende Blatt enthält meinen Dank dafür und Du thust mir wohl die Liebe es überschreiben und an ihn gelangen zu lassen«.

[3] Julie von Egloffstein (12. Sept. 1792 bis 16. Jan. 1869), die wegen ihrer künstlerischen Talente in den »Annalen« mehrfach gepriesene. Worauf der letzte Satz geht, vermag ich nicht zu sagen; sollte er auf den Tod des Grossherzogs zu beziehen sein?

[4] Quartbogen mit schwarzem Rand. Dictirt; nur: »treulichst und Unterschrift« eigenhändig.

[5] Er selbst schrieb sich Sckell, s. oben S. 317. Das Original dieses Briefs und der folgenden an Meyer gerichteten auf der Grossherz. Bibl. in Weimar.

lung, welche Tageszeit und Witterung bringen, weder zu zählen, noch zu beschreiben. Ich war seit meinem hiesigen Aufenthalt fleissig genug und habe Manches zu Stande gebracht, was ohne eine absolute Einsamkeit nicht möglich gewesen wäre, ich hoffe sie noch eine Zeit lang fortzusetzen und sage überhaupt nächstens über unsere Zustände etwas Weiteres.

Vor allem ist die Rückkunft unserer Herrschaften abzuwarten; doch möcht' ich vorläufig wissen, ob Sie Anstalten zu einem nahen Aufenthalt in Belvedere bemerken. Mögen Sie Sonnabends bei Zeiten irgend ein Blättchen oder was es wäre, in mein Haus geben, so erhielt' ich es mit einem rückkehrenden Boten.

Lassen Sie Gegenwärtiges als einen gesegneten Anfang erneuter Mittheilungen freundlich gelten

Schloss Dornburg treulichst
den 17 Juli Goethe.
1828

3.

(*An Frau v. Pogwisch.*[1] *18. Juli 1828.*)

Ew. Gnaden

Die Geschichte der Neugriechen[2] zurücksendend darf zugleich versichern dass nicht leicht ein vorzüglicheres Werk der Art geschrieben sey.

---

[1] Von Vollmer aus Freiligraths Nachlass an Uhde mitgetheilt. Die Adressatin ist Henriette von Pogwisch, geb. Gräfin Henckel von Donnersmarck, Hofdame der Grossherzogin Luise, Mutter von Goethe's Schwiegertochter, gest. 15. Juni 1851. Diese und mehrere der folgenden Anmerkungen sind einem Briefe R. Köhlers an Uhde (13. Dez. 1876) entnommen. Biographie der Frau von Pogwisch in: »Neuer Nekrolog der Deutschen«. 29. Jahrg. I. Theil, Weimar 1853, S. 471—481.

[2] Histoire moderne de la Grèce depuis la chute de l'Empire d'Orient. Par J. Rizo Néroulos. Genève 1828. Von desselben Rizo Néroulo

Für Grossherzogl. Bibliothek würde zur Hälfte nehmen

La Jacquerie, scènes féodales, suivies de la Famille de Carvajal, Drame. Par l'auteur du thèâtre de Clara Gazul.[1] Ingleichen:

Histoire générale des proverbes, adages, sentences, apophtegmes, dérivés des moeurs, des usages de l'esprit et de la morale des peuples anciens et modernes; accompagnée de remarques, d'anecdotes etc. etc. par M. C. de Méry. Tom I. 3 fl. 45 kr.[2]

Sollte Letzteres für die Gesellschaft[3] nicht geeignet gefunden werden, so würde bitten, solches für meine eigene Rechnung zu bestellen.

Cours de littérature grecque moderne, Genève 1827 hat Goethe in Kunst und Alterthum VI, 2, 329 eine Anzeige geschrieben, über welche sich Zelter besonders freute, so dass G. in den an ihn gerichteten Briefen mehrfach auf diesen Gegenstand zurückkommt (z. B. V, S. 93).

[1] Paris 1828. Verf. ist bekanntlich Prosper Mérimée. G's Urtheil über denselben z. B. Werke, Hempel 29, S. 703 ff.

[2] Paris 1828. Beide Bücher befinden sich auf der Grossherzoglichen Bibliothek in Weimar.

[3] Die von Frau v. Pogwisch geleitete französische Lesegesellschaft. Von den gelesenen Büchern kaufte die Bibliothek die ihr convenirenden zur Hälfte des Ladenpreises. Ueber das Verhältniss der Bibliothek zur Gesellschaft existirt in der erstern ein bis 1848 reichendes Aktenfascikel. Dasselbe beginnt mit folgendem Schreiben Goethe's (nur Unterschrift eigenhändig) an Riemer: »Da ich von Seiten Grossherz. Bibliothek zu der Frau v. Pogwisch französischer Lesegesellschaft beygetreten bin, so wird Hn. Prof. Riemer beyliegendes Verzeichniss mitgetheilt, ob etwa derselbige von gemeldeten Büchern einiges zu lesen, oder sonstige Kenntniss davon zu nehmen wünschte; da denn ein Empfangschein an Frau von Pogwisch durch Römhild [den damaligen Bibliotheksdiener] zu senden und die Wiedererstattung des Werkes ebenmässig zu besorgen seyn würde.

Weimar den 13 Nov. 1828 JW v Goethe.

In dem beiliegenden Verzeichniss kommen von den obengenannten Werken La Jacquerie und Rizo's Histoire vor.

Meine hiesige Einsamkeit thut mir sehr wohl, ich kann arbeiten und bringe etwas vor mich, das ist jetzt das Einzige, wie sich für mich Zerstreuung und Trost finden lässt.

Findet sich Gelegenheit, mich Ihro K. H. der Frau Grossherzogin zu empfehlen so haben Sie die Geneigtheit es nicht zu versäumen.

Mir fortdauerndes wohlwollendes Andenken erbittend

Schloss Dornburg gehorsamst
den 18 July Goethe.
1828

4.

(An Müller. 18. Juli 1828.)

E. Hochwohlgeb. haben mir eine dauernde Freude bereitet durch den gründlichen Antheil an dem letzten Hefte Kunst und Alterthum. Es hat mehr Mühe gekostet als andere und zwar wegen des mannigfachen Zudrangs; ich hätte leichter ein zweytes Stück gefüllt, als so Vielfaches für dieses zu verkürzen[1]. Wohlthätig ist es daher, wenn sich eine solch treugemeinte Thätigkeit auch gegen die eigentlichen Leser wirksam erweist.

Den übersendeten Aufsatz[2] habe noch nicht wieder gelesen; die Ereignisse so vieler Jahre mir wieder hervorzurufen will ich einen ganz ruhigen Augenblick abwarten. Indessen habe ein Exemplar dem deshalb sehr dankbaren Kreise der hiesigen Honoratioren eingehändigt.

---

[1] Kunst und Alterthum Bd. VI, Heft 2. s. Zelter 22. Juli V, S. 72. Auch an Z. (undat., Juni 1828, V, S. 54) hatte G. geschrieben: »Zu dem letzten Bogen von Kunst und Alterthum musste ich kleinere Schrift nehmen, soviel schiebt sich zuletzt noch über einander«.

[2] Müllers Aufsatz über den Grossherzog K. Aug. vgl. oben S. 337 A. 1. Der Aufsatz gehört entschieden zu den Dokumenten jener Zeit, welche einen Neudruck verdienen.

Beyliegend erhalten Sie ein Schreiben an Hn. von Beulwitz[1]; es ist eine Erwiderung eines Briefes, den er mir unter dem 28. Juni d. J. von Pawlowsk in Auftrag unserer gnädigsten Herrschaften schrieb, der mich in den traurigsten Augenblicken höchlich erquickte. E. Hochwohlgeb. aufmerksam auf alle Schritte unserer Rückkehrenden, werden gewiss den schicklichsten Augenblick finden das Schreiben in seine Hände gelangen zu lassen.

Die lateinische einladende Inschrift[2] hatte ich mir nach meiner Art einstweilen folgendermassen übersetzt:

Freudig trete herein und froh entferne dich wieder!
Ziehst Du als Wandrer vorbey, segne die Pfade Dir Gott!

Diese wenigen Zeilen haben einen ganz eigenen Einfluss auf meinen hiesigen Einfluss[3] gehabt; es ergiebt sich hierbey ein gar hübsches Beyspiel, wie vernünftig wohlwollende Worte auf Jahrhunderte hinaus wirken. Es fasst sie immer wohl einer wieder auf um sie entweder direct oder symbolisch sich dieselben sinnig anzueignen.

Die Abgabe des Lessmannischen Romans[4] ist bestellt und wird, hoff ich nächstens bewirkt werden.

Gegenwärtiges wird durch den Wagen Sonnabend früh hineingebracht, welcher Sonntags in aller Frühe wieder

[1] Vgl. oben S. 322 fg.

[2] Auf der Thür des Dornburger Schlosses. Vgl. oben S. 335. Die Stelle: »die lateinische — anzueignen« ist im Gedenkbuch S. 82 als Stück des Briefes vom 11. Juli gedruckt.

[3] So im Original, jedenfalls muss es heissen: Zustand.

[4] Wahrscheinlich: Louise v. Halling. In Briefen aus Südspanien von Daniel Lessmann. 2 Theile, Berlin, Verlagsbuchhandlung. 1827. Es handelt sich wohl um Circulation des Buches in der Lesegesellschaft. — Eine Aeusserung G.'s über diesen talentvollen aber seltsamen Schriftsteller ist mir nicht bekannt.

zurückfährt. Dagegen könnte immer etwas Vorräthiges gefällig zugesendet werden.

Damit nun aber das Paket geschlossen werden könne, endige hier und wiederhole meine Bitte mich nicht lange ohne Mittheilung zu lassen.

Gehorsamst[1]

J W v Goethe.

5.

(An Meyer.[2] *1. August 1828.)*

Den Gebrauch, den Sie, mein Theuerster, von meinem Briefe zu bewussten Zwecken[3] machen wollen, ist ganz meinen Wünschen gemäss und ich erwarte nun das Beste davon.

Was die Ausstellung[4] betrifft, so wünsch ich, dass solche am 3 Septbr. geschehe; allerdings würden Sie deshalb höchsten Ortes Anzeige und Anfrage zu thun haben. Von meiner Seite würde es eine Impietät scheinen, wenn ich nicht darauf antrüge; wie so vieles andere sind wir dem Hingeschiedenen auch diese Anstalt schuldig und es würde sich nicht gut ausnehmen, wenn wir nach so wenigen Wochen die ersten wären, die eine fromm-thätige Erinnerung an ihn beseitigten. Sind wir über diese Epoche hinaus, so zeigt sich was für die Folge schicklich gefunden wird.

Bringen Sie dieses in guter Stunde bescheidentlich zur Sprache, so können wir alsdann unser Benehmen einrichten.

---

[1] Von hier an eigenhändig.

[2] Oktavbögelchen mit schwarzem Rand. Dictirt.

[3] Nicht bekannt.

[4] Die Kunstausstellung in Weimar, die jährlich am 3. Sept. eröffnet wurde.

Ich gratulire zum gewonnenen Abschnitt [1] wie zur Lust einen neuen anzufangen, ich lasse es auch an allerlei Thätigkeit nicht fehlen und muss wohl, um diese langen einsamen Tage einigermassen auszufüllen.

Die besten Wünsche hinzufügend

Dornburg d. 1 Aug treulichst [2]
1828 Goethe.

6.

(An Faktor Reichel in Augsburg. [3] *3. August 1828.)*

Ew. Wohlgeb.

rechnen es dem traurigsten Ereigniss zu welches uns in den letzten Tagen befiel, dass ich nicht früher anzeigte, wie alles Angemeldete und Erwartete seiner Zeit glücklich angekommen. Wie ich denn auch nicht zweifle, der Druck beider Ausgaben [4] werde seinen eingeleiteten Gang fortschreiten, daher ich mir denn gelegentlich die Aushängebogen erbitte.

Ferner bemerke ich, dass ich in diesen Tagen ein Paket an Dieselben absende, nach Mayland an die Herausgeber der Zeitschrift L'Eco [5] bestimmt. Da von Ihnen aus öfters

---

[1] Gemeint jedenfalls ein Abschnitt in Meyers: Geschichte der Kunst der Griechen, von welcher die beiden ersten Bände Dresden 1824, 25 erschienen waren. Der dritte, an dem er damals arbeitete, wurde erst nach seinem Tode veröffentlicht.

[2] Von hier an eigenhändig.

[3] Faktor der Cotta'schen Druckerei. — Dieser wie der Brief an Cotta, unten Nr. 17 nach einer von Hr. Dr. W. Vollmer für Uhde angefertigten Abschrift.

[4] Taschen- und Oktavausgabe der Werke letzter Hand.

[5] L'Eco, Giornale di Scienze, Lettere, Arti, Commerzio e Teatri. Zwei kleine Aufsätze über diese Zeitschrift, Werke, Hempel 29, 660 und 661. Daselbst noch einige Stellen aus den Briefen. Herausgeber der Zeitschrift war Lampato. Unter den Mailändern sind aber wohl ausser ihm auch Manzoni und die Familie Mylius zu verstehen.

Sendungen dorthin abgehen so bitte gedachtes Paket bey-zufügen und wie es geschehen gefällig anzuzeigen. Die Mayländer Freunde sind von dem Abgang unterrichtet.

Der ich mit den besten Wünschen abschliesse und mich zu geneigtem Andenken empfehle

Schloss Dornburg ergebenst[1]
den 3 Aug. 1828[2] J W v Goethe

Noch bemerke dass unter dem weissen Papier worauf die Signatur steht die Addresse nach Mayland befindlich ist, weshalb denn jenes wegzunehmen und das Weitere zu besorgen bitte.

7.

(An Meyer[3]. *6. August 1828).*

Da sich eben eine Gelegenheit darbietet, so will ich mit Wenigem auf das freundlichste ersuchen: Sie möchten wie es sich thun lässt für die neulich mitgetheilte gnädigst erfreulichste Resolution[4] den verpflichtesten Dank abstatten.

Ich erinnere mich nicht, ob ich schon gemeldet, dass ich durch thätige Theilnahme unseres wackern *Soret,* wieder in die Botanik gerathen bin, und nun trifft es sich, dass ich in diesem Kreise seit einigen Tagen an jenen Vorschlägen zu Verbesserung des Weinbaues Beschäftigung finde, die ein kluger Berliner vor wenigen Jahren zur Sprache gebracht hat. Es ist unendlich angenehm, wenn

---

[1] Dies und Unterschrift eigenhändig.

[2] Cotta hat dazu geschrieben: 8. 9. Aug., wol das Datum des Empfangs von Brief und Packet.

[3] Quartblatt mit Trauerrand, die zwei ersten Seiten beschrieben, dictirt.

[4] Vgl. oben S. 316, die Resolution betr. den Aufenthalt G's in den nächsten Wochen. Nur der folgende Abschnitt »Ich erinnere — behalten« ist bei Riemer S. 131, 132 gedruckt.

die richtigen Ansichten, die ein gescheiter Mann aus dem unbefangenen Betrachten der Natur sich erwarb, auch vor einer höheren Instanz Recht behalten.

Auch in diesen Gegenden wird natürlich die Angelegenheit hin und wieder besprochen und da unsre gnädigsten Herrschaften hieran so wie an ander*n* Guten gewiss Antheil nehmen, so giebt dies wohl in der Folge Gelegenheit zu Unterhaltungen so nützlich als angenehm. Einen Aufsatz habe ich schon zu dictiren angefangen.

Soviel für diesmal mit den besten Grüssen. Sie sehen aus Vorstehendem dass ich fortfahre durch Fleiss, wobey es auch an Zerstreuung nicht fehlt, mich auf die rechten Wege zu leiten, die mich denn hoffentlich dahin führen werden, wohin ich eigentlich gehöre.

treu [1] angehörig

Goethe

8.

(An Müller. 7. August 1828.)

Dieses gegenwärtige Blatt kann ich mit dem angenehmen Zeugniss beginnen, dass der Lebenslauf unseres verewigten Fürsten [2] den Sie an einem so zarten Faden rasch durchgeführt haben, an allen Orten und Enden den grössten Beyfall findet. Sie haben dasselbe zwar schon oft genug und unmittelbar vernommen aber auch davon mittelbar benachrichtigt zu werden ist bedeutend indem auf diesem Wege die reinste Wahrheit erklingt! Möge Ihnen alles Unternommene so wohl und glücklich gelingen.

---

[1] Von hier an eigenhändig. Auf der vierten Seite Adr.: Des Herrn | Hofrath Meyer | Wohlgeb. | nach | Belvedere. || Durch Gelegenheit. | Schwarzes Siegel erhalten.

[2] S. oben S. 340. Anm. 2.

Ich fahre fort[1] wie diese Wochen her durch Fleiss und Zerstreuung ein schmerzlich bewegtes Innere zu beschwichtigen; Nach- und Wiederklänge bleiben nicht aussen und so muss man sich hinzuhalten suchen; denn wer masste sich wohl an, einem solchen Ereigniss, wie es besonders mich betrifft, gewachsen zu seyn; am wenigsten bedarf es hier für den Verfasser jener edlen Denkschrift einer weiteren Ausführung.

Da ich durch die freundliche Theilnahme unseres guten *Soret* wieder ganz in die Botanik gekommen bin, thut sich hier für mich der eigene Fall auf, dass bei einer reichlich zu hoffenden Weinerndte eine neue Methode zur Sprache kommt, die ein Berliner, Namens *Kecht,* vor einigen Jahren, in Anregung gebracht hat. Alle[2] Weinbauer von einigermassen höherer Cultur sind aufmerksam darauf, und ich habe sofort das von jenem verfasste Büchlein und zwar die 4. nach seinem Ableben erfolgte Auflage studirt und mit dem vielfach mich umgebenden Wachsthum der Stöcke, Reben und Ranken vergleichen können.

Mein Erstes muste seyn, jene aus der[3] Erfahrung geschöpften Ansichten auf die anerkannten Grundsätze der Pflanzenphysiologie zurückzuführen, wo sich denn, nach genauer Einsicht, sein Vortrag durchaus bewahrheitet und seine Naturansichten recht eigentlich begründen, indem wir die höheren Ursachen der Erscheinungen, die er vorführt, auszusprechen befugt sind.

---

[1] »Ich fahre fort — ausspricht« (S. 347 Z. 16) ist im »Gedenkbuch« S. 84. 85 als grösster Theil eines Briefes vom 25. Juli abgedruckt dem ein anderer Anfang vorangestellt und ein Satz aus dem Brief vom 16. Aug. als Schluss angefügt ist.

[2] Die Stelle »Alle — können« ist in dem eben angeführten Druck ausgelassen.

[3] Vor Erfahrung »ersten« ausgestrichen.

Dies sey also eine Weile genug, dass wir das Rechte und Nützliche wissen; inwiefern es eingreift wird die Zeit lehren. Sehr viel thun hiezu gewiss die von gebildeten Männern gestifteten Vereine, wo durch Versuche die Grundsätze erprobt und durch Denken auf verschiedene Weise die Anwendung möglich gemacht wird. Ich denke eine Darstellung nach meiner Weise zu versuchen und dadurch der guten Sache förderlich zu seyn, dass ich sie zugleich einfacher und ausführlicher behandle. Wir[1] wollen sehen was gelingt. Der Antheil unserer gnädigsten Herrschaften an solchen Aufklärungen und Verbesserungen wird Alles zum schönsten und schnellsten fördern.

Des theuren Grafen *Reinhardt* Brief[2] ist wie alles was von seiner Hand kommt wahrhaft stärkend, da sich überall ein gefasster, umsichtiger, theilnehmender und immer gleicher Mann ausspricht.

Auf die Uebersetzung des Dante Bezügliches wäre ich im Augenblick verlegen etwas auszusprechen; man hat den grossen Fehler begangen dass man die Noten unmittelbar untern Texte setzte. Kaum liess man sich in jene düstre trübe furchtbare Stimmung, in jenes Nächtliche Gräuliche wider Willen hineinziehn, so reissen uns die Noten wieder ans Tageslicht historisch-politisch, critisch-ästhetischer Aufklärung und zerstören jene mächtigen Eindrücke ganz und gar. Es klingt wunderlich! Aber ich habe diese zehn Gesänge zweymal gelesen und bin nicht zum Wiederanschauen des Gedichtes gelangt, das mir sonst schon so bekannt ist; immer schieben sich meiner Einbildungskraft die Noten unter. Die Händel der Guelfen und Gibellinen in ihrer leidigen Wirklichkeit verderben mir den Spass, bösartige Menschen

[1] Die Stelle »Wir — fördern« ist in dem genannten Druck ausgelassen.

[2] An Müller aus Cronberg, 30. Juli, gedruckt im Gedenkbuch zur 4. Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst, Frankf. a. M. 1840, S. 85.

so recht aus dem Grunde gepeinigt zu sehn. Sagen Sie Niemanden nichts hiervon. Die Uebersetzung könnte mir ganz angenehm seyn, auch lässt sich zu guter Stunde darüber was Freundliches sagen und jener Naevus nur beyher bemerkt werden, der alsdann bey weiterer Fortsetzung vermieden und zuletzt, bei Herausgabe des Ganzen, woran es doch auch nicht fehlen wird[1], völlig beseitigt werden.[2]

Verzeihung dem Vorstehenden; es ist so in in die Luft gesprochen, von einer schnellen Feder aufgefasst worden.

treu[3] gemeint

G.

9.

(An Meyer.[4] 10. August 1828.)

Die wilden Wetter, die uns hier an der Ecke gewaltsam bestürmen, thun mir nicht viel zu Leide, denn indem sie mich hindern, die lieben Terrassen zu besuchen, so nöthigen sie mich hineinwärts, wo mannigfache Geschäfte zu besorgen und über Manches hinauszuschreiten ist. Eigentlich aber betrüben mich diese Sturmregen, da sie von Ihnen zu uns herüberkommen und unsre theuern

---

[1] König Johann sagt in der Vorrede zur ersten öffentlichen Ausgabe der »Hölle« (1839): »Die erste Ausgabe des auf diese Weise zu Tage gekommenen Inferno hatte ich blos zur Vertheilung an einige Bekannte veranstalten lassen. Da dieselbe jedoch nicht ganz ohne Beifall blieb, so wage ich es nunmehr diese zweite Auflage dem grösseren Publikum zu übergeben«. Natürlich hat G. jene »erste Ausgabe« (vgl. Falckenstein, König Johann. Ein Characterbild, Dresden 1879, S. 72) vor sich gehabt. — Etwa 2 Jahre vorher (Sept. 1826) hatte G. Gelegenheit gehabt, sich über eine andre Danteübersetzung, die von K. Streckfuss auszusprechen, s. Werke, Hempel 29, S. 609—612.

[2] So im Original; zu ergänzen ist: »kann« oder ein ähnliches Wort.

[3] Von hier an eigenhändig.

[4] Quartbogen mit schwarzem Rand; 3 Seiten beschrieben; dictirt.

Fürsten wohl nicht den heitersten Empfang in Belvedere möchten genossen haben.

Doch dies wechselt in gegenwärtiger Jahrszeit von Stund zu Stunde; und so erleuchtet die Sonne nach einem solchen allgemeinen heftigen Abwaschen auf eine ganz eigene Weise die Gegend. Ich kann Sie versichern, dass das Grün der Wiesen *blendend* ist, wie ich es nie gesehen habe, so dass man die Augen abwenden muss, wie denn auch alles Grüne der gegenüberliegenden Berge frisch und leuchtend erscheint.

Mein Aufenthalt wird mir von Tag zu Tage heilsamer und lieber; gar mannigfaltige Thätigkeit wird fortgesetzt, andere knüpft sich neuerlichst an, so dass es mir selbst komisch vorkommt, mit welcher Leidenschaft ich das zur Sprache gebrachte *Weinbaugeschäft* seit acht Tagen [1] ergreife. Das Herrliche hat aber die Natur wie man auf sie losgeht, dass sie immer wahrer wird, sich immer mehr entfaltet, immer neu erscheint, ob sie gleich die alte, immer tiefer, ob sie gleich immer dieselbe bleibt.

Ein Büchlein, das ich sende, wird Sie gewiss interessiren. Freund *Dorow* [2] manifestirt sein Talent auf einem höheren

[1] Durch die Schrift von Kecht vgl. oben S. 324, A. 3.

[2] F. W. Dorow (1790—1846) seit 1820 Direktor der Verwaltung für Alterthumskunde in den rheinisch-westphälischen Provinzen und Begründer des Bonner Museums, machte 1827 eine Reise nach Italien, wo er bedeutende Ausgrabungen und Entdeckungen im alten Etrurien veranlasste und eine grosse Sammlung etrurischer Alterthümer für das Berliner Museum erwarb. Das »Büchlein« ist entweder Dorows Voyage archéologique dans l'ancienne Etrurie, ins Französische übersetzt von Egriès (Paris 1829) oder, was wahrscheinlicher, eine handschriftliche Aufzeichnung über das, was D. in diesem Buche niederzulegen gedachte. Denn das Buch muss Goethe weit später zugekommen sein, da er erst am 9. Nov. 1829 für die Zusendung dankte. Dorow hat diesen Brief nebst einigen anderen in seinen »Denkschriften und Briefen«, Berlin 1840 IV, S. 173 mitgetheilt; vorher S. 163 ff. erzählt er von der

Schauplatze. Im Auffinden und Aneignen hat er sich am Rheine wacker geübt; dies scheint er nun in Italien fortzusetzen. Er schreibt mir, dass er zweihundert gemalte[1] Vasen mit den wichtigsten, bis jetzt noch nie gesehnen mythologischen Darstellungen, reich und voll mit Inschriften versehen, etc.!! anzuschaffen das Glück gehabt habe. Was uns dabey zugute kommt, ist, dass er eben so sehr nach öffentlichen Ehren als nach Besitz strebt, dass er vieles eilig herausgeben wird, da ihm besonders die Litographie zu statten kommt. Sein Text wird manche historische Notiz enthalten und, mit Kritik gebraucht, immer zu nützen seyn, so viel lässt sich voraussehen. Die Darstellungen der Tafeln, welche mitkommen, scheinen mir neu, nach manchen Seiten hinweisend und bedeutend. Sie werden den Werth derselben beurtheilen, als ein Wissender vom Anfang her bis aufs Neuste. Ich kenne nicht einmal Inghirami[2] durchaus und bin nur durch Dorows Aufsatz wieder in jene Regionen hingezogen worden.

Gegenwärtiges wünsche mit meinen Kindern nach Weimar zu spediren, daher wird mir schliesslich zur Pflicht, Sie, mein Werthester dringend zu ersuchen, mich höchsten Ortes treu angelegentlichst zu empfehlen, zugleich mir fortgesetzte unschätzbare Huld und Gnade zu erbitten.

---

persönlichen Bekanntschaft Goethe's, die er 1811, eingeführt durch Briefe F. A. Wolfs und J. Fr. Reichardts machte und von der höchst seltsamen, kaum glaublichen Art der Einführung, deren er sich bediente. Die Briefe Goethe's, welche Dorow erhielt und zum Abdruck brachte, beziehen sich theils auf die von Letzterm in der Gegend Wiesbadens gemachten Ausgrabungen, theils auf seinen einige Zeit hindurch lebhaft erfassten, aber nicht zur Ausführung gebrachten Plan, Hamanns Schriften herauszugeben.

[1] Der Schreiber schreibt: gemalde!

[2] Fr. v. Inghirami (1772—1846): Monumenti Etruschi 10 Bde., Florenz 1820—27.

Herrn Hofrath *Soret* danken Sie zum schönsten für seine bisherigen und seinen letzten Brief von Belvedere[1]. Ich hoffe, unsere Angelegenheit wird sich nun immer mehr fördern und abrunden; ich werde nächstens demselben noch manches Angenehme und Gute deshalb zu vermelden haben.

Nach Allem und vor Allem würde ich Sie bitten, mir von dem Befinden Ihro kaiserl. Hoheit gefällige Nachricht zu geben

Dornburg, Und[2] so getrost fortan!
d. 10 August Goethe
1828

10.

(An Müller.[3] *13. August 1828.)*

Ist denn die Einwilligung der Theilnehmerin zum Kauf des Gutes Bergern[4] eingelangt? Ich habe meine Glückwünsche verschoben, um sie nicht zurücknehmen zu müssen, der Gedanke ist gar zu hübsch, als dass ich ihn aufgeben möchte. Wie Sie einziehen, müssen wir Ihnen gleich einiges Gebildete an die Wände stiften.

---

[1] Soret war 8. Aug. von Wilhelmsthal nach Belvedere gezogen und wird vermuthlich alsbald geschrieben haben; G. antwortet am 13. Aug. Uhde S. 60—63. Die »Angelegenheit« ist jedenfalls die Uebersetzung der »Metamorphose der Pflanzen«.

[2] Von hier an eigenhändig.

[3] Der Brief ist unvollendet und wie auf dem Original bemerkt ist, von dem Adressaten Abends persönlich in Empfang genommen worden. Auf Grund dieses Zeugnisses ist sodann Müllers Erzählung in den »Unterhaltungen« S. 125, er sei am 16. August in Dornburg gewesen zu berichtigen, zumal von dem letztgenannten Tage der folgende Brief datirt ist, der keineswegs den Eindruck macht, als sei er nach einem unmittelbar vorangehenden Gespräch geschrieben.

[4] In der Nähe von Weimar. Die Unterhandlungen mit der ehemaligen Besitzerin des Gutes führten bald zum gewünschten Abschluss.

Unseres edlen Freundes am Mayne [1] wichtiges Schreiben hat mich beym wiederholten Lesen erfreut und erbaut; es wird mir sehr angenehm seyn zu vernehmen, was in dortigen Kreisen von denen in meinem letzten Heft [2] vielfach berührten Gegenständen einige Aufmerksamkeit erregt. *Zelter* hat sich besonders an die Ableitung der Neugriechischen Literatur von frühen Zeiten her gehalten welches mich höchlich erfreute [3], da ich diesem Aufsatz viel Sorgfalt zugewendet und wohl das Doppelte auf diesem Wege Fortgeschriebene noch zurückhalte, bis Gelegenheit und Gunst es hervorlockt [4].

Von Moskaw erhielt ein merkwürdiges prächtig verguldetes Facsimile der grossen Goldstufe, welche im Jahr 1826 am Ural gefunden wurde; ihr Gewicht betrug beynahe ein Viertels Zentner. Sie wird zu St.-Petersburg beym Bergkadetten-Corps aufbewahrt; ein vergoldeter Gypsabguss verschafft auch uns nun die unmittelbare Anschauung.

Es ist ein sehr glücklicher Gedanke, das in gegenwärtiger Zeit sehr weit vorgeschrittene Gypsabgiessen auch auf Naturgegenstände auszudehnen, wie es Cuvier auf die Fossilien that und bey Kunstgegenständen längst herkömm-

---

[1] Graf Reinhardt.

[2] Kunst und Alterthum VI, 2 vgl. oben S. 340.

[3] Zelter braucht 11. Aug. (Briefw. V, S. 96) die schönen Worte: »Deine Ableitung der Neugriechischen Bildung sprach mir sogleich zu. Was ich längst im tiefsten Herzen bewahre, konnte ich hier dazu geben. Die Musik hat nur alte Naturgesetze. Die heutigen Theoristen wollen neue Regeln haben für Aftermusik oder was mehr ist als Musik. Lasst sie gehn. Das Genie findet den Weg zum Neuen durch die alte Natur und die Philisterey braucht gar keine Regel um zum Teufel zu fahren«. Vgl. auch schon vorher 27. Juli V, 83. Die letztere Aeusserung hat G. bei obigen Worten vornemlich im Auge.

[4] Die Fortsetzung wurde erst in den Nachgelassenen Werken 1833 Bd. VI gedruckt. Anfang und Fortsetzung jetzt Werke, Hempel 29, 366–374.

lich ist. Wenn ich das Vergnügen habe, Sie bey mir zu sehen, werden Sie diesem Fetisch auf meinem Hausaltar gewiss alle Ehre erweisen.

II.

(An Müller. 16. August 1828.)

Ew. Hochwohlgeb. Vorschlag, die goldene Verdienstmedaille an Herrn *Moitte*[1] zu verehren und zwar bald möglichst kann ich unter gegebenen Umständen nicht anders als vollkommen billigen. Herr Geh. Hofrath *Helbig* wird dazu verhelfen können.

Artig wäre es, wenn man zugleich die kleine goldene Medaille Hn. *Stapfer*[2] verehrte; Sie machen so Manches möglich und also wohl auch dieses.

Dieser Sendung wäre jedoch die Notiz hinzuzufügen, dass ich von meiner Seite nächstens auch etwas Angenehmes zu überschicken und zu vermelden gedächte.

Hierauf wäre denn die Bestellung in Berlin nicht zu erneuern, weil sie uns in dem gegenwärtigen Falle nur unbequem werden müsste und allenfalls, im Verfolge modificirt, erneuert werden könnte. Worüber mündlich.

Heute ist[3] Dornburg fürchterlich und schon seit einigen Tagen. Ein wüthender Sturm saust nun schon seit 24 Stunden an meiner Ecke her, so dass man nicht zur Besinnung kommt. Das fest gegründete Haus ist noch ein Trost,

---

[1] Lithograph in Paris, der sonst von Goethe nicht erwähnt wird.

[2] Ph. Albr. Stapfer 1766—1840, Uebersetzer von Goethe's dramatischen Werken. Ueber den »4. und besten« Theil dieser Uebersetzung s. an Z. IV, 190 (5. Aug. 1826); über die Faustübersetzung in dem mehrfach angeführten Hefte von K. u. Alterth., Werke, Hempel, 29. S. 697 ff.

[3] Die Stelle von »Heute ist — gegenwärtig bin« S. 354 Z. 15 ist als Anfang eines Briefes vom 26. Aug. abgedruckt im Gedenkbuch S. 85.

wenn man an die Unglücklichen denkt, die Tag und Nächte lang gegenwärtig auf den Wellen geschaukelt werden.

Ich habe diese Unbilden des Sommers (wenn Sie Sich erinnern) vorausgesagt und darf deswegen nicht einmal wünschen, dass unsere verehrte Fürstin-Mutter sich herbegebe, denn ein solcher Zustand würde Sie und die Ihrigen in Verzweiflung bringen.

Die guten jungen Männer, *Weyland* und *Stichling* gelangten unter Sturm und Regen nur mit Mühe von einer Felsecke zur andern. Ich hatte sie mit den Frauenzimmern auf heute Abend eingeladen, die Communikation wird sich aber bis dahin nicht wieder herstellen.

Mit Hn. Weyland habe mein Paris recapitulirt und gefunden, dass ich im Geiste dort ziemlich richtig gegenwärtig bin. Das sind wir denn doch unsern jungen Freunden und der lebhaften Communikation durch die Lese-Anstalt der *Frau v. Pogwisch* [1] schuldig.

Die vortreffliche Rede des Hn. *v. Fritsch* [2] erfüllt auch eine von meinen Weissagungen; dass sobald Geschäftsmänner öffentlich sprechen, wir auch Muster der Redekunst werden aufweisen können. [3] Man muss etwas zu sagen haben wenn man reden will. Ich bedaure immer unsere guten Kanzelmänner, welche sich eine seit fast zweytausend Jahren durchgedroschene Garbe zum Gegenstand ihrer Thätigkeit wählen müssen.

Mit [4] *Sir Clave* habe ich die Antillen in möglichster Geschwindigkeit recapitulirt und, indem ich zu einiger

---

[1] Ueber diese Gesellschaft cf. oben S. 339, A. 3.

[2] Bei der feierlichen Beisetzung Karl Augusts oder bei der Huldigung für den neuen Herrscher.

[3] Die Worte von »Die — können« abgedruckt bei v. Biedermann, Goethe-Forschungen S. 260 und zwar aus dem S. 347 A. 2 angeführten Druck.

[4] Die Stelle »Mit — nimmt vorlieb« an dem S. 353, A. 3 a. O. als unmittelbare Fortsetzung abgedruckt.

Zufriedenheit fand, dass ich auch dort ziemlich zu Hause bin, machte ich mir durch seine Mittheilungen noch einiges Besondere zu eigen.

Freund *Coudray* soll mir jederzeit willkommen seyn, überhaupt bedarf es künftig keiner Anmeldung mehr, wer vor 12 Uhr kommt, findet eine hinreichende Mahlzeit, wer erst gegen 2 Uhr eintrifft, nimmt vorlieb.

Um *Einsiedels*[1] Andenken müssen Sie sich auch noch verdient machen. Es bleibt weiter nichts übrig als dieser Entschluss. Die Schwierigkeit liegt darin den Lebensgang eines milden geselligen Mannes aufzufassen, dessen Gegenwart schon ein Räthsel war.

Sie denken mein Theuerster, wie in solchen Sündfluthstagen das Dictiren überhand nimmt.

Deshalb fortan![2] Nach wie vor

in treuer Beharrlichkeit

Goethe.

[1] Fr. Hildebrand v. Einsiedel, geb. 30. Apr. 1750, gest. 9. Juli 1828, der Vertraute Karl Augusts, der »Freund« des ganzen Weimarer Kreises, ein Mann, von dem Caroline v. Wolzogen sagte, dass er »im geraden Herzen alles Rechte und Edle mit Neigung empfing«; mannigfach literarisch thätig, auch als Beamter, zuletzt als Appellations-Gerichtspräsident in Jena wirksam. Müller hat die von G. gewünschte Schilderung nicht geschrieben, vielmehr unterzog sich Minister von Fritsch dieser Aufgabe. Diese Biographie ist abgedruckt in den Freimaurer-Analekten, 4. Heft, Weimar 1828, S. 20—28. Das genannte Heft übersendete G. an Z. (9. Jan. 1829, V., S. 151) mit der Bemerkung: »Auch weiss ich nicht ob ich von beyliegenden Analekten schon einige Exemplare zugesendet habe; auf alle Fälle findest Du Liebhaber zu den beykommenden« und Z. erwidert (17. Jan. V., S. 156): »Ein Exemplar der Fr. M. Analekten ist schon an den General von Brockhausen überantwortet, der ein dankbarer und eifriger Maurer ist. Die Sinnes- und Charakterschilderung des guten v. Einsiedel ist mir sehr erbaulich gewesen, da ich von dem werthen Manne nie etwas Weiteres erfahren können und mir zwey seiner Terenzischen Comödien, vor 26 Jahren in Weimar mit Masken dargestellt, ausnehmend gefallen haben«.

[2] Von hier an eigenhändig.

12.

(An Müller. 26. August 1828.)

Hn. *Chelard*[1] habe freundlichst empfangen und ich glaube zufrieden entlassen; ihn anzumelden und zu empfehlen geht heute ein Brief an *Zeltern* ab. Seine Zwecke sind mir nicht klar, auch er scheint sich bey uns gegen seine Landsleute stärken zu wollen. Möge ihm das Tonbad gut anschlagen!

Die mitgetheilten Papiere[2] sende dankbar zurück, ich finde alles auf das lobens- und liebenswürdigste eingeleitet und durchgeführt. Dichter und Redner thun das ihrige und der Architekt wird auch nicht zurückbleiben.

Besonders find ich unsern Zuständen sehr angemessen, dass sich nach und nach eine Liturgie bildet. Die menschlichen Schicksale drehen sich in einem engen Kreise und müssen sich oft wiederholen; hat sich einmal ein guter Ausdruck gefunden, so bewahre man ihn bis zum ähnlichen Falle und bediene sich seiner zu erbauender Erinnerung.

Dass man[3] meinen Wünschen und Bitten gemäss des 28. Augusts diesmal in Stille gedenken wird, dafür danke ich verpflichtet. Den 3. Sept. durch herkömmliche Ausstellung öffentlich[4] zu feyern, macht Freund *Meyer,* wie ich weis, schon gehörige Anstalten; Ihre halbverhüllten Geheimnisse treten sodann schicklich und würdig zur Stelle.

Der verwittibten Frau Grossherzogin wünsche bestens und treulichst empfohlen zu sein; meine Hoffnung mich

---

[1] Vgl. oben S. 322.

[2] Für Einrichtung der Logenfeier für Karl Aug.; auf dieselbe kommt G. unten im 4. Absatz nochmals zurück: »Ihre Geheimnisse«

[3] Die Stelle »Dass man — entsprechen« S. 357 Z. 19 ist an dem S. 353 A. 3 a. O. als Fortsetzung und Schluss abgedruckt.

[4] A. a. O. »durch öffentliche Ausstellung«. Auch sonst mancherlei kleine Abweichungen.

bald wieder so schöner Dienstage[1] zu erfreuen, belebt die Aussicht für die nächste Zeit, regt mich auf, hier am Orte abzuschliessen und meine Gedanken dorthin zu wenden, wohin ich eigentlich gehöre.

Merkwürdig ward mir in diesen letzten Wochen, wie die alte Neigung zur Botanik, welche bei mir nur zufällig rege ward, sich wieder leidenschaftlich entwickelte, ja, ich darf sagen, productiv erwies, da mir einige neue gute Gedanken bey meinen Wanderungen durch dies herrliche Reich freywillig entgegenkamen.

Und so bitte meiner freundlich zu gedenken und mir behülflich zu seyn, dass ich in Weimar ein nach meiner Weise glücklich und nützlich geschäftiges Leben auch diesen Winter über freudig fortsetzen möge; denn ich wüsste nicht genugsam auszudrücken, wie schön und reichlich diese einsamen Wochen sich mir erwiesen haben. Möge auch Ihnen Alles gelingen und besonders der 3. Sept. seinem Werth und Gewicht durch eine edle Feyer völlig entsprechen. Herrn von *Fritsch* Excellenz bitte mich aufs Verbindlichste an jenem Tage zu empfehlen und bei allen Brüdern meiner im Besten zu gedenken.

Manches im Busen behaltend schliesse

treugesinnt[2]
J W v Goethe.

13.

(An Müller. 28. August 1828.)

Es sey mir vergönnt, mit den wenigsten Worten heute meine dankbare Erwiederung auszudrücken. Mir [ist es]

[1] An denen die Grossherzogin Luise ihn zu besuchen pflegte. Dass sie diese Besuche unmittelbar nach G's Rückkehr in alter Weise wieder aufgenommen, erzählt Eckermann II., S. 6.

[2] Von hier an eigenhändig.

sehr wohlthätig Sie in einer anmuthigen ländlichen Umgebung zu denken[1], indessen ich auf den weit umherschauenden Terrassen in Dornburg hin und wieder gehe. Der Tag war sehr belebt, Jenaische Wohlwollende wechselten mit einander ab, so dass ich zuletzt noch die gute *Griesbach*[2] bey mir bewillkommte. Wäre nicht gleich nach Tische Regen eingefallen, so hätte ich freundlicher seyn können, auch gegen andere, von denen ich durch Nebel und Wassergestöber getrennt war. Viele Gaben sind zu mir gekommen und zu den vorzüglichsten kann ich wohl Ihr Schreiben rechnen, das mir alte geprüfte Gesinnungen neu und kräftig ausdrückt. Lassen Sie uns so weiter fortfahren, so wird es an manchem Guten nicht fehlen können.

Verbind' ich *Coudray's* Nachricht von architektonisch-mystisch-ästhetischen Anstalten mit neulich an mich gelangten poetisch-rhetorischen Erzeugnissen, so darf ich wohl für[3] die Feyer des 3. Septembers die schönsten Hoffnungen hegen.

Heute aber neigt sich Geist, Seele und Sinn zu einer erwünschten Ruhe. In der Frühe sah ich den leuchtenden Morgenstern weit vor der Sonne vorausgehen, den zaudernden Mond abzuwarten fühl ich mir keine Kräfte, aber den Wunsch recht lebhaft, Sie bald in Bergern begrüssen zu können.

Und[4] so fort an!

Goethe.

---

[1] In dem neuangekauften Gute Bergern.

[2] Friderike Juliane Griesbach, geb. 1754, seit 1812 Wittwe des Geh. Kirchenraths Joh. Jak. Griesbach, die erprobte, wenn auch vielbespöttelte Freundin des Schiller'schen Ehepaars.

[3] »für« hat der Schreiber ausgelassen; doch ist es ganz sicher zu ergänzen.

[4] Von hier an eigenhändig.

14.

(An? [1] *30. August 1828.)*

Ew. Wohlgeb.

erhalten hiebey einige Büttnerische [2] Papiere, so operos als wunderlich; es soll mich freuen von Ihnen darüber wissenschaftlich aufgeklärt zu werden.

Die eingesendete Quittung liegt autorisirt bey; ich wünsche dass Sie von dieser kleinen Summe zu unsern wissenschaftlichen Zwecken geneigte Anwendung machen mögen.

Gedenken Sie meines neulichen Wunsches, so werden wir bey meiner nächsten Ankunft in Jena manche angenehme und lehrreiche Unterhaltung geniessen können.

Auch theile zugleich ein Gutachten unseres Präsidenten [3] in Bonn über fossile Früchte mit, welche in dem Kaltennordheimer Kohlenwerk vorkommen.

Mit den besten Grüssen an die theure Ihrige

Dornburg ergebenst
d. 30. August 1828 JW v Goethe.

15.

(An Müller. 1. September 1828.)

Ew. Hochwohlgeb. schreibe in mitten mannigfaltig sehr schöner Sachen, die seit einigen Tagen zufliessend mich gar anmuthig umgeben.

---

[1] Der Adressat ist jedenfalls Professor in Jena, wie aus dem Wortlaut des Briefes hervorgeht.

[2] Hofrath Büttner, geb. 27. Febr. 1716, gest. 8. Okt. 1802. Ob auf die Büttnerische Bibliothek bezüglich? Eckermann III., 220.

[3] Gemeint kann nur Nees v. Esenbeck sein, den G. an Nicolovius 30. Mai 1828 und sonst vielfach als »Präsident« bezeichnet; doch ist in dessen Briefe vom 12. Juli (Naturw. Corr. II., 166—168), der hier allein in Frage kommen kann, ein derartiges Gutachten nicht enthalten.

Herrn *Cornelius* »erobertes Troja«, ein respectables und zu respectirendes Kunstwerk, ist in lithographirten Umrissen zu mir gelangt.[1]

Dazu von einem Schüler mehrere Rand-Arabesken zur Begleitung von mancherley Dichtungen[2] nach Art der bekannten Albrecht Dürer'schen zu jenem Gebetbuche[3]; aber eigentlich nur dadurch veranlasst; sie sind mit allerliebstem Talent und Geist und Erfindung der neusten Zeit wohl werth.

Hitzig habe nicht gesehen, er wird wohl den nähern Weg nach Naumburg genommen haben.

Ueber den Dante des *Prinz Johann* Hoheit bin ich nicht im Stande gegenwärtig ein Wort zu sagen. Erst haben mich die unglücklichen Noten vom Gedicht und dessen Uebertragung abgewendet, sodann aber gestehe aufrichtig, ich möchte einen so werthen und würdigen Prinzen, dessen Gedicht an Herrn von *Fritsch* schon mit Vergnügen und Antheil gelesen, gern etwas sagen, was sich auch eigentlich individuell auf ihn bezöge, und dazu werden Sie am besten beytragen können, wie Sie denn auch wohl mein Zaudern am allerglücklichsten bevorworten werden.[4]

---

[1] Vgl. Düntzer, Aus Goethe's Freundeskreise, Braunschweig 1868, S. 279. Daselbst Goethe's Dank für die Sendung, 26. Sept. 1828.

[2] Gemeint ist Neureuther, E. N.; geb. zu Bamberg 13. Jan. 1806. Ueber die im Text erwähnten Zeichnungen spricht G. sehr günstig 30. Okt. 1828 an Zelter V., S. 125, kündigt sie als erschienen an das. S. 424, 27 März 1830. Sie wurden veröffentlicht u. d. T.: Randzeichnungen zu Goethe's Balladen und Romanzen, München 1828—1840.

[3] »zu jenem München'schen Gebetbuche, welches Dir durch Strixners Lithographie wohl bekannt geworden« sagt G. an Z. Ausführlicher Werke, Hempel 28, 819—831. Vgl. nun Thausing, Dürer (1876) S. 379—382.

[4] Vgl. oben S. 348 Anm. 1. Der Kanzler Müller muss nun wohl diesem Antrage nachgekommen sein oder G. hat eine andere Gelegenheit gehabt seine Meinung kundzugeben. Wenigstens findet sich in Falken-

Wie ich mir ein Denkmal für unsern schnell Geschiedenen an Ort und Stelle habe denken können, ist nur sehr allgemein mit Herrn *Coudray* besprochen worden. Was er darnach oder daraus gebildet, blieb mir durchaus unbekannt; nun aber setzt eine Inschrift den Raum voraus, worauf sie angebracht werden soll. Ehe mir also eine Zeichnung mit genauer Angabe des Masses vorgelegt wird, bin ich nicht im Stande zu dienen. Was zu sagen ist weis ich wohl; das Wie? hängt von Höhe und Breite der Fläche ab. Herrn *Soret* meine besten Empfehlungen, mein Antheil an diesem frommen Geschäfte solle gewiss nicht ausbleiben.[1] (NB.[2] Ich hatte mir einen netten Cippus vierseitig gedacht und darauf meine Worte gefügt; passen sie und werden gebilligt, so ist es schön und gut, sonst lässt sich dies auf

---

steins Charakterbild S. 57 die Stelle: »Hat doch selbst Goethe sich für das dichterische Talent des Prinzen interessirt und einst dessen Adjütanten von Lützerode um Zusendung von Original-Dichtungen gebeten, da, wie Goethe sagt, er zu einem gründlichen Studium des Dante »»aus Angst vor den gelehrten Noten des Textes nicht leicht kommen werde««. Man sieht, letzteres ist fast eine wörtliche Wiedergabe der in unserm und in dem oben angeführten Brief vorkommenden Stellen. — Das Gedicht an Fritsch ist, da Prinz Johann keine Gedichtsammlungen herausgab, nicht bekannt, möglicherweise ist es eine poetische Antwort auf ein Glückwunschschreiben zur Geburt des ersten Sohnes (1828 vgl. Falkenstein a. a. O. S. 64). — Endlich sei auf eine Stelle in Falkensteins Gedächtnissrede: »Zur Charakteristik König Johanns, Dresden 1874, S. 9« hingewiesen: »Nur beiläufig mag hier bemerkt werden, dass er zwar einige Werke Goethe's, namentlich den Faust und Hermann und Dorothea bewunderte, dass er aber Schiller wirklich liebte.«

[1] Gemeint ist wohl Sorets Bemühung um ein Denkmal für die 19. Juli 1828 plötzlich gestorbene Ober-Kammerherrin Caroline von Egloffstein, geb. Reichsfreiin von Aufsess. Das Nähere bei Uhde, Soret S. 44 A. 2 »Meine Worte«, doch jedenfalls Verse sind nicht bekannt; zwei Gedichte an Caroline v. Egloffstein aus früherer Zeit gedruckt in Werken, Hempel II., 431; III., 351.

[2] Das NB. im Original als Fussnote.

mancherlei Weise modificiren. Einen Beytrag der Freunde halte durchaus zweckmässig, denn es muss hübsch werden und nach was aussehen.

Dagegen darf ich wohl hoffen, dass mir nach der Mittwochsfeyer [1] eine treue Mittheilung gegönnt werde, nicht weniger die Reden in Extenso, welche hiezu vorbereitet sind. Ich freue mich sehr darauf, weil gewiss jede Erwartung übertroffen sein wird.

Vielleicht erregt nachstehendes Ihre Aufmerksamkeit, ich habe von Gotha ein Gedicht erhalten, von einigem Belang in kurzen reimlosen Versen, wie sie sich unter den meinigen befinden. Es deutet auf eine freymüthige Theilnahme an meinen Arbeiten und meinem Lebensgang, deshalb ich wol wissen möchte wer es geschrieben. Offener Sinn, guter Wille und Gemüthlichkeit ist allerdings zu schätzen. Eine Stelle die sich auf den Divan bezieht lege abschriftlich bey. [2]

Gar manches wäre noch zu sagen und mitzutheilen, doch eil ich zum Schlusse, weil ich dieses durch den guten

---

[1] Trauerfeier des 3. Sept.

[2] Die Beilage lautet: »Der Diwan | Ein Schirasbecher, Muth sprudelnd zum Leben | Und gläubigen Kämpfen; | Ein Iransgarten, | Von Rosen Düften | Reinmenschlichster Lehre | und Nachtigallliedern | Liebherzigster Innigkeit | Klangvoll durchwürzet; | Der Vorhöfe einer | Zum Heiligthume | Des Buches der Bücher; | Ein Sonnenaufgang | Der Thron des Heiligsten, Höchsten | Von Wahrheit und Liebe umfunkelt. || Und Suleika? | Seht doch hin, | Die Ihr reinen Herzens seyd, | Was ist des Dichters Geliebte | Die Sonne der Sonnen? | Was ist sein liebverklärtes Ich | Der Stern der Sterne? | Unwandelbar verbunden | In blühender Bräutlichkeit, ist | Sie holdeste fehllose Gattin; | Reintreuester Gatte liebt er | Stets zärtlicher, wahrer. | Die glücklichsten verknüpfen | Mit köstlichem Besitz für das Leben | Den zarten Sinn, die Innigkeit, | Die begeisternde Gluth, | Die lautere Seelenfülle | Der ersten Liebe; | Suleika schliesst mit ihrem Hatem | Paradiesischen Bund, | Beyde Welten umfassend. ||« Der Verfasser dieser poetischen Würdigung des Divan ist nicht bekannt.

und werthen Dr. *Kraukling*[1] nach Jena schaffen und alsbald in Ihre Hände bringen kann.

Beyliegend finden Sie hoffentlich alles Mitgetheilte. Fahren Sie fort, auch meiner in der Ferne zu gedenken und mir vom Wissensquell[2] Segen zu erbitten. Ich habe mich leider wieder in die Botanik eingelassen und da ist es gleich immer wieder, als wenn man sich durch den Urwald durchhauen müsste. Möge Mittwoch Abends Alles gelingen, ich feyre die Stunden ganz im Stillen aufs Herzlichste mit. Und somit also das beste Lebewohl!

G.

16.

(An Meyer[3]. *6. September 1828.)*

Hierbey mein Theuerster, das früher Verlangte, es wird wohl noch vor Schluss Ihrer Ausstellung[4] gelegen ankommen. Ich denke mich zu beeilen, dass ich noch alles beysammen finde, denn ich sehe nunmehr meinen Zweck am hiesigen Ort gar löblich erfüllt.

Möge es Ihnen in Weimar wohl gehen und Sie mit Zufriedenheit nach Belvedere zurückkehren! Empfehlen Sie mich dem lieben Erbprinz und Herrn *Soret* auf das angelegentlichste; ich wünsche mir nichts mehr als gute Tage in der Nähe der Verehrten und Geliebten; denn ich leugne

[1] K. Const. Kraukling, gen. Krauklihn, geb. zu Bauska in Kurland 28. Aug. 1792, gab 1827 mit L. Tieck und Fr. Kind die »Dresdener Morgenzeitung« heraus, war später Direktor des hist. Museums in Dresden, gest. 12. Apr. 1873. Vgl. oben S. 333.

[2] Müller war im Begriff eine Reise nach dem Westen, nach den Niederlanden zu unternehmen; mit dem »Wissensquell« könnte Pempelfort, der ehemalige Wohnsitz des Philosophen Jakobi gemeint sein.

[3] Einfaches Kleinquartblatt. Diktirt.

[4] Ueber die Ausstellung s. oben S. 342 A. 4.

nicht, dass ich mich hier gewissermassen abgemüdet habe, um die einsamen langen Stunden mit Interesse hinzubringen

treu angeeignet[1]

Dornburg, d. 6. Septbr. 1828

J W v. Goethe.

17.

(An Cotta[2]. 10. September 1828.)

Ew. Hochwohlgeboren

gefälliges Schreiben erreicht mich in dem Augenblick, da ein unersetzlicher Verlust mich anmahnt umherzuschauen und zu beachten was nun schätzenswerthes für mich auf dieser Erde übrig geblieben. Da tritt denn ohne Weiteres das Verhältniss zu Ew. Hochwohlgeb. bedeutend hervor und ich habe mir Glück zu wünschen dass ich ein Geschäft[3], woran mein und der Meinigen Wohlstand geknüpft ist, den Händen eines Mannes anvertraut sehe, der mit entschiedenster Thätigkeit die edelsten Zwecke verfolgt und, sowohl durch Klugheit und Redlichkeit, sich allgemeines Ansehen und Zutrauen erworben hat.

Hiernach muss daher mein eifrigster Wunsch bleiben, die wechselseitigen Bezüge klar und rein erhalten zu wissen, damit wir uns mit Zuversicht jener schönen Tage erinnern mögen, wo wir, unter den Augen, mit treuer Theilnahme eines nur zu früh abgeschiedenen Freundes[4], den Anfang einer Verbindung feyerten die so lange segenreich für uns dauern sollte.

---

[1] Von hier an eigenhändig.

[2] Vgl. oben S. 343 A. 3.

[3] Die Herausgabe der Werke.

[4] Schiller.

Das Weitere mir auf die nächste Mittheilung vorbehaltend

In[1] vorzüglichster Hochachtung mich unterzeichnend

Ew. Hochwohlgeb.

Schloss Dornburg ganz gehorsamsten Diener

d. 10 Sept. 1828 J W v Goethe.

ANHANG I.

ZWEI BRIEFE SORET'S AN GOETHE.

I.

(Wilhelmsthal, 20. Juni 1828.)

Votre Excellence aura presqu'en même temps reçu ma lettre et celle de M. Vogel,[2] qui s'est trouvé favorable à l'idée d'un voyage à Wilhelmsthal; pour ma part j'en craindrais un peu les suites à moins que Vous continuassiez à vivre ici comme chez Vous, c'est à dire en Votre particulier sans paraitre dans la société, sans rester exposé à l'air humide du soir. Depuis hier notre hermitage s'est singulièrement rempli de nouveaux hôtes. Nous avons eu plusieurs visites et la plus marquante est celle de Mme la Princesse Marie[3] avec Son époux et Sa suite. On avait annoncé qu'ils passeraient la nuit à Gotha et n'arriveraient que demain dans la matinée; mais l'impatience de revoir S. A. R. les a talonnés. Ils ont envoyé en toute hâte une nouvelle estafette et sont arrivés à soir à 9 heures au moment où Mme la Grande-duchesse se disposait à ren-

---

[1] Von hier ab Alles, auch Datum, eigenhändig.

[2] Der Grossherzogliche Leibarzt.

[3] Princessin Marie Louise Alexandrine, welche sich 26. Mai 1827 mit dem Prinzen Karl v. Preussen vermählt hatte. Vgl. den folg. Brief.

voyer les Dames qui étaient réunies chez Elle. Plusieurs personnes étaient arrivés d'Eisenach, entr'autres le Surintendant, Mad. de Bechtolsheim et Mad. de Werther; S. A. R. s'est encore décidée à prendre le thé avec cette espèce de cour et avec Son service devant le corps de logis en plein air. Vers huit heures Elle s'est retirée dans Ses appartemens avec les Dames et les enfants et vers 9 heures sont arrivées les voyageurs.

On attend le prince Chrétien de Darmstadt d'un instant à l'autre; il arrivera peut-être au milieu de la nuit; j'ai peur que toutes ces visites n'effrayent votre Excellence et ne la retiennent à Weimar ou dans les environs. S'il ne s'agissait que d'éviter les repas en grande société, j'offrirais à votre Excellence de partager la soupe du Prince.

20 Juin dans la nuit

2.

(Wilhelmsthal, 23. Juni 1828.)

Votre Excellence daignera bien me pardonner si je réponds encore une fois laconiquement à la bonne et précieuse lettre[1] dont vous m'avez honoré. J'ai eprouvé un sentiment mêlé de regret et de plaisir, en apprenant que vous ne viendrez pas. Le regret était relatif, le plaisir Vous concernant, car je n'ai pu me dissimuler que cet éternel arrivage de visites, ce mouvement perpétuel, cette presqu' impossibilité de voir S. A. R. seule quelques instants ne Vous eussent fait beaucoup plus de mal que de bien. Aussi Madame la Grande Duchesse a été la première à féliciter pour Votre Excellence de ce que Vos occupations aient été de nature à ne pas Vous permettre d'effectuer Votre projet.

---

[1] Vom 21. Juni. Uhde. Goethe's Briefe an Soret, S. 39—42.

M. Vogel[1] m'a communiqué un passage d'une lettre de Votre part qui l'autorisait à me demander la lecture de celle que je venais de recevoir et que je n'aurais pas songé à pouvoir lui montrer sans cet ordre. Il a éprouvé ainsi que moi un sentiment de sécurité sur l'état sanitaire de Votre Excellence en lisant les admirables lignes où Vous peignez l'effet qu'a produit sur Vous la lecture du livre de De Candolle[2]; puissiez-Vous bientôt reprendre ce travail. La nature toujours fraiche, toujours riante, toujours nouvelle est le dernier ami qui nous reste, celui qui ne nous abandonne jamais et qui nous console encore quand les hommes ne nous consolent plus. — Je n'ai pu jusqu'à présent traduire[3] que deux chapitres, mais ce travail me parait si agréable, qu'il avancera rapidement lorsque nous serons sortis du tourbillon où nous avons le malheur de vivre, lorsque j'aurai moins de lettres journalières à écrire lorsqu'enfin ma tête et mon coeur auront repris quelque peu d'équilibre.

Mad. la Princesse Marie m'a paru fort bien malgré sa juste douleur. Elle a beaucoup gagné durant les 13 mois de son séjour à Berlin, soit sous le rapport physique soit dans Ses manières d'être et Sa tenue. Elle a pris beaucoup plus d'aplomb. Sa présence est une grande consolation pour S. A. R., une grande joie pour le Prince.

---

[1] Vogel hatte gleichzeitig mit Soret geschrieben. vgl. Uhde S. 41; von dem an Vogel gerichteten Brief ist ein Stück in Hufeland und Osanns Neuem Journal der praktischen Arzneykunde Bd. 69, 1833, H. 2, S. 11 gedruckt. Die Worte lauten: »Sie thun sehr wohl, länger in Eisenach zu verweilen, denn in solchen Fällen sind die Nachwirkungen immer zu fürchten. Der Charakter widersetzt sich dem treffenden Schlage, aber consolidirt dadurch gleichsam das Uebel, das sich späterhin auf andere Weise Luft zu machen sucht«.

[2] Uhde, S. 40.

[3] Nämlich die »Metamorphose der Pflanzen« vgl. oben S. 323 fg.

Walther[1] est arrivé aujourd'hui en bonne santé dans le courant de l'après-diner, il a fait visite au Prince ainsi que Rodrigue et Leo. Les quatre amis se sont bruyamment et gaiement amusés durant toute la soirée jusqu'après neuf heures. La journée de demain sera bien plus bruyante encore.

Je finis par le plus essentiel; il m'a paru que Mad. la Grande Duchesse était moins accablée aujourd'hui qu'hier; il est vrai que cette journée d'hier a passé la permission, tant il est venu de visites, dont plusieures étaient fort pénibles à supporter, je ne les nommerai pas à Votre Excellence pour ne pas Vous faire partager l'impatience que nous avons éprouvée. Les forces morales se maintiennent à la même hauteur qu'au premier jour et, graces au ciel, la toux qui nous inquiétait tant à Weimar, n'a point reparu ou du moins a été tout-à-fait insignifiante.

23 Juin dans la nuit.

ANHANG II. (zu oben S. 331 fg.)

Durch die Güte des Hr. Geh. R. G. v. Loeper bin ich in den Stand gesetzt, den Brief des Grossherzogs von Strelitz an August v. Goethe, durch welchen der Erstere seine Geschenke ankündigte, mitzutheilen.

Strelitz d. 21. July 1828.

Ew. Hochwohlgebohren

werden es mir gewiss verzeyhen, wenn ich unbekannterweise so frey bin Sie mit einem Auftrage zu beschweren,

---

[1] Des Dichters Enkel. Wer die beiden anderen Gespielen des Prinzen Alexander (des gegenwärtig regierenden Grossherzogs) waren, weiss ich nicht.

da der Zweck desselben darin besteht, Ihrem Herrn Vater eine kleine Freude zu machen.

Mein Wunsch u Bitte bestehen darin, dass Sie die Güte haben mögen, die Uhr welche, so wie dieser Brief, durch meinen Legationsrath v. Meyer in Frankfurth, Ihnen zukommen wird, am Morgen des 28. Augusts unbemerkt in das Haus Ihres Herrn Vaters bringen u dort auf dem Flure aufstellen zu lassen; u wann dieselbe von ihm wird bemerkt worden seyn, dann erst einliegenden Brief gefälligst übergeben zu wollen.

Was es für eine Bewandtniss mit dieser Uhr hat, wäre überflüssig hier zu erwähnen, da Sie es durch Ihren Herrn Vater erfahren werden. Nur so viel sey vorläuffig zu Ihrer Beruhigung gesagt: dass ich mir das Geschenk eines so alten unscheinbaren Möbels gewiss nicht erlauben würde, wenn ich nicht hoffen dürfte, dass es durch mehrfache Beziehung für Ihren Herrn Vater von einigem Werth seyn werde.

Empfangen Ew. Hochwohlgebohren schliesslich die Versicherung meiner ganzen Achtung

Georg Grossherzog v. Mecklenburg.

Diesen Brief, mit der (bisher ungedruckten) Einlage an Goethe übersandte der Legationsrath v. Meyer am 29. Juli, liess am 1. Aug. die Uhr durch den Frachtfuhrmann Caspar Schack von Schwarzhausen folgen und kündigte den Abgang der Sendung in einem Briefe (Frankf. 8. Aug. 1828) an. August v. Goethe meldete (19. Aug.) an Meyer den Empfang der Briefe und der Uhr und zeigte seine Bereitwilligkeit an, den ihm gewordenen Auftrag pünktlich zu erfüllen. (Original des Meyer'schen, Concept des A. v. Goethe'schen Briefes gleichfalls in Hrn. v. Loepers Besitz.)

ANHANG III.

a. Verzeichniss der Briefe, welche Goethe von Dornburg aus schrieb.[1]

Name der Adressaten.	Datum.	Quelle oder Druckort.
Zelter.	Juli 10.	Zelter, Bd. V., S. 67—70.
Götze.	» »	Preuss. Jahrb. XXI., 353.
Weller.	» »	Döring, Goethe-Briefe Nr. 941.
Soret.	» »	Uhde, Soret, S. 48—50.
August v. Goethe.	» »	Ungedruckt, erwähnt im Brief an Weller von dems. Tage.
Kanzler v. Müller.	» 11.	Buchdruckergedenkbuch (Titel oben S. 347 A. 2) S. 82. 83[2].
Soret.	» 14.	Soret, S. 51—54.
v. Beulwitz.	» 17.	Goethe u. C. August II., 316—319 u. mehrfach.
*H. Meyer.	» »	Grossh. Biblioth. in Weimar.
*Müller.	» 18.	Kanzler Müllers Archiv.
*Frau v. Pogwisch.	» 18.	Frau Freiligrath (Vollmers Abschrift).
Müller.	» 25.	Gedenkbuch S. 83—85.
Meyer.	» 25.	Riemer, Briefe (1846), S. 129 bis 131.
*Müller.	» 25.	K. M. A. (Von Diezel nicht abgeschrieben.)
Zelter.	» 26. 27.	Zelter V., S. 75—79.
Zelter.	» 27.	Zelter V., S. 79—82.
Hofr. Voigt.	» 28.	Guhrauer, Joachim Jungius (1850) S. 185, 186.

[1] Die mit einem * versehenen sind hier zum ersten Male gedruckt. (D. A.) bedeutet Diezel's Abschrift aus Uhde's Nachlass. Dem vorstehenden Verzeichniss ist die unter den Goetheforschern bekannte Aufstellung Diezels zu Grunde gelegt.

[2] Trotz dieses Drucks im Vorstehenden wiederholt, weil die im »Gedenkbuch« wiedergegebene Form mit der ursprünglichen sehr wenig übereinstimmt. Der Nachweis im Einzelnen ist in den Anmerkungen zu den Briefen vom 7. 16. 26. August erbracht. Wem diese Willkürlichkeiten zuzuschreiben sind, lässt sich nicht mehr bestimmen. Der Herausgeber jenes Buchdruckergedenkbuchs gibt nicht an, wem er die Mittheilung der Briefe zu verdanken hat; am ehesten könnte man Riemer, der auch anderweitig bewiesen hat, dass er solcher Verstümmelungen fähig war, vermuthen.

Name der Adressaten.	Datum.	Quelle oder Druckort.
Zahn.	Aug. 1.	Facsimile 1849; Berl. Verz. von Goethe's Handschr. (1861) Nr. 182.
Soret.	» 1.–3.	Soret, S. 55–58.
*Meyer.	» 1.	Grossh. Bibl.
*Reichel.	» 3.	Cotta's Archiv (Vollmers Abschrift).
Soret.	» 3.	Soret, S. 59.
*Meyer.	» 6.	Grossh. Bibl.
A. Nicolovius.	» 7.	Weimar. Sonntagsbl. 1856, Nr. 16, (Separatdr. 1879 s. oben S. 324, A. 4).
Weller.	» 7.	Arch. für Litg. 1876, V., H. 4. Vgl. Döring Nr. 945.
*Müller.	» 7.	K. M. A. (D. A.)
Zelter.	» 9.	Zelter, Bd. V., S. 89–93.
*Meyer.	» 10.	Grossh. Bibl. (D. A.)
*Müller.	» 13.	K. M. A. (D. A.)
Soret.	» 13.	Soret, S. 60–63.
*Müller.	» 16.	K. M. A. (D. A.)
Knebel.	» 18.	Goethe u. Knebel II., S. 385 bis 388.
Weller.	» 19.	Major Jähns in Berlin[1].
Soret.	» 20.	Soret, S. 64.
Götze.	» 20.	Ungedruckt. Hirzels Verzeichniss (1874), S. 228.
Weller.	» 26.	Major Jähns[1].

[1] Die zwei unter dem 19. und 26. Aug. angeführten an Weller. sind Zettelchen, deren Wortlaut, durch den Besitzer gütigst mitgetheilt. folgender ist:

1. Haben Sie die Gefälligkeit, mein Werthester, beikommende Verschiedenheiten zu spediren und zu besorgen. Auch wenn etwas an mich gelangt wäre dem Überbringer mitzugeben.

Dornburg, d. 19. Aug. 1828. G.

2. Mit höflichster Bitte beikommendes alsobald weiter zu befördern

ergebenst

Dornburg, d. 26. Aug. 1828 G.

NAME DER ADRESSATEN.	DATUM.	QUELLE ODER DRUCKORT.
Zelter.	Aug. 26.	Zelter V, S. 97—101.
Müller.	» 26.	Gedenkbuch, S. 85.
* »	» 26.	K. M. A. (D. A.)
»	» 27. ?	Zeitung für die elegante Welt 1828, Nr. 183.
* »	» 28.	K. M. A. (D. A.)
* ? (Prof. in Jena.)	» 30.	Abschrift in Uhde's Nachlass.
* Müller.	Sept. 1.	K. M. A. (D. A.)
Weller.	» 1.	Döring, Nr. 948.
Grüner.	» 3.	Grüner, [oben S. 332 A. 1] S. 236 bis 238.
Grossh. Georg v. Mecklenburg.	» 3.	Z. 17. Okt. 1866; Preuss. Jahrb. XXV., 71.
Meyer.	» 6.	Jahrb. f. Kunstwiss. II., 336.
* Meyer.	» 6.	Grossh. Bibl. (D. A.)
* Cotta.	» 10.	Cotta's Archiv (Vollmers Abschrift).

b. Verzeichniss der Briefe, welche Goethe in Dornburg erhielt (soweit sie bestimmt nachweisbar) [1].

NAME DES SCHREIBERS.	ORT UND DATUM.	QUELLE ODER DRUCKORT.
Göttling.	Neapel Juni 24.	Fischer: Goethe und Göttling, S. 41—53.
* v. Beulwitz.	Pawlowsk Juni 28.	C. August II., 316.
* ?	Haag Juni	Soret, S. 52.
Sternberg.	Brezina Juli 5.	Sternberg, S. 200, 201.
* Soret.	Wilhelmsthal Juli 7. 8.	Soret, S. 51 A. 2.
Zelter.	Berlin Juli 8.	Zelter Bd. V., S. 66. 67.
Nees v. Esenbeck.	Bonn Juli 12.	Naturw. Corr. II., S. 166 bis 168.

[1] Die mit einem * versehenen sind ungedruckt. Ob sie sich im Goethe-Archiv in Weimar befinden, ist mir nicht bekannt. Die Antworten auf die meisten der hier genannten Briefe ergeben sich fast ausnahmlos aus dem ersten Verzeichniss.

Name des Schreibers.	Ort und Datum.	Quelle oder Druckort.
Zelter.	Berlin Juli 15.	Zelter V., S. 70—72.
* Soret.	Wilhelmsthal Juli 17.	Soret, S. 55 A. 1.
Zelter.	Berlin Juli 19. 20.	Zelter V., S. 72—74.
* Soret.	Wilhelmsthal Juli 21.	Soret, S. 55 A. 1.
Zelter.	Berlin Juli 22.	Zelter V., S. 74, 75.
* Soret.	Wilhelmsthal Juli 27.	Soret, S. 55 A. 1.
Zelter.	Berlin Juli 27.—31.	Zelter V., S. 82—85.
Zelter.	Berlin August 4.	Zelter V., S. 85—89.
Frau v. Löw.	Brezina August 9.	Vgl. Sternberg S. 201 und oben S. 320 A. 2.
Zelter.	Berlin August 11.	Zelter V., S. 93—97.
Knebel.	Jena August 14.	Knebel II., S. 384, 385.
* Bonstetten.	Genf vor August 16.	Vgl. Müller, Unterhaltungen S. 125.
Ritgen.	Giessen August 18.	Naturw.Corr.II., S.199. 200.
* Soret.	Weimar August 19.	Soret, S. 63 A. 1, S. 64.
* Grüner.	Eger August 20.	Briefwechsel, S. 236 (vgl. oben S. 332 A. 1).
* Abeken.	Osnabrück Aug. (vor dem 28.).	Eckermann, Gespräche II., S. 8, (vgl. oben S. 332).
Göttling.	Florenz August 21. [1]	Göttling, S. 54—59.
Zelter.	Berlin August 30.	Zelter V., S. 102—106.
Knebel.	Jena Sept. 11. [2]	Knebel II., S. 388, 389.

[1] Ob noch rechtzeitig in Dornburg eingetroffen? 1804 schreibt G. an Wilhelm v. Humboldt (Briefw. hgg. v. Bratranek 1876, S. 213): »Die Briefe zaudern jetzt unerträglich, einer von Florenz hierher läuft 20 Tage und darüber«.

[2] Obwohl Goethe an dem genannten Tage Dornburg verliess, so ist es, bei der so geringen Entfernung zwischen D. und Jena immerhin möglich, dass er den Knebel'schen Brief noch erhalten hat.

4. MITTHEILUNGEN VON ZEITGENOSSEN ÜBER GOETHE.

I. AUS BERTUCHS NACHLASS.

VERÖFFENTLICHT VON

LUDWIG GEIGER.

Die nachfolgenden Mittheilungen stammen grösstentheils aus dem Nachlasse F. J. Bertuchs (Frorieps Archiv in Weimar), aus dessen reichen Schätzen auch einige oben abgedruckte Goethebriefe entnommen sind. Aus dieser Provenienz erklärt sich, dass die meisten derselben an Bertuch gerichtet sind; die beiden ersten nicht an Bertuch, sondern an Wieland adressirten gehören zu den mannigfachen aus Wielands Nachlass in den Bertuch'schen herübergekommenen Schriftstücken. Vielleicht wird man unter den Correspondenten *Böttiger* vermissen, aus dessen Nachlass der vorige Jahrgang Goethe-Mittheilungen bringen konnte. Wirklich hat Böttiger zahllose Briefe an Bertuch und dessen Schwiegersohn Froriep (von 1791—1834) geschrieben und in denselben nach seiner Art, nämlich in klatschsüchtiger, kleinlicher, boshafter Weise, manchmal, freilich nicht so häufig, als man erwarten sollte, sich über Goethe geäussert. Doch schien es mir gerathener, die nachfolgende Reihe von Mittheilungen nicht durch derartiges Geschwätz zu unterbrechen; um aber nicht der Unvoll-

ständigkeit beschuldigt zu werden, stelle ich hier das Wesentliche zusammen.

Weimar 6. März 1796: »Goethe hämmert in Jena, wo er nach seiner Versicherung allein noch einige Laune zum Schriftstellern hat, an seinem ewigen Meister«.

27. Juli 1798: »Das Comödienhaus bekommt auf Schröders Ankunft Logen. Die Architekten Wolzogen und Goethe weisen einander die Zähne, weil Goethe zum Bau des Comödienhauses dem armen Wolzogen das Holz zum Schlossbau weggefahren hat«.

Dresden 23. Aug. 1804: »Ich kann nicht läugnen, dass ich um so lieber im Merkur ein gelungenes Werk von *Schadow* bekannt mache, je despotischer und wegwerfender Goethe u. Comp. den braven Berliner Künstler, dem *Tiek* noch lange nicht gleichkommt, seit einigen Jahren behandelt haben«.

5. Febr. 1805: Empfiehlt *Gruber*. »Da haben wir denn unser blaues Wunder über das Treiben der Jenaischen Literatur-Zeitung vernommen. Goethe hat manchmal 50 Recensionen zu allerhöchster Stempelung bei sich liegen. *Eichstädt* muss einen sehr bösen Dämon in sich haben«.

24. Aug. 1806: »Mit Goethe habe ich in den 4 Wochen, wo wir zusammen im Karlsbad gewesen sind, mich nur stumm gegrüsst. Es ist nicht meine Schuld. Er wollte es so haben, wie mir Henderich (?) sagte und ich fand mich natürlich auch nicht geneigt, ihm zu hofiren. Welch eine sultanische Arroganz«.

24. April 1807: »Ich habe die Blume schon in Händen, die Goethe auf Amaliens Grab gestreut hat. Es ist nicht zu läugnen, dass sie manch aromatische Ausdüftung verstreut, aber hie und da riecht man doch auch den Minister, der den Lebenden schön thut. Da ich als Redacteur des Merkurs bekannt bin und sich Goethe noch das letzte Mal, in Karlsbad so bäurisch grob gegen mich benommen hat, dass es aller Welt auffiel, so kann ich, verzeihen Sie mir diese Weigerung, sein Specimen nicht in den Merkur aufnehmen, ohne den Anschein zu haben, als wollt ich ihm den Hof machen. Auch ist es eine grosse Frage, ob Vater Wieland mit allem was Goethe sagte oder *verschwieg*, zufrieden ist. Endlich erscheint dies Andenken auch sogleich in Eichstädts Allg.-Lit.-Zeit.; wir kommen viel zu spät damit«.

Aus den späteren Briefen sind nur wenige Notizen hervorzuheben. Am 16. Febr. 1814 fragt er an, ob der circulirende

Quatrain auf die Kaiserin, in welchem dieselbe »das holde Licht von Osten« genannt werde, wirklich von Goethe sei, im Sommer desselben Jahres erwähnt er des Gerüchts (er bedient sich der lateinischen Sprache zur Wiedergabe des Geschwätzes), dass G. durch unmässiges Essen und Trinken sich körperlich fast ruinirt habe, am 12. Dez. 1816 (also 6 Monate nach Christianens Tode) will er wissen, ob es wahr sei, dass Goethe die Hofdame der Grossherzogin, die Gräfin Schulenburg heirathe.

Diese Proben werden zur Charakterisirung des Böttigerischen Geschwätzes genügen und werden rechtfertigen, dass ich nicht jede Notiz, die Herr Ubique irgendwo aufgestöbert hatte, aufgespürt und mitgetheilt habe.

Von den übrigen Briefschreibern sind viele allgemein bekannt. Zu ihnen gehören: Der Aesthetiker Blankenburg, der alte Gleim, der Buchhändler Göschen, der Jurist Hufeland, F. H. Jakobi, dessen Aeusserungen als aus der Periode der Erbitterung gegen Goethe stammend, doppeltes Interesse erregen, G. M. Kraus, der für Weimars Kunstleben bedeutende Maler, Rühle v. Lilienstern, der Berliner Buchhändler Unger, und endlich der Dichter Chr. Fel. Weisse. Von den Uebrigen weiss man zum Theil sehr wenig, doch schien es nicht räthlich, ihre Urtheile und Erzählungen mit ausführlichen Anmerkungen zu beschweren.

Auch die anderen zahlreichen Correspondenten Bertuchs lassen es gelegentlich an einem für Goethe bestimmten Gruss, oder einer ihn betreffenden Anfrage nicht fehlen. Doch würde es zu weit führen alle derartige Notizen zu sammeln und abzudrucken. Nur von einem der Briefschreiber, von dessen Beziehungen zu Goethe auch sonst mancherlei bekannt ist, von dem Mediziner Loder in Jena, seien drei solcher Notizen hier zusammengestellt. (Undat., Anf. 1782): »Eben ist Goethe hier und ich unterhalte ihn den ganzen Tag. Er ist auch ein treufleissiger Auditor in allen meinen Collegiis und wir haben nachher herrliche Unterredungen darüber«. (7. Juni 1788.) Uebersendet ihm sein »Handbuch« und bemerkt dazu: »Wenn Sie aber gar nichts in diesem Buch lesen können, so lesen Sie die Note 89, wo Goethe's panegyricus steht«. (14. Jan. 1795.) »Goethe hat sich eben gemeldet, daher will ich nur das Dringendste beantworten . . . . G. und Meyer hören die Syndesmologie con amore«.

(Fritz Jacobi an Wieland. Elberfeld, 10. Juli 1773.)

Ganz gewiss, mein liebster Wieland, hatten Sie, als Sie mir Ihren letzten Brief schrieben, den Sebaldus Nothanker nicht ganz u. was Sie darin gelesen hatten, sehr flüchtig u. in einer besonders gutherzigen Laune gelesen. Als ich auf 1/4 Theil nach mit dem Buch zu Ende war, setzte ich mich hin und schrieb Ihnen einen drolligten Brief darüber; bewies Ihnen, aus verschiedenen Beyspielen — unter andern aus einem vom Doctor Göthe (dem Verfasser des infamen Artikuls gegen meinen Bruder in den Frankfurter Anzeigen von 1772[1]) hergenommenen sehr treffenden Beispiele, dass mein Urtheil über die Schriften u. Talente eines Mannes u. meine Gesinnungen gegen seine Person, nie etwas mit einander gemein haben, — hernach beleuchtete ich den Satz, *dass der Enthusiasmus der edelen Seelen intolerant mache* und zeigte, dass es um den zu weit getriebenen Tolerantismus, der allemahl eine *zu allgemeine* Sympathie voraussetzt, eine sehr gefährliche Sache sei, indem dadurch alle Triebfedern der Seele losgerollt und zu tanzenden Schnörkeln würden. — Und diesen schönen langen Brief, mein bester Bruder, habe ich vor ohngefähr 2 Stunden in 1000 Stück zerrissen. — Nehmen Sie Ihren Sebaldus und-lesen Sie darin das 3te Stück des 3ten Buchs, so werden Sie begreifen, was mich in dem Grade aus aller Fassung gebracht hat. — Heute, mein Freund, kann ich noch nicht sagen, was ich gegen den infamen Pasquillanten Nicolai unternehmen werde; ich habe blos Sie zu ersuchen, im Fall der Sebaldus im II Theil des Merkurs angezeigt oder recensirt sein sollte, dass das Blatt weggeschnitten oder der Bogen, halbe oder 1/4 Bogen, herausgenommen

[1] Gemeint ist die Besprechung des Schriftchens: »Ueber das von Prof. Hausen entworfene Lebensbild des G. R. Klotz«. Vgl. Scherer: Goethe als Journalist. Deutsche Rundschau V., S. 69—71.

werde. Es würde überall *Abscheu* u. *Gelächter* erwecken, wenn Sie ein Buch anpreisen, worin der Edle George auf die niederträchtigste Weise ridiculiesirt wird. — Rache verlange ich nicht von Ihnen. Mein *behender* Arm wird nur desto rascher den Dolch führen, und ihn bis ans Heft in das Herz des Elenden stürzen, der hinter meinem Bruder herschlich, um ihn zu morden. — Also *Rache* fordere ich nicht, nur sollen Sie verhindern, dass meine Wuth nicht in einen Schmerz verwandelt werde, der mich tödten würde. — Sie wollen doch Ihre Brüder Jabobi nicht verlieren — nicht *auf ewig* verlieren?

Sie sehen, mein Liebster, wie es mit mir ist, u. dass ich vor itzt die Feder hinlegen muss. — Leben Sie also wohl, mein theurer Freund u. antworten Sie mir ohne Fehl mit umlaufender Post. —

Fritz Jacobi.

Was um Gottes Willen sagen Sie doch dazu: der *Verfasser des Charmides* eine Breyseele? Eben der Mann, von dem Wieland schwur, dass er ihn über alles, dass er ihn mehr noch, als seinen Fritz liebe, — den darf ein Nicolai mit Koth werfen! ein Nicolai darf seine erhabene Seele verhöhnen; Bildung der Grazie für weibisches Wesen und Sanftmuth für nervenlose Trägheit ausschreien.

(Fritz Jacobi an Wieland. Düsseldorf, 8. Mai 1774.)

. . . . Erst vorgestern erhielt ich Nachricht von Tante Fahlmer, wie die Scene zwischen ihr, dem Doktor Göthe und dem Merkur abgelaufen ist. Göthe hatte der Feyer einer goldenen Hochzeit, die mit ausserordentlicher Pracht auf dem Lande begangen wurde, beygewohnt und war deswegen verschiedene Tage lang von Frankfurt abwesend. Alles übrige werden Sie in beyliegendem Auszuge finden. Die Freude, welche dieser ganze Vorgang mir verursacht,

ist nicht zu beschreiben und nicht zu ermessen. Nächsten Posttag schreibe ich Ihnen mehr von Göthe, dem wir, seiner gegenwärtigen Aeusserungen ohngeachtet, nicht zu viel gutes zutrauen dürfen, denn er ist und bleibt ein zügelloser unbändiger Mensch. Sie sollen das Pasquill, das er, unter dem Titul[1] . . .

Auszug aus einem Briefe von Tante Fahlmer an Fritz Jacobi.

Göthe. Tante.

Die Tante sitzt vor ihrem Klavier, spielt aber nicht mehr drauf, sondern liest in Mad. du Boccage. Göthe kömmt gestiefelt und in einem Englischen Ueberrock. Noch auf der obersten Stubentreppe stehend und eines seiner gestiefelten Beine hervorstreckend.

Göthe. Tante! Da komme ich . . . Ja, gestiefelt und eingemummelt. Das ist die Variation.

Tante. Aber Sie riechen doch, als wie in Ambrosia getaucht.

Göthe. Ich komme vom Dechant. (Dumeix) — Aber was machen denn Sie, liebe Tante?

Tante. Da, mit Mad. du Boccage unterhalt ich mich ganz gut. Wie gefällt Ihnen dies hier?[2]

Göthe. O — gut! gut! ist recht gut!

Tante. Wissen Sie? — Sie haben mirs lange gemacht, bis Sie wieder herangekommen sind. Ich habe etwas

[1] Mit diesem Worte hört der Briefbogen auf und der dazu gehörige zweite konnte trotz eifrigen Suchens nicht gefunden werden. Man möchte am ehesten »Das Unglück der Jacobis« ergänzen. Auch der angekündigte Brief vom nächsten Posttag ist nicht erhalten. Das im Text Folgende steht auf besonderen Blättern von Jacobi's Hand.

[2] Aretins Grabschrift:

L'aretin repose en ce lieu
De chacun il fit la satire
Mais ne connaissant point de Dieu
De Dieu seul il ne peut medire.

bekommen, das für Sie zu allererst mit zum Genuss soll seyn, aber mit der Zeit — o, dann kömts zum General Tractament für das Publikum. Aber erst sagen Sie mir, wie hats gegangen? Ist brav getanzt worden? Wars denn sehr herrlich?

Göthe. . . . .

. . . .

(Wir giengen mit einander in der Stube auf und ab. Des kleinen George [1] Kribel Krabel Briefchen lag auf meinem Tische.)

Tante. Da, lesen Sie vom kleinen George.

(Göthe liest. Unterdessen holt die Tante ihre Arbeit und die Blätter vom Merkur und setzt sich an ihren Schreibtisch, Göthe gegenüber.)

Tante. Sehen Sie hier! Nun was habe ich?

Göthe. Was ists? Was ists, lieb Täntchen? Lassen Sie sehen.

Tante. Es ist, worauf Sie sich bey Bölling, wenns ankäme als auf ein herrliches Tractament zu Gast geladen haben. [2]

Aber ich habe noch mehr.

(Tante hält ihm die Revision [3] über Götz von Berlichingen vor die Augen und giebt ihm die Blätter zusammen.)

Göthe (nach einigem Lesen). Nu, Wieland, du bist ein braver Kerl! — Ein ganzer Kerl! Was? fängt er's so an? O, gut! Nun, Sie wissen Tante, was ich immer von W. gesagt habe — ob ich ihm nicht immer gut war? Ich habe allezeit gesagt, es ist ein ganzer Kerl, ein guter Mensch.

[1] Fritz Jacobis Söhnchen.

[2] Goethe war wegen Wielands Rache voller Erwartung und sah deswegen dem VI. Theile des Merkurs mit brennender Ungeduld entgegen. (Die Anmerkung ebenso wie S. 379, A 2 ist von der Hand Fr. Jacobis.)

[3] Ist jedenfalls für »Recension« verschrieben.

Aber ich bin gegen ihn aufgebracht worden. Den verfluchten Dreck schrieb ich in der Trunkenheit. Ich war trunken! Und wie ich Ihnen gesagt habe, in Ewigkeit hätte ich's nicht selber in Druck gegeben; aber ich hatte es nicht mehr allein in Händen. — Und ich bin wie der Herodes; in gewissen Augenblicken kann man Alles von mir erhalten. Schon lange haben mir die Kerls vorgeschwätzt: »lass's drucken! lass' drucken!« — Nä ihr sollt nicht! — Da kommen sie mir aber aufs neu: »O mein! lass es uns drucken!« Und ich hatte, Gott weis! weder neue Bosheit noch Ärger gegen W. — Nun so druckts und schert euch! . . . Da, da (mit dem Finger auf das Blatt deutend). Das ist just was mich an W. so ärgerte, und mich reitzte, mich gegen ihn auszulassen. *Da, der Ton.* Sehen Sie, liebe Tante; ich will's nicht sagen, ich selbst hab Recht, W. hat Unrecht. Denn Alter, Zeitpunkte, alles macht Verschiedenheit in der Art zu sehen und zu empfinden. Jetzt denk ich nur *so* und *so;* vielleicht in dem Alter von W. — wer weiss noch eher? — denke ich *just* so wie *er.* Drum was soll ich sagen? Hat er *nun* Recht? Oder hab' ich *nun* Recht? — Der Eindruck den man itzt selbst hat, der gilt. Wieland hat Recht, dass er *so* urtheilt; aber mich ärgert's *nun* noch. — »Mit der Zeit! Mit der Zeit!« Ja das ist's, das ist's! just, just *so* spricht mein Vater; die nehmliche Händel, die ich mit diesem in Politischen Sachen habe, hab' ich mit W. in diesen Punkten. Der Vater-Ton! der ist's just, der mich aufgebracht hat. — Sagen Sie mir um Gotteswillen, warum er sich just an seine allerschlechteste Arbeit machte und mit den ewigen Briefen sie vertheidigte? Seine Musarion, ein Werk wovon ich jedes Blatt auswendig lernte, das allervortrefflichste Ganze, das je erschienen ist . . . . nichts, nichts nimmt er sich so an, als der Alceste, die für mich just das Schlechteste von allen seinen Werken ist. — Ich

muss weiter lesen. — Ganz brav! Ganz brav! Nun Wieland, unsere Fehde ist aus; dir kann ich nichts mehr thun. Das garstige Frazenzeug hat er schon gelesen, das seh' ich.

Tante. Ja freilich! Kommen Sie, lesen Sie, das hier ist die Antwort drauf.

(Er wurde roth. Ich sah, dass es ihn erschütterte.)

Göthe. Besser hätt er es nicht machen können. Sehr gut! Ich sag's ja, nun muss ich ihn auf immer gehen lassen. W. gewinnt viel bei dem Publico dadurch, und ich verliere. *Ich bin eben prostituirt.*

(Tante lachte herzlich.)

Nun wieder an den Anfang von der Recension. Die Vergleichung mit den jungen Füllen u. s. w. Durchgeschnattert und dabei vielmahl ausgerufen: es ist wahr, er hat Recht! ganz excellent! — Weiter gelesen. — Gut! meinen Weisslingen beurtheilt er, wie ich ihn will gelesen haben. — Gut! Besser als Wieland versteht mich doch keiner. — An der Stelle, wo er wegen der Vermischung der Sprachen in verschiedenen Jahrhunderten getadelt wird, sagte er: auch recht, auch gut; aber wer Teufel anders, als ein W., Lessing, kann mich hierinnen beurtheilen? Freilich hat er ganz Recht; ich hab's selber genug gefühlt u. s. w. Die Folge meiner Werke soll's zeigen, ob ich meine Fehler kannte.

Tante. Haben Sie, seit ich zu Düsseldorf war, nicht sonst noch etwas Hübsches im Genre des Götter-Gesprächs componirt?

Göthe. Nichts, liebe Tante. Den Satiros. Nun, der war schon vor ihrer Abreise fertig.

Tante. Gar nichts? Ein dergleichen freundschaftliches Drama (sie kuckte ihm gerade in die Augen). Sie sind aufrichtig, Göthe! Darum müssen Sie mirs gestehen.

Göthe. Das will ich. Ja liebe Tante; fragen Sie nur!

Tante. Das Unglück der J***?

Göthe. Ja, das ist wahr. Aber schon lange, ehe ich sie noch alle kannte; es war blos auf Anecdoten, auf Wischwaschereien gebaut, alles von Hörensagen. Ihr alle seid lächerlich mitgespielt. Sie auch Tante. Niemand, als die L. R., Merk und der Dechant habens gelesen; und niemand mehr in der Welt soll es auch zu hören und zu sehen bekommen; es soll nie wieder an das Licht riechen. — Es ist auch nicht einmal ausgemacht, — gilt nicht mehr.

Tante. Aber ich doch muss es hören?

Göthe. Liebe Tante, das kann unmöglich sein. Verlangen Sie es nicht. . . . .

Nach Hin- und Wieder-Reden wurde es klar, wer der Held darin sei, und was den Anlass dazu gegeben hatte. Es wurde gleich nachher als G. und Merk von Koblenz zurückkamen, geschrieben . . . .

. . . . Wir hatten grossen Spass und Gelächter über das Ding, wie und wohin er mich schief und über Eck gestellt hätte u. dgl.

(Fritz Jacobi an Wieland.[1] *Düsseldorf, 4. Juni 1774.)*

Meine Merkurs sind am Donnerstag angekommen. Bitten Sie die Erfurter, dass sie künftig unser Journal 4 Wochen später ankündigen. Dass die Recension des Merkurs in diesem Blatt so gar früh erschien, hat Göthen, wegen der ihn betreffenden Anmerkung ein wenig spannend gemacht; es war darum recht gut, dass er die relativen Artikuls im Merkur bereits gesehen hatte. Die Recension

---

[1] Der grössere Theil des nicht uninteressanten Briefes enthält eine sehr ausführliche Besprechung von Heinse's Laidion, die an dieser Stelle nicht mitzutheilen war.

in der Frankfurter gelehrten Zeitung, deren Sie erwähnen, ist mir nicht zu Gesicht gekommen. Ich will sie mir schicken lassen und nach dem Verfasser forschen . . . . Die Comödie der Hofmeister, ist nicht von Göthe.

(Scherff an Bertuch. Ilmenau, 29. September 1774.)

. . Ich habe mit vielem Vergnügen die mir übersendeten Bücher empfangen, ich habe sie auch alle schon durchblättert. Goethens Hofmeister war mir vorzüglich willkommen, nicht eben weil ich ein besonderer Liebhaber der dramatischen Dichter wäre, — das bin ich nicht, mein Freund, denn ich kenne die Dramaturgie und die Bühne selbst zu wenig, aber ich schätze das Genie des Göthens unendlich hoch, weil ich nie zu dem Glauben mich überwinden konnte, dass ein Deutscher je mit Shakespeare glücklich wetteifern würde, aber Götz von Berlichingen und nun der Hofmeister haben meine Furcht überwunden.

(Weisse an Bertuch. Undatirt. 1774.)

Des Puente spanische Reisebeschreibung müssen Sie besser als ich beurtheilen können, da ich sie blos aus der hohen Empfehlung der Ephemeridi literariae kenne. Ich wundere mich gleichwohl, dass sie in der Weygandischen Buchhandlung, die Goethe und Consorten meistens in Beschlag nehmen, auch übersetzt wird. Vermuthlich haben Sie den neuen Menoza schon gelesen? Den Seitenhieb, den ich darinnen soll bekommen haben (denn ich selbst habe ihn so wenig als andre Messbücher gelesen) lass ich mir gern gefallen, da andere grössere Dichter als ich, nicht besser sollen weggekommen seyn. Der Verf. ist ein gewisser Lent (sic) aus Strassburg, ein Freund Goethens, der auch den Hofmeister geschrieben hat.

(G. M. Kraus[1]. *Frankfurt, 5. März 1775.)*

Vorgestern waren Hr. Hof-Kammerrath Jacobi mit seiner Cousine Mlle Falbert[2] bey mir, besahen und lobten die Portraits von der lieben Wieland'schen Familie, freueten sich besonders über die Gleichheit in dem Porträt des Hn. Hofraths . . .

Nun hören Sie, was Göthe sagt. Dieser hat mich schon etliche mahle besucht. Des Hn. Hofraths Wieland Portrait lobt er über alle massen; diesse gantze Familie gefält ihm; Carolingen heisst er seine favorite. »Man sieht ihr die Gutheit in ihren Gesichtszügen! Sophiegen, sagt er, ist eine kleine Schönheit, aber etwas schalkhaft und gefährlich! Die wird Männer rasen machen. Dorgen ist ein kleiner Teufel. Malchen sehr unschuldig und angenehmes Kind«. Das ist das Urtheil von Goethe über diese Portraits, welches er, wie er mir noch heute sagte, selbsten an Hn. Hofrath schreiben wird. Die Anordnung vom gantzen Bild gefällt ihm nach meiner Skitze sehr wohl, nur mit der Einrichtung des Zimmers ist er nicht ganz zufrieden, es scheinen ihm die darinnen angebrachte Meubles zu reich und prächtig für einen Autor zu seyn! Daran läst sich denken und ändern ohne dem gantzen zu schaden. Goethe ist jetzo lustig und munter in Gesellschaften, geht auf Bäle und tantzt wie rasend! Macht den Galanten beym schönen Geschlecht: das war er sonsten nicht. Doch hat er noch immer seine alte Laune. Im eifrigsten Gespräche kan ihm einfallen, aufzustehen, fortzulaufen und nicht wiederzuerscheinen. Er ist gantz sein, richtet sich nach keiner Menschen Gebräuche, wenn und wo alle Menschen in feyerlichsten Kleidungen sich sehen lassen, sieht man

[1] Der Adressat dieses und der in diesem Abschnitt folgenden Briefe ist Bertuch.

[2] Es muss jedenfalls Fahlmer heissen.

ihn im grösten negligé und ebenso im Gegentheil. Goethe will oft zu mir kommen und bey mir zeichnen, welches ich ihm sehr gerne erlauben werde. Er hat seit einem Jahr viel gezeichnet und auch etwas gemalt. Viele Schattenbilder und auch andere Gesichter im Profil macht er, trifft öfters recht gut die Gleichheit. Nun deucht mich hätt ich Ihnen genug von diesem Manne geplaudert, ein andermal ein mehreres. Noch eins muss ich Ihnen sagen — und das zwar sage ich Ihnen nicht gern — Goethe hat mir angekündiget, dass ich in hiesiger Stadt nicht viel Subscribenten für Ihren Don Quixote anwerben würde. Ein garstiges Zeichen vom Geschmack meiner Landsleute.

(Derselbe. Frankfurt, 15. Mai 1775.)

Goethe ist nicht Autor von Prometheus-Deukalion; ich weiss es gantz gewiss, weilen ich den Mann kenne, der diesse — wie Sie es heissen — Scharteke gemacht hat; ich musste mein Ehrenwort geben, dessen Nahmen noch etliche Wochen zu verschweigen, Sie sollen ihn aber bald durch ein neu herauskommendes Werk oder durch mich kennen lernen.

(Gleim. Halberstadt, 15. Januar bis 14. Februar 1776.)

Sei zufrieden, guter Vater Gleim, dass Bertuch Dich nicht vergessen hat und dass Dein Herzensbruder Wieland unter seinen Lavatern und Goethen doch Dein Herzensbruder geblieben ist . . . Mags nicht wissen, warum Sie keine Sylbe von Goethe sagen, dass er noch dort ist, vielleicht dort bleibt, dass er dem Herzog in einen Bauer sich verstellt und ihn in Knittelversen regieren gelehrt hat . . .

(Anton Schweitzer. Gotha, 16. März 1776.)

Gestern wurde Clavigo aufgeführt, nach meinem Gefühl sehr gut. Der Herzog war äusserst bewegt und zufrieden.

Vielleicht ist nie ein Stück bei einer so ganz feierlichen Stille der Zuschauer aufgeführt worden; ich sage Ihnen es hat erstaunende Sensation gemacht. Möcht doch wissen, was die Weimarischen Zuschauer, die hier zugegen waren, davon sagen werden? Zum Monolog des Clavigo im 5. Aufzug, sowie auch zum Leichenbegängniss habe ich Musik gethan.

(Göchhausen. Eisenach, 27. März 1776.)

Buns dies, lieber Bertuch! Itzt ist Dein guter Fürst nicht daheim und also hast Du nichts zu geheimdesekretariiren und wenn Du Dich den Armen Deines Weibchens einen Augenblick losreissen und mein Brieflein da lesen wolltest, so thätest Du mir einen grossen Gefallen . . .

Sagen Sie mir, was macht Wieland? Kein Mensch schreibt mir ein Wort von ihm und was Goethe anbetrifft, der ist hier ohngefähr so der Gegenstand allgemeiner Unterredung, als ehedem die Hyäne von Frankreich es unterm deutschen Landvolke war. Sie wissen nicht, was sie aus dem Dinge machen sollen und grade weil sies nicht wissen, machen sie sich ein Ideal von dem Dinge, das genau so passt als eine Faust in Venus' Auge.

Am ersten Osterfeiertag 1776.

. . . Goethe bleibt also bei Euch? Heisst das, frey? Oder nimmt er Titul, Besoldung oder Dienstpflicht über sich? Lieber, wenn Du kännst, so meld mir das gelegentlich. Ueber unsern lieben Kraus freu ich mich inniglich. Dass Wieland wieder Vater ist, dass Herder — der Antiwielandianer — Oberpriester bey Euch wird und Stollberg Cammerherr, weis ich schon. Lenzen mögt ich kennen und was gäb ich drum, wenn ich bey Euch sein könnte, wenn Gleim kömmt.

Eisenach, 3. September 1776.

Lieber! Nun ists Jahr und Tag, dass ich einen Einfall hatte, den ich bald drauf ausführte, und der nun — geh's auch wie es wolle — ausgeführt bleibt. Die Leute schwatzten mir und schrieben mir so kraus Zeug über *Werther*, wie sie allerwärts mögen geschwatzt haben. Ich nahm ihrer einige heraus, lies sie reden, wie sie mit mir geredt und wie sie an mich geschrieben hatten, macht ein Histörchen, das (wie mir dünkt) immer in der Welt möglich seyn kan, draus und daraus entstund beygehendes Ding[1]. Hast für Deinen trauten guten Bertuch kein Geheimnis gehabt und dies da soll ihm also auch keins bleiben, dacht ich, und so pack ichs ein und schicks Ihnen.

Alles was sich überhaupt von jeher und itzt über den Einfall sagen lässt, irgend etwas zu schreiben was Beziehung auf Werthers Leiden haben kan, das Alles, Lieber, hab ich mir selbst gesagt, auch würd ich vielleicht meine Handschrift nie haben drucken lassen, wenn ich nicht in eine Kette von mancherley Ursachen, die mich damals dazu determinirten, gerathen wär. Gerade heraus, was man immer vor oder wieder mich als Schreiber eines Buchs sagen kann, das kümmert mich nicht: itzt wenigstens nicht mehr, weils zu spät sein würde. Was aber Leute, die mich und meine Art zu denken nicht so genau kennen, als Sie, von dem *Gegenstand* sagen mögen, den ich behandle, und was sie weiter von den *Absichten* plappern mögen, die ich gehabt oder nicht gehabt haben kann, das ist mir freylich itzt weniger einerley als jemals. Bisher wissen ohngefähr nur 4 Menschen, dass ich Verfasser des Wertherfiebers bin. Könnte mein Nahme auf immer verschwiegen bleiben — lieb wär mirs. Aber da ausser Ihnen und Louischen ihn

[1] Das Werther-Fieber. Ein unvollendetes Familienstück. Nieder-Teutschland 1776.

am Ende noch mehrere und also Goethe auch erfahren können und werden und da Goethe mich ganz und gar nicht kennt, und ich vielleicht, eh er sich die Mühe gäb, mein Büchlein selbst zu lesen, der unangenehmen Begegnis ausgesetzt seyn könnte, ihm von einem oder dem andern schielenden Leser in ein falsches Licht gesetzt zu werden, so thun Sie alsdenn für mich, was ich auch für Sie thun würde. Sagen Sie, wenn Sie sich selbst überzeugt haben werden, dass mein Buch gegen keine Seele gerichtet ist und gerichtet seyn kann, als gegen diejenigen, die wie ich wörtlich (pag. 102) sage: Werthers Leiden als einen Catechismus etc. lesen, sagen Sie dann zu Goethen: »ich sage für des Verfassers Herz gut, denn ich habe ihn meiner Liebe werth gehalten«.

Eisenach, 28. September 1776.

... Also Goethe schaut's Wertherfieber von der *rechten* Seite an? Gut! Um *den* war mirs auch nebst wenig Menschen unsers Schlags zu thun. Was hudelt mich der Rest von Leuten, die blind sind? Sagen Sies dem Mann immer, dass ich mit dem kleinen Anstrich von Besonderm, den vielleicht mein Styl haben kann, doch- darinn mit allen Menschen, die sehen können übereinstimme, dass ich kein Fell auf dem Auge habe. Weiter braucht er nichts von mir zu wissen. Denn, dass ich allenfalls überdem eine gute Haut von Menschen bin, was ist das besonderes? oder was kann das ihn kümmern?

(v. Trebra. Weimar, 5. August 1776.)

Goethe, dem lieben Goethe erneuern Sie meinen Dank; er kann keinen Freund haben, der ihn mehr liebt, als mich und kann dieses also wohl vergelten und kann auch mich lieben. Ich wünschte ihn noch einmal zu

sprechen, aber es kann ja doch nicht sein; es muss also auch bleiben [1].

(Göchhausen. 9. März 1777.)

O, Guter, was hör ich! Goethe hat gegen Jemand gesagt, er habe in meinem Wertherfieber *Satyre* über Werthers Leiden gefunden. Ists möglich überhaupt? Und wärs möglich, dass Goethe Sie hintergangen hätte, als er Ihnen, wie Sie mir meldeten, sagte: er erkenne meine Absicht und danke sie mir? Sie können urtheilen, wieviel mir itzt daran liegt, dass Sie mir nur in zwo Zeilen dies Geheimniss erklären. Ich sollte mich auch *da* in Menschen geirrt haben?

30. März 1777.

. . Sie schrieben mir, Goethe habe die Absicht meiner Wertherfiebers von der rechten Seite angesehn. Ich was froh darüber, denn Gott weis es, und Sie, der Sie mich kennen, glaubens, auch glaubts jeder gescheute Mensch, dass es nimmer Satyre auf Werthern, sondern auf die Gecken sey und seyn soll, die Werthern zu verstehn glauben und nicht verstehn. Goethe ist *ungewiss* darüber und daran ist kein Mensch schuld als der verdammte Narr, der G. L. Rath Schmidt, ein Narr, der sich auf die Satyre so verstehn will, dass er mich selbst einmal hier einen halben Nachmittag damit ennuyirt hat, dass er mir erzählte, er habe einst mit Rabnern ein öffentlich Gefecht gehalten, worinn die Lacher alle auf seiner Seite gewesen und Rabner so still geworden sey, dass er bald ein Gallenfieber davon

[1] Trotz dieser Liebesversicherung findet sich in den übrigen sehr zahlreichen Briefen Trebra's keine Erwähnung Goethe's, kein Gruss an ihn; nur einmal heisst es sehr formell (Zellerfeld, 30. Dez. 1784): »Den beigehenden Brief bitte ich dem Hn. Geheimenrath von Goethe zuzustellen«.

gekriegt habe. Dieser Mensch nun, den ich in Belvedere mit Wieland auch einmal habe streiten hören, dass michs ekelte, bildet sich ein, er allein habe eine so feine Nase, dass er die wahre Pointe im Wertherfieber rieche und sagt laut, hats der Frau von Bechtolsheim und andern gesagt, das Wertherfieber sey die ärgste Satyre, die auf Werthers Leiden gemacht worden sey. Das hat ein andrer Narr vermuthlich gehört und Goethe kanns wieder erfahren haben, hats wieder erfahren, das kann nicht fehlen. Nun mag Goethe immerhin erst geglaubt haben, was wir anderen klugen Menschen alle glauben, dass das Wertherfieber nichts weniger als Ausfall auf ihn oder auf Werthern sey, aber es muss ihn doch natürlich verdriessen, wenn andere — solltens auch nur tumme und boshaffte Kerle und Weiblein sein, — ihn und mich, sein Buch und meins in einem so hundsföttischen vis à vis ansehn. Drüber wird Goethe mir gram, ob ich gleich die unschuldige Ursach bin und ob ich gleich (wenn ein Schafkopf mich nicht verstehn will oder kann) Busspsalmen hätte schreiben können und dennoch für Goethens Gegner hätte gehalten werden können. Ach, lieber guter Bertuch, ich bin was Sie sind und wofür ich Goethe auch nehme, ein wackrer Mann. 's muss mich verdriessen, dass ich zwiefach in eines Ehrenmannes Augen erscheine und um eines so verfluchten Narren willen, wie Schmidt ist. Reden Sie mit Goethe davon. Sagen Sies wie michs verdriesst und sagen Sies ihm dreuste, dass ich so ein zaghafter Pinsel nicht bin, der, wenn ihm was gefällt oder missfällt seine Meynung nur en tatonnant entdeckte oder sie verzuckerte. Hätte ich über Werther satyrisiren wollen oder können, ich hätts laut gethan. Goethe kan mich für alles halten, wofür er will, nur nicht für einen Menschen, der aus Furcht zwiefach ist. Das kann nicht seyn, ist nicht, lieber Bertuch.

Dein Göchhausen.

(C. G. Küttner. Basel, 22. März 1777.)

Ein Jahr ists besster Mann, dass ich durch Weimar ging, dass ich das Glück hatte, Sie kennen zu lernen. Was macht Ihr Goethe? Ist er als Regierungsrath noch der liebe herrliche Mensch der er war, als ich ihn in Weimar sahe und Leben und Wohl von ihm einathmete? Man erzählt hier viel und mancherlei von ihm, aber ich kenne die Leute, die so gerne von Goethen erzählen und weiss den Werth ihrer Erzählungen zu bestimmen, also weiss ich nichts von ihm. Ich habe viele seiner Freunde seit einem Jahre kennen gelernt und mir war wohl bei ihnen. In Schinznach sah ich Schlossern und Lavatern, den ich hernach in Zürich wieder traf, in Colmar, in deren Nachbarschaft ich vergangenen Sommer viele Wochen zubrachte, Pfeffel und den Franz Lerse. Lenzen, der sich zeither bei Schlosser aufgehalten hat, erwartet man in Basel. Sie wissen, dass mich Goethe einst an ihn wies: bey meiner Ankunft in Frankfurt sagte mir die Räthin Goethe, dass sie ihn alle Tage erwarte, aber ich musste meinen Weg eh er kam. In Manheim sagte mir der Maler Müller, dass Lenz vor meiner Ankunft abgereisst wäre, um über Darmstadt nach Frankfurt zu gehen; ich war über Maynz gekommen. Empfehlen Sie mich Goethen, wenn ich bitten darf, herzlich, wenn er sich meiner noch erinnert, und den guten Jungen, wie er mich einst nannte, nicht verkennt. . . (Er empfiehlt sodann Hn. Burkardt den Vater seines Zöglings.)

(C. G. Küttner. Basel, 11. Mai 1777.)

Was soll ich Ihnen nun von Hn. Burkardt sagen, wie für die wonnigen Stunden danken, die Sie ihm gemacht haben? Er ging mit Vorurtheilen, die ich ihm nie ganz nehmen konnte, nach Weimar und er kömmt mit einem Himmel im Herzen zurück. Von keinem Ort seiner Reise

hat er mir so innig, so herzlich, so warm geschrieben als von Weimar. Er hat versprochen, auf seiner Rückreise noch einmal nach W. zu kommen und er ist fest entschlossen, sein Wort zu halten. Dass ich all das Gute, was er mir sagt, gern glaube, ach, Besster! das können Sie sich vorstellen, das kann der fühlen, der auch bey Ihnen in Wohlseyn und Wonne etliche Tage zubrachte und alles um sich her schwinden sah, lange ohne Eckel keinen Genuss kannte, da er sich nicht mehr von den Lieben umgeben sah, die keine Ritze seines Herzens ungefüllt liessen. — Letzthin hab ich wieder einmal 8 Tage gelebt und alles um mich her mit Wohlgefallen angesehn, weil ich mit dem lebte, der alles mir werth machen konnte. Lenz war hier; wir lernten uns bald kennen und, einige Mahlzeiten ausgenommen, die er in der Stadt that und einige Visiten, die er machen musste, haben wir uns keinen Augenblick getrennt. Ich war gerade so ganz frey, dass ich über jede meiner Stunden gebieten konnte. Lenz ist mir lieber geworden, als er mir je war; ich habe himmlische, noch ungekannte Züge in ihm entdeckt, die ihn auf immer mir werth machen. Aber ich habe nicht in ihm den Jüngling gefunden, nicht das Ideal, das ich mir aus den ersten seiner Werke von ihm gemacht hatte; ich vermuthete einen starken, kraftvollen Menschen und ich fand einen duldenden, liebevollen. Ich habe mit Erstaunen an ihm gesehn, wie er eine Menge Dinge um sich her tragen kann, die ich nicht ohne Verdruss und Bitterkeit sehe; er spricht von vielen Dingen mit Schonung, die ich nicht mit Gelassenheit nennen kann. Aber was sag ich das Ihnen? Er hat so viele Monate mit Ihnen gelebt. Er ist vergangene Woche nach Zürich gegangen und auf den Montag denk ich ihn in Schinznach zu treffen, wo die Versammlung der sogenannten helvetischen Gesellschaft sein wird. Von dort geht Lenz ins pays de Vaud . . . . . . Schreiben Sie mir, was Goethe und Wieland treiben. Erzählen

Sie mir ja einiges von Goethe, ich bitte Sie und will Ihnen danken mit allem was ich vermag. Hr. Burkhardt hat ihn nur wenig gesehn, das that mir sehr leid. Erinnern Sie ihn auch wieder an mich, vielleicht dass er mich nicht vergessen hat . . Von Goethens Faust hab' ich nichts wieder gehört, seit ich von Weimar weg bin; ich wünschte wohl einige Nachricht davon.

(Gleim. Halberstadt, 13. April 1777.)

Ich fürchtete mich vor Goethe, nicht vor seinem Genius, den liebe ich, sondern vor seinem ausgelassenen Satir, der den besten der Menschen, meinen Wieland und meinen Jacobi, so boshaft, ehe er sie kannte, den Menschen lächerlich machte. Diese Furcht hat unser Jacobi mir genommen. Goethe gereut es, dass er seinen Satir an der Kette nicht liess, das ist mir genug.

(Dell? Kiel, 16. Juni 1777.)

Gestern Abend war Klopstock unter uns. Diesen Abend wird er es noch einmal sein. In diesen Stunden war es mir, als wenn sich der Himmel über mir aufklären wollte. Es scheint ein herrlicher Mann zu sein. Dieses Mannes, dieses Edeln seiner warmen Freundschaft war D. G . . e nicht werth. Aber dass dieser Letztere gegen einen solchen Mann hat insolent werden können, ist mir eine unverzeihliche Sünde. Morgen schon verlässt er uns wieder und eilt in seinen Zirkel, worin Reichard aus Berlin mit seiner Juliane Benda angekommen sind. Ich ärgere mich, dass ich ihn meines Hustens wegen dahin nicht begleiten kann. Doch finde ich Ihn ein andermal wieder. Wenn es nicht ganz und gar eine gleichgültige Sache ist, so nennen Sie gegen Ihren Herrn meinen Namen mit den gehörigen Formalitäten.

Aus Göschens und Bertuchs Correspondenz.

Unter den sehr zahlreichen Briefen, welche Ge. Joachim Göschen an Bertuch geschrieben hat, handeln viele, aus den Jahren 1786—89, über Goethe, insbesondere über die erste Gesammtausgabe seiner Werke. Diese Ausgabe nun ist, wie erst aus unseren Briefen hervorgeht, ein gemeinschaftliches Verlagsunternehmen von Bertuch und Göschen, obwohl nur der Name des Letztern auf der Ausgabe angegeben ist. Grade in Folge dieser Gemeinsamkeit, die erst durch Uebereinkunft vom Jahre 1791 gelöst wurde, sah sich Göschen veranlasst, seinem Genossen die genauesten Angaben über Herstellung und Vertrieb zu machen, Angaben, die dem Forscher wohl nicht unwillkommen sind und ihn in den Stand setzen, die Bedenken Goethe's gegen seine Verleger nicht ganz ungerechtfertigt zu finden. Die Briefe Göschens erhalten eine sehr hübsche Illustration und Ergänzung durch einige Antwortschreiben Bertuchs, von denen das eine (29. Juni 1786) im Concept in Bertuchs Nachlass erhalten war, die übrigen 15. Juni 1786, 10. April 1791 von G. Weissstein mitgetheilt sind. Von Goethens Briefen an Göschen, auf welche in den folgenden Fragmenten mannigfache Rücksicht genommen ist, sind 4 und zwar vom 15. Aug., 28. Okt. 1787, 9. Febr. und 21. März 1788 von Düntzer zusammengestellt (Hempel XXIV., S. 840 fg., 874 fg., 926 fg., 946 fg.), ein fünfter, eigentlich der erste in der Reihe vom 20. Febr. 1787 ist neuerdings von Arndt gedruckt (vgl. unten Bibliographie).

(Bertuch an Göschen. Weimar, 15. Juli 1786.)

. . . . Goethe kommt erst auf den Sonnabend von Ilmenau zurück. Er hat noch am Sonntage mit Wieland über die Sache gesprochen, und Wieland ihn versichert, dass er sich über den vortheilhaften accord seiner Schriften sehr Glück wünschen könne. Die Ratification der Präliminar Artikel ist also gewiss.

Göschen.

Leipzig, 17. Juni 1786. In der That ist 3 Louisd'or (für den Bogen) alles Mögliche, was Goethe erwarten kann. In der That ist es schon etwas hart für uns und wenn Goethe mit 2 Carlsd'or zufrieden ist, so haben wir

es immer noch nicht wohlfeil. Doch nehmen müssen wir es auch zu 3 Louisd'or und müssen nachher desto lauter und anhaltender trommeln.

Leipzig, 30. Juni 1786. Mir liegt sehr am Herzen, dass ich auch Goethens Avertissement mit wegbringe. Um des Himmels willen sorgen Sie dafür. Ich will das Merkantilische hier hinzusetzen und dann drucken lassen. Die wichtigsten Punkte sind: 1. Das Publikum erfährt: die bisherigen Ausgaben seiner Werke erkenne der Verfasser nicht für Ausgaben seiner Hand; diese aber sei von ihm selbst veranstaltet, — das muss Goethe bezeugen, 2. dass das Publikum anjetzt die Goethe'schen Werke theils in ganz anderer Gestalt, theils vermehrt und viele noch nicht gedruckte Sachen erhalte. — Wegen Goethens Werke französisch muss ich erst mit de la Garde sprechen. Salzmann ist zu genau, aber vielleicht lässt sich doch was mit ihm machen, wenn d. l. G. nicht will. Ohne einen Compagnon, der französischen Handel treibt, kann ich und ein andrer Buchhändler nichts mit den Franzosen machen. Ihr Grundsatz ist, den Ausländer nicht mit Geld, sondern mit Büchern zu bezahlen, von dem Ausländer aber keine Bücher zu nehmen, sondern Geld, dabei kommt denn der Ausländer sehr schlecht zurechte. Ich wollte, ich könnte nach England. Dort wäre, glaub' ich, mehr mit Goethens Werken zu machen, weil Werther auch dort ein gewaltiges Fieber der Empfindsamkeit erregt hat. Wieviel englische Imitationen sind vom Werther nicht erschienen!

(Bertuch an Göschen. Weimar, 29. Juni 1786.)

In Erwartung dass ich heute Briefe von Ihnen erhalte, l. Göschen, fange ich indessen den Meinigen an Sie an.

Ich war am Dienstage bei Göthe, und sprach mit ihm über seine Erklärung. »Sie haben die Schraube sehr scharf

angezogen, sagte ich ihm; Göschen wird zucken; indessen wir wollen sehn was er drauf sagt; einige Milderung werden Sie ihm auf alle Fälle accordiren müssen«. — »Es ist wahr, sagte er, ich habe meine Forderung etwas gesteigert, meine gedruckten und ungedruckten Werke in eine Brühe geworfen, und eine Summe überhaupt gefordert, 1. weil ihm beyde wegen der neuen Bearbeitung gleich, und so gut wie ganz neu sind; 2. um uns nicht wegen der diversen Bogen Berechnung zu geniren; 3. weil ich, da Göschen nicht changirt, sondern blos coulant handelt, auf eine 2te *Auflage* so gut als nicht rechne, und also alles was ich hoffen kann von dieser erwarten muss. Hingegen will ich ihn wegen der Stärke der Auflage gar nicht einschränken, und für die gute Auflage in gr. 8vo. auch nichts verlangen; auch die Subscription auf alle Art durch meine Freunde unterstützen helfen.« etc. etc. Diess war ohngefähr seine Meinung, und ich merke dass er von den 2000 thlr. wohl nicht abgehen wird; allein eine Milderung auf 1½ Ldr. pr. Bogen einer zweyten Auflage, und der 80 frey Exemplare vielleicht auf 40, neml. 25 ordin. und 15 in gr: 8vo wird er sich gewiss gefallen lassen. — Da er nun kommende Woche ins Carlsbad geht, und doch noch gern die Ankündigung entworfen sehen wollte, so setzte er mir gestern den verabredeten Brief-Extract dazu auf, und ich habe sie in soweit als ich sie ohne Ihren Calcul machen konnte entworfen. Hier ist sie. Er hat sie gelesen und ist damit zufrieden. Gehen Sie sie nun auch genau durch, füllen Sie die Preisse aus, (wenn Sie zuvor die Verlages Kosten genau berechnet haben) und fügen Sie noch hinzu was Sie theils wegen der guten Edition, theils sonst noch überhaupt für nöthig finden. Schicken Sie mir sie dann auf den Montag zurück und melden mir wie viel tausend ich davon soll drucken lassen. Ich rechne dass sie 2 Octav Blätter Median mit Petit giebt, und dächte 20000 wären

nicht zu viel, weil wir sie durchaus bey etl. der gangbarsten Zeitungen sowohl gelehrte als polit. mit beyschlagen lassen müssen. Göthe allein will 1000 Stück ins Carlsbad zum Vertheilen haben. Und Sie müssen auch eine starke Parthie mit auf Ihre Reise nehmen.

(Göschen. Leipzig, 12. Juli 1786.)

Goethens Werke lass ich so drucken, dass jeder Band ein Alphabet ist — davon ist der Ladenpreis 8 Thlr. gleich nach Ende der Messe. Während der Messe ist der Subscriptionspreis 6 Thlr. 16 gr., der Buchhändler hat von der Subscr. ein volles Drittel Rabatt; das soll ihn ermuntern, Subscriptionen anzunehmen, 2. Exemplare noch über die Subscription auzunehmen. Wir können doch dabei bestehn. Keine Auflage in gross Format wird gemacht. Dagegen lasse ich 3000 mehr drucken als wir Subscribenten haben, welche ich zu 1000 anschlage. Also eine Auflage von 4000 und eine ord. zu 2000. Von dieser wird geschwiegen bis es Zeit ist. . . . .

Das gedruckte Avertissement von Goethe erhalten Sie mit der Sonntagspost. Sie lassen es dort so oft drucken, als es zum Beiheften zum Merkur und zum Journal der Moden und der Literaturzeitung nöthig ist . . Auch zu der Hamburger Zeitung muss es als Beilage kommen, sowie zu der Berliner und Baireuther. Dafür will ich sorgen. Auch für die Berliner Monatsschrift und das politische Journal.

Mit Goethen nehm ich Abrede im Carlsbade und werde alle Vorsicht dabei gebrauchen. Die 2. Hälfte wollen wir erst auf Michaelis liefern und zwischen Johanni und Michaelis versprechen. Die ganze Subscription muss auf Ostern bezahlt werden. Ich bin nicht bange, dass wir auch ohne Subscription bald auf unsere Kosten mit desto mehrerm Vortheil kommen werden. Ein Wort für die H. Nachdrucker habe ich noch zu dem Avertissement gesetzt.

Leipzig, 24. August 1786. Acht Tage habe ich im Carlsbad nach Goethe in tödtlicher Unruhe ausgesehn, endlich find ich Gelegenheit nach Prag und am nehmlichen Tage, da ich abgereist bin, ist Goethe angekommen. Im Carlsbade sind unsere Avertissements in alle Hände gekommen durch den Aufseher des Sprudels. Goethe hab ich ein Billet und 1000 Avertissements hinterlassen .... Von Goethe weiss ich in Wien schon 200 Exemplare sichern Absatz. Aber ich weise alle einzelnen Subscribenten an unsern Hauptcommissionär, weil ich Niemanden in den Beutel sehn kann und die Leute hier viel Schulden machen.

Regensburg, 19. September 1786. Die schönste Frucht meiner Reise ist, dass ich mich für den Nachdruck der Goethe'schen Schriften in den österreichischen Staaten sicher gestellt habe.

(Franz v. Seckendorf. Wien, 29. September 1786.)

... Ich wusste, dass Sie Goethe's Kinder unter die Scheere nehmen und zur Ausgabe zustutzen sollten. Die Jungens werden sich gewaltig sträuben und der Vater wird sie nicht gerne züchtigen lassen. Desto besser sie als Fragmente dem Publiko auftischen, das sie ohnedem nicht ganz speisen kann. Die hachés gehen zwar Jedem in den Magen, sollen aber den Besten unverdaulich sein und oft retour kommen. Vielleicht sollen Sie die Kinder nur von aussen präsentabel und fähig machen, dass sie das Kostgeld wiedereinbringen.

Göschen.

Leipzig[1], 2. Oktober 1786. Hier, lieber Freund, haben Sie den Contract von Goethe, einen Brief von ihm und eine Antwort darauf. Empfangen Sie von Seideln gegen

[1] Ortsbezeichnung von nun an fortgelassen; es ist stets Leipzig zu ergänzen.

Bezahlung der 500 Thlr. das Manuscript, übergeben Sie ihm meinen Contract gegen den von Goethe unterschriebenen, lassen Sie vorher eine Ankündigung hineinheften und haben Sie die Güte, mir Goethens Brief wieder zurück mit dem Manuscript zu senden. Dann haben Sie die Güte meinen Brief zu versiegeln und schleunig wegen der Kupfer-Sujets an Goethe abzusenden.

22. Oktober. Wollte Gott, Goethe erklärte sich bald über die Wahl der Sujets zu unseren Kupfern, sonst geht uns Chodowiecki aus dem Garn . . . Goethe verlangte Zeichnung und Stich von Ch., dieses habe ich mit ihm ausgemacht. Akkordirt habe ich mit ihm nicht, sonst schleudert und haut er darauf los, um nur fertig zu werden. Ich habe gesagt, dass ich mich auf ihn als auf einen Mann von Ehre und Billigkeit verlassen wollte.

29. Oktober. Goethe hat mir durch das Avertissement, die Schriften unvollendet zu liefern einen bösen Streich gespielt. Es thut mir bei der Subscription vielen Schaden und ich bitte Sie daher, *an* die Pandora folgendes einrücken zu lassen, welches ich auch nächstens in mehrere Zeitungen einrücken lassen werde.

1. November. Hierbei die Proben des Drucks von Goethe. Haben Sie die Güte, in meinem Namen solche an Herder zu übergeben, wie Goethe verlangt. Ich weiss nicht, ob Herder entscheiden kann, ob der Druck so bleiben soll oder nicht. Fragen Sie ihn gütigst darum und bringen Sie mir mündliche Antwort mit.

3. December. Wegen Goethe werde ich Ihre Meinung befolgen. Der ganze Mann ist doch Genie.

17. Januar. Jetzt rückt es gut mit Goethe. Der Werther wird bald fertig sein. Mit den Kupfern habe ich Teufelssprünge gehabt. Chodowiecki und Meil hatten andere Arbeiten angenommen, weil die Sujets ausblieben, Meil

kann nur eine Vignette bis Ostern machen, dagegen zeichnet Ch. noch eine Vignette und Geyser sticht sie, eine Iphigenie soll Oeser zeichnen und Broges stechen, eine soll Vogel in Dresden oder Rode zeichnen und Penzel oder Geyser stechen. Alle 4 Kupfer in 8° zeichnet und sticht Ch. Das erste ist aus den Leiden Werthers, das zweite aus Götz von Berlichingen, das dritte und vierte wird erst gewählt, wenn die neuen Stücke zum 3. und 4. Bande eingelaufen sind. Ch. macht zum 2. Band die Vignette aus den Mitschuldigen, ich mochte gern Sujets aus den neuen Stücken haben. Die Wahl der Gegenstände habe ich Ch. und den übrigen Künstlern ganz überlassen. Zeichnungen will Ch. nicht schicken. Er sagte zu dem, was er selbst sticht, macht er nie ausgeführte Zeichnungen.

21. Januar 1787. Gestern erhalte ich von Seidel das Manuscript zu Goethe, 4. Band mit dem Bedeuten, der 3. Band würde an Sie abgeliefert werden, sobald die Iphigenie vollendet wäre. Innerhalb 14 Tagen wird das geschehen und dann werden Sie die Güte haben und 500 Thlr. für denselben parat halten.

24. Januar. Hierbei haben Sie die Aushängebogen von Goethe. Haben Sie die Güte, solche Herdern mitzutheilen. Möchte meine Sorgfalt, die ich auf Druck und Correctur wende, Ihren Beifall erhalten. Wenn wir den Brief pag. 195[1] auf eine gute Manier in die Literaturzeitung bringen könnten, so sollte er sehr locken.

7. Februar. Hier haben Sie einen Brief von Goethe[2]. Ich habe ihn von Herdern erhalten und antworte heute darauf. Sie werden nun die Güte haben, an Seideln die

---

[1] Aus Werther.

[2] Bisher nicht gedruckt.

500 Thlr. zahlen, wenigstens ihm sagen zu lassen, dass Sie solche an ihn bezahlen würden [1].

28. Februar. Goethe liegt mir sehr am Herzen. Ich lese jeden Bogen selbst und werde mich ängstigen, dem Buchdrucker allein die Sache anzuvertrauen.

18. März. Die Subscription auf Goethe wird zur Ostermesse geschlossen. Man wird und muss die Werke kaufen und wir können den erhöhten Preis auch mitnehmen. Ich lasse rüstig drucken, doch so, dass wir keine Sudeleien bekommen, dieses ist die Hauptsache. Das Manuscript zu Goethe's 3. Band ist richtig eingegangen. Wir werden in der Ostermesse tausend absetzen oder mein Calcul müsste gewaltig trügen. Diesen tausend können wir lauter gute Kupfer geben, das wird unsern Credit erhalten. Die Übrigen müssen nachher zufrieden sein, wie sie bedient werden.

23. Mai. Goethe's Schriften kann ich erst dann liefern, wenn das neue Kupfer fertig ist, unmöglich kann ich sie Ihnen mit dem elenden Zeuge senden. Sprechen Sie doch mit Herdern deshalb.

4. Juni. Wie wird das werden mit Goethe? Er bekommt Freiexemplare wie Sie wissen. Wahrscheinlich hat er davon für den Herzog, für die Herzogin, für die Mutter, auch für Herder bestimmt; diese erhalten solche nun durch uns. Sprechen Sie doch mit Seideln darüber und haben Sie ja die Güte, Seideln zu sagen, dass Weygand für Hn. G. R. von Goethe 60 Thlr. an mich hätte bezahlen sollen, die ich an ihn zu übermachen hätte. Allein der Flegel hätte mir leichtes Geld geben wollen, dieses hätt ich nicht angenommen, er möchte dem Menschen darüber den Text

[1] Am 15. meldet er das Gerücht, dass Goethe aus Unlust über die Weimarer Verhältnisse für immer fortzubleiben gedenke.

lesen. Plessing in Wernigerode hat mir über diese 60 Thlr. eine Anweisung auf Weygand geschickt, mit der Ordre, dass ich solche an Goethe bezahlen soll, diese Anweisung ist also noch in meinen Händen.

20. Juni. Seidel soll künftige Woche Goethens Freiexemplare haben. Ich warte sehnlich auf den 4. Band; jetzt druckt Solbrig an dem letzten Stück: die Vögel.

23. Juni. Herder hat sich bei mir für Goethe auf holl. Papier bedankt, hat es also als Präsent angenommen. Er ist nicht zufrieden mit dem Druck; ich habe ihm ja solchen vorher gewiesen. Er beklagt das wegen seiner grossen Achtung für Goethe sehr. — Wie soll mans am Ende in der Welt machen? Gott weiss es, ich nicht!

21. August. Unser Schütz macht ein wenig lange mit der Recension von Goethe. Sie könnten etwas bei der Sache thun. Ich wünschte, dass in der Recension auf die Absicht, die man bei der Typographie gehabt, gewinkt würde. Man hat nicht pergament-artiges Papier nehmen wollen, keine überflüssigen Verzierungen anbringen wollen. Simplicität, Correctheit und Niedlichkeit sollten erreicht werden und die Ausgabe sollte eine édition portative sein, damit der Freund der Goethe'schen Muse solche bequem allenthalben mit sich führen könnte. Eine prächtige Ausgabe soll es nicht sein. In dieser Rücksicht beurtheilt wird unsere Ausgabe die Kritik aushalten . . . .

Ich urtheile von Goethe so. Eine Ausgabe in gross 8° ist nicht wohl zu wagen, weil das Publikum schon die Oktavausgabe sehr theuer findet. Med. Schreibpapier ist sehr theuer. Auch müssten wir neue Kupfer haben. Bis der Verfasser also wieder eine neue Ausgabe macht, die neue innere Reize hat, lässt sich nicht wohl etwas Neues unternehmen. Aber doch frägt man häufig nach Exemplaren auf holl. Papier. Diese Abdrücke auf holl. Papier

sind offenbar keine neue Ausgabe und würden auch nicht so theuer kommen als eine ganz neue Ausgabe in gross 8°. Diese 500 Exempl. benehmen uns also auch nicht das Recht zu einer neuen Ausgabe in gross 8°. Sie würden cc. uns 800 Thlr. kosten, vielleicht 1000, und ich würde den Preis 10 Thlr. machen, sind netto, nach Abzug des Buchhändlerrabatts, welchen ich von der holl. Ausgabe nur 25°/₀ geben würde, 3750 Thlr. Wir brauchten jetzo nur bis Ostern 150 Ries Papier, weil wahrscheinlich auf Ostern nur 2 Bände herauskommen. Also dazu würden erfordert ca. 400 Thlr. Können Sie die auf gemeinschaftlich zu tragende Interessen verschaffen? Die 300 Thlr. für den Druck der ersten Bände verschaff ich. — Dieses sind die Punkte, worum sich alles dreht 1. die Kosten, 2. wird unsere holländische Ausgabe der druckpapier — schaden?, — nein, denn die ganze Druckpapier-Ausgabe wird 4 Thlr. kosten, 3. Den noch vorräthigen 1800 Exempl. von unserer Auflage zu 3000 auch nicht, weil für viele Menschen diese Ausgabe gut genug ist. Müssen wir aber eine neue Ausgabe machen, o weh! da werden die Kosten gross und der Abgang wird langsam sein. Also Ausdehnung dieser Ausgabe ist Gewinn für uns, denn wir haben doch unsern Autor auch auf holländischem Papier. Die Ausgabe in gross 8° auf holl. Papier würde ungeheuer viel kosten[1].

22. September. So ein Brief wie der von Goethe kann den Frohmuth sehr niederschlagen. Mit der Schrift ist vorher keine Zeile gedruckt worden und sie soll stumpf

---

[1] Zwischen diesem und dem folgenden Brief langte Goethens Schreiben vom 15. August an (Düntzer, S. 840—842). Göschen übersendet ihn an Bertuch 5. September mit der Bemerkung: »Goethens Brief senden Sie mir doch gleich zurück. Ich habe ihn kaum gelesen«. In diesem Goethe'schen Brief findet sich übrigens nichts von dem, was Göschen anführt.

sein! Das Papier welches weiss ist und nicht stark, um bequeme Bände zu bekommen, soll Druckpapier sein, — mag es doch! Herder soll nur die Auflage seiner Schriften damit vergleichen. Ich weiss nunmehro wohl, woran es hängt. Der feine Hartknoch hat sicher Lunte gerochen und sich gefürchtet: ich möge ihm ins Gehege kommen und hat deswegen diesen oder jenen Damm bei Herdern gezogen. Mag auch das! Auf den Sonntag send ich eine Beantwortung von Goethe's Brief. Herder muss ich sehen herumzukriegen. Goethe müssen wir in Rücksicht der Zukunft die Exemplare schenken. Lassen Sie uns hier nicht genau handeln; das Papier ist zu übersehen. Druckfehler und Auslassungen können nicht in den Werken sein, sie müssen im Manuscripte stehn. Ich werde Goethe melden, dass ich 3000 gedruckt habe. Denn ich möchte gern aufrichtig handeln. Aber, wird er nicht sagen, wir vermehren die Auflage ins Unendliche? Melden Sie mir Ihre Meinung. Ich versichere Ihnen heilig, hätt' ich Herdern und Goethen von der Seite gekannt, als ich sie jetzt kenne, sie hätten mich nicht so glücklich machen sollen, ihre Werke zu verlegen. Sind denn 2000 Thlr ein Kinderspiel? Doch es wurmt heute bei mir und ich mag nicht länger Ihre Geduld belästigen.

28. November 1787. Hier ist der Brief an Goethe. Diesen muss Herder und Seidel nicht lesen. Lassen Sie ihn direct nach Rom gehen. Ich muss diese Satisfaktion an Herdern haben und alle Pfaffen hole der Teufel. Ich denke, Goethe soll die 40 Exemplare nicht verlangen; verlangt er sie, so gebe ich sie ihm mit Freuden, denn mit eben der Zuversicht, als ich zu manchen Dingen rieth, die anderen Menschen geglückt sind, sag ich, dass Angelika's Zeichnung und der Egmont unsere Ausgabe heben wird. Goethe schenkt seine 40 Exemplare weg; damit wird unsere holl. Ausgabe bekannt, er wird in gutem Willen

erhalten und das Papier lässt sich übersehen . . . Finden Sie etwas in Goethe's Brief, das Ihnen nicht gefällt, so schreib ich ihn anders. Sagen Sie mir's frei heraus. Noch glaub ich, Goethe wird geleitet. Sollte es nicht sein, so veracht ich ihn ebensosehr, als ich ihn verehrt habe und ich muss glauben, dass er zu den niedrigen Menschen gehört, welche glauben, alle Buchhändler sind Juden.

22. Dezember. Sie wissen, dass ich das 4. Tausend von Goethe einzeln gedruckt habe, wenigstens die Leiden Werther's, Götz von Berlichingen und alle neuen Stücke und diese verkaufe. Von Egmont wollen wir 2000 drucken. Das Publikum weiss schon davon und ist darauf gespannt. — So berühmt als *Huber* ist, so wenig kann man doch in Frankreich seine Uebersetzungen verdauen; das weiss ich gewiss. Vielleicht Mad. Lafitte. Aber ich gehe an keine französische Unternehmung heran, wenn nicht etwa Dufour in Maastricht die ganze Auflage nehmen will. Sonst drucken wir die französische Ausgabe für die Banditen in Lüttich oder Yverdun. Noch weiss ich nichts von dem Nachdruck der Iphigenie; der Kerl sollte durch eine Druckpapierausgabe, die ich gleich machen liess, den Teufel kriegen.

27. Februar 1788. Eben erhalt ich einen Brief von Goethe und Seidel, auch die ersten Akte der Claudine. Das Resultat aus Goethe's Brief ist: er wünscht die Bezahlung der beiden Kupferplatten von Lips zur Iphigenie und Egmont mit 8 Carolin und für die Vignette ein Uebriges nach Belieben und das Honorarium für den 5. Band an Seidel. Da für die Zeichnung des Blatts zur Iphigenie und die Vignette nichts angerechnet ist, so ist der Preis billig. Goethe will die übrigen Kupfer und Vignetten auch in Rom stechen lassen; um deswillen wollen wir für die beiden Vignetten 2 Carolins bezahlen und sind des Hudelns unserer deutschen Kupferstecher überhoben.

(Bertuch an Göschen. Weimar, 19. Juni 1789.)

— — — Nun noch die zweyte Bitte, liebster Freund, wegen unserer Berechnung über Goethe. Sie versprachen mir Sie abermals in Ihrem Briefe nun baldigst, und ich erwarte sie mit Verlangen, um zu übersehen, wie wir stehen, und um nicht wieder in einen zu langen Wirrwarr zu gerathen; denn allem Anscheine nach endigt Goethe gewiss vor Michl. 1790 nicht. Ich bitte also nochmals darum aufs dringendste. Es dient Ihnen selbst zu einer helleren Uebersicht des Geschäfts. Vergessen Sie dabey nicht, dass wir verabredet haben, dass uns beyden auf dem Verlags Conto die zu jedem Bande hergeschossenen baaren Zahlungen nebst dem Betrag des von mir gelieferten Holl. Papiers, mit 5 pr. Ct. Inter. gutgeschrieben werden sollen. Ausserdem giebts Confusion, und eine unrichtige Verlagsrechnung.

(Göschen an Bertuch.)

24. Juli. Nach Goethe seinem Briefe erhalten wir zu Michaeli nichts. Doch wünscht er, dass die Sache beendet sein möchte. Treiben will ich ihn nicht. Am Sonntag schreibe ich an ihn, worauf wol eine weitere Erklärung folgen wird.

3. September. Goethe meldet mir heute, dass er die Güte haben will, den 8. Band zum Druck zuzubereiten. Entschuldigen Sie mich, dass ich heute nicht an ihn schreibe und bitten ihn, was er mit der ersten Post gern wissen möchte, dass er nur fürs erste 3 bis 4 Bogen mit der nächsten Post, so ihm möglich ist, sendet und dann successive nachschickt; zur Messe könnte der Band dann zwar nicht fertig werden, allein während der Messe kann fortgedruckt werden und so im Nov. der 8. Band noch erscheinen.

4. November. Goethe hat mir nun das Manuscript so ziemlich ganz geliefert zum 8. Band, wie ich vermuthe. Miedings Tod ist das letzte. Ich habe ihm 68 Thlr.

Louisd'or für die Zeichnungen und das Kupfer zum 8. Band gesendet, nebst den zum 6. und 7. Band, — die zu beiden letzteren habe ich aber noch nicht in Händen.

16. Dezember 1789. Goethens Schriften 6. Theil werden zu Neujahr ausgegeben. Es sind nur noch 4 Bogen zu setzen und zu drucken. Die starke Auflage hält auf, das mag ich aber Goethe nicht sagen. Unterdess hat er uns lange genug aufgehalten und es ist billig, dass er sich gedulde. Ich hätte seinen Wunsch bald befriedigen können; sollte ich aber darüber den Kalender in die Schanze schlagen?

Die Correspondenz schliesst mit einer von Bertuch geschriebenen, von den beiden Contrahenten unterzeichneten Abmachung vom 30. Mai 1791, worin es heisst, dass »mit heutigem Dato die im Jahre 1786 von uns gemeinschaftlich gemachte Verlagsentreprise von Goethe's Schriften in 8 Bänden« von Göschen allein angekauft sei, unter der Bedingung, dass er an Bertuch das Verlagskapital von 2026 Thlr. 12 Gr.; ferner Zinsen (bis zum 3. Apr. 1791) 405 Thlr. 15 Gr., und endlich 600 Thlr. Aequivalent für den Gewinn zahle. Mit dieser Abmachung endet auch so ziemlich die regelmässige und herzliche Verbindung der beiden Verleger. Nur noch ein Brief, auf den Nachdruck von Goethens Werken bezüglich, sei als Schluss der Correspondenz mitgetheilt:

(Bertuch an Göschen. Weimar, 10. April 1791.)

Mein theuerster Freund,

ich habe mich schon seit länger als 4 Wochen mit sehr bösen Augen herumgeschlagen, und diese sind Schuld, dass ich fast alle grösseren Geschäfte meines Schreibe-Tisches habe müssen liegen lassen, also auch noch nicht über die Revision Ihrer Berechnung und lezten Brief über Göthe kommen können; welches aber nun, da es wieder leidlicher geht, meine erste Arbeit seyn soll.

Schmiedern in Carlsruhe, der über Göthe's Schriften herfallen will, muss augenblicklich eine Contre-Lection gemacht werden. Besinnen Sie sich doch, dass Ihnen

A° 1786, als Sie wegen Göthe's Werken an den Marggf. von Baaden schrieben, und um Schutz gegen Schmieder bathen, er Ihnen ausdrücklich und wörtlich schrieb: »er wolle dafür sorgen, dass Ihnen Göthe's Werke nicht von Schmieder nachgedruckt werden sollen«. Sie haben mir selbst damals diesen Brief mitgetheilt; Göthe und der Herzog haben ihn gelesen; Sie haben ihn wieder erhalten, und müssen ihn also noch haben. Zum Glück hat sich nun Schmieder durch sein Avertiss. selbst sachfällig gemacht, und man kann ihn, und den Marggrafen also leichter beym Worte halten, als wenn Schmieder versteckt nachgedruckt hätte. Ich dächte also Sie suchten des Marggrafs Brief wieder auf, kopirten sein Versprechen daraus, nähmen Schmieders Ankündigung, als das Corpus delicti, und machten geradezu ein Schreiben an den Marggrafen, und forderten den versprochenen Schutz. Diess Schreiben schicken Sie mir, sub volante, zu, dass es Göthe und der Herzog lesen kann, und einer von Beyden soll es, mit einem kräftigen Vorschreiben begleitet an den Marggraf schicken; diess übernehme ich. Indessen ists doch nun Zeit mit der Druckpapier Ausgabe herauszufahren, und alle Plätze im Reiche und in Oesterreich, wo Schmieder hauptsächlich sein Wesen treibt zu belegen. — Ich überlasse Ihrem Gutachten zwar, und genehmige Alles, lieber Freund, was Sie deshalb zu thun für gut finden; ich dächte aber wir setzten diese 4 Bände an Statt 3 Thlr. 16 Gr. lieber nur auf 3 Thlr. um dieser Ausgabe einen schnellen Zug zu schaffen, und Schmiedern das Spiel desto gewisser zu verderben. Der Band komt dann doch immer noch auf 18 Gr. Laden und 12 Gr. Netto Preiss; wobey wir denk ich ganz gut bestehen können. Doch nehmen Sie dies wie Sie es für gut finden. Nur thun Sie die nöthigen Schritte schnell.[1]

[1] Schmieder hat dennoch die Göschen'sche Ausgabe nachgedruckt.

(Hufeland an Bertuch. Jena, 23. November 1788.)

... Goethen, der unsere hiesige Gesellschaft fleissig besucht hat, sagen Sie unsern besten Dank für die mitgetheilte Nachricht; sie war uns aber schon von *Hirt* eingesendet und in Nro 56 des Intelligenzblattes abgedruckt. Ein kleiner uns fehlender Zusatz, der in der Goethischen enthalten ist, soll in einem der nächsten Intelligenzblätter erscheinen. Die Nachricht folgt hierbei. Muntern Sie ihn zu künftigen andern Beiträgen auf, um ihn gut zu erhalten. Hier war er äusserst gesellig und artig.

(Buchdrucker Unger. Berlin, 28. März 1789.)

Ich habe die Ehre, Ihnen hier den ersten Bogen des Carnevals zu überschicken ... Wegen des Drucks der Iphigenie kam Ihr gütiger Rath zu spät. Leider sind schon 4 Bogen gedruckt, aber ich habe nur 150 Exemplare gedruckt und diese wollt ich sämmtlich Ihrer Durchlaucht zur gnädigen Disposition überlassen. Dann kann Göschen nicht klagen, besonders wenn es der Herzog genehmigte, dass ich ihm dieses kleine Werk zueignen dürfte. Ich lege zwey ganz fertige Bogen davon bey, um Ihre Meinung darüber zu hören. Ich will nicht eher weiter daran fortdrucken, als bis ich Ihren gütigen Rath darüber höre. Ich glaube es war nicht recht, dass Hr. GR v. Goethe etwas davon vorher erfahren hat! Dies vergass ich Ihnen zu schreiben. Ich glaubte, der Herzog hat ihn wollen damit überraschen. Es ist nun einmal geschehn und vielleicht habe ich mich auch geirrt und mir das nur eingebildet.

(Blankenburg[1]. *Leipzig, 20. März 1796.)*

.. Noch ein braver Mann und ich haben ein Anliegen an Sie ... Der brave Mann ist Hofrath *Lerse.* Wir wollen gern nach Weimar ... Wie wäre es, liebster Bertuch,

wenn Sie mir einen Brief schrieben und darin an Lerse in seines alten Freundes, Goethe, Namen einen Aufruf schickten, . . . zu diesen Ostern nach Weimar zu kommen. Es versteht sich, dass weder Goethe noch Wieland ein Wort hiervon wissen müssten.

(Gall. Basel, 23. September 1807.)

(Erklärt, in etwa 3 Wochen in Weimar zu sein.) Wenn Goethe da ist, so beschwören Sie ihn doch, dass er mir seinen prächtigen, herrlichen Kopf abdrücken lässt. Alle Welt lacht mich aus, dass ich ihn nicht habe; ich will recht sanft mit ihm umgehn.

(v. Rühle. Dresden, 11. Januar 1808.)

Goethe hat Müller geantwortet und versprochen, sobald es Zeit und Gesundheit erlauben, Beiträge zum Phoebus zu geben; Sie können uns sehr verbinden, wenn Sie ihm von Seiten Müllers, Kleist's und meiner darüber etwas Schmeichelhaftes sagen wollen . . . Zugleich schreibt er, dass die Rollen für den »Zerbrochenen Krug« ausgetheilt seien. Schreiben Sie mir doch, aber ganz aufrichtig, wie dieses Stück aufgenommen worden.

Dresden, 28. Januar 1808.

. . Ihren Rath wegen des Phoebus werden meine Freunde befolgen. Wenn Sie Goethen zu Beiträgen irgend einer Art vermögen können, erzeigen Sie uns eine grosse Gefälligkeit. Es kann ihm ja nicht an alten Arbeiten fehlen, z. E. Fragmente aus der Achilleis u. dergl.

---

[1] Der Besuch unterblieb damals, weil Blankenburg krank wurde und wurde erst im folgenden Jahre ausgeführt, vgl. Annalen z. J. 1797.

(Kammersecretär L. Nauwerk. Ratzeburg, 18. Dezember 1810.)

. . . Hr. GehR. v. Goethe hat die Güte gehabt, meinen Zeichnungen zum Faust seinen Beifall zu bezeugen und schreibt mir, dass er in dem Jahresprogramm der Jen. Lit. Ztg. etwas darüber sagen wolle. Auf seine Aeusserung, dass er mehrmals befragt sey, ob sie käuflich seyen, habe ich ihm geantwortet, dass ich sie recht gern einem Käufer überlassen würde und da ich nicht hoffen dürfte den Preis, den unser Schnorr dafür bestimmte, nämlich 7 Louisd'or für das Blatt, jetzt zu bekommen, so würde ich sie auch für 5 Louisd'or das Stück weggeben. Zugleich nahm ich mir die Erlaubniss, ihn zu ersuchen, wenn er die Zeichnungen nicht länger bey sich behalten wollte, solche Ihnen zuzustellen, weil ich sie lieber in Weimar wissen, als hier bey mir haben möchte, wo ich so wenig Aussicht habe, sie anzubringen. Wäre es Ihnen also, mein würdiger Freund, nicht zuwider, so möchte ich Sie bitten, auf den Fall, dass Hr. GehR. v. Goethe Ihnen selbige zustellen sollte, sie vor der Hand in Verwahrung zu nehmen und sie gelegentlich Kunstfreunden zu zeigen.

(Schulrath Sickler. Weimar, 21. September 1812.)

. . . Von Goethe bin ich äusserst freundlich aufgenommen worden. Er wird den Brief bloss mit einigen Veränderungen abdrucken lassen und ist zufrieden, dass dies in den »Curiositäten« geschehe. Hr. Bibliothekar Vulpius[1] wird ihn, wie er mir versichert, nächstens zu diesem Zwecke erhalten. In dieser Hinsicht wäre es mir nun sehr angenehm, wenn Sie ihn ganz so, wie er ist, ohne das Ende (wie Sie

[1] Dabei liegt ein Brief des Genannten vom 23. September, mit der Bemerkung, dass Goethe den Abdruck gestatte. — Vgl. ferner Goethe's Brief an Heinrich Meyer, 29. April 1812 bei Riemer S. 90.

gethan) abzuschneiden abdrucken liessen. Meine Bemerkungen habe ich ihm mündlich mitgetheilt; er schien damit zufrieden zu sein; folglich werden sie nunmehr unterdrückt.

(Friedrich Hufeland. Berlin, 28. September 1816.)

Ich erhielt schon vor mehreren Monaten von einem gewissen D. Dumpf, praktischen Arzte in Livland, den ich nicht persönlich, aber durch Briefwechsel kenne, ein Schreiben, in welchem er mir unter anderm seinen Entschluss mittheilt, eine Schrift den verstorbenen Dichter Lenz betreffend herauszugeben, mit welchem er verwandt war und dessen bekanntlich in Goethe's Leben in einer nicht eben rühmlichen Weise gedacht wird. »Ich sammlete durch eine weitläufige Correspondenz alle jetzt noch möglichen Notizen über ihn und sein Leben. Endlich gelang es mir auch seinen schriftlichen Nachlass aus Moskau, sowie seine Papiere, die er, krank werdend, vor 38 Jahren bei dem edlen Schlosser zurückgelassen, an mich zu bringen. Sie geben eine so reiche Ausbeute, dass es mir ein Vergehen gegen alle Literaturfreunde, und besonders seine noch lebenden Jugendfreunde scheinen musste, sie unbekannt modern zu lassen. Das bewegt mich, sein Biograph werden zu wollen, zugleich aber erregt es auch den Wunsch, einige kleine Werke von ihm, die, höchst genial, wahrscheinlich noch nie gedruckt wurden, herauszugeben. Es sind diese 1. Catharina v. Siena, ein Trauerspiel, 2. die Laube, ein Schauspiel und 3. eine höchst geniale und interessante Skizze unter dem Titel: Pandaemonium germanicum oder über die teutsche Literatur (im J. 1775). Mein Antheil an der Biographie wird sehr gering sein, denn aus Lenz' Blättern der Erinnerung und meinen gesammelten Notizen hoffe ich sie grösstentheils zu vollenden, so dass mein Geschäft nur darin bestehen wird, den Faden der Erzählung zu leiten. Eine bedeutende

Anzahl herrlicher Briefe von Herder, F. L. Grafen zu Stollberg, Lavater, Klinger, Merck und anderen vorzüglichen Männern, liegen seit 40 Jahren ungekannt und sollen nun dem Todten ein Todtenopfer bringen, wie sie ihn im Leben ehrten und ermuthigten«.

Hierzu fügt Dr. Dumpf nun die Bitte, dass ich ihm einen Verleger verschaffen und mich bei Goethe erkundigen möchte, ob er für die Herausgabe der Materialien stimme. Die letztere Bitte musste ich ihm natürlich abschlagen, da der so reizbare Goethe den Mangel an Delicatesse, den eine solche einen ihm verhassten Gegenstand betreffende Frage verrathen würde, sehr übel aufnehmen könnte. Was aber den erstern Punkt betrifft, so schrieb ich ihm, dass ich mir die Freiheit nehmen würde, mich deshalb an Sie zu wenden. Ueber diesen Vorschlag bezeugt er nun in seiner Antwort grosse Freude, besonders da er hofft, dass er, wenn es Ihnen gefällig wäre, sich auf dieses Unternehmen einzulassen, durch Ihre Güte noch manche wichtige Aufklärungen über Lenzens Aufenthalt in Weimar erhalten und zugleich erfahren würde, ob von den Dichtungen, die er aus dessen Nachlass besitzt, eine oder die andere vielleicht schon gedruckt ist.

II. Aus Briefen von C. A. Vulpius in Weimar an Nic. Meyer in Bremen.

mitgetheilt von

G. von Loeper.[1]

Weimar, den 15. October 1802. Bei uns gehts an's Avanciren. — Egloffstein ist Obermarschall geworden, Luck Hofmarschall, Kirms darf Hof-Uniform tragen. Schmidt der Geheime Rath ist geworden Ober-Kammerpräsident und Wollzogen Kammerpräsident. Voigt Kammerpräsident in Eisenach und bleibt dabei hier, Vent Hauptmann. — Was den Schauspieler Zwick anbetrifft, so wissen Sie, wie der Geheime Rath ist, wenn er einmal nicht will, so will er nicht und ist sehr soupçonös, sobald man sich einer Sache recht ernstlich annimmt. Deshalb möchte ich nicht gern ein Wort darüber verlieren. Ich will aber dennoch, wenn ich ihn einmal bei Laune finde, mit ihm darüber sprechen, indessen mag Zwick das Seinige thun und noch einmal anbohren, so wie Frau Wunschel[2] im Schauspiel

[1] Aus der Autographensammlung des *Herrn Fabrikbesitzers Julius Schiller zu Berlin.*

[2] Figur aus Kotzebues beiden Klingsbergen.

mit dem Ellenbogen, bis es geht. — Noch haben wir kein einziges neues Schauspiel hier gesehen. Es geht etwas lahm, zumal da die Jagemann jetzt so öffentlich hoch steht, dass sie macht was — sie will.

Weimar, den 1. Dezember 1802. Von Goethe haben wir ehestens ein neues Originalwerk[1] ganz neu vom Stapel gelaufen, zu erwarten.

Meine Frau wird binnen 14 Tagen Gevatter bei meiner Schwester stehen[2], und hat August ein neues Metall entdeckt.

Merkel und Kotzebue haben sich vereinigt, der literarischen Welt eine Brille aufzusetzen und in einem eigenen Journale werden sie beweisen, dass Goethe gar kein Dichter ist, dass Merkel und Kotzebue allein Kenner des Geschmacks sind und dass Kotzebue eigentlich Deutschlands einziger Dichter ist, wie er sein soll. —

Übrigens hat sich bei uns ein grosser Wind gelegt, seit Kotzebue ihn nach Berlin mitgenommen hat, und Böttiger sitzt ganz still in der antiquarischen Ecke, um Bolzen zu heizen für die beiden literarischen Buben der eleganten Gosse, soit-disant der kritischen Welt[3].

Weimar, den 19. Jänner 1803. Seit meinem letzten Briefe war meine Schwester mit einem Mädchen in die Wochen gekommen, das meine Frau heben und das den Namen Kathinka erhalten sollte; es ist aber drei Tage darauf gleich wieder gestorben.

Die grosse Sängerin Mara hat vorgestern sich hier im Konzert hören lassen. Es war zum Einbrechen voll[4].

Vorige Woche wurde der Prof. Meyer getraut.

---

[1] Die natürliche Tochter.

[2] »Den neuen Gast«, Goethe an Schiller, den 19. December 1802.

[3] Vergl. Goethe's Invectiven: Triumvirat, »Die gründlichsten Schufte« und »Gottheiten zwei« (bei Hempel III., S. 296 fg.).

[4] Schiller an Goethe, 6. Juli 1803.

Unser Theater kränkelt sehr und die Oper taugt wenig noch. Kr. ist noch immer dispensirt. D. kann nicht viel wie Sie wissen, und die Jagemann imponirt quantum satis.

Fürs recitirende Schauspiel wird auch noch wenig gethan, weil Goethe täglich verdrüsslicher wird und weil man es recht darauf anlegt, ihm auch deshalb das Leben sauer zu machen. Am 1 Jänner gab er uns sein Paläophron und Neoterpe; das Stück ging sehr gut und gefiel. Er hatte einen neuen Schluss dazu gemacht, der sehr enchantirte. Heute ist sein Clavigo.

Weimar, den 7. Februar 1803. Kotzebue'n ist das Land verboten worden. Er verkauft jetzt seinen Garten zu Jena. — Schiller hat ein neues Stück mit Chören geschrieben. Goethe vollendet sein Trauerspiel. Kotzebue hat sich allgemein verhasst gemacht. Goethe antwortet ihm nicht, aber er soll dennoch gezüchtiget werden.

Weimar, den 26. Februar 1803. Mich dauert der Geheime Rath sehr. Er ist nun seit sieben Wochen nicht aus dem Hause gegangen, und als er neulig in den Garten an die Luft kam, ist er umgesunken.

Einsiedels Bearbeitung des Eunuchus des Terenz ist mit Masken aufgeführt worden, unterm Titel: die *Mohrin,* hat aber nicht gefallen. Jetzt studirt man Schillers *Braut von Messina* ein, Trauerspiel mit Chören. Ich verspreche ihm kein grosses Publikum. —

Der verwittwete Hof hat gleichsam *offene* Fehde gegen Goethe und dort hängt Alles auf des Kotzen Buben Seite. — Das Volk verdient Goethen gar nicht. Der Schuft hat sogar Parthie hier; können Sie sich das denken? Nur der Herzog steht fest bei Goethe und hat Kotzebue sein Land verboten.

Weimar, den 12. März 1803. Dass der Geheime Rath wirklich, wenn auch nicht *äusserlich,* krank war, ist gewiss.

Jetzt ist er schon in neun Wochen nicht vor die Hausthür gekommen. Das Kotzebue'sche Wesen hat ihn sehr getroffen; auch hat er viel Gram der Cantatrice Jagemann wegen, die jetzt *Alles* ist. Sie kommt oft mit 5—6000 Thaler Schmuck und Ketten auf's Theater. —

Der Geheime Rath hält jetzt wöchentlich Dienstags Konzert. Die Sänger singen. Diese Woche waren der Herzog, die Prinzessin und Prinz Bernhard drin. — Er arbeitet viele Gedichte jetzt aus und sein Schauspiel die natürliche Tochter. —

Jetzt speisen Sonntags jedesmal zwei Schauspieler und eine Schauspielerin beim Geheimen Rath.

Weimar, den 17. März 1803. Es ist hier bei uns noch ebenso, wie es vor acht Tagen war, da ich Ihnen schrieb. Goethe geht noch immer nicht aus. Der Herzog sagt neulich zu ihm: Wenn ich eine Sonne machen könnte, ich wollte Dir eine in's Haus schicken.

Weimar, den 20. März 1803. Gestern wurde endlich die Braut von Messina gegeben und hat vielen hundert Jenensern, die da waren zum Abonnement suspendu, ungemein und *so* gefallen, dass man nach Endigung des Stück's dem Dichter ein lautes Vivat rufte, welches Herr Dr. Schütz aus Jena ausbrachte, etwas, das im hiesigen Schauspielhause noch *nie* geschehen ist.

Jena, den 15. Juni 1803. Von hier geht Loder ab, aus Verdruss, weil man ihn Kotzebue's wegen kalt behandelt hat, nach Halle[1]. An seine Stelle kömmt, wie es heisst, Sömmerring. Kilian geht nach Bamberg; Schelling ist mit Md. Schlegel nach der Schweiz gegangen. Paulus heisst es, ginge nach Würzburg und Froriep geht auch ab (heisst es).

---

[1] Loder war mit Kotzebue eng befreundet. Vgl. Goethe's »Neuen Alcinous« (Hempel III., 290).

Jena, den 4. September 1803. Der freimüthige Schuft hat Jena's Untergang prophezeit. Die Clique schlägt sich aber selbst, und Jena wird wohl stehen bleiben. Loder hat aus Dankbarkeit für die vielen Gnaden vom Herzog seinen Abgang nach Halle unvergesslich machen wollen, er hat deshalb so lange durch Kotzebue und andre grosse Männer scil. negozirt, bis die Litteratur-Zeitung nach Halle kam. Nun gut! Kotzebue stiess sogleich in die Tuba, und siehe da, Alles ist voll Schrecken und Furcht. Aber sie hatten nicht Alles wohl überlegt und die *Jenaische* Litt. Zeitung *bleibt*. Goethe und Schiller sind an die Spitze getreten, und Eichstädt wird Redakteur. Es ist ein Fonds von 5000 Thaler dazu da. Mit dem 1 Jänner 1804 erscheint das erste Stück.

Weimar, den 15. Jänner 1804. Sie wollen wissen, was bei uns passirt? Weniges, das tröstlich ist. Unter andern, ist der Geheime Rath Goethe wieder einmal unpässlich, und hat einige Tage im Bett gelegen. Er ist überhaupt, im Ganzen physisch und moralisch nicht wohlauf.

Die soit disant berühmte Md. Stael ist jetzt seit drei Wochen hier und wird — viel fetirt. Nur in dem despotischen Frankreich konnte man ihren Roman Delphine verbieten, bei uns fragt man kaum danach.

Kotzebue ist bei Nacht hier durchgegangen, hat sich aber nicht getraut, im Thor seinen Namen anzugeben und hat sich nur anderthalb Stunden bei seiner Mutter aufgehalten, aus Furcht, arretirt zu werden. Seine Freunde selbst springen jetzt von ihm ab. Sein Hugo Grotius fiel so durch hier, dass man zischte, und sein Ranudo Colibrados missfiel sehr.

Goethe arbeitet jetzt seinen Götz von Berlichingen fürs hiesige Theater zu, und der zweite Theil der natürlichen

Tochter ist auch bald fertig. Schiller brütet noch über seinem Schauspiel Wilhelm Tell.

Jena, den 4. Februar 1804. Am Montage sahen wir am Geburtstage der Herzogin des Sophokles Antigone auf dem Theater mit Chor und Costüm à la Grecque. Sie gefiel ganz ausserordentlich und wurde sehr beklatscht. So etwas liebt man nun hier, indess man aus Kotzebue's Dramen und Trauerspielen sich durchaus nichts macht. Ich denke, wir werden auch etwas von Aeschylos zu sehn bekommen.

Weimar, den 22. October 1804. Dass Goethe nie wieder etwas Poetisches schreiben wolle, glaube ich auch nicht, und zwar deswegen, weil er eben etwas wieder unter der Feder hat; seinen Faust wird er auch vollenden. Noch etwas sollen Sie vielleicht bald erfahren. Wir dürfen jetzt noch nicht davon sprechen. In seinen Götz hat er eine sehr poetische Scene eingelegt u. a. die in gereimten Versen ist. Er spielte bis 11 Uhr. Nun wird er in zwei Hälften gegeben.

Weimar, den 7. März 1805. Goethe war drei Wochen lang so gefährlich krank wie vor vier Jahren. Doch hat ihm Starke wieder geholfen. — August geht auf einige Zeit zur Grossmutter nach Frankfurt.

Weimar, den 8. März 1805. Ueber Nacht ist der Geh. Rath von Goethe wieder sehr schlecht und bedenklich krank geworden.

Weimar, den 19. April 1805. Goethe war wieder sehr krank, doch ist es nun besser. Er hat uns diesen Winter hindurch stets sehr besorgt für sein Leben gemacht. — August ist in Frankfurt bei der Grossmutter. Christel ist wohl, aber Ernestine hat sich die Auszehrung an den Hals getanzt und geärgert, und selbst Starke zweifelt an ihrer Rettung.

Weimar, den 13. Mai 1805. Nach vielen Leiden und Schmerzen ist Goethe endlich wiederhergestellt, aber am 10. d. M. Abends starb Schiller. Seine intestina sind ganz entzündet gewesen. Den 11. wurde er nach Mitternacht von jungen Gelehrten zu Grabe getragen, und gestern Nachmittag 3 Uhr in der St. Jakobskirche wurde er vom Superintendent Vogt parentirt, und dabei Mozarts Requiem von der Kapelle und den Sängern aufgeführt. Seine Theater-Todtenfeier wird besonders sein.

Weimar, den 20. Mai 1805. Ihre Theilnahme an Goethens Gesundheitszustande verlangt öftere Relationen deshalb. Leider! So gesund er auch wieder zu sein schien, so kamen vorgestern seine Krämpfe doch so schrecklich wieder, dass Starke von Jena um Mitternacht herbei musste. Es hat sich jetzt wieder gegeben, und Starke meint, das Uebel wird chronisch werden, doch so, dass es immer nach längeren Pausen wieder käme, um endlich zu verschwinden. Aber bis dahin? — Seine Kräfte gehen sehr darauf. Er hört ungern davon reden, und man muss sich hüten, Briefe sehen zu lassen, in welchen davon gesprochen wird.

Morgen wird Schillers Übersetzung der Phädra des Racine gegeben, und vorher wird ihm zu Ehren etwas musicirt und gesprochen.

Die Menschen sind hier sonderbar! Es ist schon, als wenn gar kein Schiller unter ihnen gelebt hätte, so wie's bei Herdern auch war. Alles hat mit seinen ökonomischen Lagen zu thun, und alle jagen nur der Zerstreuung nach. Die Einweihung des neuen, wirklich prächtigen Schiesshauses beschäftigt jetzt Alle weit lustiger. Unsre Frau Erbprinzessin wird im September in die Wochen kommen, und da giebts wieder Feten. Das interessirt mehr.

Weimar, den 4. Juli 1805. Dienstag Abends ist Goethe mit meiner Schwester nach Lauchstedt abgereiset und geht

nach Halle, dort den Dr. Gall zu hören, dann wird er zurückkommen und vielleicht auf vierzehn Tage in's Karlsbad gehen.

Jena, den 30. August 1805. Meine Schwester ist von Lauchstedt seit vierzehn Tagen zurück. — Der Geheime Rath aber ist umhergereiset und in Helmstedt gewesen, um den sonderbaren Beireis kennen zu lernen. Jetzt ist er wieder in Lauchstedt, und schreibt etwas, womit im Oktober Schiller's Apotheose auf dem hiesigen Theater gefeiert werden soll. Gegen den 12 September wird er nach Weimar zurückgehn.

Hier in Jena ist es ziemlich leer. Man zählt etwa 260 Studenten. Allenthalben ist die Theuerung drückend, besonders aber in Weimar. Diess hat auf alles sichtbaren Einfluss. Der Muth fehlt überall.

Weimar, den 6. December 1805. Seit sechs Wochen haben wir täglich Durchmärsche von Soldaten, Geschütz, Preussen, Sachsen etc. Alle Dörfer liegen hagelvoll, z. B. Ober-Weimar hat 150 Mann. Alles steigt zu enormen Preisen, und wir wissen nicht was aus uns werden soll.

Dass der Kaiser von Russland hier war, wissen Sie auch schon. — Der Jubel war gross.

Goethe arbeitet an seiner Farbenlehre, die Ostern erscheinen soll, und hat für gar nichts sonst Zeit. Indessen wird er Ihnen doch wohl schreiben, wenig, mit Liebe.

Weimar, den 28. December 1805. Dass Sie von Goethe wenig lesen, kömmt daher, dass er gar nicht à son aise ist. Immer kränkelt er. Die Ärzte sagen, er halte sich in Essen und Trinken nicht nach ihren Vorschriften. Ich habe ihn erinnert, und er diktirte mir sogleich einen Brief, den Sie hierbei erhalten.

Wir haben so viel Soldaten, dass von Eisenach bis Jena 46,000 Mann liegen. Unsere Stadt hat 1600 Mann und die Theuerung wird rasend.

Weimar, den 7. Januar 1806. Diesen Morgen um 11 Uhr ist meine Schwester Ernestine[1] sanft für immer entschlafen. Sie dauert mich sehr. Sie ist nun das neunte meiner verstorbenen Geschwister. Seit einem halben Jahre sahen wir ihren Tod voraus; sie zehrte sich aus; und dennoch weinen wir jetzt. — Wir dürfen es dem Geheimen Rath noch nicht sagen, dass Ernestine todt ist. Es greift ihn Alles gar zu sehr an. Er ist auch nicht recht taktfest.

Weimar, den 3. März 1806. Vorgestern früh 7 Uhr ist unsre gute alte Tante[2], 74 Jahr alt, nach einer zweitägigen Brustkrankheit am Schlage gestorben. Wir beklagen die gute alte Pflegerin unsrer Jugend recht sehr. — Der Verlust von ihr und der Ernestine so kurz hinter einander muss dem Haushalt viel Schaden und Eintrag thun.

Goethe ist schon wieder krank gewesen. Monatlich kömmt jedesmal sein Übel zurück und macht ihn sehr mürbe. Es sind böse Hämorrhoidal-Zufälle. — Goethe hat seine Stella für's Theater bearbeitet.

Jena, den 21. Juni 1806. Ich gehe morgen oder übermorgen von hier nach Weimar, weil der Geheime Rath Goethe jetzt hier ist und in acht Tagen nebst dem Major von Hendrich in's Karlsbad geht, dort seine Gesundheit wieder zu erlangen. Gott gebe es! Meine Schwester ist schon seit zwei Tagen nach Lauchstedt, und ich kann das Goethische Haus in Weimar nicht ganz leer lassen.

Weimar, den 20. Oktober 1806. Welch ein Unglück hat uns betroffen! Den 14. wurde die unglückliche Schlacht

---

[1] Die im Goethehause wohnende Sophie Ernestine Louise Vulpius, einzige Tochter zweiter Ehe des Amts-Archivars Joh. Friedrich Vulpius, starb den 7. Januar 1806 im Alter von 27 Jahren.

[2] Die gleichfalls im Goethehause wohnhafte Juliana Augusta Vulpius, einzige Tochter des Hofadvokaten Joh. Friedrich Vulpius, starb am 1. März 1806 im Alter von 72 Jahren am Schlagfluss.

bei Jena verloren, Abends 5 Uhr ging bei uns die Plünderung an, die 36 Stunden dauerte und mich von Allem entblösset hat. Drei Tage waren wir nicht in unserm Hause. Mordgewehre auf uns gezückt, gemisshandelt, beraubt, unendlich unglücklich gemacht. Wir sprechen jetzt gute Seelen um Geld an, und wer hat welches? Denn nicht zehn Häuser, selbst das Schloss nicht, sind verschont geblieben. Die fürchterliche Nacht, Geheul, Gewinsel, Brand — ach Gott! und meine Frau und das Kind, Stunden in kalter Nacht unter freiem Himmel im Park!

Etwas Frohes: Gestern hat der Geheimerath Goethe sich mit meiner Schwester trauen lassen. Sein Haus ist verschont geblieben. Er hatte stets Marschälle drin.

Weimar, den 10. November 1806. Den 15ᵗ bis 17ᵗ waren wir im Hause des Geheimen Raths Goethe, und unsre Wohnung war mit Allem was darin war denen Preis gegeben, die sie besetzen wollten. Und das geschah auch redlich. Gegen sechzehn Mann hausten darin, als mich endlich, da Napoleon Bücher von der Bibliothek verlangt, auf Requisition seines Ingenieurs d'Alma Grenadiere in meine Wohnung einsetzten. Den 18ᵗ zog ich ein; aber wie fand ich es? Lassen Sie mich davon schweigen! Dann tägliche Einquartirung, so dass wir einmal zehn Mann hatten und kein Geld, keine Lebensmittel! — Meine Schwester stand bei, aber — dem Geheimen Rath selbst hat es über 2000 Thaler gekostet; allein 12 Eimer Wein. Er ist nicht geplündert; den ersten Abend hat er's mit Wein und Klugheit abgewendet, dann bekam er sauvegarde, da die Generale Viktor, Marschälle Ney, Lannes, Augereau und andere Offiziere bei ihm logirten; zuweilen 28 Betten in seinem Hause, aber es hat ihn sehr mitgenommen, doch ist er gesund, wofür Gott zu danken ist.

IV. Miscellen, Chronik, Bibliographie.

1. MISCELLEN.

1. *Aus Rings Nachlass. Strassburg.* Die beiden ersten Notizen habe ich schon vor drei Jahren, jedoch unvollständig, in der Wochenschrift »Im neuen Reich« 1877, II 451 gegeben. Professor Stoeber, 4. und 5. Juli 1772: »D. Hr. Göthe hat eine Role hier gespielt, die ihn als einen überwitzigen Halbgelehrten und als einen wahnsinnigen Religions-Verächter nicht eben nur verdächtig, sondern ziemlich bekannt gemacht. Er muss wie man fast durchgängig von ihm glaubt, in seinem Obergebäude einen Sparren zuviel oder zu wenig haben. Um davon augenscheinlich überzeugt zu werden, darf man nur seine vorgehabte *Inaugural-Dissertation de Legislatoribus* lesen, welche selbst die Juristische Facultät *ex capite religionis et prudentiae* unterdrückt hat; weil sie hier nicht hätte können abgedruckt werden anders, als dass die *Professores* sich hätten müssen gefallen lassen mit Urtheil und Recht abgesetzt zu werden« und 7. August 1772: »Was ich Ihnen, werthester Freund, von des Hn. Göthe seiner vorgehabten *inaugural-Dissertation* gemeldet, das habe aus dem Munde des Hrn. Professor Reisseissen vernommen, welcher damals *Decanus Facultatis* gewesen. Und, soviel ich mich zu erinnern weiss, hat er mir gesagt, dass dem Candidaten seine ungereimte Arbeit zurückgegeben worden. Sie dörfte wohl bey keiner guten Polizey zum Druck erlaubt oder gelassen werden: wiewohl d. Hr. Autor damit gedrohet«. — Pfeffel, Colmar, 12. Februar 1773, gelegentlich der Frankfurter gel. Anzeigen: *Un des principaux auteurs de cette Gazette est un nommé Getté, homme de génie à ce qu'on dit, mais d'une suffisance insupportable. J'ai une fois soupé en sa compagnie & même reçu sa visite mais je ne le connois pas à beaucoup près assez pour*

en juger d'après mes propres observations. Später spricht Pfeffel einmal flüchtig von Goethe als *auteur de Clavigo*, bezeichnend für den Halbfranzosen, dem der *auteur de Götz*, für den schwunglosen vorsichtigen Mann, dem der *auteur de Werther* unsympathisch war.

Petersen, Begleiter der hessischen Prinzen, Strassburg, 7. Januar 1775: »Vorigen Mittwoch Nachmittags gegen 3 Uhr sind die Prinzen von Weimar hier angekommen. Die erste Visite, welche sie hier gemacht haben, hat — das wird manchem fremd vorkommen — Hr. Buchhändler Bauer empfangen: eine Visite von 2 Stunden. Ich war selbigen Abend in diesem Buchladen. Bald darauf kamen die Prinzen von Weimar angefahren, liessen sich, sowie die Herren von ihrem Gefolg, allerley französ. und deutsche, Militärische, Oekonomische und belletristische Bücher geben, kauften verschiedenes, urtheilten über aus- und einheimische gelehrte Producte mit Einsicht, und gefielen sich recht wol in diesem Bücher Magazin. Eine erbauliche Erscheinung für mich, der ich Prinzen, Prinzen-Hofmeister, und Cavaliers kenne, bey denen der Gedanke niemals aufsteigt, einen Buchladen, und was nach Gelehrsamkeit schmeckt zu besehen, — die vielmehr auf alles solches mit Verachtung herabsehen« und am 30. Januar 1775: »Wie man sagt, so wollen die beide Prinzen von Weimar hier noch einem *cours d'anatomie* und zwar über den Kopf unter der Anführung Hrn. P. Lobsteins, beywohnen«.

2. *Wetzlar*, s. meinen Aufsatz »Aus der Wertherzeit« »Im neuen Reich« 1879 Nr. 47.

3. *Frankfurt.* H. P. Schlosser, 6. Mai 1772 über die Gelehrten Anzeigen, »unsere neue gelehrte Zeitung, die freilich aus einem andern Ton spricht als die vorige, und den Geist .... der Berliner zu erreichen sucht«: »Ich habe zwar kein Anteil an derselben, und billige auch nicht durchgängig die scharfen Beurteilungen, welchen oft verdiente Leute ausgesezzet werden, allein, es ist wahr, weil man den Witz gerne liest, und den Stachel, den man nicht fühlt, wegen den Verzerrungen der Gesichter derer die ihn fühlen, auch gerne in fremdes Fleisch geheftet sieht, so gefällt sie ziemlich allgemein. Die Satirn sind fürchterliche Götter. Sie haben starke Boksfüse, und können tretten, sie haben Hörner, und können stossen, sie haben eine Geisel und peitschen — aber der Scherz ist ein bloser Kopf mit einem langen Schwanz, der beleidigt keinen Menschen und ist gefälliger. Ihn lese ich lieber als jene, aber jene sind mehr gewöhnlich von der Zeit an als die Musen vom Helikon gezogen und die Satirn aus den Wäldern auf

diesem heiligen Berge ihren Wohnplaz aufgeschlagen haben. Uebrigens begehre ich von einer gelehrten Zeitung, dass sie mir einen kurzen, doch hinlänglichen Begriff vom Inhalt, Methode geben soll, und das vermisse ich bei den Kritiken dieser Art vollständig«.

Deinet, 10. Juni 1775: »Die Briefe über Werthers Leiden [Schlettwein] sind doch nicht ganz ohne allen Grund. Der Teufel hohle das gesellige Leben, wenn Werthers Philosophie in Gang kommt. Nur ist mir die Consequenzmacherey und das Zettergeschrey *à la* Göze unausstehl. in den Briefen . . . . Göthe werden sie von Angesicht zu Angesicht gesehen haben. Ein bewundernswerther Kopf, ich möchte aber nicht in einer stadt wohnen, deren 3ter Theil Einwohner so dächten wie er«.

Rector Schlegel, Heilbronn 6. Juni 1775: »Mich freut es, dass Sie, bester Herr geheimer Hofrath, Göthen haben kennen lernen. Einen Mann wie ihn kennen zu lernen, ist immer eine Acquisition von Menschenkenntniss, die man werth achten muss. Das Sonderbare, das sich in seinem schriftstellerischen Character schon deutlich genug geäussert hat, haben auch andre in seinem Umgang bemerken wollen. Die Grafen von Stolberg mögen ganz wackre Herren seyn, aber Originale sind sie freylich nicht — alles in ihren Gedichten ist Nachahmung — und daher mögen sie freylich in der Gesellschaft eines teutschen Originals, wie Göthe ist, ziemlich contrastirt haben. Inzwischen lassen Sie es gut seyn — wenn nur diese Herren vom hohen Adel zu denken anfangen — wenn sie auch andren nur nachdenken — so ist es doch besser, als völlig gedankenloss seyn«.

Deinet, 7. November 1775: »Göthe soll einem stadtgeschwätze nach, darauf aber wenig zu bauen ist, das Theater zu Weymar dirigiren«. Derselbe, 18. September 1774: »Hier kommen statt 1 Clavigo 6 Stück, Nachdruck, aber man sagt correcter als die Leipziger Ausgabe. Ich habe 200 Stück an mich gekauft, und erlasse sie an gute Freunde zu 15 xr. Die deutsche Chronik hat dieses Stück mitgenommen, das heist heruntergemacht. Wer die *Memoire des Beaumarchais* gelesen hat, wird sich am Clavigo Trauerspiel auch so sehr nicht erbauen. Indessen geht das Stück ab wie warm Brodt«.

Ring in seinem »Reisejournal« (1783 als Manuscript für Freunde gedruckt, geschrieben bald nach dem April 1778): »Madame Göthe unterhielte mich von Klopstock, Wieland, Schlossern und dem Herrn Sohne sehr angenehm, wiess mir den letztern auch in theatral. Kleidung sehr treffend gemahlt,

würde mir auch eines vordeclamirt haben, wäre sie nicht so heiser — besser — *enrhumirt* gewesen. Sie versprach mich wo möglich bey der Mlle. Falmer noch einmal zu sehen und hielte Wort«. Er verfehlt H. P. Schlosser und Gerocks, der badische Resident Schmidt von Rossan (Düntzer, Frauenbilder S. 161.) neckt ihn mit seinem Galakleid, »die schöne Mlle Runckel« habe ihn den ganzen Abend vom Fenster aus beguckt. »Zu Mlle Falmer, die nicht zu Hause war und deren Stelle also die taube Fr. Mutter nebst 4. Fräulein von Clermont aus Aachen und ihrer geschwätzigen Gouvernante vertreten musste«. Am nächsten Tag wiederholt er mit der »Riesentochter« des Stadtschreibers Stark den Besuch bei der Fahlmer: »Die Mlle Falmer ist hesslich, aber artig, verständig, wolgebaut u. nett gekleidet, Madame Bettmann ein schönes Weib u. ihre schöne Tochter, andre schöne junge Mädchen, Madame Göthe, Fr. Dr. Starckinn, [»*à la francfortoise* alles laut überschreyend«] und ihr Sohn Hr. Dr. Starck u. a. Personen halfen mir den Rest des Abends vergnügt und unter mancherley Gesprächen hinbringen«.

4. *Weimar.* Schlegel, Heilbronn, 3. Mai 1776: »Wieland u. Herder und Göthe möchte ich doch in einer Gesellschaft beysammen sehen — drey schöne Schwärmer, jeder von einer besonderen Art, unter denen aber wol nie eine standhafte Freundschaft seyn wird. Wieland zwar soll sich vor Göthen bis zum Ärgerniss demüthigen — allein das wird so lange dauern als es die Hofluft erfodert«. Kupferstecher v. Mechel, Basel, 2. September 1776: »*Est il vrai que Mr. le baron d'Edelsheim quitte chez vous et va comme premier Ministre à Weimar?* und Goethe, Freund, im Ministerio allda, *je ne sais si l'auteur de Wertheren fait un grand politique, un homme de cour?* wie habe ich von Herzen lachen müssen«.

Bertuch, 4. October 1776: »Nehmen sie meinen wärmsten verbindlichsten Dank für die Bekanntschaft, die Sie mir mit H. Kaufmann verschafften. Es ist ein Mann von grossem inneren Gehalte, vom feinsten Gefühl und edelsten Herzen; und man kann den Tag seegnen, da man so einen Menschen findet. Noch ist er bey uns der treffliche Fremdling, und ich schmeichle mir, es ist ihm wohl. Vor einigen Tagen kam auch unser Herder an; diess hoffe ich, soll ihn noch einige Tage länger halten. Dass man sich doch von solchen Menschen wieder trennen muss!«

Ansse de Villoison, der Philolog, der schon die Vermählung Karl Augusts und Luisens durch ein gedrucktes

lateinisches Epithalamium gefeiert hat, schreibt am 7. Juni 1782 aus Weimar begeistert über seinen dortigen Aufenthalt. Dieser Hof gleiche dem mediceischen *avec cette différence que le souverain, aussi instruit, aussi eclairé et aussi ami de Lettres, qu'il connoit parfaitement, est beaucoup plus vertueux.* Die Herzogin Amalia beherrsche die deutsche, englische, italienische, französische Litteratur, und mehr: *rien égale son génie et ses connoissances dans la physique et la mathematique;* jetzt treibe sie mit ihm Griechisch *avec la patience, le zele, l'ardeur et le courage,* kurz all den Eigenschaften, welche die braunschweigischen Prinzen auf dem Schlachtfeld zeigten. Ebenso entzückt ist er von *Mr. Wieland, aussi bon gréciste, qu'excellent prosateur poete et philosophe, Mr. Goethe, le sublime Mr. Herder, Seckendorf (très sçavant dans la littérature ancienne et moderne), Bertuch, Hensiedel* [sic]. *Les dames même de cette docte cour sont très instruites, très éclairées et on peut s'entretenir avec elles des matières les plus graves et plus profondes, témoin madame Stein, femme du grand Ecuyer, mad. Schardt, mad. Bernstorf, veuve du grand Ministre, mademoiselle Goechausen, mademoiselle Wolvarth* [Wöllwarth] *qui cultive la peinture avec succès. C'est que ces dames suivent l'exemple auguste de leur grande Souveraine mad. la Duchesse Regnante qui passe presque toute la journée à lire et à étudier, qui est pleine de lumière, de connoissance, de genie, de bontè et de modestie, qui cache la supériorité de ses talens avec autant de soin que les autres apporteroient à l'étaler. Plus on l'observe de près, plus on lui découvre malgré elle de nouvelles qualités qu'elle efforce envain de cacher et qui percent à son inscu au travers du voile dont elle voudrait les couvrir. Vous connaissez cette souveraine auguste? avez vous rien vu de plus noble, de plus imposant, de plus majestueux, n'est il pas vrai qu'elle porte sur la physiognomie l'empreinte de sa grandeur, et de l'energie de son ame.*

Am 22. März 1783 zeigte Villoison dem Freund in Karlsruhe folgende zu Weimar verfasste, für Büsten bestimmte Epigramme:

1. Herzogin Luise.

Ut monstrare alii, sic illa abscondere tantas
Virtutes, dotes vellet et ingenium,
Sed sublimem animum prodit bene perfida pulchro
Nescia majestas corpore et ore tegi.

2. Anna Amalia.

Tinctos ingenio scintillantesque benigna
Luce vides oculos? talem Mavortius ardens
In gremio Veneris, talem paeana canentes
Brunsviaci heroes vibrant post proelia flammam.

3. Karl August.

Hic dulcem Ludovica virum, Vimaria patrem.
Hic virtus columen, reges exemplar, amicum
Pierides, propriam Deus ipse agnoscere gaudet
Effigiem; Augustum quisquis conspexit, amavit.

4. Herder.

Grandiloquos reddit vultu et sermone prophetas
Herderus atque alto fervidus ore ruit.
Nil mortale sonat — nec jam mortalis imago —
Cernis ut ardenti numine plena micat.

5. Wieland.

Juppiter in terris dixisset voce Platonis.
Voce [que?] *Wielandi diceret ipse Plato*
Maeoniusque senex, Ariostus et ille sepultis
Qui salsas voces ingeniumque dedit [Lucian].

6. Goethe.

Augusto et Musis charus tractavit amores
Lethiferos juvenum, fortia facta ducum,
Atque pari ingenio commissa negotia docta,
Maecenas aulae Virgiliusque simul.

7. Knebel.[1]

Knebelis ora vides, mentem si reddere posset
Sculptor et ingenium, nunquam discedere posses.

---

[1] Erinnert auffallend an die Worte auf Dürers Melanchthon-Bildniss von 1526:

Viventis potuit Durerius ora Philippi,
Mentem non potuit pingere docta manus.

8. Frl. v. Göchhausen.

Maxima laus illi Musas habuisse faventes.
Major at Ameliae summum meruisse favorem.

Ihnen reiht sich an:

Pour le portrait du plus jeune des enfans de Mad. Stein.
Matrem cum puero voluissem pingere — Amori
Tunc primum in terris juncta Minerva foret.

ERICH SCHMIDT.

---

2. *Bisher ungedruckte Anti-Xenien. Aus Nicolais Nachlass.* Die Stellung, welche Nicolai in dem Xenienstreite einnimmt, wird nicht ganz richtig beurtheilt; es ist durchaus falsch, dem Manne gemeine Absichten zu insinuiren. Es wird überhaupt die Aufgabe einer Monographie über ihn sein, zu zeigen, wie ernst er es in seinem Leben stets und mit allem genommen, und wie Unrecht ihm vielfach gethan wird. Die zahllosen Randbemerkungen, mit welchen er alle einlaufenden Briefe versieht, setzen durch ihre Ungezwungenheit und Aufrichtigkeit in den Stand, ein klareres und richtigeres Bild von ihm zu entwerfen. Er ist fähig für die gute Sache grosse, pecuniäre Opfer zu bringen, er ist bemüht das, was er als recht und wahr erkannt hat, zu vertheidigen, ja mit Leidenschaft zu verfechten. Niedrige Motive leiteten ihn nicht. In seinen gelegentlichen, durchaus nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten eigenhändigen Notizen, also gleichsam im literarischen Schlafrocke zeigt sich das am besten.

Auch im Xenienstreite ist seine Absicht eine gute; er bekämpft die kritische Philosophie in jeder Form, und wird darum gegen die Horen, wie den Musen-Almanach verstimmt. Er hält das ästhetische Strafgericht für unpassend. Schweigen hat er nie können, wenn er etwas auf dem Herzen hatte und so entstand sein »Anhang zu Friedrich Schillers Musen-Almanach« (vgl. Boas II., 146 ff.). Die Arbeit schrieb er mit innerm Widerwillen, doch hielt er sich für verpflichtet die Wahrheit zu sagen. Eine briefliche Aeusserung Boies suchte ihn davon abzubringen; er schreibt an Nicolai aus Meldorf den 29. Dezember 1796: »Ich wünschte, dass Sie entübrigt sein könten über den Schillerschen Almanach zu schreiben. Die Angriffe haben mir wehe gethan, und ich fühle ihren oft nicht zu entschuldigenden Muthwillen, wie ihre Ungerechtigkeit. Solte ein Mann, wie Sie, es nicht getrost darauf ankommen

lassen dürfen, dass das Publikum mehr von solchen unbefangenen und unpartheiischen Urtheilern haben wird. Was Sie über die Horen und den Misbrauch der Kantischen Philosophie schrieben, [in der Reisebeschreibung] war allen, deren Urtheil darüber ich gehört, ein Wort geredet zu seiner Zeit, und die Horen selbst haben es anerkannt, da sie seitdem weniger trandescental [sic] philosophiren«.

Trotzdem vermochte er nicht zu schweigen, aber er wollte ganz ruhig, in ernstem Tone antworten, darum unterdrückte er nicht nur eigene Parodien, sondern verhinderte auch den Druck der nachstehenden, ihm eingeschickten Anti-Xenien. Worin Nikolais Parodie bestand, konnte ich noch nicht ermitteln, und schöpfe meine Kenntniss nur aus einem Briefe Boies, Meldorf, den 19. Merz 1797, in welchem es u. a. heisst: »Was Sie über das Benehmen der Herren in Weimar schreiben, ist Ihrer würdig. Mögen sie es im Urtheilen halten, wie sie wollen, wenn sie nur weiter kein öffentliches Ärgerniss geben. Dieses wird durch den neuen Abdruck der Xenien mit Anmerkungen um ein Grosses vermehrt werden. Gleim soll sich den Ausfall auf ihn durch ein rasches Wort in vermischter Gesellschaft gesprochen zugezogen haben. *Für die Parodie, die mich sehr belustigt hat, und auch nur ungedruckt belustigen muss, meinen besten Dank«.*

Nicolai befolgte diesen Wink Boies getreulicher, dürfte auch kaum jemals den Druck beabsichtigt haben; am 29. October 1796 war, wie er selbst eigenhändig auf der Rückseite bemerkt, ein anonymer Brief »mit der Braunschweigischen Post eingegangen«, welcher also lautet:

»am 25sten Octob. 1796.

Hochgeehrter Herr,

Jeder Ehrliebende Deutsche muss von einem edeln Unwillen durchdrungen werden, wenn er die schändlichen Basquille [sic] liesst, welche Herr Schiller in seinem neusten Musen-Almanach gegen Sie einzurücken für gut befunden hat. In diesem Unwillen entstanden beygefügte Epigramme, die weiter nichts, als eine Vergeltung dessen sind, was Herr S. so reichlich ausspendete. Meine gehorsamste Bitte (deren Erfüllung ich als eine Belohnung meiner beständigen Zuneigung gegen einen der würdigsten Deutschen Gelehrten ansehen werde) ist jetzt, dass Sie die Güte haben mögen, diese Epigramme de*n* Herausgeber des Archivs der Zeit [Friedrich Ludwig

Wilhelm Meyer] zur Einrückung in diess Journal mitzutheilen.

Mit der grössten Hochachtung nenne ich mich
Ihren gehorsamsten Diener
*** ck.«*

Dazu schreibt Nicolai eigenhändig an den Rand: »Es würde sich für mich nicht ziemen, dergleichen irgendwo einrücken zu lassen. Es würde mich im Archiv compromittiren und in Streit mengen, welches ich wieder nicht veranlassen mag«. Freilich hätte Nicolai mit dieser Erwiderung wenig Ehre aufgehoben, und möglicher Weise unterdrückte er sie mehr aus Klugheit, als aus selbstloseren Motiven. Man kann sich kaum eine mattere, nichtssagendere Abwehr der Goethe-Schiller'schen Angriffe denken.

»Auch Xenien.

Fragen.

1.

(Ein M . . . scher Dohmherr antwortet.)

Warum nennet Herr Schiller wohl seine Hefte die *Horen?*
Unser unnütz Geplärr. nennen ja *Hora* auch wir.

2.

Warum schimpft man so viel in Schillers Musen-Kalender?
Weil solch elendes Zeug nur als Basquill sich verkauft.

3.

Warum schimpfen auf *Nicolai* die Almanachs-Helden?
Weil er ihr tolles Gewäsch nimmer verlegen gewollt.

4.

Warum beklagt ihr euch, dass Aglaia von hinten sich zeiget?
Ach! weil wir niemals von vorn eine der Grazien sahn«.

[Dieses Xenion erinnert an einen ähnlichen Einfall in den »Parodien auf die Xenien. Ein Körbchen voll Stachel-Rosen etc.« 1797. (Boas II. 172.)

»Auf dem Umschlag zeigt euch Aglaja den göttlichen Hintern«.

Der Umschlag des Musen-Almanachs war dem Zeichner ganz missglückt.]

»Der übelgewählte Titel.

Nicht der *Musen,* nein, nenn' ihn den Almanach der *Harpien;*
Denn es bedecket diess Volk reinliche Tafeln mit Koth«.

[Durch dies Epigramm ist der Ausfall auf Nicolai in den Xenien Nr. 201 »Das grobe Organ« sehr schlecht pariert:

»Was du mit Händen nicht greifst, das scheint dir Blinder ein Unding,
Und betastest du was, gleich ist das Ding auch beschmutzt«.

vgl. Boas I. 124.]

»Eine juristische Antwort.

Freund, belange doch S*** der dich so schändlich beleidigt. —
Nein, ich bekäme kein Recht, denn er ist oftmahls verrückt.

*B***.* **** ck.«*

Da die Verse kurz vor dem 25. October entstanden, so zählen sie mit zu den ersten Entgegnungen; ihr Verfasser konnte von den andern vorbereiteten und geplanten Anti-Xenien noch keine Kenntniss haben; die erste Recension, welche Boas (II. 22.) nachweist, erschien am 28. October in Beckers Reichsanzeiger. Wohl hatte damals Nicolai selbst noch nicht die Absicht, in die Reihe der Streitenden einzutreten; im December aber musste sie bereits bestehen, im Februar 1797 war der »Anhang« schon erschienen. Bohn in Hamburg, Boie in Meldorf hatten ihn damals schon und danken für die Zusendung. Die übrigen Dankschreiben laufen im März und April ein. Die meisten billigen Nicolai's Versuch, »dem Unwesen der Herrn in Weimar zu steuern«, auf das nachdrücklichste. Boie z. B. schreibt am 26. Febr. 1797, indem er zugleich die Verspätung seines Dankes entschuldigt: »Ihr Buch ist Ihrer ganz würdig und hat mir wahre Freude gemacht, auch wegen der Blicke, die es jeden, der sehen *will,* in Ihr Herz thun lässt. Sie haben den heimlichen Schaden der alle die widrigen Ausbrüche erzeugt, auch ganz gekannt und offen dargelegt, die beiden Herren müssen sich schämen, wenn sie gleich schwerlich Ihr Vergehen öffentlich anerkennen werden. Mögen sie das halten, wie sie wollen, wenn sie nur nicht ferner so sündigen, andere excentrische Köpfe von ähnlichen Uebertretungen der Linie alles Anstandes abgehalten

werden, und sie selbst durch Werke, ihrer Werth [sic], diese ihrer so unwürdige Auswüchse vergessen machen, so ist Ihr Zweck erreicht. Ich sehe Ihr Büchelchen als eine unsrer ganzen Litteratur höchst erspriessliche Zeitschrift an, und recht beherzigt kan sie unsern jungen Brauseköpfen nicht anders als sehr frommen. Die Furcht, die ich, ich mag es nicht leugnen, als Ihr Freund, vor der Erscheinung der Schrift hatte, ist gänzlich besiegt. Ich war besorgt, Sie mögten sich durch den reichen Stof zu einer weitläufigen Induzirung und Widerlegung des Unfugs verführen lassen, wobei Sie nur verlieren konten. Sie werden gewiss gelesen werden, und dadurch ist alles gewonnen. Die Anzeige der Xenien im Merkur hat mich sehr amüsirt. Ich denke aber doch nicht, dass der gute Vulpius öffentlich der Sündenbock werden wird, wie einst Wagner, [Wieland hatte, um Goethe und Schiller zu retten, die Schuld einem »jungen, lebhaften, von Witz und Muthwillen strotzenden, für G. und S. enthusiastisch eingenommenen Kunstjünger« (vgl. Boas II. 65 f.) beimessen wollen, worauf hier Boie hindeutet. Der erwähnte Wagner ist natürlich Heinrich Leopold, dem sein »Prometheus« von seinen Zeitgenossen nicht zugetraut wurde.] Ich sah in den Xenien, als sie mir zu Gesichte kamen nicht allenthalben gleich die unreine Quelle, woraus so manche kamen, und konte sie in meiner Abgeschiedenheit von aller Litteratur und gänzlicher Unbekantheit mit den gelehrten Klatschereien nicht ausfindig machen. Auf manches durch Freunde, die mehr davon wissen, aufmerksam gemacht, bin ich, wie sie, indignirt. Der Musen-Almanach erlebt indess die dritte Auflage [vgl. Boas II, 19.]. Nichts freut mich mehr, als die volle Gerechtigkeit, die Sie den Talenten beider mit Recht bestraften vortrefflichen Köpfen widerfahren lassen. Ich glaube mit Ihnen, dass nichts Göthen in seiner Jugend heilsamer gewesen wäre, als eine Lessingische Rüge. [Nicolai hatte in seinem »Anhange« gesagt (vgl. Boas II. 152.): »Vielleicht wäre doch .... Herrn Goethe eine kleine Züchtigung von Lessing heilsam gewesen», wie eine solche im Plane Lessings gelegen haben soll.] Unser so wenig gebildetes, im Lobe nie Maasshaltendes Publikum ist im Grunde Schuld an dem ganzen Uebel. Es verzieht seine guten Köpfe selbst, und beklagt sich, wenn sie verzogen sind«.

Der »Anhang« zog Nicolai auch die Dedication des Mücken-Almanachs zu, eines der verrücktesten Producte aus der Xenienzeit (vgl. Boas II., 180—193). Er erschien angeblich in Pesth, aber eigentlich in Neustrelitz und von dort aus dürfte Nicolai den nachstehenden anonymen (bisher gleichfalls

ungedruckten) Brief erhalten haben. Nicolai befand sich damals zur Messe in Leipzig und dort erreichte ihn das undatirte Schreiben, wie er auf der Rückseite bemerkt, am 21. März 1797.

»*Herrn Fr. Nicolai.*

Dem würdigen Manne, in dem der Geist besserer Zeiten, eine schöne Freimüthigkeit zum muthigsten Kampfe gegen alles belebt, was der Litteratur nachtheilig werden kann — eine Freimüthigkeit die, sie erscheine in strengem Ernst oder ergiesse sich in heiterer Laune, immer dieselbe bleibt und sich auch *da* nicht verleugnet, wo ein schändlicher Muthwille sie selbst zum Gegenstande niedriger Behandlung wählt — überreicht dieses Büchlein, das auch Seiner erwähnt und in einem launigten Gewand Seine ernste Wahrheiten mit Seinen eigenen Worten wieder giebt, aus wahrer und aufrichtiger Hochachtung

der Verleger«.

Nicolai notirt dazu: »Anbey der Mückenalmanach (wider Schillers Xenien). Ein sehr mittelmässiges Büchl«.

Die Recension für die Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek (vgl. Boas II., 41 ff.), dies sei zum Schlusse erwähnt, war dem Hofrath Langer, dem Nachfolger Lessings in Braunschweig, gegen den Willen des Verlegers Carl Ernst Bohn und zu dessen Leidwesen zugetheilt worden. Er hatte Eschenburg um die Anzeige des Almanachs, des Anhangs und der übrigen Antixenien gebeten, dieser aber wollte nicht. Trotzdem hatte er den Auftrag gegeben, den Almanach vom Zettel des Hofraths Langer zu löschen, was aber versäumt wurde, und so sendet er am 10. März 1797 die inzwischen eingelaufene Besprechung, die ihm »nicht recht gefällt«: »es ist indessen«, wie er schreibt, »nichts dabei zu machen, weil Langer ein äusserst empfindlicher Mann ist«. Und so liess sich auch Nicolai, der immer noch die geheime Oberleitung der Bibliothek hatte, die Recension gefallen. Verantwortlich darf er aber nicht dafür gemacht werden[1].

R. M. Werner.

[1] Die Benutzung der Nicolai'schen Papiere wurde mir durch die Güte meiner verehrten Tante, Frau Veronica Parthey in Berlin, ermöglicht, der ich hiemit meinen Dank ausspreche. Ausserdem bin ich den Herren J. W. Appell in London und J. Pallaschke in Berlin für freundliche Auskunft verpflichtet.

3. *Zu einer Stelle im Faust.* Im Goethe-Jahrb. I, S. 435 ist nach Düntzer angeführt: Fideler im Walpurgisnachtstraum des Faust bedeute nicht: Fiedeler, sondern: Lustig. Die nähere Ausführung findet sich in einem Artikel der Zeitschrift für deutsche Philologie (XI, S. 66—73). Genauer hätte die Angabe gelautet: Fideler sei zu lesen: Fidèler; es ist diess eine Ansicht, welche Herr Düntzer schon in der ersten Ausgabe seines grossen Faust-Commentar's 1850 aufgestellt und seitdem festgehalten hat. Sie mag auch von der Mehrzahl der Faust-Erklärer und Faustleser getheilt werden. M. Carrière, welcher sonst im Faust: Fiedler, an dieser Stelle: Fideler schreibt, ganz entsprechend der Original-Ausgabe von 1828, versteht darunter anscheinend gleichfalls den Fidèlen. Einer der neuesten Faust-Erklärer, O. Marbach, lässt den Punkt unberührt. B. Taylor hat in seiner nicht genug zu rühmenden Faust-Uebertragung die Düntzer'sche Lesart angenommen und die Ueberschrift mit good fellow wiedergegeben. Mag die überwiegende Mehrheit Düntzer folgen, eine Minderheit wird die Fidelität an dieser Stelle ablehnen und dem Tanzmeister einen Geiger, einen Fiedler zugesellen. Dieser Minderheit gehöre ich an, und ich glaube, dass die Richtigstellung eines Wortes im Faust, sei es auch nur eine Ueberschrift, in Erklärung und Gegen-Erklärung, genau erörtert zu werden verdient.

Justus Möser sagt in den Patriotischen Phantasien[1]: »In gewissen Ländern, und besonders am Rheine, lässt der Pfarrer Sonntags das Zeichen mit der Glocke geben, wenn der *Fideler* in der Schenke auf die Tonne steigen darf, und nun fängt Alles an zu hüpfen«. So auf einer Erhöhung stehend und aufspielend könnte man auch den Fiedler im Faust sich denken; mit dem Blick auf die hüpfende Menge spricht er die Worte:

»Es eint sie hier der Dudelsack
Wie Orpheus Leier die Bestien«.

Nur dient auf dem Blocksberg herkömmlich als Fiedel nicht eine normale Violine, sondern ein verwitterter und gebleichter Pferdekopf. »Wie die Geige des Musikanten die Bewegungen der Tänzer leitet« (Schiller an Goethe, den 15. October 1799), so stellte Goethe hier, als Leiter des Chors, neben den Tanzmeister noch einen Fiedler hin, und Beiden legte er verwandte

[1] Bd. 4, S. 34 (Ausg. v. 1842), in der Abhandlung: Etwas zur Polizei der Freuden der Landleute von 1780.

Betrachtungen über die Wirkung ihrer Funktionen in den Mund. Beide sind zusammengehörig wie Kaiser und Kanzler, Pfarrer und Küster. »Tänzer, Tanzmeister und Fiedler, sagt Krupp in seinem Faust-Kommentar für das nichtgelehrte Publikum (1878), sind hier ganz am Platz, da ja ein Hexentanz losgehn soll«. Auch Schröer in seiner eben erschienenen Faust-Ausgabe (Heilbronn 1881) bemerkt: »Zu Tanzmeister und Tänzer passt gewiss der *Fiedler* besser als ein *unmotivirter* Fidèler«.

Es scheint also Alles in der Ordnung zu sein, der Worte Düntzers unerachtet: »Wie der Dichter dazu hätte kommen sollen, neben dem Tanzmeister einen Geiger einzuführen, ist mir unerfindlich«. Erblickt man nicht in jeder Tanzstunde den Tanzlehrer begleitet von einem Geiger, und wenn einer von Beiden fehlt, so ist es nicht der Letztere. So heisst es auch vorher im Faust selbst: »die *Fiedel* stockt, der *Tänzer* weilt«. Ebenso erscheint die Aeusserung paradox: »Aus der Erwähnung des Dudelsacks und der dadurch veranlassten Erinnerung an Orpheus folge für die musikalische Natur des Redenden nichts«. Auch auf dem Blocksberg spricht Jeder, denk' ich, am Liebsten von seinem Metier, und Goethe ist auch sonst die Verknüpfung der modernen Fiedel mit Orpheus geläufig, wie in der Zahmen Xenie: »Mancher auf der Geige *fiedelt* und glaubt auf seiner Violin ein anderer, dritter *Orpheus* zu syn«. Die Zusammengehörigkeit von Tanz und Fiedel wird uns also nicht auszureden sein.

Damit ist es aber nicht gethan, die Differenz reicht tiefer und beruht schliesslich auf einer verschiedenen Auffassung der Faustdichtung überhaupt. Denn, wenn wir in dem Düntzer'schen Artikel lesen: »Der Dichter *deutet hier darauf,* dass die Philosophen sonderliche Ansichten entwickeln, welche dem Fernstehenden gar wunderlich, ja unbegreiflich scheinen«, und die Worte des Tanzmeisters: »Der Krumme springt, der Plumpe hupft« auf die »Sprünge der Philosophen, um auf ihre Weise sich herauszuziehen« bezogen werden, wenn ebenda gesagt wird, ein Geiger setze voraus, dass »der Dichter die Philosophie nicht blos als *Tänzer,* sondern auch als *Musiker* hätte bezeichnen wollen«: so begegnen wir hier derselben Neigung, die Dichtung willkürlich und in prosaischer Weise zu *deuten,* welche sich früher so vielfach beim Faust, besonders beim zweiten Theile, geltend machte, und vielleicht nie ganz aufhören wird. Diese Neigung zu überwinden, sind scenische Aufführungen des Stücks und grade des zweiten Theils gewiss das beste Mittel. Solche Auffassungen wie in Düntzers Com-

mentar jenes Theils — ich greife auf's Gerathewohl Beispiele heraus — von der Mummenschanz: »das folgende Paar der Holzhauer und Pulcinelle *deutet* auf die ungleiche Vertheilung der äussern Güter im Leben«, oder: »ein andres Paar, die Parasiten und die Trunkenen, *zeigt uns* die Abhängigkeit von den äussern Gütern, denen sich manche ganz sklavisch hingeben«, und so hier im Walpurgisnachtstraum die satirische Beziehung grotesker Bewegungen des tanzenden Chors auf die deutsche Philosophie, würden wie Nachtgesichte vor dem Tage bei einer lebendigen Darstellung verschwinden, um das wirklich Poetische und die tieferen Beziehungen der Dichtung auf das menschliche Innere, auf das Menschenschicksal, auf Leben und Geschichte um so stärker hervortreten zu lassen. Wenn uns die Tänzer hier *zeigen* sollen, dass die Philosophen arge Sprünge machen, so diente die so lebendige Bildlichkeit jener Verse nicht nur einem sehr trivialen Gedanken, sondern auch einem schiefen und einem dem Dichter ganz fern liegenden. Denn nicht die Sprünge, sondern umgekehrt die Systemmacherei und die einseitige Consequenz der Philosophen reizten ihn zur Satire. Diese besteht hier in eben der *Consequenz* des Systems entnommenen und diese persiflirenden Aeusserungen der fünf Philosophen. Wenn sie so reden, können sie nicht zugleich tanzen. Dieses wäre zudem für sie kein charakteristischer, jedenfalls ein schon ganz abgenutzter satirischer Zug, da ja der ganze grosse Hexenschwarm hüpft und springt. Auch der neugierige Reisende und wohl auch die Frommen sind nur Zuschauer. Erst mit der »Dogmatiker« überschriebnen Strophe treten die Philosophen auf den Plan, und wenn auch der Realist in dem Wirbel sich nicht fest auf seinen Füssen fühlt, so mangelt doch jede Andeutung, dass wir sie als am Tanze Theil nehmend uns vorstellen sollen. In der Strophe »Tänzer« sprechen dagegen zwei unbekannte Personen des grossen Schwarms: der Eine vernimmt den nahenden Lärm der ihre Systeme vervollständigenden Philosophen, und der Andere heisst ihn dadurch sich nicht im Tanzvergnügen stören lassen (»Nur *ungestört!*«). Dann folgen die drastischen Aeusserungen des Tanzmeisters und des Fiedlers *über* den tanzenden Haufen im Sinne Ariels: »Viele *Fratzen* lockt mein Sang«. — Habe ich das Intermezzo als Parodie des Wranitzkyschen Oberon bezeichnet, so ist dies freilich nicht so zu verstehen, als solle dies Stück persiflirt werden, sondern so, dass dies Stück das Motiv zur parodistischen Behandlung eines andern Gegenstandes hergegeben habe. In der ersten Strophe des Intermezzo wird direct an das Weimarische Theater und an das genannte Stück

angeknüpft. Was der Dichter gibt, ist nicht eine Nach- oder Fortbildung, sondern ein satirisches und possenhaftes Gegenstück, wie O. Marbach es in seinem Kommentar (S. 259.) benennt: »ein *Surrogat* dramatischer Darstellung«.

Nur kurz berühre ich die formellen Gründe, welche zu der Düntzerschen Lesart »Fidèler« geführt haben (ich glaube, mit vorstehendem Accent hätte auch Goethe, gleich Jakob Grimm, das Wort geschrieben). Der Gründe sind wesentlich zwei. Erstens: »ein neuhochdeutsches Fiedeler sei gar nicht nachzuweisen«; dass diese Annahme irrig, zeigt mein obiges Beispiel aus J. Möser mit der Form genau wie in der strittigen Stelle: *Fideler,* noch 1820 in der Ausgabe der Phantasien bei Nicolai, während Abeken (bei Reimer 1842) *Fiedler* hineincorrigirt. Ist das organische e der zweiten Silbe auch heute eliminirt, so war der Prozess zu Goethe's Zeit noch nicht beendigt und daher enthält das Auftreten der dreisilbigen Form bei ihm im Jahre 1828 nichts befremdendes. (Wahrscheinlich fällt aber die Abfassung schon in das Jahr 1797. Das genaue Datum der Entstehung von Oberons und Titania's goldner Hochzeit ist der 4. und 5. Juni dieses Jahres.) Sanders gibt in seinem Wörterbuch die Form als: *Fied(e)ler*, also dreisilbig an, die zweite Silbe als nur unterdrückt, sprachlich jedoch vorhanden. Man kann daher immer zu ihr greifen. Goethe selbst schrieb: *Fidel,* nicht Fiedel; dies ergibt seine Handschrift des Briefes an Reichardt vom 25. October 1790 mit den Worten: »Die *Fideley* zum Tanze«. Wie nah liegt da die Form: *Fideler!*

Der zweite äussere Grund wird in der Abweichung dieser Schreibung von der Form der Augsburger Druckerei: Fiedel, Fiedler gefunden. Freilich druckt die Ausgabe von 1828. wo wir zuerst die Ueberschrift »Fideler« finden, sonst nur: Fiedler, fiedeln, Fiedel. Es wurde vergessen, das Wort in seiner geschrieben an die Druckerei gelangten Form dem Uebrigen nachträglich zu akkomodiren. Dies oder mit Schröer einen Druckfehler im Zweifel anzunehmen, erscheint weniger gewagt, als hier, wo es sich darum handelt, zwischen zwei Bedeutungen zu wählen, statt des Bekannten das Unbekannte zu vermuthen und im Wege der Conjektur ein *ἅπαξ εἰρημένον* zu schaffen. Denn der Gebrauch des Hybriden-Worts »fidèl« ist Goethe sonst weder in den Werken, noch in den Briefen, noch in mündlicher Rede nachzuweisen. Soll das Wort ihm hier zugeschrieben werden, so muss es in seiner Form mindestens zweifellos sein und dem Sprachgebrauch entsprechen, dagegen ist die Conjektur nach allen Regeln methodischer

Auslegung hinfällig, sobald Raum für eine andre Bedeutung bleibt.

Wenn mein Herr Gegner mir den Beweis darüber zuschiebt »dass die fragliche Strophe auf einen im fidèlen Zustand befindlichen Zuschauer *nicht* passe«, so ist ein solcher Beweis sehr leicht. Nicht, wie derselbe ferner behauptet, »giebt sich der Sprechende durch die burschikosen Ausdrücke, zu welchen er in seinem behaglichen Spotte greift, als Fidèler zu erkennen«. Vielmehr zeigt die nüchterne und verstandesmässige Reflexion über die Umgebung den Sprechenden eben als *nicht* fidèl im studentischen Sinne. Die Qualifikation jener Umgebung als »Lumpenpack« und »Bestien« drückt nicht behaglichen Spott, sondern bitterste Verachtung aus und wäre im Munde eines mit der Rolle eines *lustigen Bruders* Betrauten schlechthin unmöglich. Ein solcher würde sich hingebend äussern und die ganze Welt, selbst Lumpen und Bestien, umarmen wollen. In der Hingabe an Andre in besonders erregten Momenten besteht grade Fidelität. Ich weiss weder, wie Spott für eine solche Stimmung passen, noch wie der Ausdruck der Strophe burschikos sein soll. Wahre Fidelität, edle Heiterkeit bleiben jenen Zauberhöhen ewig fern, banale Lustigkeit und toller Galgenhumor sind dagegen Attribute aller dort Heimischen, eignen sich daher nicht zur Rolle eines Einzelnen.

Endlich liefe der Gebrauch des Worts an dieser Stelle nicht nur dem Goetheschen, sondern überhaupt dem Sprachgebrauch zuwider. Der Dichter benennt seine Personen nach ihren *Eigenschaften* wohl als: *die* Unbehülflichen, *die* Gewandten, *die* Massiven, aber nicht: Unbehülflich*er* u. s. w. So wäre auch hier: Lustiger ganz undeutsch. Soll dagegen ein *Zustand* ausgedrückt werden, so kann der Artikel wegbleiben: die Ueberschriften: Kranker, Verwundeter, wären zulässig. So nennt auch Goethe im zweiten Theile des Faust eine Person schlechthin: Trunkener. Beide Fälle sind ganz verschieden. Man kann sagen: ich bin heute einem Trunkenen begegnet, auf der Strasse waren viele Betrunkene, nicht aber: ich bin heute einem Fidèlen begegnet, auf der Strasse waren viele Fidèle. Der Ausdruck verlangt durchaus eine Vermittlung, ein Substantiv, man kennt nur Leute, die fidèl sind. Streng genommen setzt die fidelitas, nach ihrer ursprünglichen Bedeutung, Gegenseitigkeit, daher eine Mehrheit voraus, Genossen, fratres fideles. So ein einzelner Fidèler spielte eine traurige Figur. Nicht Goethe's feinem Sprachsinn ist ein Missbrauch des Worts in seiner Blocksbergdichtung, viel eher Taylors Sprachgefühl im Deutschen ein Irrthum zuzu-

trauen. Auf Taylor kann ein Deutscher sich nicht verweisen lassen.

G. v. Loeper.

---

4. *Zum Faust.* Scherer hat in der Schrift »Aus Goethe's Frühzeit« (S. 150) Shakespearesche Motive im Faust nachgewiesen: Hexen, Geister, Schauspiel im Schauspiel. Auch die Analogie von Ophelia und Gretchen hat er von Neuem betont. Ich glaube in Bezug auf Gretchen eine weitere Analogie constatiren zu können, die, so viel ich sehe, noch nicht anderweitig bemerkt worden ist: Gretchen verhält sich zur Marthe, genau wie Julia zur Amme. Und zwar denke ich dabei weniger an äussere Uebereinstimmungen, als an die Stellung, welche die Figuren in der Oekonomie des Dramas einnehmen: die Gestalt der Marthe leistet dem Dichter dieselben Dienste wie jene der Amme, durch ihre Einwirkung erst, durch die Einwirkung, welche Marthe auf Gretchen, welche die Amme auf Julia genommen, wird es begreiflich, dass Gretchen und Julia in so rückhaltsloser Schnelle den Geliebten sich hingeben. »Das ist ein Weib wie auserlesen zum Kuppler- und Zigeunerwesen!« — das Wort Mephisto's passt auf beide Gestalten; beide haben stärkern Einfluss auf ihre Schützlinge, als die eigene Mutter, welche mehr in den Hintergrund gedrängt und unter Beihilfe jener betrogen wird: »die Mutter sieht's wohl nicht, man macht ihr auch was vor«, auch dieser Vers würde auf die Amme passen. Aeussere Uebereinstimmungen, wie gesagt, möchte ich nicht aufweisen, obgleich sich wohl einiges ausfindig machen liese: die Amme ist so durchaus und specifisch Shakespearisch, dass von einer Nachahmung der Gestalt als solcher nicht wohl die Rede sein kann.

Scherer (a. a. O. S. 86) meint Stücke des vermutheten Prosa-Faust in der Katechisations-Scene zu erkennen, in den Zeilen »Der Allumfasser, Der Allerhalter« u. s. w. Dazu stimmt, dass die Verse:

Schau ich nicht Aug' in Auge dir,
Und drängt nicht alles
Nach Haupt und Herzen dir,
Und webt in ewigem Geheimniss
Unsichtbar sichtbar neben dir?

so wie sie jetzt vorliegen, durch das dreimal kurz hinter einander den Vers beschliessende »dir« etwas nicht nur auf-

fallendes, sondern unbedingt unschönes haben. Lässt sich bei Goethe auch in anderen Fällen, dort, wo er von vornherein in Versen dichtete, ein Gleiches oder Aehnliches nachweisen? Ich glaube nicht, und möchte also vermuthen, dass nur durch das nachträgliche Umschreiben der ursprünglich prosaischen Zeilen diese unleidlichen Versschlüsse entstanden sind.' Scherer hat die Zeilen a. a. O. im andern Sinne deuten wollen, schliesst sich aber jetzt meiner Erklärung an.

OTTO BRAHM.

5 *Zum »Jahrmarktsfest zu Plundersweilern«.* Scherer lässt (aus Goethe's Frühzeit, S. 28 f.) den Besenbinder ungedeutet; Wilmanns denkt an Herder; wir müssen einen Schwaben dahinter suchen, denn das Besenbinden gilt im vorigen Jahrhundert, wie das Schneckenklauben als charakteristisch für das »Schwabaland«:

»Im Sommer Schnecken klaube, im Winter Besen binden.
Nein Baur! Dass ist zu hart ich kan mich drein nicht finden«,

heisst es in »Der Wienerische Hannsswurst oder lustige Reysebeschreibung aus Salzburg in verschiedene Länder. Herausgegeben von Prehauser. Pintzkerthal« (o. J.). S. 43 und folg. wird erzählt, wie Hannswurst nach Schwaben kommt, sich bei einem Bauern verdingt und da er einmal die Schnecken selber verzehrt, von seinem Herrn angeschrieen wird: »Du solst mir vor das Schnecken-Klaube die Bese z'samm binden, da müst ich erst wieder recht sitzen und Schwitzen, 25000 Bese zu binden in einem Tag, dass war ein unerträgliche Plag, die dicke Widn haben mir die Händ alle zerschnitten, Nein! Nein! das gieng nicht an, ich brächt mit der Zeit aus Schwabaland kein Händ mehr davon, hab also das völlige Ober-Land verlassen, begab mich wieder auff ein andere Strassen . . .« Schubarts »Deutsche Chronik« erschien erst seit 1774.

R. M. WERNER.

6. *Zur Aufführung des zweiten Theils von Faust.* Die Versuche, den zweiten Theil des Faust für die Bühne zu gewinnen, haben sich in neuester Zeit wiederholt. Nachdem in Weimar die Bearbeitung von O. Devrient seit mehreren Jahren eine wohlverdiente Anerkennung errungen, die im Sommer des laufenden Jahres 1880 in Berlin die lebhafteste Zustimmung gefunden, hat man in Dresden im September sich

veranlasst gesehen, auf die alte, schon vor mehr als 30 Jahren in Hamburg versuchte Bearbeitung des Herrn Wollheim da Fonseca zurückzukommen, und dieselbe mit einigen Aenderungen des Regisseurs Marks auf die Bühne zu bringen.

Wir wissen aus Eckermanns Gesprächen mit Goethe, dass der Dichter sich lebhaft mit dem Gedanken beschäftigte, den ganzen Faust auf die Bühne gebracht zu sehen. »Es ist alles sinnlich«, sagte er, »und wird, auf dem Theater gedacht, jedem gut in die Augen fallen. Und mehr habe ich nicht gewollt. Wenn es nur so ist, dass die Menge der Zuschauer Freude an der Erscheinung hat; dem Eingeweihten wird zugleich der höhere Sinn nicht entgehen, wie es ja auch bei der Zauberflöte und andern Dingen der Fall ist«.

Wiederholt kommt die Unterhaltung auf den zweiten Theil des Faust zurück, und Eckermann fand sich zu verschiedenen Malen angeregt und selbst vom Dichter aufgefordert, über Einzelnes was ihm nicht sofort klar geworden war, selbständig nachzudenken und Erklärung zu versuchen. Eine derartige Betrachtung theilt er mit in Betreff der »Mütter«. Es ist nun nicht wohl erklärlich warum er einen andern Punkt, der ihn lebhaft zu jener Zeit beschäftigte, nicht auch in sein Tagebuch mit aufgenommen hat. Es betrifft den schroffen, gänzlich unvermittelten Sprung, der sich zwischen der ersten und der zweiten Scene des ersten Akts zweiten Theils befindet. In der ersten Scene, Fausts Schlaf, bewacht von den Elfen: dann sein Monolog mit Reflexionen über das Leben. Loeper bezeichnet diesen »Prolog« als entbehrlich. Das ist er jedoch für den Zweck einer theatralischen Aufführung durchaus nicht: er macht im Gegentheil die grösste Wirkung und bietet dem Komponisten den reichsten Stoff zur Entfaltung seiner Kunst. Unmittelbar darauf aber finden wir uns an den Hof des Kaisers versetzt, ohne zu wissen, weshalb und wie Faust dorthin gerathen ist.

Diese Lücke gab Eckermann viel zu bedenken, der sich 1830 und 31 mit einer Einrichtung des ersten Aktes für die Bühne beschäftigte, zu derselben Zeit da Goethe selbst noch an der Beendigung des 4. und 5. Aktes arbeitete. Er entschloss sich endlich kurzweg, eine Zwischen-Scene zu dichten, welche den Uebergang an den Hof motiviren sollte. Nach der Beendigung des Monologs:

»Ihm sinne nach, und du begreifst genauer:
Am farb'gen Abglanz haben wir das Leben«

entfernt Faust sich nicht, sondern Mephisto tritt zu ihm, umherspürend:

Was wäre nun des strengen Herrn Belieben?

Faust.

Du hast dich lang umhergetrieben.

Mephisto.

Die holde Nacht, die einzge Zeit zu Thaten,
Die schwache Sterbliche im Schlaf verlieren,
Sie ist auch diesmal mir gerathen,
Um dies und jenes zu vollführen.
Ich habe fern bis an des Meeres Wogen
Und hin und her das weite Land durchzogen;
Da gab es denn in mancherlei Bezirken
Hier dies, dort jenes zu bewirken:
Zu bessrem Aufschwung edler Seelen.
Soll ich dir etwa dies und das erzählen?

Faust.

Verschone mich, ich mag davon nichts hören!
Ich hasse dich und dein Begehren;
Ich kenne ganz die Richtung deiner Macht.
Gewiss! wie du seit vielen tausend Jahren
Mit dem Geschick der Sterblichen verfahren,
So triebst du es auch diese Nacht.
Ward irgendwo ein junges Weib verführt,
Ein Jüngling um sein bessres Selbst betrogen,
Des Aufruhrs Flamme tückisch angeschürt,
Und Stadt und Schloss ein Raub der Feuerwogen;
Floss irgendwo in mitternächt'ger Stunde
Ein edles Blut aus falschen Dolches Wunde,
So kann man, ohne mehr zu wissen,
Getrosst auf dich und deine Thaten schliessen.

Mephisto.

Du warst indess, wie ich vernommen,
Umgeben von der Schaar der Frommen.
Sie waren hübsch, man muss gestehn,
Besonders wie sie sich im Tanze drehn.

Sie schienen ganz nach deiner Laune;
Es waren Blonde, waren Braune,
Und alle liebevoll um dich bemüht.
Auf blum'gem Rasen war dir weich gebettet,
Mit Blumen warst du angekettet,
Ach! und sie sangen welch' erbaulich Lied!
Du warst wohl ganz im süssen Traum verloren,
Du weisst wohl kaum wie dir gescheh'n?
Du hast wohl nichts von alle dem geseh'n?
Allein gesteh: du bist wie neu geboren!
Du fühlest neues Leben, neue Stärke!

Faust.

Ich fühle Kraft zu jedem guten Werke. —
Sei das Vergang'ne hinter mir gethan!
Was ich erduldet sei vergessen,
Verschmerzet jedes Glück das ich besessen,
Betret' ich nun die neue höh're Bahn.

Mephisto.

Ich denke gern vergangner Zeit;
Ich kenn ein Lied und werd' es treu erfüllen:
»Lass in den Tiefen der Sinnlichkeit
Uns glühende Leidenschaften stillen!«
Nicht wahr? es ging in diesem Ton.
Sei ohne Furcht, ich werd' es nie vergessen,
Dein ganzes Glück, so wie du es besessen,
Es blüht noch irgendwo, wir finden's schon.

Faust.

Scheinst du doch blos zur Qual mir beigegeben!
Mein bess'res Selbst, mein höh'res Streben
Wird nie von dir begriffen und gefasst,
Ich hab' erprobt, was du gewähret; —
Doch durch Vergangnes längst belehret,
Ist deine Leitung mir fortan verhasst.
Zu Hexenküchen, wüsten Brocken-Scenen,
Zu Trinkgelagen, junger Mädchen Brust
Und dunkler Sinne ähnlich wildem Wust
Werd' ich hinfort mich nicht bequemen.

Mephisto.

Da hältst du wohl dein Leben für verloren?
Wie schade, dass du nicht zum Thron geboren.

Faust.

Wenn auch nicht das, doch will ich dir gestehn,
Dass ich was Aehnliches im Sinne trage.
Die Thaten, die vom Throne aus geschehn,
Sie sind im Volk nur eine dunkle Sage,
Der Glocke ähnlich die man hört,
Vom inn'ren Trieb und Wirken unbelehrt.

Mephisto.

So geht dein Trachten nach der Kön'ge Tischen,
Ganz nah zu sehn, wie sich die Karten mischen.

Faust.

Ein müssig Zusehn wird mir nie genügen.
Mitwirkend mich den Ersten anzufügen
Das wäre so nach meinem Plan;
Es knüpften wohl sich grosse Folgen dran.
Doch, was ich denke wie dies kann geschehn,
Wohin zunächst beschlossen ist zu gehn,
Verberg' ich noch in meiner Seele;
Komm, und vollbringe was ich dir befehle.
(ab.)

Mephisto.

Als wüsst' ich nicht, was er im Schilde hat!
Er fühlt sich wundergross und wunderweise;
Auf gradem Weg geht's nach der Kaiserstadt!
Ich wünsch' ihm Glück zu dieser neuen Reise.
(ab.)

Verwandlung.

Kaiserliche Pfalz u. s. w.

Mit diesem Dialog, nach der weitern Einrichtung von Eckermann, und mit Musik von Eberwein, ward der erste

Akt am 24. Juni 1856 in Weimar aufgeführt, im Laufe eines Jahres unter allseitiger lebendiger Theilnahme mehrfach wiederholt, bei der diesjährigen Aufführung aber leider nicht beachtet.

C. v. Beaulieu-Marconnay.

Zusätze und Berichtigungen zum I. Band.

S. 119. ff. Ein Alexandriner in Tasso II., 3: Rückhalten durft' ich nicht, | Antonio doch gewiss.

S. 258. Mit »B. J. Schüz« ist vielleicht der B(ade)-I(nspektor) Schütz in Berka an der Ilm gemeint. Heinrich Friedrich Schütz war ausserdem Organist und Mädchenlehrer und starb am 6. Nov. 1829, 50 Jahr alt. W. von Biedermann verweist in der Hempelschen Goethe-Ausgabe XXVII, 483. über ihn auf Riemer I. 266 ff., Genast I., Cap. 10, und das Weimarer Sonntags-Blatt II, 226. Man vergl. auch noch R. Springer, Die klassischen Stätten von Jena und Ilmenau, S. 52. R. K.

S. 283. Von Goethe's Neigung zu Minchen Münchhausen gibt das an sie gerichtete Gedicht: »Der zierlichsten Undine« (Hempel II. 434.) vom J. 1817 Zeugniss.

S. 287. Das Gedicht, dessen Verbreitung dem Kanzler Müller nachgesehen wird, »da es mir ja zu Ehre und Freude gereicht, wenn jene dort symbolisch angedeutete folgenrechten Zustände, von denkenden Männern gebilligt werden« ist das Logengedicht, 1830: »Fünfzig Jahre sind vorüber« (Hempel III. 361.), welches wohl durch Kanzler Müllers Veranstaltung 1831 schon in zwei Taschenbüchern weiter verbreitet wurde; dann sind die symbolisch-angedeuteten Zustände eben die Freimaurerei.

S. 321. Z. 12 ist 1798 st. 1797 zu lesen. [Der Brief also S. 322 nach den des Buchhändlers Unger zu setzen]; Goethe's Aufenthalt in Zürich fiel bekanntlich 1797.

S. 371. Z. 1 ff. Die Strophe ist dem Gedichte »Der Kölner Mummenschanz« (Hempel II. 275.) entnommen.

S. 371. Z. 25. Durch das Protokoll der physikalischen Gesellschaft in Zürich ist ein authentisches Datum (26. Juni 1775) über das Ende und dadurch überhaupt über die Dauer von Goethe's erster Alpenreise gegeben.

S. 382. Z. 12 v. u. ff. Die in dem Gedichte »Maskenzüge« (Hempel II. 435) Angesungene spielte in dem Festspiel von 1818 den Tag; die Pointe des Gedichts ist daher der Schluss: »Holder Tag im hohen Saale«.

S. 383. Z. 2 v. u. »Einer viel früheren Periode« ist nicht richtig; die Ortsangabe »Mannheim« verweist klar auf die letzten Tage Septembers 1815, welche Goethe mit seinem Grossherzoge, und der Frau von Heygendorf nebst Schwester dort von Heidelberg aus zubrachte.

S. 385. M. Koch (in der Besprechung des G. J. in der Allg. Z.) protestirt gegen die Veränderung »licht« für »leicht«. Absichtlich sei der leichte, d. h. das Herz erleichternde, leicht machende Tag vom Dichter der schweren, d. h. auf dem beklemmten Herzen schwer lastenden Dämmerung gegenübergestellt.

S. 408. Die Stelle »Mich dünkt« (20. März 1783) steht schon, mit geringen Abweichungen in: Aus Herders Nachlass I., 72 fg.

S. 417. Muss ein Brief Goethe's an Lili, 1801 März 30., aus dem Dürkheim'schen Buche, vgl. I., S. 444, nachgetragen werden.

S. 429. Der Brief an Göttling 17. Sept. 1831 ist, freilich mit einzelnen Auslassungen, in der Berliner Sammlung der Goethebriefe III., S. 1567 abgedruckt.

S. 445. Das Urtheil über das Schwarz'sche Buch ist zu berichtigen: das biographische Material über Lila (Frl. v. Ziegler) ist ziemlich reichhaltig.

S. 360 ff. Ueber die Familien Stock und Moritz und ihre Beziehungen zur Familie Goethe vgl. Briefw. zw. Goethe u. Marianne von Willemer und die B. z. Allg. Z. 1878 Nr. 74.

S. 363. *Das Sonntagskind — Fritz Jacobi* bezieht sich vermuthlich auf das Singspiel »das neue Sonntagskind«. F. H. Jacobi hielt sich im Sommer 1805 auf der Reise von Eutin nach München eine Zeit lang in Frankfurt auf.

S. 366. Die *»Rössergerc«*, scherzhafter Ausdruck für irgend eine Münzgattung. In Frankfurt cursirten, so viel ich weiss, keine Münzen, auf denen, wie z. B. auf den Braunschweigischen, ein Ross abgebildet gewesen wäre.

W. CREIZENACH.

2. Chronik.

Im Bonner Bildungsverein wurde der interessante Versuch gemacht, in einem zum Besten der Volksbibliothek veranstalteten Cyklus von Vorträgen Goethe zum Mittelpunkt derselben zu machen. Uebernommen wurden folgende Vorträge: Prof. Arnold Schäfer über Goethe's Stellung zur deutschen Nation; Privatdocent Dr. Lipps über Goethe's Eigenart im Dichten und Denken; Sr. Magnificenz Prof. von Hanstein über Goethe als Naturforscher; Stadtbaumeister von Noël über Goethe's Verhalten zur Baukunst, besonders zur deutschen Baukunst; Musikdirector von Wasielewski über Goethe's Verhalten zur Musik, besonders über das Musikalische in seinen Liedern (mit nachfolgendem Solo- und Quartett-Gesang zur Erläuterung); Prof. Meyer über Goethe's Ansicht vom Menschenleben und Lebensglück.

Der erste dieser Vorträge wurde am 29. Jan. 1880 gehalten, der letzte 5. März; an Stelle Hansteins sprach Prof. Jürgen Bona Meyer über Goethe's Naturliebe und Naturansicht im Verhältnisse zur Naturphilosophie seiner Zeit.

Am 2. März starb in Bremen *Joh. Wilh. Schäfer.* Er war am 17. Sept. 1809 in Seehausen bei Bremen geboren, besuchte die Schule in Bremen, wohin sein Vater 1823 berufen wurde und bezog 1827—31 die Universität Leipzig, auf der er, nachdem er die Theologie aufgegeben, philologische und historische Studien, besonders unter Gottfr. Hermanns, W. Wachsmuths und Hasse's Leitung betrieb. Erst auf der Universität wurde er mit Goethe's Schriften bekannt; durch die Lektüre von »Dichtung und Wahrheit« wurde ihm, wie er selbst berichtet,

»nicht Goethe allein, die ganze Literatur des Jahrhunderts ward mir auf einmal klar. Dies Werk hat mich zum Literaturhistoriker gemacht«. Bedeutenden Eindruck machten auf ihn Werther, Wilhelm Meisters Lehrjahre, die dramatischen Werke, namentlich Faust, dessen erster Aufführung er am 25. Aug. 1829 beiwohnte: er bildete mit wenigen seiner Genossen eine kleine Gemeinde, stets bereit den von ihm Verehrten gegen die grosse Menge seiner Angreifer und Ankläger in Schutz zu nehmen; er wünschte sehnlichst, eine Wallfahrt nach Weimar, wohin ihn sein Gönner Amad. Wendt, der Herausgeber des Musen-Almanachs für das Jahr 1831, in welchen Goethe einige Beiträge geschickt hatte (Hirzel, Verzeichniss S. 100), empfehlen wollte, zu unternehmen, musste aber aus Scheu vor den Reisekosten, diesen Lieblingsplan aufgeben. Im Jahr 1831 wurde Schäfer Lehrer in Bremen und hat seit 1835 an der Handelsschule in Bremen 41 Jahre gewirkt. Schäfer war literarisch eifrig thätig. Er schrieb eine grosse Anzahl von Gedichten, die meist ungedruckt geblieben sind, eine Reihe Schulschriften, besonders aber literar-historische Arbeiten. Unter diesen sind die bekanntesten der »Grundriss der Geschichte der deutschen Literatur«, dessen erste Auflage 1836, dessen zwölfte 1876 erschienen sind und »Leben Goethe's«, das in 3. Aufl. 1877, 2 Bände, vorliegt, letzteres ein sehr fleissig und umsichtig gearbeitetes Werk, das mit redlichem Bemühen seine Aufgabe zu bewältigen sucht und in den späteren Auflagen mit sorgfältiger Treue die reich angewachsene Literatur zu benutzen und zu verwerthen strebt. Daneben veröffentlichte er Schulausgaben von Classikern mit Einleitungen und Anmerkungen, u. a., auch einige Dramen Goethe's und eine Auswahl aus seiner Prosa. Im Jahr 1876 wurde er in den Ruhestand versetzt; 5. Dez. 1879 feierte er sein 50jähriges Doctorjubiläum und mit Recht konnte die Leipziger Fakultät in dem erneuerten Diplom, das sie ihm zuschickte, bemerken: qui non solum in erudiendis scholae commercialis Bremensis discipulis per longem annorum seriem diligentissime et integerrime versatus est sed etiam libris de litterarum germanicarum historia deque Goethii summi poetae vita editis praeclare de litteris meruit.[1]

Ich hatte mich auch an den Verstorbenen gewendet, ihn zur Mitarbeiterschaft am Jahrbuch aufgefordert und erhielt

---

[1] Meist nach einem Artikel der Weser-Zeitung, April 1880; ein anderer Nekrolog von Brenning mit Bild Illustr. Ztg. 17. April, Bd. 74, Nr. 1920.

von ihm (11. Sept. 1879) folgende Zeilen: »Bei der Rückkehr von einer Sommerreise finde ich Ihre freundliche Zuschrift vor, welche mir Ihre Unternehmung eines Goethe-Jahrbuchs meldet, der ich nur meinen vollen Beifall schenken kann; ein solches Buch fehlte unserer Literatur. In jüngeren Jahren wäre ich ein fleissiger Mitarbeiter gewesen. Was jetzt die Kräfte der vorgerückten Jahre erlauben, wage ich nicht zu bestimmen. Zur Förderung des Buches trage ich gern, wo sich eine Gelegenheit bietet, bei«. Es ist ihm leider nicht mehr vergönnt gewesen an dem gemeinsamen Werke mitzuarbeiten; er hat das Erscheinen des ersten Bandes nicht mehr erlebt.

Edward Dowden, Professor der englischen Literatur an der Universität Dublin, der in der Academy vom 30. Oct. 1880 dem ersten Band des Goethe-Jahrbuchs eine sehr anerkennende Besprechung gewidmet, hat vom 10. April bis 15. Mai im Trinity-College in Dublin 6 Vorlesungen über Goethe gehalten, deren Titel folgendermassen lauten: Goethe and his time; the early works of Goethe: Goethe and Frau von Stein: Goethe in Italy; Goethe and Schiller; Wilhelm Meister, Faust. Der Autor, der auch in Deutschland durch sein Buch über Shakespeare (in der Uebersetzung von W. Wagner) verdientermassen bekannt ist, beabsichtigt in der nächsten Zeit ein ähnliches Buch über Goethe zu veröffentlichen, dem man mit freudiger Erwartung entgegensehen darf.

Am 2. Juli 1880 fand unter Assistenz vieler durch ihre Leistungen auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft hervorragender Männer die Enthüllung des von dem Bildhauer Fritz Schaper vollendeten Goethedenkmals statt.

Einige Worte über die Geschichte des Denkmals mögen der Schilderung der Festlichkeit vorangehn. Im Jahre 1859, nachdem von dem Comité zur Säcularfeier von Schillers Geburtstage die Errichtung eines Schillerdenkmals vor dem königlichen Schauspielhause in Berlin angeregt worden war, erschien eine kleine Schrift: »Vorschlag zur Errichtung einer Reihe von Denkmälern berühmter deutscher Männer unter den Linden in Berlin«. Berlin, E. H. Schroeder 1859, 8 S. 8°., verfasst von H. Kaiser, welche den Vorschlag machte, unabhängig von dem projectirten Schillerdenkmal, Colossal-Büsten von Goethe, Schiller, Lessing, A. v. Humboldt in der Strasse »Unter den

Linden« aufzustellen, die für dieselben nöthigen Kosten durch eine alljährliche Sammlung aufzubringen und die Namen der späterhin noch durch ein Denkmal zu Ehrenden durch die Akademie der Wissenschaften festsetzen zu lassen.

Der so formulirte Gedanke fand von manchen Seiten Zustimmung wurde aber nicht ausgeführt. Wohl ward jedoch bei Vielen die Ansicht rege, dass eine Stadt, der ein Schiller-Standbild gesichert sei, eines Goethe-Denkmals füglich nicht entbehren könne; F. A. Märcker war der Erste, der diesem Gedanken Leben zu geben wusste und, seiner Anregung ist es zu danken, dass 64 den verschiedensten Ständen und Berufsarten angehörige Männer: Kaufleute, Industrielle, Maler, Architekten, Musiker, Schulmänner, Universitätsprofessoren und höhere Beamte zusammentraten, sich (27. Januar 1860) an den damaligen Prinzregenten mit dem Gesuche wandten, die Errichtung eines gesonderten Denkmals Goethe's neben dem Schillers auf dem Gensdarmen-Markte zu gestatten, den Unterzeichneten die Erlaubniss zu gewähren sich als Comité zu konstituiren und »im erspriesslichen Einvernehmen mit dem zur Ausführung des Schiller-Denkmals niedergesetzten Comité«, für die Erfüllung ihres Planes zu arbeiten. Die erbetene Erlaubniss wurde ertheilt (Schreiben des Cultusministers v. Bethmann-Hollweg, 27. Febr. 1860); das Comité trat zusammen (10. Mai 1860), Vorsitzender wurde Jakob Grimm, und erliess, nachdem man die Nachricht von einem Beitrage des Prinzregenten in der Höhe von zehntausend Thalern erhalten hatte, folgenden »Aufruf zu Beiträgen für Goethe's Standbild« (10. Juli 1860), welcher Jakob Grimm zum Verfasser hatte:

»Die Feier des zehnten Novembers hat tiefen Eindruck hinterlassen. Unwillkürlich keimten Wünsche und stiegen Verlangen auf, die bald nachher sich als laute Wünsche und Verlangen kundgaben. Allen Freunden deutscher Poesie musste auf das Herz fallen, während Schillers Bildsäule mit lobenswerthem Eifer aufzurichten beschlossen wurde, Goethe, dessen Andenken in den ringenden Wirren des Jahres neun und vierzig nur matt und trüb leuchtete, vorbeigegangen zu sehn.

Es wäre ungeschickt und ungerecht, da, wo uns anliegt unsere beiden grössten Dichter zu ehren, sie sich gegenüber zu stellen und abzuwägen, ob und wo der eine den andern, um Armlänge oder Handbreite, überrage. Im Leben haben sie zusammen gestanden, sich einander erhöhend, ergänzend, erfüllend, beide die göttliche Gabe vor der Welt entfaltet, die ihnen innewohnte. Nur das ist nicht zu verkennen, dass

wie Goethe Schillern zehn Jahre vorausging, er ihn beinahe noch dreissig Jahre lang überlebte. Gegen Schillers auf kürzere Frist gedrängte, um so gewaltigere und unaufhaltsame Laufbahn, erscheint Goethe's Einwirkung ruhiger, dauernder.

Eines grossen, der Nachwelt geheiligten Mannes Standbild soll im Angesicht der täglich vorüberwandelnden Menge da, wo sich zahllose Schritte begegnen, auf Plätzen volkreicher Städte errichtet werden. In Berlin, der Königstadt, wenn sich an ihrem weitesten öffentlichen Raume Schillers Denkmal erhebt, darf das von Goethe nicht unerhoben bleiben und die Kraft, welche jenes hervorruft, wird auch diesem nicht fehlen. Das fühlen alle, nicht nur in Preussen, in ganz Deutschland. Denn vor diesen Dichtern, die beide unserer Sprache ein fernreichendes Gebiet erobert und sie für immer vergeistigt haben, weicht aller landschaftliche Unterschied zurück. Durch sie sind wir ein vorangehendes Volk geworden. Jahrhunderte rollen dahin, wenn alles was uns jetzt drückt und hebt längst vergessen ist, werden diese Bilder stehen, unerlöschenden Glanz spreiten und, hoffen wir, auf ein glückliches Reich in alles Friedens Segen niederschauen.

Sobald die Kosten sich decken, die ein würdiges Denkmal erheischt, können Künstler auserlesen werden und zu schaffen beginnen. Des Prinz Regenten Gnade hat bereits einen ansehnlichen Beitrag verwilligt, der als Grundlage aller weiteren muss angesehen werden. Zu diesen aber darf selbst in unserer Zeit, die mehr als ein Standbild im Auge hat und damit alte Schulden abträgt, vertrauensvoll aufgefordert werden, weil wir an die Hauptschuld mahnen. Möge die erwünschte Unterstützung, wie nach langer Dürre erquickender Regen trieft, mild und freigebig zufliessen«.

(Dieses und die im Vorstehenden benutzten Dokumente sind einer Schrift entnommen u. d. T.: Vier Aktenstücke betreffend die Errichtung eines Denkmals für Goethe in Berlin nebst der Uebersicht der Ordnung des Comité nach den Beschlüssen der begründenden Versammlung vom 10. März und der Versammlung vom 28. Juli 1860. Berlin 1860. Druckerei von G. Lange, 23 S. in 8°. Erwähnung verdient ferner die Schrift: Goethe's nationale Stellung und die Errichtung seiner Statue in Berlin von Ferdinand Piper, der Theologie Dr. und Professor. Berlin E. H. Schroeder 1860, 63 S. 8°; erweiterter Abdruck eines am 15. März im wissenschaftlichen Kunstverein zu Berlin gehaltenen Vortrags.)

Die Sammlungen, zu denen auch der Berliner Magistrat einen Beitrag von zehntausend Thalern leisten zu wollen erklärte,

nahmen ihren Fortgang. Neben der Sammlung freiwilliger Beiträge mittelst Listen wurden mehrere Bühnen angegangen, Vorstellungen zum Besten des Denkmals-Fonds zu veranstalten. Die Hoftheater in Berlin, München, Karlsruhe, Weimar, sowie die Berliner Privatbühnen: Friedrich-Wilhelmstadt, Wallner-Theater, Viktoria-Theater kamen dieser Bitte bereitwilligst nach. (Reinertrag in Summa 1660 Thlr.)

Im Frühjahr 1861 wurden ferner auf Veranstaltung des Comité's im Saale der Singakademie sechs stark besuchte Vorträge gehalten:

1. Prof. Virchow, Goethe als Naturforscher, besonders als Anatom.
2. Prof. Hettner aus Dresden: Goethe's Iphigenie in ihrem Verhältnisse zur Bildungsgeschichte des Dichters.
3. Dr. B. Auerbach, Goethe und die Erzählungskunst.
4. Hofrath Schöll aus Weimar, Goethe als Staatsmann.
5. Hermann Grimm, Goethe in Italien.
6. Prof. Hotho, Goethe und Schiller als Dichter.

Der Reinertrag dieses Cyclus betrug 512 Thlr.

Endlich wurde die Goethe-Ausstellung eröffnet, deren Catalog »Verzeichniss von Goethe's Handschriften, Zeichnungen und Radirungen, Drucken seiner Werke, Compositionen und Illustrationen seiner Dichtungen, Büsten, Medaillen und Gemälden, Porträts aus seinem Freundeskreise, Andenken und Erinnerungszeichen, welche im Concertsaale des königlichen Schauspielhauses vom 19. Mai 1861 an ausgestellt sind. Mit zwei Schrifttafeln. Berlin 1861. E. H. Schröder, 73 S. 8°« [1], namentlich dessen zweite Abtheilung S. 14—40: »Handschriften von Goethe, von seiner Familie und seinen nächsten Freunden«, noch heute eine reiche Quelle der Belehrung bildet. Das Verzeichniss der 206 Handschriften nämlich — und zwar 10 Stücke aus grösseren Dichtwerken, 52 Gedichte, 22 Prosa-Aufsätze, 108 Briefsammlungen oder einzelne Briefe Goethe's von 1769 bis 10. März 1832: die übrigen 15 Nummern sind Briefe der Eltern, Schwester, Frau, des Sohnes Goethe's, ferner des Grossherzogs Karl August und der Herzogin Amalia von Weimar, der Friederike Brion, Lilli, Charlotte v. Stein, Wieland

[1] Die beiden Schrifttafeln enthalten die Gedichte: »Und wenn mich am Tag die Ferne« (Hempel III., 166) und »Wenn einst nach überstandnen Lebensmüh' und Schmerzen« (das. III., 313), also zwei Gedichte, die in Folge ihrer Entstehungszeit, 1830 und 1773, fast die literarische Wirksamkeit Goethe's begrenzen.

und Jerusalem — gibt nicht bloss Adressaten, Datum und Besitzer der einzelnen Stücke an, sondern vielfach auch den Inhalt derselben, einzelne Stellen oder die vollständigen Briefe im Wortlaut. Fragmente namentlich aus den Briefen an Sophie v. Laroche; ganze Briefe an Helene Elisabeth Jacobi 6. Febr. 1775, an Lavater 28. Nov. 1783, an Elisa v. d. Recke 8. Nov. 1811, an Gräfin Caroline v. Egloffstein 7. Dec. 1830. Auch einige Verse z. B.: »Ein Zauber wohl ziehet nach Norden« und »Ein Füllhorn von Blüten« (jetzt Hempel III. 340, 360) waren in dieser Abtheilung zum ersten Male abgedruckt worden. Der materielle Erfolg der Ausstellung war freilich sehr gering.

Jedoch, noch bevor die Sammlungen ihren Abschluss erlangt hatten, musste der ursprüngliche Plan aufgegeben werden. Der Absicht nämlich, das Goethe-Denkmal neben die Statue Schillers vor das Schauspielhaus zu setzen, widersetzte sich das Schiller-Comité, das nicht zu bewegen war, dem Grundstein von Schiller's Standbild eine andere Stelle anzuweisen. Durch diesen Widerspruch schien das ganze Unternehmen gefährdet. Da erschien eine Schrift (anonym: von Bloemer, Obertribunalsrath und Mitglied des Abgeordneten-Hauses): »Drei Dichter-Statuen in Berlin. Ein Wort zur Einigung. Als Manuscript gedruckt. Berlin 1861«, in welcher der Vorschlag gemacht und begründet wurde, dass der Grundstein für Schiller belassen, zur Seite des in der Mitte des Platzes aufzustellenden Denkmals zwei andere, Goethe und Lessing gewidmete Standbilder errichtet werden sollten. Diese Schrift hatte zwei Folgen, die eine, dass sich alsbald ein Lessing-Comité bildete, welche die für das neue Denkmal nothwendigen Kosten aufzubringen versuchen wollte, die andere, dass das Schiller-Comité die neue Wendung der Dinge begierig ergriff und die städtischen Behörden veranlasste, das Goethe-Comité zu einer Aeusserung über das neue Projekt, bez. zu einer Zustimmung zu demselben aufzufordern. Eine solche Zustimmung erfolgte denn auch in der That in einer sehr schwach besuchten (18 von 64 Mitgliedern) Generalversammlung am 16. Juli 1861 mit 10 gegen 8 Stimmen, trotzdem Jakob Grimm schon am 29. Mai, noch 11 Tage vor dem ersten Aufrufe des Lessing-Comité's in einem ausführlichen, an den Präsidenten des Abgeordnetenhauses, Simson, gerichteten Schreiben, sich gegen Bloemer's Plan erklärt und seine geistvolle und poetische Darlegung in dem Satz susammengefasst hatte: »Die vorgeschlagene Trilogie, ich gestehe es, scheint mir unfähig praktisch geltend gemacht zu werden«, trotzdem

auch die künstlerische Abtheilung des Goethe-Comité's beschlossen hatte, an dem alten Plane festzuhalten und auf den neuen nicht einzugehn. Unmittelbar nach diesem Beschlusse erfolgte die Zustimmung der städtischen Behörden zu dem Drei-Statuen-Projekte und die Gutheissung des Königs, welchem der neue Plan vorgelegt wurde. Unmittelbar nach dem Beschlusse erfolgte aber auch, zuerst in einem Schreiben an den interimistischen Vorsitzenden, sodann in einer Anzeige der Vossischen Zeitung, die Mittheilung Jakob Grimms, dass er aus »dem Comité für ein Goethe-Denkmal« getreten sei.

Diese Erklärung hatte einen Schriftenwechsel zur Folge, der wegen der Correspondenten erhalten zu werden verdient. Einer der Betheiligten F. A. Märcker hat erst neuerdings öffentlich davon gesprochen. In einem Artikel der Voss. Zeitg. 2. Juli 1880 (»Ein Brief von Jakob Grimm bei seinem Ausscheiden aus dem Goethe-Comité vom 26. Juli 1861«) erzählt er die im Vorstehenden erörterten Vorgänge und theilt zwei Sonnette mit, die er an Jakob Grimm richtete und des Letztern Antwort, die so lautet:

> »Hochgeehrter Herr Professor, gestern konnte ich vor lauter correcturen und manuscriptenrüstung nicht dazu kommen Ihnen zu danken.
>
> Die beiden übersandten gedichte sollen mich noch späterhin beschwichtigen und fühlen lassen, dass meine gesinnung und mein streben nicht von allen verkannt sind. es wird noch viel ungeduldiges wasser die Spree hinablaufen, ehe hier das land für deutsche arbeit reift, und ehe nichts anderes mehr geschieht als was ihr entspricht.
>
> Erhalten Sie dem verein Ihre rege thätigkeit, es soll mich freuen aus Ihrem munde von zeit zu zeit zu vernehmen, wie die angelegenheit steht und sich fortbewegt.
>
> Hochachtend und ergebenst Jac. Grimm.
>
> 26 juli 1861.«

So schien das Schicksal des Denkmals besiegelt. Doch die durch eine zufällige Majorität Geschlagenen gaben sich nicht besiegt. Vielmehr veröffentlichte ein Ungenannter eine Schrift: »Das Drei-Statuen-Projekt. Als Manuscript gedruckt. Berlin E. H. Schroeder 1862. 15 SS. in 8°«, in der er an die Freunde des Lessing-Denkmals die Mahnung richtete, von ihrem Plane, der die Einheit gefährdet habe, abzustehn und durch diese Entsagung die Durchführung des ursprünglichen Planes möglich zu machen, und Herman Grimm liess eine

Schrift vertheilen: »Zur Begründung des in der Sitzung des Goethe-Comité's am 7. April 1862 von Hotho, v. d. Hude und H. Grimm eingebrachten Antrags. Als Manuscript gedruckt. Berlin. Gustav Schade. 1862. 16 SS. 8°«. Der Antrag lautete: »In Anbetracht, dass durch die am 18. Juli 1861 gefassten Beschlüsse die wahren Grundlagen des Goethe-Comité's als beseitigt anzusehn wären, beschliesst das Goethe-Comité, von seinem Plane die Goethe-Statue auf dem Gensdarmenmarkte aufzustellen, abzugehn, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln dahin zu wirken, einen anderen, des Dichters würdigen Platz zu gewinnen und mit allen Kräften die Ausführung der Statue zu betreiben«. Er wurde von der Generalversammlung an den Central-Ausschuss zu vorheriger Begutachtung überwiesen. Die von diesem befragte Kunstabtheilung des Comite's erklärte sich für den Antrag[1], dem sie nach dem Worte »Beschlüsse« den Zusatz beifügte: »das Gelingen der künstlerischen Wirkung des Goethe-Denkmals unmöglich gemacht zu werden scheint und somit« und beantragte, als Platz für das Goethe-Denkmal die Mitte des Opernplatzes, zwischen dem Opernhause und der Bibliothek und als Platz für ein Lessing-Denkmal den Platz vor der Universität, innerhalb der beiden Flügel derselben vorzuschlagen. Diese Anträge wurden von der am 23. April 1862 stattgehabten Generalversammlung, die zunächst den Prof. Hotho an Stelle des ausgeschiedenen Jakob Grimm zum Vorsitzenden wählte, angenommen.

Nun aber trat in der Geschichte des Denkmals eine etwa achtjährige Pause ein. Erst nach der Enthüllung der Schiller-Statue genehmigte der Kaiser, mittels Kabinets-Ordre vom 11. September 1870, den jetzigen Platz zur Aufstellung des Goethe-Denkmals.

Im September 1871 erliess nunmehr das Comité den Aufruf zu Concurrenz-Entwürfen. Aus dieser Concurrenz wurden im Juli 1872 vier Entwürfe mit Prämien (à 228 Thlr.) bedacht. es waren dies die Arbeiten von Schaper, Calandrelli, Donndorf (in Dresden) und Siemering.

Aus einer engern Concurrenz ging Schaper als Sieger hervor, dem nunmehr mittels Vertrages vom 23. März 1874

[1] Die Berathungen und Beschlüsse sind nebst einem Vorwort, einer geschichtlichen Darstellung und 11 aktenmässigen Beilagen (Briefe, Gutachten von Bildhauern, Architekten, Kunstkennern) mitgetheilt in der Schrift (von F. A. Märcker): »Gutachten der Kunstabtheilung des Goethe-Comité über die Aufstellung der drei Standbilder von Schiller, Goethe und Lessing auf dem Gensdarmenmarkte in Berlin. Nebst Beilagen. Berlin 1862. E. H. Schroeder. 28 SS. 8°«.

die Ausführung des Denkmals für die runde Summe von 90,000 Mark übertragen werden konnte.

Obwol dem Comité inzwischen auch ein Zinsgenuss von ca. 4700 Thlr. zugeflossen war und somit die Gesammt-Einnahme die Summe von 90,000 Mark erreicht hatte, so ergab sich doch, dass die Gesammtkosten für das Denkmal durch die nöthigen Aufwendungen für Fundamentirung, Gitter, Aufstellung, Enthüllung und eine ganze Reihe kleiner Unkosten aller Art den Voranschlag weit überschritten und auf circa 120,000 Mark gestiegen waren. Es stellte sich nach der Enthüllung ein Defizit von ca. 28,000 Mark heraus, welche Summe indessen innerhalb weniger Wochen durch die erfreuliche, dankbar anzuerkennende Betheiligung der Berliner Bürger zusammengebracht wurde.

So konnte endlich am 2. Juni 1880 die Enthüllung stattfinden. Die bei derselben gehaltene Rede des Geh. Raths v. Loeper lautete folgendermasen:

»Verehrte Anwesende!

Unsere Schwesterstadt Wien hat bereits in diesem Frühling dem Rheinländer Beethoven und das Rheinland dem Sachsen Robert Schumann in Bonn ein Denkmal errichtet.

Sie sind eingeladen, der Enthüllung des Denkmals beizuwohnen, welches Berlin dem Frankfurter und wir können doch sagen *seinem* Goethe widmet.

Wie auf der Wiener Statue Beethovens werden Sie auf unserem Denkmal nur den Namen des Gefeierten lesen, indem nur dieser erschöpfend erschien und alle, selbst die schönsten, tiefsinnigsten, persönlich zutreffendsten Sprüche des Dichters selbst:

Denn ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heisst ein Kämpfer sein,

oder:

Pfeiler, Säulen kann man brechen,
Aber nicht ein freies Herz,

oder:

Es kann die Spur von meinen Erdentagen,
Nicht in Aeonen untergehn,

indem, sage ich, alle diese und ähnliche Sprüche alsbald das Gefühl hinterliessen, als enthielten sie nicht voll und ganz, was der Name ausdrückt.

Wenn wir nun heute, in dieser schönen Jahreszeit, hier, vor diesen Baumgruppen, in dieser gewählten Versammlung

und unter den Augen unseres allverehrten Kaisers und Königs zu der Enthüllung des Goethe-Denkmals schreiten, so geschieht es mit dem Ausdruck des aufrichtigsten Dankes an die hohen Staats- und Stadtbehörden, sowie an das Publikum, welches unser Unternehmen so reichlich unterstützt hat, zugleich mit dem Gefühl der höchsten Befriedigung, dass unsere mehr als zwanzigjährigen Bemühungen endlich ihr Ziel erreicht haben; dass der Dichter des Faust, in welchem, wie in Schiller, die Deutschen selbst im fernsten Welttheil sich als Eines empfanden und empfinden werden, hier in der neuen Hauptstadt des deutschen Reichs, wo alles Herrlichste und Höchste der Nation wenigstens im Bilde, im Symbol, vereinigt sein muss, gleich den Fürsten, Feldherren, Staatsmännern, verdienten Bürgern, deren Denkmäler unsere öffentlichen Plätze so zahlreich schmücken, aufgestellt werden soll.

Mit solcher Aufstellung lösen wir eine Aufgabe, welche uns von den edelsten Männern der Nation, einem Jakob Grimm, einem Boeckh, an der Spitze fast des ganzen geistigen Berlins der fünfziger und sechziger Jahre, als theures Vermächtniss hinterlassen worden, und zwar in den Worten, welche Jacob Grimm im Januar 1860 an des Kaisers Majestät, damaligen Prinz-Regenten richtete und welche die Allerhöchste Zustimmung fanden:

> ‚dass Berlin einen gerechten Vorwurf auf sich laden würde, wenn es nicht Goethe neben Schiller eine Statue errichtete'

und in den Worten desselben in einem öffentlichen Aufruf vom Juli 1860:

‚Eines grossen, der Nachwelt geheiligten Mannes Standbild soll im Angesicht der täglich vorüberwandelnden Menge, da, wo sich zahllose Schritte begegnen, auf Plätzen volkreicher Städte errichtet werden.

In Berlin, der Königstadt, wenn sich an ihrem weitesten öffentlichen Raume Schillers Denkmal erhebt, darf das von Goethe nicht unerhoben bleiben. Das fühlen alle, nicht nur in Preussen, in ganz Deutschland. Denn vor diesen Dichtern, die beide unserer Sprache ein fernreichendes Gebiet erobert und sie für immer vergeistigt haben, weicht aller landschaftliche Unterschied zurück. Durch sie sind wir ein vorangehendes Volk geworden. Jahrhunderte rollen dahin; wenn Alles, was uns jetzt drückt und hebt, längst vergessen ist, werden diese Bilder stehen, unerlöschenden Glanz spreiten,

und, hoffen wir, auf ein glückliches Reich in alles Friedens Segen niederschauen'.

Das waren prophetische Worte! In ihrem Sinne sind wir bisher thätig gewesen, und in ihrem Sinne bitten wir die Vertreter unserer Stadt, welche wir hier zu begrüssen die Ehre haben, nach geschehener Enthüllung dieses mit so viel Liebe und Hingabe von dem Künstler geschaffene Werk in Empfang zu nehmen, sowie die hohen Staatsbehörden, insbesondere die königliche Thiergarten-Verwaltung und die gesammte Einwohnerschaft Berlins, dem Werke Schutz zu verleihen und seine edlen Formen vor Entweihung zu bewahren. Darum bitten wir.

Es ist errichtet nicht etwa zur Erinnerung an persönliches Schalten und Walten an dieser Stätte, in dieser Stadt, welche der Fuss des Dichters nur einmal flüchtig berührt hat: sondern als Huldigung dem nationalen Genius, dessen hoher Baum, mit Jean Paul zu reden, die Wurzel tief in Deutschland treibt, den Blüthenüberhang aber ins griechische Klima senkt, es ist errichtet zu unserer eigenen Ehre, aus eigener Selbstachtung; nicht aus Dankbarkeit für dem Lande oder der Stadt in Krieg und Friede geleistete Dienste äusserer, weltlicher Art, sondern als ein Leuchtthurm des Geistes, den die Wogen der Zeit nicht zerstören werden und zu dessen stillleuchtender Flamme wir und die nach uns kommenden Geschlechter im Dunkel, im Sturm, selbst im zerbrechlichsten Nachen vertrauensvoll hinauf blicken mögen.

Und so im Namen und Auftrage des Comité's ertheile ich das Zeichen, dass die Hülle falle und übergebe dieses nun vor uns stehende Denkmal Ihnen, den Vertretern der Haupt- und Residenzstadt Berlin als dauerndes städtisches Eigenthum.«

Auf den Wink des Redners fiel die Hülle herab.

Die Antwort des Herrn Oberbürgermeisters v. Forckenbeck lautete:

»Angesichts des jetzt in seiner vollen Schönheit stehenden Denkmals spreche ich dem rastlos thätigen Comité, dem Künstler, der so Herrliches geschaffen, unsern tief empfundenen Dank aus. Unmittelbar nach wieder errungener Einigung unserer Nation, unter dem mächtigen Schutz von Kaiser und Reich, enthüllten wir mitten im Gewoge der Hauptstadt am 10. November 1871 Schillers Denkmal. Heute, an einem ruhigen, still beschaulichen Platze findet die Enthüllung des Goethe-Denkmals statt. Dank den Bestrebungen, die dahin führten,

dass Berlin jetzt die Denkmäler der beiden grössten Dichter und Denker der Nation in so herrlicher Gestaltung besitzt! Und so übernehme ich Namens der Stadt für die Stadt und zum Eigenthum der Stadt auch dieses Denkmal. Beide Denkmäler wollen wir in nie erkaltender Dankbarkeit für die idealen Güter, welche die eng verbundene Kraft beider Dichterfürsten errungen hat, in alle Zukunft mit liebevoller Sorgfalt pflegen und erhalten, kommenden Geschlechtern zur stets lebendigen Mahnung, dass das geeinigte Volk im energischen Streben und Ringen für die höchsten Güter nie erlahme und ermatte.«

Das Denkmal, aus carrarischem Marmor, ist im Thiergarten zwischen dem Brandenburger Thor und der Lennéstrasse aufgestellt und steht mitten unter schönen Baumgruppen.

Die Festlichkeiten hatten mit der Enthüllung des Denkmals noch nicht ihr Ende erreicht. Um die 6. Nachmittagsstunde fand in den Räumen des »englischen Hauses« ein Festmahl statt, an welchem etwa 100 Personen, zumeist den Gelehrten- und Künstlerkreisen der Residenz angehörend, theilnahmen. Die festliche und frohe Stimmung der Versammelten fand in Reden und Gesängen, meist Zelter'schen Compositionen Goethe'scher Lieder ihren würdigen Ausdruck. Unter den eingelaufenen und beim Festmahl verlesenen Zuschriften sei diejenige der deutschen Kaiserin erwähnt, welche lautet:

> »Dem Dichterfürsten an der in Berlin gewidmeten Stätte nicht huldigen zu können, wie dereinst in Weimar, wo sein Standbild die Blüthezeit deutscher Poesie vertritt, verhindert zu sein, dankbare Erinnerungen Meiner Kindheit mit der Anerkennung zu verbinden, welche der Entstehung und Vollendung eines nationalen Werkes entspricht; mithin Verzicht auf Meine Gegenwart bei der Enthüllung des Denkmals Goethe's leisten zu müssen, kann nur durch Gesundheits-Rücksichten geboten werden, die Ich um so mehr bedauere, als ich weiss, welches Lob dem Komitee gebührt, und welchen hohen Werth auf geistigem Gebiet diese Feier in sich trägt.
>
> Baden-Baden, den 30. Mai 1880.
>
> Augusta«.

Von den Reden, die des Hr. Geh. R. v. Loeper, welcher der vielen durch den Tod abberufenen Comité-Mitglieder, vor Allem Jakob Grimm's und Hotho's gedachte, und die des

Hrn. Prof. Herman Grimm, welcher anknüpfend an die hinter ihm postirte Rauch'sche Goethe-Büste folgendermassen sprach:

»Meine Herren, als vor nun fast fünfzig Jahren Goethe gestorben war, stand sein Bild in den Zügen Allen vor Augen, wie es Rauch, unser grosser Mitbürger, in seiner bewundrungswürdigen Büste geschaffen hatte. Goethe war der Greis, der Altvater, der in Weimar thronende »Kunstpapst«, und in dieser Gestalt hat man ihn lange erblickt. Bis dann eine Aenderung eintrat. Mehr und mehr wurde von seinen Jugendbriefen herausgegeben, die ächten Briefe Werthers erschienen. Trippels in Rom gemachte Büste des jungen Goethe wurde wieder bekannt und endlich drückte Hirzel — den wir, wenn er noch lebte, so gern hier unter uns gesehen hätten — durch seine Publikation der Werke des »Jungen Goethe« dem Bilde des »Jungen Goethe« den letzten Stempel auf. Nun hatten wir zwei Goethes nebeneinander, den jungen und den alten, gleichsam sich gegenüberstehend in unserer Phantasie: da kam Schaper und schuf in seiner Goethe-Statue das Bild Goethe's, das beide Anschauungen versöhnte, weil es beide enthielt. Schapers Goethe ist nicht der junge und nicht der alte Goethe, es ist der junge und alte zugleich, es ist nicht der Dichter des ersten Theiles des Faust, nicht der des zweiten Theiles: es ist der Dichter des ganzen Faust, es ist in einem einzigen Anblicke der, den wir meinen, wenn wir mit einem einzigen Worte »Goethe« sagen.

Meine Herren! wir haben Professor Schaper für diese Schöpfung zu danken. Er ist noch jung, sein Werk ist nicht die Blüthe langer Thätigkeit, sondern bezeichnet erst den Beginn seiner Laufbahn. Möge es ihm noch oft vergönnt sein, mit seinen künstlerischen Schöpfungen so die Dankbarkeit und den Enthusiasmus des Volkes herauszufordern wie er es mit seinem Goethe heute gethan hat. Schaper lebe hoch!«

Den Schluss der Festlichkeiten machte die Aufführung des Faust (1. Theil) im kgl. Schauspielhause, welcher ein von Hofr. Adami gedichteter Prolog voranging.

Auch von der Presse der Hauptstadt wurde der Tag begangen. Die »Nationalzeitung« widmete ihm ihr Feuilleton, dessen bei weitem grösserer Theil von einem Aufsatze Julian Schmidts angefüllt war: »Goethe in Berlin, 2. Juni 1880«, den kleinern bildete ein »Hymnus auf Goethe, zur Feier der Enthüllung seiner Statue zu Berlin, am 2. Juni 1880« von F. A. Märcker, die »Vossische Zeitung« brachte zu Ehren des Tages

H. Pröhle's Besprechung des Goethe-Jahrbuchs, Bd. I., das »Tageblatt« einen poetisch empfundenen, schön geschriebenen Leitartikel: »Vor dem Goethe-Denkmal«; die »Post« ein grosses Feuilleton Adolf Rosenberg's: »Das Goethe-Denkmal von Fritz Schaper«. Die Abendblätter der grösseren Zeitungen und die kleineren Blätter, welche am Morgen des 3. Juni erschienen, brachten fast ausnahmslos ausführliche Besprechung der Enthüllungsfeier, des Festmahls und der Fest-Vorstellung.

Drei kleine Festschriften wurden in der Nähe des Fest-Platzes von fliegenden Buchhändlern verkauft, alle drei mit sehr fragwürdigen Abbildungen des Denkmals geziert: 1. Zur Erinnerung an die Enthüllung des Goethe-Denkmals in Berlin am 2. Juni 1880, hgg. von R. Gnevkow. Druck und Verlag von Nauck und Hartmann (4 SS. fol.), (enth. Festgruss, Würdigung des Denkmals, Beschreibung des Denkmals, Biographie des Künstlers, Festprogramm); 2. Das Goethe-Denkmal im Thiergarten zu Berlin. Druck und Selbstverlag von Adolf Schulze. 16 SS. 8° (enth. auf dem Umschlag vorn: Bild Goethe's, hinten: Denkmal, dasselbe nochmals im Heft, sowie die drei Gruppen am Fusse desselben einzeln; ferner: Beschreibung des Denkmals und: Aus dem Leben Joh. Wolfg. Goethe's, mit besonderer Berücksichtigung der Jugendzeit und der Liebschaften); 3. Das Goethe-Denkmal im Thiergarten zu Berlin. Enthüllt am 2. Juni 1880. Selbstverlag von A. G. Knopf. 15 SS. 8° (enth. Programm der Enthüllungs-Feierlichkeit, Biographie des Dichters, Beschreibung des Denkmals).

Eine würdigere Festschrift ist diejenige O. Brahm's vgl. unten Bibliographie.

Am 7., 17. und 19. Juli fanden in München Muster-Vorstellungen dreier Goethe'scher Dramen, Clavigo, Tasso, Egmont, in dem durch den Direktor E. Possart eingerichteten Gesammt-Gastspiel bedeutender deutscher Bühnenkünstler statt.

Frideriken-Feier. Der auch im Goethe-Jahrb. I., 392 fg. abgedruckte Aufruf, Geldmittel zum Ankauf des Hügels in Sesenheim zusammenzubringen, auf welchem Goethe mit Friderike Brion öfters geweilt, hatte derartigen Erfolg, dass alsbald der Hügel angekauft und eine Laube errichtet werden konnte. Die feierliche Einweihung derselben und ihre Uebergabe an die Stadtgemeinde fand am 18. Juli statt. In der Laube ist eine Tafel angebracht mit der Inschrift: »1770—71.

Frideriken-Ruh. 1880«. Die Feier, an welcher namentlich auch Strassburger Professoren und Studenten theilnahmen, war eine durchaus würdige. Nachdem der akademische Gesang-Verein ein Goethe'sches Lied gesungen hatte, hielt Prof. Erich Schmidt die Festrede.

Nach der Rede erzählte Oberlehrer A. Grün die Geschichte der Laube und übergab im Namen des Comité's der Gemeinde Sesenheim das Eigenthumsrecht über die neue Schöpfung, unter der Bedingung, dass die sämmtlichen Anlagen dauernd erhalten blieben. Der Bürgermeister erklärte sich mit dieser Bedingung einverstanden, nahm die Schenkung an und ein zweiter Gesang beschloss die Feier.

Zur Erinnerung an Goethe's Besuch des Adersbacher Felsen im Jahre 1790 (3. Aug. vgl. Wenzel, Goethe in Schlesien S. 67; ferner Annalen, Hempel 27, 11) wurde am 25. Juli eine von einer Gesellschaft aus Trautenau und Marschendorf gestiftete Gedenktafel in Adersbach enthüllt.

Am 28. August wurde in Goethe's Vaterstadt Frankfurt a. M. von dem »Freien Deutschen Hochstift für Wissenschaften, Künste und allgemeine Bildung in Goethe's Vaterhause« Goethe's Geburtstag feierlich begangen.

Die Feier betand ähnlich wie die des Jahres 1879 in einer Bekränzung des Grabes der Frau Rath auf dem alten Peterskirchhof, (27. August, Abends) in einer Ausschmückung des Goethehauses, Entgegennahme von Kränzen und feierlicher Sitzung des Hochstifts (28. Aug.) und einem Waldfest (29. Aug.), zu welchem sich mehr Neugierige als Theilnehmende einfanden. Das Hochstift hatte vorher in Frankfurter Blättern und ausserfrankfurtischen Zeitungen Aufrufe zur feierlichen Begehung des Goethetages veröffentlicht.

Aber nicht diese Feier von Goethe's Geburtstag allein gibt Veranlassung vom »Freien Deutschen Hochstift« zu reden; zu einer solchen Aussprache werde ich vielmehr gedrängt durch die allgemeine Erwägung, dass es als eine Verpflichtung für das Goethe-Jahrbuch erscheint, von einer Institution zu reden, die sich mit Goethe's Namen brüstet und in seinem Vaterhause ihren Sitz hat, und durch die besondere Thatsache, dass kürzlich die Berichte jenes Vereins erschienen sind, welche von seiner Thätigkeit ein anschauliches Bild geben. (Vgl. unten S. 495 fg.) Freilich dieses Bild ist kein erfreuliches. Denn

nun kann ein Jeder, welcher durch die Gunst eines Stiftgenossen oder nach Erlegung von 8 Mark sich das Buch verschafft hat, die Ueberzeugung erlangen, dass dieser Verein, bei allem gutem Willen, redlichen Streben, guter Gesinnung doch nur höchst winzige Leistungen aufzuweisen hat und an einem unheilbaren Dilettantismus krankt. Das Hochstift hatte sich eine dankenswerthe Aufgabe gestellt, nämlich die Erwerbung des Goethehauses, und durch die Erfüllung dieser Aufgabe, die freilich mit etwas geringerem Lärm und etwas grösserer Bescheidenheit hätte vor sich gehen können, den Dank der Nation verdient; es hätte sich diesen Dank dauernd zu erhalten vermocht, wenn es sich nach Erfüllung dieser Leistung bescheiden in den Hintergrund zurückgezogen und seine Thätigkeit einzig und allein auf die Pflege des von ihm erworbenen Guts beschränkt hätte. Einem derartigen vernünftigen Handeln hätte allgemeine Zustimmung nicht gefehlt; das prahlerische Gebahren einiger Männer dagegen, die sich gern zum Mittelpunkt deutscher Gesammtkultur gemacht hätten, musste den Widerspruch aller Vernünftigdenkenden hervorrufen und den Fluch der Lächerlichkeit auf sich laden. Die Gesellschaft bildet sich aus Stiftsgenossen, die sich melden und durch einen jährlichen Beitrag von mindestens 6 Mark ihre Fähigkeit bekunden, die Interessen deutscher Cultur zu fördern: die Gesammtheit der Genossen wählt zu Meistern diejenigen, »welche sich als Vertreter und geistige Förderer irgend eines Zweiges der Wissenschaft, der Kunst und der allgemeinen Bildung bethätigt haben«. Man bedenke: eine Hand voll Leute — denn wenn auch die Mitglieder nach Hunderten zählen mögen, so sind doch die Sitzungen, in denen derartige Beschlüsse gefasst werden, erfahrungsmässig nur von Wenigen besucht — eine Schaar, die sich zusammensetzt aus Gelehrten, Künstlern, aber ebensowohl aus Fabrikanten, Kaufleuten, Handwerkern, Männern, von denen gewiss Jeder in seinem Berufe wacker und tüchtig, aber weder befähigt noch befugt ist, über die Leistungen auf anderen Gebieten zu urtheilen, vertheilt Grade und Würden, welche sie in prahlerischer Weise den akademischen Würden gleichzustellen oder gar über dieselben zu erheben meint. Man denke nicht, dass ich übertreibe; lautet ja doch die ausdrückliche Versicherung des Hochstifts, dass »es eine offene Vertretung des gesammten freien deutschen Geisteslebens bilde« und heisst es in einem Artikel, den man als eine Art offiziellen Programmes des Vereins auffassen kann: »Durch die allen Mitgliedern satzungsgemäss gewährleistete Lehr- und Lernfreiheit birgt die Genossenschaft in

sich das Kleinod einer freien gesammt-deutschen Hochschule«.

Unter der Zahl der Meister finden sich neben durchaus untergeordneten Männern Schriftsteller und Künstler ersten Rangs. Auch während des Zeitraums, über welchen der vorliegende Bericht handelt, sind viele Meister creirt worden u. A. ein Musiklehrer der Stadt Frankfurt und ein Capitain, der bei dem Untergang eines ihm anvertrauten Schiffes grossen Heldenmuth bewies.

Ganz besonders bemüht man sich das Interesse von Fürsten für die Vereinigung zu gewinnen, ein Streben, gegen das gewiss nichts einzuwenden wäre, wenn nicht der Verein bei anderen Gelegenheiten so laut auf seine Unabhängigkeit pochte. Da dieses Rühmen aber bekannt ist, so wird allerdings durch eine sechsseitige Schilderung eines Besuches des Königs Oscar von Schweden im Goethehause, der später eine 5 Seiten lange Aufzählung seiner Schriften folgt — selbstverständlich konnte auch dieser König dem verhängnissvollen Geschenk eines Meisterdiploms nicht entgehen — eine seltsame Empfindung hervorgerufen. Auch der König der Belgier wird zum Meister ernannt, durchreisende oder in der Nähe Frankfurts weilende Fürsten werden zum Besuche eingeladen, Jubiläen deutscher und fremder Könige gefeiert, und die staunenswerthe Unparteilichkeit des Vereins durch die Thatsache dargelegt, dass dem Bericht über einen Glückwunsch an den Kaiser Wilhelm unmittelbar die Notiz über eine Beileidsadresse an die Wittwe des Königs Georg von Hannover folgt.

Auch sonst fehlt es diesmal nicht an hervorragenden Männern z. B. Palmieri und Kraszewski, die mit dem Meisterschaftsdiplom beehrt werden, und sich für diese Uebersendung in einer Weise bedanken, als hätte ihnen Alldeutschland die Ehre einer Krönung zu Theil werden lassen. Eine solche Handlungsweise kann man bei Ausländern, die deutsche Verhältnisse nicht kennen, begreiflich finden, seltsam bleibt es aber, dass sie auch bei Deutschen vorkommt. Zwar kann man verstehn, dass manche der durch die Gesellschaft ausgezeichneten Deutschen artig genug sind, die Diplome nicht geradezu zurückzuschicken oder sogar so höflich, mit einigen freundlichen Worten die Annahme derselben anzuzeigen; aber unbegreiflich erscheint, dass einige bedeutende Männer durch Büchersendungen oder ähnliche Gefälligkeiten sich als Angehörige der Gesellschaft bekunden, dass es in einer Stadt, Regensburg, eine Hochstiftsgenossenschaft gibt, die sich der Frankfurter anschliesst und unterordnet; dass es ferner Leute

gibt, freilich solche, bei denen man vergeblich fragt, welches literarische Verdienst ihnen Anrecht auf die Meisterwürde verschafft habe, welche dem Hochstifte Schriften widmen; ja dass endlich — ein freilich in unserm titelsüchtigen Deutschland nicht vereinzelt dastehender Fall — Nichtstiftsgenossen sich um die Aufnahme in die Meisterschaft bewerben.

Fragt man nun, was diese Gesellschaft, die sich z. B. bei der letzterwähnten Angelegenheit durch den Mund ihres Obmanns charakterisiren lässt als »eine nicht von staatlicher Fürsorge bestellte und keine staatlichen Versorgungen in Aussicht stellende, unabhängige und einzig aus freier Begeisterung und Erhebung ihre Berufung ableitende Vereinigung« leistet, so muss man antworten: nichts, als was jeder der zahllosen literarischen Vereine in kleinen Provinzstädten auch thut. Die Mitglieder kommen zusammen, um Verwaltungsgeschäfte zu erledigen, neu erschienene Bücher anzusehen und Vortäge anzuhören. Jedes dieser Bücher wird in dem Berichte genannt; es ist eine stattliche Reihe, nur schade, dass von Vollständigkeit in irgend einer Disciplin nicht die Rede sein kann, da die Gesellschaft in der Ergänzung ihrer Bücherei (»Completirung der Bibliothek« zu sagen, wäre in den Augen der Stiftsgenossen ein Verbrechen) auf die Gnade der Verleger, Mitglieder oder Gönner angewiesen ist. Manchmal begnügt sich der Berichterstatter nicht mit der blosen Nennung der Bücher, sondern referirt auch über den Inhalt. Solche Referate mögen die Vereinssitzungen passend ausfüllen und für die Hörer nicht ohne Interesse sein; zu welchem Zwecke aber derartige Mittheilungen aus einer Schrift über Keltische Königshöfe in Schlesien und über eine Vorrichtung zur Ueberwachung der Leuchtfeuer und viele andere gedruckt werden, ist unerfindlich. Schon die obenerwähnte Notiz legt Zeugniss von dem vielseitigen Interesse der Gesellschaft ab, aber die Vielseitigkeit ist noch weit grösser als man aus dem Mitgetheilten schliessen möchte; die Herren kümmern sich z. B. um Buchdrucker- und Buchbinderarbeit, um Leseclaviere, veranstalten Lehrmittelausstellungen und bemühen sich den Ankauf der Ueberreste des Archäopteryx zu Stande zu bringen, sie geben ihre Ansicht kund über Glockenmusik und sind sehr ärgerlich, wenn »die nur zur Verbrämung auf Einrückungsgebühren berechneter Geschäftsunternehmungen dienende Tagespresse öffentliche Anregungen der Förderung des Schönen« nicht unterstützt; sie sind selbstverständlich gegen den Impfzwang als gegen eine die Freiheit des Einzelnen gefährdende Einrichtung und haben kein Wohlgefallen an den Naturforscher-

versammlungen, über welche sie ihr Gesammturtheil mit den mehr kräftigen als wahren Worten abgeben: »Lorenz Oken würde an einer Versammlung weniger wirklicher Forscher und Gelehrten mit einer überwiegenden Schaar jubilirender Pläsirmichel (der germanische Zorn hat hier wohl das Fremdwort hervorgerufen), wie solche jetzt alljährlich in seinem Namen als ‚Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte' tagt, wenig Gefallen finden«. Auch die moralischen Zustände »können der Aufmerksamkeit des F. D. H. nicht entgehn«: man beschäftigt sich mit Schülerverbindungen, Doktorfabriken u. ä.

Bei einem solchen vielseitigen Interesse ist es erklärlich, dass Gespräche der Mitglieder und Vereinssitzungen nicht ausreichen, sondern dass auch Correspondenzen nothwendig sind. Von dem in dieser Beziehung entfalteten Eifer wird ein Beweis durch die Thatsache geliefert, dass in einem Monat 183, in einem Jahre 2096 Zuschriften abgesendet werden. Aber das Hochstift in seiner weltbewegenden Thätigkeit darf sich nicht auf Privatkundgebungen beschränken, es muss Organe haben, durch deren Vermittlung es wirkt und spricht. Drei der grössten deutschen Buchhandlungen: F. A. Brockhaus, J. G. Cotta, Wilh. Braumüller erhalten daher die »Berechtigung«, sich als »Buchhandlungen des Freien Deutschen Hochstiftes« zu bezeichnen, und zwar — man muss die hochtönenden Worte selbst lesen — »in voller Würdigung der hohen Bedeutung, welche für das Gedeihen deutscher Geistesarbeit der nach höheren Grundsätzen geführte deutsche Buchhandel stets gehabt hatte, noch gegenwärtig besitze und in noch vermehrtem Masstabe wieder gewinnen müsse, zur Kundgebung der vollsten Anerkennung des gesammten Geschäftszweiges, wie insbesondere der hervorragenden Verdienste der demselben die ehrenvollsten Vorbilder gewährenden weltberühmten Hauptgeschäfte«. Die Naivetät, die in dieser Ernennung und der Motivirung derselben liegt, ist bewunderungswürdig; seltsam genug bleibt aber auch, dass die genannten Buchhandlungen jene Ernennung annahmen und, um wiederum in der Hochstift-Sprache zu reden, »für die denselben gewährte Bevorzugung und ehrenvolle Würdigung ihren wärmsten Dank aussprachen und in wahrhaft genugthuender Weise zu erkennen gaben, dass denselben eine solche Anerkennung bisheriger Bestrebungen ein neuer Sporn sein werde, ihrer grossen Ueberlieferungen eingedenk, auch ferner das Gute, Wahre und Schöne werkthätig zu fördern«.

Nicht ohne Grund habe ich im Vorstehenden manche Proben der Hochstift-Sprache mitgetheilt; gehört es ja mit zu

den Aufgaben des Vereins, die deutsche Sprache zu reinigen und namentlich von allen Fremdwörtern zu befreien. Dieses Streben führt natürlich zu grossen Seltsamkeiten: ihre Bücher erscheinen nicht in Commission, sondern in »Besorgung bei F. A. Brockhaus«; sie legen ihre Briefe nicht in Couverts, sondern in »Briefhülsen«, sie lassen sich von ihren Schriften keine Correkturen, sondern »Verbesserungsabzüge« schicken und lassen dieselben statt in Oktav, in »Achtelbogen« abdrucken: sie sagen statt der undeutschen Redaktion: »Herausgeberschaft«, und sprechen von »wissenschaftlichen Bewerbungs-Abhandlungen« (Dissertationen) und »Theilkünstlern« (Spezialisten).

Alle diese und ähnliche Bestrebungen finden bei Meistern und Genossen selbstverständlich die höchste Würdigung; unglücklicherweise gehört aber nur ein kleiner Theil der Deutschen in einer der genannten Eigenschaften dem Bunde an. Wagt nun ein Aussenstehender Tendenz oder Thätigkeit des Bundes zu bekritteln, so wird er verfehmt; Beweis dafür z. B. die Auslassungen gegen die Tagespresse (S. 435 bis 439, 515 bis 517,) die sich überhaupt keiner liebenswürdigen Beachtung erfreut.

Der Urheber solcher Bemerkungen, wie überhaupt der geistige Vater der ganzen Gesellschaft ist der Obmann, Hr. Dr. Otto Volger. Er ist nicht blos auf die Verbreitung des Ruhms des Vereins, sondern auch seines eignen bedacht. Er hatte den Versuch gemacht, Frankfurt mit Quellwasser zu versorgen und benutzt, da Quellwasser wohl auch zur allgemeinen Bildung gehört, die Berichte des Hochstifts dazu, um die zustimmenden Aeusserungen in- und ausländischer Gelehrten mitzutheilen und die Gegner gebührend abzustrafen (vgl. z. B. S. 99—103, 126fg., 327), er verbreitet sich gern über sich und seine Verdienste, und gebraucht diese Berichte gleichsam als Familien-Archiv, in das er Nachrichten über seinen verstorbenen Vater niederlegt (S. 254ff., 342[1]).

Man wird aus der vorstehenden Erörterung die Ueberzeugung gewinnen, dass das Hochstift, trotz seiner pomphaften Reden weder befähigt noch befugt ist, die Aufgaben zu lösen, zu deren Erfüllung es sich unberufenerweise herandrängt. Die Goetheforscher und — Verehrer, welche dem Hochstift für die Erwerbung des Goethehauses dankbar sind,

[1] Beiläufig sei bemerkt, dass Hr. Dr. Otto Volger in der Einleitung S. XIV sich sehr mit Unrecht eines »fehlerfreien« Drucks rühmt. So heisst es z. B. einmal: Bernay's st. Bernays, S. 174 A. steht: 1839 st. 1859, S. 483 Z. 6: 1799 st. 1779, 484 A. Z. 8 v. u.: 1844 st. 1874 u. s. w.

können unmöglich das Gebahren jenes Vereins billigen. Und eben darum hielt ich es für meine Pflicht, grade im Goethe-Jahrbuch meine Meinung über den Verein zu sagen, jeden Zusammenhang mit demselben abzulehnen, um nicht durch Stillschweigen die irrige Meinung zu erwecken, als billigte ich sein Streben und sein Verfahren.

Während der Versammlung des deutschen Schriftstellertages in Weimar (25.—27. Sept.), waren Goethe's Wohnzimmer und Sammlungen im Goethehause zu Weimar, sowie das Gartenhaus den Theilnehmern an jener Versammlung geöffnet. Auch dem Herausgeber dieses Jahrbuchs, der sich seitens der Enkel des Dichters einer sehr zuvorkommenden Aufnahme zu erfreuen hatte, war es vergönnt, die Räume zu betreten und mit den Uebrigen die Pietät zu bewundern, mit welcher die Nachkommen jene Stätten in ihrem ursprünglichen Zustande zu erhalten bestrebt sind.

Zu derselben Zeit wurde im Grossherz. Museum von dem Direktor desselben, Hofrath Ruland, eine Ausstellung von Bildern, Zeichnungen und Münzen veranstaltet, welche grösstentheils auf Goethe Bezug hatten. Von Goethe-Bildern waren ausgessellt: 1. Das Gemälde von G. M. Kraus: Goethe, sitzend, die Silhouette der Frau von Stein in der Hand (im Besitze des Hrn. Dr. Vulpius in Weimar); 2. von demselben Porträt auch die Bleistiftskizze; 3. Goethe in sinniger Betrachtung unter römischen Antiquitäten, Stahlstich; 4. von demselben eine farbige Skizze, von Buri gezeichnet, von H. Meyer colorirt, die Landschaft von C. G. Schütz hinzugezeichnet; 5. Zeichnung von Schmeller; 6. Studien zu H. Meyers lebensgrossem Aquarellporträt; 7. Photographie nach dem grossen Oelgemälde von May; 8—11. 4 Kupferstiche aus älterer Zeit, einer nach G. M. Kraus 1776, mit der Unterschrift: D. J. W. Göthe; 12. Kupferstich 7. Nov. 1825, mit der Unterschrift: Liegt Dir gestern klar und offen; 13. Kupferstich von Sichling, nach dem Gemälde von Sebbers 1826; 14. Stahlstich: Goethe Karl August Vortrag haltend (1860), beide sitzend; 15. Kupferstich von C. A. Schwerdtgeburth 1832; 16—19. 4 Stiche von Schwerdtgeburth, 3 davon nach der Medaille 1825, einer derselben mit der Unterschrift: Am siebenten November. Meinen feierlich Bewegten u. s. w.; der 4. mit der Unterschrift: Goethe in seinem 27. Jahre nach dem Gemälde von Kraus 1776; 20. eine Art Carricatur: Goethe spazierengehend, in etwas gebeugter Haltung, den

Hut auf dem Rücken haltend, 1839 gezeichnet von einem Major, der Goethe in dieser Stellung oft gesehen hatte.

Von Münzen, Medaillen etc. zeigte die Ausstellung: Hautrelief von J. P. Melchior 1775, nach dem Leben gearbeitet; Medaille von H. Boltschauser c. 1780; von J. G. Hilpert c. 1780; Büste in Biscuit aus der Braunschweiger Porzellanmanufaktur 1786; Hautrelief in Wachs nach dem Leben modellirt von Schadow 1816; Medaille von A. Bovy 1824; die zwei Jubiläumsmedaillen von Brandt 1825, von denen die erste verworfen, die zweite genehmigt wurde; von A. Facius 1825; F. König 1826 und 1832; A. Bovy 1831; von Sebald 1858 (Abbildung des Goethe-Schillerdenkmals in Weimar), grosse Medaille mit der Umschrift: Erinnerung an Goethe's Geburtshaus; Goethe und Schiller geschnitten von F. Hirsch in Stuttgart (Siegelabdruck).

Von Goethe's eignen Zeichnungen und Radirungen: Porträt Wielands; Das Heidelberger Schloss, 23. Sept. 1779; Im Park zu Weimar; Gebirg am See nach F. Kobell, Febr. 1780; Die Kegelbrücke von der Spitze des Stern; Die Wallersdorfer Mühle; zwei der veröffentlichten Radirungen, die eine, nach dem Gemälde von Thiele, mit der Unterschrift: dédié à Mr. Goethe conseiller actuel . . . par son fils très-obéissant. Sodann Goethe's Frau und Sohn, Zeichnung zu einem Aquarellgemälde von H. Meyer, im Besitze der Goethe'schen Familie; Goethe's Enkelin Alma von Louise Seidler 1834 gezeichnet. Endlich gehören hierher die Goethehäuser, 1. das Weimarer Haus, Stahlstich mit der Unterschrift: Was stehn sie davor? u. s. w. 2. Das Stammhaus der Goethe'schen Familie in Artern (Photographie 1879); 3. Goethe's Gartenhaus. Stahlstich mit der Unterschrift: Übermüthig siehts nicht aus u. s. w. 4. Der Brunnen in Goethe's Vaterhaus in Frankfurt. Stahlstich mit der Unterschrift: Im grossen Hirschgraben zu Frankfurt a. Main Lit. F. Nro 74, der goldenen Federgasse gegenüber.

Eine Reihe anderer Bilder diente zur Illustrirung der Goethe'schen Zeit, genannt seien 3 Bilder von G. M. Kraus: Der Jahrmarkt zu Plundersweilern 1780; Aufführung der Fischerin im Park zu Tiefurt; das belagerte Mainz 1792; ein Bild von G. Schütz: Anna Amalia mit Herder u. A. Rom 1789; ferner: Selbstporträt der Corona Schröter; dieselbe (zeichnend) Aquarelle von G. M. Kraus 1785; sodann: H. Meyers Costümzeichnungen zu Paläophron und Neoterpe, Illustrationsentwürfe zu den Gedichten, Entwürfe zu den Fresken im Römischen Haus, Selbstporträt, Carricatur auf Bertuch; Zeichnungen von Oeser und Lips; 18 Stiche Schwerdtgeburths

zu Goethe's Leben und Werken; endlich Zeichnungen Verschiedener, Carl August, Herder, Schiller darstellend.

Bei der Versammlung des Historischen Vereins für das württembergische Franken, welche am 4. October 1880 in Oehringen tagte, wurde eine Sammlung Hohenlohischer Beamtenbildnisse vorgezeigt, darunter das Bildniss von Goethe's Urgrossvater Textor † 1701. Die Sammlung gehört Sr. D. dem Fürsten von Hohenlohe-Waldenburg. A. v. K.

Goethe-Vorlesungen auf deutschen Universitäten. Sommer 1880. Berlin: Scherer, über Goethe's Leben und Schriften, 1775—1832 (3 Std., priv.); Breslau: Bobertag, über Ursprung und Entwicklung der Faustsage (2 St. öff.); Kiel: Klaus Groth, über Goethe und seine Zeit (öff.); Leipzig: Creizenach, über Goethe's Faust (öff.); Marburg: Koch, ausgewählte Jugendgedichte Goethe's (1 St. öff.); München: Bernays, Schillers und Goethe's Zusammenwirken 1794—1805 (4 St. priv.); Tübingen: Köstlin, Goethe's Faust 1. und 2. Theil nebst Einleitung in die Faustsage und Faustliteratur (3 St. priv.); Würzburg: Seuffert, deutsche Literatur von Goethe's Jugend bis Schillers Tod (4 St. priv.); Basel: St. Born, Goethe und Schiller, ihr Leben und ihre Werke (2 St. öff.); Zürich: Honegger, deutsche Literatur in der classischen Periode, Goethe-Schiller-Zeit (3 St. priv.); Prag: Lambel, Erklärung ausgewählter Dichtungen Goethe's (2 St.).

Winter 1880/81. Berlin: Scherer, Geschichte der deutschen Dichtung von Schillers Tod bis zu Goethe's Tod (3 St. priv.); Bonn: Birlinger, Goethe's Faust (2 St. öff.); Göttingen: Goedeke, über Goethe's Leben und Schriften (1 St. öff.); Jena: Boehtlingk, über Goethe's Leben und Schriften (2 St. priv.); Leipzig: Hildebrand, Goethe's Lieder und Gedichte erklärt, zugleich als Einführung in das tiefere Verständniss des Dichters überhaupt (3 Std. priv.); Arndt, Goethe's Leben und Werke 1. Abschn., die Jugendzeit (1 St. öff.); Creizenach, Uebungen der lit.-hist. Gesellschaft: Interpretation des 2. Theils des Faust (öff.); München: Carrière, Goethe's Faust (1 St. öff.); Bernays, Gesch. der deutsch. Lit. von Schillers Tod bis Goethe's Tod (4 St. priv.); Basel: St. Born, Gesch. der neuern deutschen Lit., Goethe und Schiller, die Periode des klassischen Idealismus (2 St. öff.); Dorpat: Masing, über Goethe's Gedichte.

3. Bibliographie.

I. Schriften.

A. Ungedrucktes.

1. Gedichte.

Zum Acht und Zwanzigsten August 1880. Erster Druck einer gereimten Epistel Goethe's. Berlin 1880. Druck von G. Bernstein. 4 unpagg. SS. (G. v. Loeper. Vgl. oben S. 225 fg.)

G. Weisstein. Goethe-Findlinge. Berliner Tageblatt. 29. Aug. 1880. Erstes Beiblatt.

Theilt folgende Inschrift mit, die Goethe an ein Fenster in dem Werther-Hause in Wetzlar geschrieben haben soll:

L'amour et la mort sont deux canailles:
L'un gâte les coeurs et l'autre les entrailles

ferner aus dem Notizbuch der schlesischen Reise (1790. Hirzels Bibliothek) die älteren Fassungen der Venediger Epigramme 55 und 57, die sich deutlicher als die späteren Abdrücke auf Lavater beziehen; endlich die gleichfalls auf Lavater bezüglichen oben S. 231 von Loeper wiederholten 4 Verse: »Guten — ein Thor«.

---

2. BRIEFE.

1. Schriften, in denen die Briefe enthalten sind.[1]

* Hartung = Einige Briefe von Goethe. Mit einer Musik-Beilage von Corona Schröter. Manuscript für Hrn. Professor Lobe zum 30. Mai 1879. 15 pagg. und 3 unpagg. SS. Leipzig. Druck von Hundertstund und Pries.

Die Vorrede (unterzeichnet H. Hartung) gibt Biographisches über Lobe, den Musiker, der in Goethe's Hause und im Theater musikalisch thätig war. Enthält 7 Goethe-Briefe, von denen 2, nämlich an Kirms 4. März 1799, an J. E. Müller 7. Mai 1810, bereits gedruckt waren und Corona's Composition vom ersten Verse des Erlkönigs, sowie den dazu gehörigen Theaterzettel (1782).

* Weissstein = Zu Goethe's hundertunddreissigstem Geburtstag (28. Aug. 1879) in: Neues Tagblatt, Stuttgart 29. Aug. 1879, S. 3, 4.

Notizen über Goethe's Verhältniss zu Stuttgart und Stuttgartern, besonders zum Hofbaumeister Nik. Fr. Thouret. Ein Briefchen an ihn, 30. Jan. 1800 wiederholt, ein anderes, auf den Umbau des Weimar'schen Residenz-Schlosses bezüglich, vgl. unten, 16. Juni 1800, zum ersten Male gedruckt.

Deutsche Revue = Zwei ungedruckte Briefe Goethe's, mitgetheilt von Prof. Fritz Schultze in Dresden. Deutsche Revue IV., H. 11, S. 207—209.

Arndt = Zu Goethe's Geburtstag 1880. Sonderabdruck aus den Grenzboten 16 SS. 8°.

Enthält 12 Goethe-Briefe von 1780—1829, theils aus der Hirzel'schen Goethe-Bibliothek, theils aus Privatsammlungen.

W. v. Biedermann = Wissensch. Beil. der Leipziger Zeitung Nr. 76.

Biedermann II. = Wissensch. Beil. zur Leipziger Zeitung Nr. 104, 105, 25. und 30. Dez.

[1] Das * vor einem in der Bibliographie angeführten Werke bedeutet, dass es schon im Jahr 1879 erschienen ist.

Eggers = Briefe von Goethe an Rauch, mitgetheilt von Dr. Karl Eggers. Mit einem Lichtdruck. In: Zeitschrift für bildende Kunst. Leipzig, E. A Seemann 1880. Bd. 15, S. 360—364. 392—400.

Enthält 18 Briefe Goethe's, mit erläuternden Bemerkungen des Herausgebers. Der Lichtdruck gibt die Medaille auf K. August zum 50jähr. Regierungs-Jubiläum und die Medaille auf Goethe zum 7. Nov. 1825. Am Schluss (S. 400) Gruppe vom Goethe-Denkmal in Berlin. — Erschien auch in einem Separat-Abdruck bei demselben Verleger: 15 SS. in 4°; ohne die Abbildungen.

II. Regesten.

(An Lavater. Weimar 28. August 1780.)

»Der Rath Bertuch« werde an L. wegen der von ihm gewünschten tausend Thaler schreiben. Die überschöne Branconi sei in W. gewesen.

Arndt S. 2.

(An Prinz August von Gotha. Weimar 2. April 1781.)

»E. D. dancke auf das lebhafteste«, sendet eine zu übersetzende Schrift, ferner seine Büste, endlich die Vögel. »Es ist freylich nur der erste Ackt, und die übrigen sind noch in Petto, vielleicht lockt die nächste Jahrszeit des Gefieders, auch diese merkwürdigen Geschichten hervor«.

Arndt S. 3.

(An Prinz August von Gotha. Weimar 17. Sept. 1781.)

»E. D. nochmals meine Freude über die glückliche Begegnung in Erfurt zu versichern«. Sendet »Wilhelm Meisters theatralische Sendung I. Th. 1. Buchs« und Bruchstücke aus den Briefen von der Schweizerreise 1779. Hat dem Grafen Schuwalow in Weimar zum Geleitsmann gedient

Arndt S. 3. 4.

(An Michael Salom. Weimar 20. Februar 1782.)

»Auf Ihr gefälliges Schreiben, dem Sie eine Probe der Übersetzung meines Werthers beyfügten«. Lobt dieselbe, wünscht sie durchzugehn und seine Bemerkungen darüber zu

machen. Will sich dazu der Hilfe eines Weimar'schen Gelehrten bedienen, der lange in Italien gewesen. Ermuntert zur Fortsetzung der Uebersetzung.

Arndt S. 5. 6.

(An Göschen. Rom 20. Februar 1787.)

»Die vier ersten Bände sind nun bey Ihnen und ich wünsche zu dem Unternehmen Glück«. Ist mit den folgenden Bänden beschäftigt, arbeitet an Tasso, später Egmont, hofft Michaelis 2 Bände zu liefern, sendet durch Herder eine Nachricht fürs Publikum. »Meine Reise giebt mir neuen u wenn ich mein Leben u meine Lebensart betrachte unendlichen Stoff, mit dessen Verarbeitung ich auch nicht säumen werde. So scheint es mir gleich jetzt dass wir statt 8 Bänden 10 haben werden«. Bestimmung über die ihm zukommenden Exemplare und über 60 Thlr., die ihm Plessing in Wernigerode zurückzuzahlen habe.

Arndt S. 6. 7.

(An Kirms. Weimar 1. oder 2. Dezember 1797.)

»Herr Hofrath Schiller wird das Stück nächstens schicken. Herrn v. Einsiedel könnte man antworten, dass man nicht abgeneigt sey, das Stück für den nächsten Winter zu acquiriren, nur wünsche man vorher das Personal mit Bemerkung der Stimmen zu erhalten, um die Besetzung für das hiesige Theater beurtheilen zu können«.

Hartung S. 7.

(An Kirms. Jena 26. November 1799.)

»Haben Ew. Wohlgeb. die Gefälligkeit«. Abweisung einer Schauspielerin. »Herr Hofrath Schiller wird seine am Körper zwar leidlich gesunde, doch am Gemüth noch kranke Gattin bald nach Weimar schicken; ich denke ihm bey seinem Demenagement noch beyzustehn und ihn alsdann nach Weimar zu begleiten«.

Hartung S. 8.

(An Kirms. Weimar 20. April 1800.)

»Ich sende vorläufig das Concept eines Briefes« an den Sänger Hassloch, das vielleicht noch geändert werden kann. Komiker Beck sei abzuweisen.

Hartung S. 9.

(An Kirms. Weimar 12. Dezember 1799.)

»Der Verfasser der ‚Octavia« verzeihe' (nämlich Kotzebue) die verzögerte Rücksendung. Sie habe ihren Grund darin, dass man die Frage entscheiden musste, ob die poetischen und rednerischen Verdienste des Trauerspiels den Mangel dramatischer Eigenschaften überragen [so muss es wohl statt »übertragen« heissen] könnten«.

Biedermann II., S. 622.

(An Thouret. Weimar 16. Juni 1800.)

»Da mit jedem Tage das Bedürfniss neuer Zeichnungen dringender wird, indem die Arbeiten der Quadratoren und Stukatoren nach und nach zu Ende geht; so habe ich durch gegenwärtiges anfragen sollen: ob Sie, werthester Herr Hofbaumeister, uns nicht bald einige ausgearbeitete Zeichnungen überschicken könnten? | Auf alle Fälle ersuche ich Sie um die Gefälligkeit mir baldmöglichst zu schreiben, was wir erwarten dürfen, damit ich Durchl. dem Herzog, der mich selbst, durch wiederholte Nachfragen, zu dem gegenwärtigen Briefe veranlasst, davon aufs baldigste Relation thun könne. Ich hoffe, dass Sie sich recht wohl befinden und empfehle mich zu geneigtem Andenken».

Weissstein S. 4.

(An Henriette v. Egloffstein. Weimar 10. November 1801.)

»Meine Ankunft zu notifiziren«, die liebe Gesellschaft finde morgen Abend alles bereit.

Biedermann II., S. 630.

(An Kirms. Weimar 28. Februar 1802.)

»Es thut mir leid, dass ich in der Angelegenheit der »Kleinstädter« nicht von der Meinung des Verfassers sein kann«. Die Regieen hätten sich das Recht des »Streichens« angemasst, den Autoren das Ausfüllen der Lücken überlassend, er könne von jener ersten Redaction »um so weniger abgehen, als ich mir fest vorgenommen habe, auf dem Weimarischen Theater künftighin nichts mehr aussprechen zu lassen, was im Guten oder Bösen einen persönlichen Bezug hat, noch auf neuere Literatur hinweist, umsomehr da hier auch nur meistens persönliche Verhältnisse berührt werden«. Die von

K. gerügte Stelle in den »Theatralischen Abenteuern«, (komische Oper von Vulpius) werde er gleichfalls streichen.

Biedermann II., S. 625.

(An Kirms. Jena 9. May 1802.)

»Inliegendes war schon gestern zugesiegelt«. Geschäftliches über Tanzstunden, Zimmermann, Backer. »Lassen Sie Mme. Vohs weiss gehen wie sie will. Diese Gespensternarrheit ist einmal den Weibern unserer Zeit nicht aus dem Sinn zu bringen. Suchen Sie nur das übrige, nach der Angabe des Professor Meyer, einzurichten, besonders dass keine Seide in dem Stück erscheine«. Möge das zu Besprechende punktweise aufzeichnen.

Hartung S. 10.

(An Eichstadt. Weimar 8. September 1803.)

»E. W. kann heute nur mit wenigen Worten versichern, dass ich mich des Geschäffts die allgemeine Litteraturzeitung betr. mit Eifer annehme und den besten Erfolg hoffe«. Die übrigen Akademika sollen Geh. Rath Voigt direct mitgetheilt werden.

Arndt S. 8.

(An Friedrich Vogt. Weimar 20. Dezember 1806.)

»Es wird Fürstl. Commission«; möge Hn. Meunier privatim antworten. »Wenn Sie bey Entfaltung des Typus alle Bücher bey Seite legen und sich blos an die Natur halten, so werden Sie gewiss Alles durchdringen. Zu dem Gedanken das os temporum mit der scapula zu vergleichen gratulir ich. Die basis cranii werden Sie gewiss auch bald entwickelt haben, wie ich denn auch besonders das os ethmoideum, das Siebchen selbst, die conchas und den vomer empfehle, an welchem die Grundgestalt sich am wunderbarsten aufschliesst, dem Auge ganz verschwindet und nur vom Geiste verfolgt werden kann«. Grüsst Knebel und Frau.

Deutsche Revue. S. 209.

(An Luden. Weimar 18. Oktober 1807.)

»E. W. sagen vielen Dank für die übersendeten Bände«. (»Kleine Aufsätze geschichtlichen Inhalts«.) Theilnahme an

seinem unglücklichen Schicksal. (vgl. oben S. 261.) Bitte, unangemeldet mit der Frau zu Tisch zu kommen. Ueber die Biographie des Herzogs Bernhard.

Arndt S. 8, 9.

(An Zelter. Weimar 14. Marz 1811.)

»Der Stier ist ausgepackt und steht vor unsern Augen da«. Dankt Hn. Friedländer für denselben, will etwas Anders zum Tausch schicken, macht einige Bemerkungen über das Kunstwerk und will die Weimarischen Kunstfreunde zu einer umständlichen Recension veranlassen. »Nächstens mehr, mein Kunst- und Leidensbruder. Das Rechte will die ganze Welt, aber mit Pfuschen soll es erreicht werden«.

Arndt S. 9, 10.

(An Schlichtegroll. Weimar 31. Januar 1812.)

»E. W. freundliches Schreiben vom 15. Nov.« ist noch unbeantwortet, sendet einige erbetene Inschriften für ein Gartenhaus, es gehöre angebornes Talent dazu, neue zu finden »in welchem Fall Hr. von Birkenstock war, der gleichsam im Lapidarstyl dachte«. Grüsst den Freund F. H. Jacobi, über dessen Werk: »Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung« er seinen Widerspruch nicht zurückhält. Erbittet Schwefelabgüsse von Münzen aus der Münchener Sammlung, besonders aus der Zeit zwischen Phidias und Lysippus. Rühmt die Musiker K. M. v. Weber und Bärmann. Bittet um Bereicherung seiner Autographensammlung durch Handschriften von Baiern. »Sollte nicht von dem wackern Aventin eine Zeile vorhanden seyn?«

Arndt S. 10—12.

(An? Weimar 25. April 1814.)

»E. W. geben mir durch Ihren freundlichen Brief«. Dank für seine Zeitschrift. Ihm fehle das 12. Stück des vorigen Jahres. Lobt die Register. Bespricht einzelne Arbeiten, freut sich seiner Uebereinstimmung mit »unserm vortrefflichen Kant«, stellt seine Mitarbeiterschaft nicht in sichere Aussicht, hofft aber durch Seebeck und Döbereiner in nähere Verbindung mit dem Adressaten zu kommen.

R. Boxberger im Archiv f. Literaturgesch. IX., 334. 335.

(An Schlichtegroll. Weimar 24. July 1814.)

»E. W. freundliche Zuschrift sowohl als der beygeschlossene Brief einer verdienstvollen Künstlerin hat bey mir manche bedauerliche Betrachtung rege gemacht.« Bedauert sie nicht am Theater anstellen zu können. Ist im Begriff nach Frankfurt und Wiesbaden zu reisen. Freund Meyer ist entzückt von seinem Münchener Aufenthalt.

Arndt S. 13, 14.

(An Kirms. Weimar 8. März 1815.)

»Möchten E. W. Beikommendes . . an H. Duncker abgehen lassen«. (Epimenides Erwachen) . . »Ich habe, was er wünscht, zum Manuscript hinzugefügt, und schick es ihm zurück mit der Zusage seines Verlag-Rechts bis Michael dieses Jahrs«. Wünscht von D. baldigst eine Abschrift der Partitur für Weimar.

Hartung S. 11.

(An Noehden. Weimar 9. März 1822.)

»E. W. empfangen geneigtest die Erwiederung«. Dankt für die Mittheilungen über den Triumphzug des Mantegna, die in K. u. Alt. verwerthet werden sollen, frägt an 1. wie die Bilder nach England gekommen sind, 2. ob sich auf dem Bilde das Aufstreben eines Knaben, der sich verletzt hat, zur Mutter erkennen lässt, 3. ob das Wickelkind dieser Frau oder der dahinterstehenden Frau angehört.

Im neuen Reich Nr. 40, S. 508, 509.

(An Rauch. Weimar 26. Juni 1824.)

»Man wünscht das Bevorstehende«. Bestimmungen über die Medaille für den Grossherzog; Verabredungen werden verlangt mit dem Bildhauer Tiek und dem Medailleur Brand.

Eggers S. 361, 362.

(An Rauch. Weimar 25. August 1824.)

»In Erinnerung so mancher angenehmen Stunde«. Dankt für das 5. Heft der Schinkel'schen Sammlungen und das Blücher'sche Modell, sendet die Festgedichte von 1819 und einen Abdruck der Taufschale. Grüsst die Tochter.

Eggers S. 362.

(An Weller. Weimar 21. März 1825.)

»Mögen Sie, mein Werthester«. Bitte, Prof. Göttling zu ermahnen, da Osann verreist sei, seine Meinung über eine für ein architektonisches Bild bestimmte lateinische Inschrift zu sagen. Gruss an Knebel.

Biedermann S. 450.

(An Rauch. Weimar 20. Juni 1825.)

»Geneigtest zu gedenken«. Genehmigt den Vorschlag der Berliner, »das aus den Wellen hervorsteigende Viergespann auf die Rückseite der Medaille zu bringen«, wünscht die Figuren des Thierkreises beizubehalten, bewilligt das Honorar von 100 Dukaten. Bemerkung über Farbe und Preis der einzelnen (Silber-Bronze) Medaillen.

Eggers S. 362, 363.

(An Rauch. Weimar 27. August 1825.)

»E. W. darf die glückliche Ankunft der Medaillen nicht unangezeigt lassen, so wenig als den Ausdruck der Freude verschweigen, welche das so wohl gerathene Kunstwerk vorerst im Innern des Vereins erregt hat«, dankt ihm, Brandt und Tiek. Wünscht Glück zu dem entstehenden Verein der Kunstfreunde im preussischen Staate. Bittet ihn, bei einer Reise, sollte, wie es scheint, die Statue für Frankfurt ernstlich verlangt werden, mit der Tochter 8 Tage in Weimar zu verweilen und von der für ihn vorhandenen Liebe und Anerkennung sich zu überzeugen.

Eggers S. 363.

(An Frau von Levetzow. Weimar Oktober 1825.)

»Mit vieler Freude erhalte ich« ihren Brief, der ihre Genesung mittheilt, wünscht Glück dazu, freut sich über das »holde Geschick Amaliens«. »In Gedanken spazierte gar oft mit unserer lieben Aeltesten auf der Terrasse hin und wieder«. Musste wegen des Jubelfestes in Weimar bleiben und wird das erste Exemplar der gesammelten Gedichte der Freundin senden, erinnert sich mit Freude der früher gemeinsam verbrachten Tage.

Arndt S. 14, 15.

(An Rektor der Universität Jena. Weimar 6. Dez. 1825.)

»E. W. danke zuvörderst für den mir neuerlich erzeigten persönlichen Antheil an dem ehrenvollen Feste« (vom 7. Nov.), dankt für das Gedicht und bittet die »beyliegenden Schreiben« den einzelnen Fakultäten zu überreichen.

Deutsche Revue S. 209.

(An Rauch. Weimar 16. Dezember 1825.)

»E. W. liebwerthe Schriftzüge (Brief Rauchs vom 30. Nov.; nach dem Concept abgedruckt: Eggers S. 363, 364) nach so geraumer Zeit wieder zu erblicken, war mir höchst angenehm«. Hat Rauchs Bemerkungen zur Goethe-Medaille der damit beauftragten Commission mitgetheilt, freut sich des Rauch von Hrn. v. Bethmann ertheilten Auftrags, eine Goethe-Statue für Frankfurt herzustellen, wünscht ihn aber wegen derselben nochmals zu sprechen. Freut sich Rauchs grosser Thätigkeit; »der Waisenvater Franke und der Völkervater Maximilian erscheinen durch Sie auf gleiche Weise der Nachwelt empfohlen«. Grüsst Tiek. »Sollte der neu angekommene Apollo Kopf geformt werden so gedenken Sie mein. Es ist mir allzuwohlthätig, wenn ich mich von Zeit zu Zeit wieder aufgefrischt fühle und ich veranlasst bin, ein höheres Bedürfniss in dem Augenblick, da es befriedigt wird, in mir hervorzurufen«.

Eggers S. 364.

(An Rauch. Weimar 3. November 1826.)

»E. W. bin in dem Lauf der letzten Monate«. Dank für die Medaille; es »sey mir erlaubt, eine allgemeine Reflexion hier beyzufügen: dass man in einem langen Leben durch manche Schicksale geprüft sein muss, um von einer solchen Gabe sich nicht erdrückt zu fühlen«. Dankt Hrn. Brand, grüsst Tiek und Schinkel und bittet um des Letztern architektonische Entwürfe, Heft 1.

Eggers S. 392.

(An Rauch. Weimar 27. März 1827.)

»E. W. nehmen Überbringerin« Frl. Facius, die mit Medailleur Posch nach Berlin gehe, freundlich auf. Versicherung der Theilnahme an »Ihren herrlichen Werken«.

Eggers S. 392.

(*An Rauch. Weimar 18. September 1827.*)

»E. W. Geneigtheit gegen die hübsche kunstreiche Facius thut sich sehr klar aus der eingesendeten Büste hervor«. Dankt für die Unterstützung, empfiehlt den Sohn des Dr. N. Meyer in Minden, der eigens zu Rauch nach Berlin geschickt werde, dankt für Begas' höchst gelungenes Porträt Zelters, rühmt Zahn und Cassel, der ihn eben verlasse, um nach Berlin zu gehn.

Eggers S. 393.

(*An Rauch. Weimar 21. Oktober 1827.*)

»Dass Sie, theurer verehrter Mann, im Augenblick eines herben Schmerzes Ihre Gedanken mir zuwenden und mit mir sich unterhaltend, einige Erleichterung fühlen, dies gibt die schönste Ueberzeugung eines innig geneigten Wohlwollens, eines zarten traulichen Verhältnisses, wie ich von je auch gegen Sie empfinde«. Trostreiche Ermahnungen, nur in der Thätigkeit sei ein Mittel zu finden, um im Gleichgewicht zu bleiben; Hinweis auf eigne ähnliche Erfahrungen. »Viele Leidende sind vor mir hingegangen, mir aber war die Pflicht auferlegt auszudauern und eine Folge von Freude und Schmerz zu ertragen, wovon das Einzelne wohl schon hätte tödtlich sein können«.

Eggers S. 393. 394.

(*An Rauch. Weimar 3. November 1827.*)

»Lassen Sie mich nun, theuerster Mann, von Künstlern und Kunstangelegenheiten das Weitere verhandeln«. Wiederholte Empfehlung des Frl. Facius und des jungen Meyer; wünscht von den Werken der HH. Brand und Tiek Kenntniss zu nehmen; würde sich freuen, wenn das Denkmal in Frankfurt, trotz des Todes des Hrn. v. Bethmann, zu Stande komme; kennt die Bestrebungen des Hrn. Beuth; würde gern von Rauch den von Hn. Kohlrausch gezeigten Kopf des Antinous von Mondragone besitzen; frägt an, ob nicht ein Abguss eines Theils der Rauch'schen Basreliefs am Blücher'schen Monument zu erlangen sei. Schickt den Brief durch Alfr. Nicolovius. Gruss an die Tochter.

Eggers S. 394. 395.

(*An Rauch. Weimar 11. März 1828.*)

»E. W. nach Ihrer Rückkehr nach Berlin freundlichst begrüssend« hat das Trauerspiel von Beer bekommen und Holtei, der hier allgemein erwünschten Beifall finde, übergeben. Dankt Rauch für die (Blücher'schen) Reliefs und Tiek für eine Statue, möchte Nachrichten über das von Rauch in München und Nürnberg Veranstaltete haben, wünscht Glück zur Vollendung des 2. Bildes der Königin Luise; theilt mit, dass er seine vom jungen Meyer, an den er einen Brief beilegt, gefertigte Büste bekommen, wünscht die Skizze zur Humboldtischen Medaille zu erhalten und grüsst die Tochter.

Eggers S. 395. 396.

(*An Rauch. Weimar 27. März 1828.*)

»In meinem letzten Schreiben vom 11. März«. Empfiehlt Frl. Facius zur Aufnahme ins Rauch'sche Atelier.

Eggers S. 396.

(*An Rauch. Weimar 21. April 1828.*)

»Bei der vor einiger Zeit mir gefällig zugegangenen höchst ehrenvollen Einladung empfand ich ein innigstes Bedauern, dass meine hohen Jahre mich verhinderten, derselben Folge zu leisten und an einem so schönen Feste mich theilnehmend einzustellen«. Hätte gern die alte ehrwürdige Stadt (Nürnberg?) wieder besucht und in das Hoch auf den König, »welchem ich so vielfach dankbar verpflichtet bin« eingestimmt.

Eggers S. 396.

(*An Rauch. Weimar 4. November 1828.*)

»E. W. wieder einmal auf das freundlichste zu begrüssen«, wünscht von seiner Jubiläumsmedaille 10 silberne und 50 bronzene Exemplare, bittet Hrn. Brand, das Verlangte zu schicken, hatte von den »zurückkehrenden naturforschenden Freunden« Erfreuliches über Rauch gehört.

Eggers S. 397.

(*An Rauch. Weimar 1. Dezember 1828.*)

»E. W. habe unter dem 4. Nov.«, erneuert die Bestellung, meldet, »dass die Durchzeichnung des Peter Fischers in Arbeit sei«, grüsst ihn und die Tochter.

Eggers S. 398.

(*An Rauch. Weimar 8. Dezember 1828.)*

»E. W. übersende die gewünschte Durchzeichnung«, erwartet die bestellten Medaillen, wünscht eine Nachbildung des Telephus mit der Ziege und erbittet Rauchs und der Tochter Besuch bei ihrer Durchreise nach München.

Eggers S. 398.

(*An Rauch. Weimar 24. Mai 1829.)*

»Ungeduldig über mancherlei Hindernisse« wünscht Glück zur Vermählung von Rauchs Tochter, dankt Schinkel, bittet um vorherige Anmeldung seines Besuches.

Eggers S. 398.

(*An Weller. Weimar 12. August 1829.)*

»Mögen Sie wohl, mein Verehrtester« Prof. Göttling zur Rücksendung des Manuscripts ermahnen.

Biedermann S. 450.

(*An Frau v. Levetzow. Weimar 2. September 1829.)*

»Es ist nun jährig, dass Sie als theure geprüfte Freundin, mir Ihren Antheil zu erkennen gaben bei dem schweren Geschick das mich betroffen, denjenigen vor mir hingehen zu sehen, dem ich dem Laufe der Natur und meinen Wünschen gemäss in jene Gegenden hätte vorantreten sollen«. Wünscht Glück zu der Vermehrung der Familie, sendet Frl. Ulrike den »treulichsten Gruss«.

Arndt S. 15, 16.

(*An Rauch. Weimar 20. Februar 1832.)*

»Heute ist unsere gute Doris Zelter mit der kleinen Facius abgereist«, dankt für den Brief, freut sich Rauch wieder in Berlin zu wissen. »Ich lebe dort mehr als ich sagen kann und vergegenwärtige mir möglichst das mannigfaltige Grosse, was für die Königsstadt, für Preussen und für den ganzen Umfang der Kunst und Technik, der Wissenschaft und der Geschäftsordnung geleistet und gegründet wird«. Empfiehlt nochmals Frl. Facius und spricht ausführlich über ein von ihr in Stein zu schneidendes Bild. Wünscht, dass Rauch mit Tiek und Beuth sich für Errichtung eines Instituts

für plastische Anatomie interessirte, das er »als eine Weltangelegenheit« ansehe. »Verschweigen kann ich jedoch nicht, dass ich mir manchmal selbst hiebey wunderlich vorkomme, denn ich finde mich fast zum ersten Male auf propagandistischem Wege. Sonst stellte ich meine Überzeugungen hin und liess sie gewähren: diessmal möcht ich sie lebendig durchgeführt sehen. Es scheint das Alter wird ungeduldig, wo die Jugend langmüthig war«. Grüsst Schinkel und sendet Coudrays Grüsse an denselben.

Eggers S. 399, 400.

B. Neue Ausgaben der Werke.

Jugendbriefe Goethe's. Ausgewählt und erklärt von Dr. Wilhelm Fielitz, Oberlehrer am Gymnasium zu Wittenberg. Berlin, Weidmann. XII. und 307 SS.

Wiederabdruck von 204 Briefen, vom 23. Mai 1764 an bis 3. September 1783. In drei Abtheilungen. 1. Frankfurt, Leipzig, Frankfurt, Strassburg. 2. Frankfurt, Wetzlar, Frankfurt. 3. Weimar. Der Anhang enthält: Aus Goethe's Weimarer Tagebuch; Personenverzeichniss. Die beiden ersten Abtheilungen wiederholen zumeist das im »Jungen Goethe« mitgetheilte Material, vermehrt mit einigen Briefen an Sophie La Roche; die dritte bringt Briefe an Frau v. Stein, an Kraft, Johanna Fahlmer u. A. Die Briefe sind durch einen biographischen Text mit einander verbunden; die Anmerkungen enthalten sachliche (literar-historische u. s. w.) Erklärungen. — Die Briefe sind mit wenigen Ausnahmen unverkürzt mitgetheilt: Orthographie und Interpunktion sind vollkommen modernisirt: nur an drei Stellen ist der Text durch Conjektur geändert. Unter den neuen Beiträgen zur Erklärung sei die Notiz (S. 125) hervorgehoben, dass Unterhaltungen über den Selbstmord (mit Johanna Fahlmer) vielleicht anknüpften an gemeinsame Lektüre des Vikars of Wakefield.

Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, verwittwete Gräfin von Bernstorff. Zweite Auflage, mit Einleitung und Anmerkungen. Leipzig. F. A. Brockhaus 1881. XI. und 166 SS. kl. 8°.

Herausgeber ist W. Arndt in Leipzig. Von ihm rühren Vorwort, Einleitung und die Anmerkungen S. 81—166 her.

Die Briefe Goethe's, zum ersten Male 1839 von A. v. Binzer herausgegeben, sind mit den Originalen collationirt; die im Besitz der Wittwe des ersten Herausgebers durch M. Carrière, 2 in der Sammlung des Freien Deutschen Hochstifts durch W. Creizenach, 6 in Leipzig (Sammlung von R. Brockhaus und Hirzel'sche Bibliothek). Die 20 ersten Briefe vom 26. Januar 1775 bis 4. März 1782; Brief 22 vom 17. April 1823 als Antwort auf Augustens Brief vom 15. Oktober 1822. Die Einleitung gibt eine Biographie der Adressatin und eine kurze Charakteristik der Briefe. Die sehr ausführlichen Anmerkungen geben Erklärungen im Einzelnen, chronologische Untersuchungen, mancherlei Vermuthungen, z. B. dass das Lied Gretchens »Meine Ruh ist hin« vor dem 25. März 1775 gedichtet und an Auguste geschickt sei; der Anhang enthält einen Brief der Auguste an Klopstock und Johanna Elisabeth von Winthem 25. April 1776. — Die Ausstattung ist sehr zierlich.

Die Leiden des jungen Werthers von J. W. Goethe. Gedruckt in der Werkstatt der Heinzelmännchen, getreu nach der ersten Ausgabe von 1774. München. Adolf Ackermann. 224 SS. des kleinsten Formats (64°).

Allerliebste Spielerei, nach Art des vor einigen Jahren in Italien erschienenen kleinen Dante. Dieselbe Verlags-Handlung hatte das Jahr vorher eine ähnliche Ausgabe von Schillers Räubern herstellen lassen. Die Herstellung ist eine photographische, keine typographische, die Buchstaben sind sehr klein, trotzdem ziemlich scharf. Auf dem Titelblatt, am Anfang der Einleitung und der Briefe, sowie am Schlusse sind die kleinen Vignetten der Original-Ausgabe nachgebildet, oben an der Seite die verzierten Striche, unten die Paginirung A1—8 u. s. w. und die Hinweisungen auf das Anfangswort der folgenden Seite. Schnitt des Buches, die roth und weiss gepressten Decken und der goldverzierte Deckel des Einbandes sind überaus anmuthig und zierlich.

Goethe's Hermann und Dorothea, mit 8 Bildern von Arthur Freiherr von Ramberg, nach den Original-Oelgemälden in Lichtdruck hergestellt von Friedrich Bruckmann. Mit Ornamentstücken von Adolf Schill. Neue Ausgabe. Dritte Auflage. Berlin. G. Grote'sche Verlagshandlung 1881. kl. fol. 67 SS.

Die neue Ausgabe wird auch als Volksausgabe bezeichnet und empfiehlt sich durch ihre herrliche Ausstattung und ihren

mässigen Preis. Die acht genialen Bilder Rambergs, deren photographische Wiedergabe gradezu meisterhaft ist, erregen ausser durch ihren unvergleichlichen Kunstwerth noch durch den Umstand besonderes Interesse, dass sie in den Gestalten Hermanns und der Mutter Goethe und Frau Rath repräsentiren. Die Bilder stellen dar: 1. Die beiden Alten unterm Thorweg; 2. Der Zug der Auswanderer; 3. Hermann und die Töchter des Nachbars; 4. Hermann und die Mutter unterm Birnbaum; 5. Dorothea und die Wöchnerin; 6. Hermann und Dorothea am Brunnen; 7. Heimkehr beim Anzuge des Gewitters; 8. Die Heimführung. Die Ausgabe enthält blos den Text, ohne Einleitung und Anmerkungen.

Hermann und Dorothea. Von Goethe. Leipzig. Goldhausen's Verlag. 78 SS. 12°.

Titel-Auflage des bereits 1878 in der »Genossenschafts-Buchdruckerei« erschienenen Bändchens. Text-Abdruck mit kurzer Vorbemerkung über Entstehung des Gedichts. Bildet das 3. Bändchen der »Hausbibliothek. Auslese von Werken der bedeutendsten Schriftsteller des In- und Auslandes«.

Deutsche Dichtung im Liede. Gedichte literaturgeschichtlichen Inhalts, gesammelt und mit Anmerkungen begleitet von Dr. J. Imelmann, Prof. Berlin. Weidmann. XXV. und 619 SS. Lex.-8°.

Goethe'sche Gedichte sind mitgetheilt über: König Rother, Nibelungenlied, Otnit (Stellen aus dem Maskenzug 1810), Reineke Fuchs, Hans Sachs (2), Gellert, Klopstock, Wieland (3), Herder (2), Voss, Bürger, Schiller (5), Kotzebue; über Goethe zunächst 14 Gedichte zur Selbstcharakteristik, sodann Gedichte von Beer, Dingelstedt, Geibel, Gleim, Grillparzer (2), Grün, Hebbel (2), Immermann (2), Mörike, Platen, Rückert (8), Schenkendorf, Schiller, Schlegel (3), Simrock, D. F. Strauss, v. Strauss, Tieck, Uhland (3), Wackernagel, Zedlitz. — Die Gedichte über Goethe S. 277—338; Anmerkungen dazu S. 604—606, z. B. über das Gedicht »Deutscher Parnass«.

*Altclassisches Lesebuch. Musterstücke aus den griechischen und lateinischen Classikern in deutscher Uebersetzung von Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Goethe, Schiller u. A., herausg. von Albert Wittstock. Halle a. d. S. Buchhandlung des Waisenhauses (1879). VIII. u. 696 SS.

Enthält von Goethe S. 32: Anakreon an die Cicade (Werke, Hempel 2, 462): S. 132—141: Euripides, Phaëton, Versuch einer Wiederherstellung aus den Bruchstücken; S. 161 bis 164: Euripides Bachantinnen (die beiden letzteren Hempel 29, S. 500—519).

Faust und Iphigenie s. unten Dramen (Schröer, Vockeradt).

Museum. Sammlung literarischer Meisterwerke. Nr. 3, 8, 9. 14. Faust. Eine Tragödie von Wolfgang von Goethe. Erster Theil: Hermann und Dorothea; Iphigenie auf Tauris; Torquato Tasso. In neuer Rechtschreibung. Billigste Ausgabe in eleganter Ausstattung. Elberfeld. Eduard Lolls Nachfolger. Verlagshandlung. 123, 56, 60, 90 S. gr. 8°.

Zu unglaublich billigen Preisen (Heft 20 bis 30 Pf.): mit schönem Druck und Papier. Nr. 8, 9, 14 auch cartonnirt u. d. T.: Schulausgabe, sonst ganz in derselben Ausstattung zu etwas erhöhtem Preise. Die Schulausgaben etwas verändert: H. u. D.: Euterpe fehlen z. B. nach Cholevius' Vorgang die 2 Verse: Dass Dir werde die Nacht bis: freier und eigener werde.

Faust. Eine Tragödie von Johann Wolfgang von Goethe. Erster Theil. Illustrirt in 50 Compositionen von Alexander Liezen Mayer, Direktor der kgl. Kunstschule in Stuttgart. Mit Ornamenten von Rudolf Seitz. Ausgeführt in 9 Radirungen von W. Hecht und W. Krauskopf und in Holzschnitten von W. Hechts xylogr. Anstalt. Gedruckt bei Gebrüder Kröner in Stuttgart auf Papier der G. Schauffelen'schen Fabrik zu Heilbronn. München. Theodor Stroefer's Kunstverlag. 254 SS. in 4°.

Ausser den im Titel genannten Radirungen enthält das wundervolle Prachtwerk 8 ganzseitige und 33 mittelgrosse Holzschnitte nebst vielen ornamentalen Illustrationen. Auch der Text ist reich verziert. Einstweilen liegt nur der erste Theil vor; der zweite Theil, von Max Klinger illustrirt, soll bis Mai 1881 vollendet sein. Der Text ist ohne jede Einleitung und Bemerkung. Die Scenen sind nummerirt (1—25); zur Unterscheidung der einzelnen sind erklärende Worte in Klammern beigefügt z. B. Studirzimmer (Beschwörung), Studirzimmer (Bündniss) u. a.

Goethe Gedenk-Buch. Hie bin ich! Dass Freunde seiner schonend sich erfreu'n, | So kann ich auch nur sagen: Nimm' es hin. Tasso. | Wilhelm Friedrich. Leipzig. Universalbuchhandlung. 277 SS. in 12°.

In Monate und Tage getheilt. Jedem Monat ist auf einer besondern Seite ein Goethe'scher Vers vorangestellt, dem Februar z. B.: Vom Eise befreit sind Strom und Bäche (Faust); Oktober: Beschränkt der Rand des Bechers einen Wein, Der schäumend wallt und brausend überschwillt. (Tasso.) Jedes Blatt ist sodann drei Monatstagen bestimmt auf der linken Seite drei Stellen Goethe's (bei Epen und Dramen ausser dem Werke auch die Person genannt, welche jene Worte zu sprechen hat), mit Angabe des Stücks, aus welchem die Stelle entlehnt ist. Selten fehlt das Citat z. B. S. 184; nicht selten ist es ungenügend z. B. S. 244: »Distichen«; häufiger: »Eigenes und Angeeignetes« statt Sprüche in Prosa; auf der rechten Seite drei leere Abschnitte, mit den Monatstagen bezeichnet, zum Einschreiben von Bemerkungen bestimmt. Nach welchem Grundsatz der Herausgeber bei der Anordnung der Blumenlese verfahren, ist nicht zu enträthseln. Sehr komisch ist der Druckfehler (S. 24.) in der Unterschrift des Gedichtchens »Immer niedlich«: Chenup statt Genug. (Hempel II. 270.)

Goethe-Buch. Goethe'sche Lebens- und Weisheitssprüche zur Einführung in des Dichters Denk- und Sinnesweise nach den Tagen des Jahres zusammengestellt und mit Commentar, Gedenkbuch, sowie Personen- und Sachregister versehen von Paul Knauth, Gymnasialoberlehrer. Zweite Ausgabe. Leipzig. Commissionsverlag von Wilhelm Friedrich 1881. 184 SS. in 8°.

S. 1—136: Goethe'sche Sentenzen für jeden Tag, (an manchen Tagen mehrere); rechts der Name berühmter Männer, welche an den betreffenden Tagen geboren oder gestorben sind, z. B. 1.—4. Januar: Zwingli und Murillo, Byron, Cicero, J. Grimm, mit Angabe der Jahreszahlen, links Daten aus Goethe's Leben und literarischer Thätigkeit, z. B. 7. April: (1808 Faust I. Theil erscheint). Der Fundort der Sprüche und Gedichtstellen ist nicht regelmässig angegeben, S. 137—161: Erläuterungen (im Ganzen 170) mit Hinweisung auf andere ähnlich lautende Worte Goethe's und Parallelstellen anderer Dichter mit Auseinandersetzungen über Pessimismus, die wohl an einen passendern Ort hätten verwiesen werden können. S. 162—171: »Anmerkungen zum Gedenkbuche« (XXV.)

Aussprüche Goethe's und Anderer über die in den Tages- und Jahresdaten erwähnten Personen z. B. über Lessing, Herder. u. A. S. 172—179: Sachregister; S. 179: Erklärung der Abkürzungen; S. 180—184: Personenregister.

C. Uebersetzungen.

*Le Faust de Goethe, traduit en vers français par M. Marc-Monnier. Paris. Sandoz et Fischbacher. 12°. 1879.

Als meisterhaft characterisirt, mit einzelnen Proben. Mag. f. Lit. d. Ausl. 1879. Nr. 49. S. 749 ff.

Goethe. Faust. Première partie. Préface et traduction de H. Blaze de Bury, onze eaux-fortes de Lalauze. Gravures de Méaulle d'après Vogel et Scott. Paris. A. Quantin, imprimeur-éditeur 7, rue Saint-Benoit 1880. XLIX. und 274 SS. kl. fol.

Glänzend ausgestattetes Werk. Die 11 Kupferstiche sind: Portrait de Goethe (darunter: Jean Wolgang (!) G.); Cabinet de Faust; La sensation: Chez la sorcière; La rencontre: Dans le jardin; Mort de Valentin; Le sabbat; Dans la prison. Zu diesen ausgezeichnet ausgeführten Blättern kommen am Anfang und Ende jeder einzelnen Scene Textillustrationen oder Vignetten: Darstellung der Häuser, Strassen, Schmuckgegenstände, Kopf des Mephistopheles u. a. m. Die Einleitung, die auch auf H. Grimms Vorlesungen und v. Loepers Ausgabe Bezug nimmt, handelt über die Entstehungsgeschichte des Faust, Characteristik von Gretchen und Mephisto, Goethe's Stellung zur Religion, Philosopie, Politik u. s. w. Die Uebersetzung (seit 1840 zum 14. Male gedruckt) enthält Prosa und Poesie in seltsamer Mischung; dem Texte sind nur in der Walpurgisnacht einige Anmerkungen beigegeben. Auf die Uebersetzung folgt Notice bibliographique und zwar: über Behandlung der Faustsage vor Goethe: Ausgaben des Goethe'schen Faust: französische Uebersetzungen in Prosa (11 von 1827—1878), in Versen (7 von 1840—1875); Nachahmungen (besonders Opern): Abhandlungen (letzteres Verzeichniss ungemein dürftig). Den Schluss (p. 263—271) macht eine Notice artistique von A. J. Pons, in welcher die bildlichen Darstellungen von Faust und Gretchen durch Cornelius, E. Delacroix, Ary Scheffer u. a. besonders behandelt werden.

*Faust. A Tragedy. By Goethe. Translated into English verse by William Dalton Skoones, B. A. London. Trübner & Co., Ludgate Hill. 1879 230 SS. kl. 8°.

Nur Uebersetzung des ersten Theils mit Widmung, dem Vorspiele auf dem Theater und im Himmel. — Dem Original entsprechend sind nur die beiden Scenen: »Trüber Tag, Feld; Nacht, offen Feld« in Prosa: alles Uebrige ist in gereimten Versen.

Franceso Muscogiuri: L'elezione et l'incoronazione di un re dei Romani, Ricordo giovanile di W. Goethe. (Nuova Antologia, anno 15. vol. XXII. fasc. 16 S. 619—648).

S. 633—647 italienische Uebersetzung der bekannten Krönungsschilderung aus D. u. W. mit mancherlei historischen Anmerkungen.

Iphigenie in Tauris. Uebersetzung ins Polnische von Marie Kurtzmann. Tarnów. Verlag der Bibliotheka Uniwersalno. 1880.

Im »Mag. f. Lit. d. Ausl.« S. 504 als treu gerühmt, aber »zu viel Zartheit und Weichheit auch in pathetischen Scenen.«

D. Einzelschriften und Erläuterungen.

1. Allgemeines.

Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes für Wissenschaften, Künste und allgemeine Bildung in Goethe's Vaterhause. Vom Lenzmonate 1878 bis zum Wintermonate 1879. Frankfurt am Main. Freies Deutsches Hochstift. In Besorgung bei F. A. Brockhaus in Leipzig. XVI. und 575 SS.

Vgl. oben S. 467 ff. In den Mittheilungen über die eingegangenen Neuigkeiten sind viele der 1878 und 1879 erschienenen Abhandlungen und Schriften über Goethe genannt: unter den aufgezählten Geschenken finden sich viele Goethe-Schriften und Ausgaben. Sodann zahlreiche Mittheilungen über die Schicksale des Vaterhauses Goethe's und des Grabes der Frau Rath. Von literarischem Werthe sind die Notizen S. 16 über ein von Th. Vollmer überreichtes

handschriftliches Werk: »Chronologisches Verzeichniss der Aufführungen Goethe'scher Stücke auf dem Stadt-Theater in Frankfurt am Main, beginnend mit dem Jahre 1793 und fortgeführt bis zum Jahre 1878«, S. 27 fg. über den Plan, »ein würdiges Sammelwerk aller, oder wenigstens der vorzüglicheren Bildnisse Goethe's in möglichst gleichmässigen lichtkünstlerischen Vervielfältigungen der unmittelbar nach dem Leben entnommenen Kunstwerke (mit strengem Ausschlusse aller mittelbaren Nachbildungen) zu veranstalten und herauszugeben«. Ueber dies Werk und Goethe-Bildnisse überhaupt S. 299 fg., 411—433. S. 38: Mittheilung über eine in Upsala 1811—1820 in 19 Bänden erschienene Goethe-Ausgabe. — S. 238: Goethe-Urkunde 17. Juli 1831: Kauf eines am Frauenthor in Weimar belegenen Wohnhauses. — S. 239: Notizen über 3 Briefe der Lilli: 16, 26., 28. September 1810. — S. 300 fg.: Gedenkblatt Goethe's an Frau v. Berg, Weimar 20. Juli 1809: Wie es dampft und braust und sprühet (Hempel III, 330). S. 320: Andeutung von Dr. Volgers Forschungen über Willemer und sein Haus, welche der Veröffentlichung harren, vereinigt mit einer reichen Sammlung von Ergänzungen und Berichtigungen zu dem Briefwechsel mit Marianne. S. 444: Das Gedicht: Im Athemholen sind zweyerlei Gnaden (Hempel IV, 10) als Stammbuchspruch an G. R. v. Poletika (Weimar April 1825) übergeben, der seit langer Zeit an Asthma litt. S. 375—407: Feier von Goethe's Geburtstag 1879. S. 456—492: »Jahrhundertfeier des Besuches des Herzoges Carl August zu Sachsen-Weimar in Goethe's Vaterhause vom 18. bis 22. Herbstmonates 1779« (vgl. Goethe-Jahrb. I., 389 und unten.

Wold. Frhr. v. Biedermann: Vierte Fortsetzung der Nachträge zu Hirzels: Neuestem Verzeichniss einer Goethe-Bibliothek. (Archiv für Literaturgesch. IX. 552—559.)

Gibt Nachträge aus den Frankfurter gel. Anzeigen (nach Biedermann. Goethe-Forschungen S. 344 ff.;) ferner aus den Jahren 1825, 1839, 1845, 1852, 1854, 1855, 1870, 1874, 1876. 1877, 1878 und ein Verzeichniss der Goetheinedita enthaltenden Publikationen des Jahres 1879, die zumeist in der vorjährigen Bibliographie gleichfalls erwähnt sind; einzelne damals übergangene sind in der diesmaligen nachgetragen.

R. M. Werner: Goethe-Literatur (seit dem Aufhören des Privilegs). [Jahres-Supplement zu Meyers Conv.-Lex. II. 438—444.]

Zusammenstellung und kurze Besprechung der Literatur nach folgenden Rubriken: Bibliographisches, Textrevision, Einzelwerke, Ungedrucktes, zu Goethe's Leben und Zeitgenossen. Auch dem Goethe-Jahrb. sind einige freundliche Worte gewidmet. Die Zusammenstellung ist übersichtlich, das Urtheil ruhig und gerecht.

G. v. Loeper: Miscellen. Die Gegenwart, Bd. XVII. Nr. 25. S. 399. Vgl. oben S. 450. Berichtigungen zum 1. Band und zwar zu S. 287, 321, 371, 383.

Studien zur Goethe-Philologie von J. Minor und A. Sauer. Wien. Karl Konegen (Franz Leo u. Comp.) IX. u. 292 S.

Enthält 4 grössere Abhandlungen über den jungen Goethe bis zum Jahre 1773: 1. Goethe's älteste Lyrik, 2. Herder und der junge Goethe, 3. Die zwei ältesten Bearbeitungen des Götz von Berlichingen, 4. Götz und Shakespeare. 1. gibt eine Untersuchung über die frühesten Lieder Goethe's, eine Vergleichung ihres Sprachschatzes mit dem der damaligen Anakreontiker und einen historisch-kritischen Commentar; 2. soll zeigen, wie Goethe in der nach-strassburger Zeit die von Herder durch Schriften und Gespräche in ihn gepflanzten Ideen weiter in sich ausgebildet, wie er sie in Leben und Dichtung praktisch verwerthet hat (Faust, Kunstansichten, Sprache, Verskunst, Volkspoesie, Homer, griechische und biblische Studien): 3. vergleicht die ersten Ausgaben 1771 und 1773, beide im »Jungen Goethe« Bd. II. abgedruckt (Einheit, Concentration der Handlung, gestrichene Scenen, Adelheidscenen in B, Motivirung, Aenderungen veranlasst durch persönliche Erlebnisse, Characteristik, politische Tendenz, Stiländerung und Sprache), 4. zeigt die Verehrung und Würdigung Goethe's durch die einzelnen Mitglieder des Strassburger Kreises; Beeinflussung des Götz in Bezug auf Charactere und sprachliche Eigenthümlichkeiten.

Miscellanea Goethiana von Herman Wentzel. XVI SS. in 8°. Separatdruck aus: Viro illustrissimo atque doctissimo Augusto Stinner . . summos in philosophia honores ante 50 annos collatos . . congratulatur Philomathia Oppoliensis. Oppeln. J. Raabe 1880. XXXIII SS.

Lateinisch. Der Name »Werther« sei gewählt wegen seiner Bedeutung = mehr werth (carior); zur Begründung werden

Stellen, Hempel 81, 87, 111 angeführt. 2. Der Name Ogon, mit welchem Charlotte v. Stein in ihrem Trauerspiel »Dido« Goethe bezeichnet, sei aus den englischen Worten ogre (Werwolf) und gone (gegangen) entstanden, sei also eine freie Wiedergabe des Namens Wolfgang. 3. Das Lied »Ueber allen Gipfeln« sei keineswegs, wie Kuhn (Germania 1843) bemerkt habe, Nachahmung eines schlesischen Volksliedes, biete aber Anklänge an Verse des griechischen Lyrikers Alkman, welche Goethe durch den berühmten französischen Philologen Villoisin, der sich 1782 fg. am Weimarer Hofe aufhielt, kennen gelernt haben mag.

J. Imelmann: Anmerkungen zu deutschen Dichtern. (Separatdruck aus »Symbolae Joachimicae«. Festschrift des königl. Joachimsthal'schen Gymnasiums. Aus Anlass der Verlegung der Anstalt veröffentlicht von dem Lehrer-Collegium des k. J. G. 1. Theil. Berlin. Weidmann'sche Buchhandlung.) 38 SS. Lex.-8°.

S. 22—36: Goethe. 1. Die Worte Marianne's (»Die Geschwister«), »dass ichs eben so mehr auch gestehe« sind Frankfurter Provinzialismus. 2. Erwin und Elmire (Hempel IX., 28) statt: »Wendet sie Schmerzen tief in der Brust« zu lesen: »wecket«. 3. Uebereinstimmung mit Menander in der Abneigung gegen die Heautongnosie. 4. Die in den Sprüchen mehrfach gelehrte »Einfachheit der Wahrheit« knüpft an eine Betrachtung des Euripides an. 5. Spruch 826 erinnert an Larochefoucauld. 6. Der Keim der Elegie »Amyntas« ist in dem Epigramm des Antipater von Sidon (griechische Anthologie). 7. Uebereinstimmung des Hauptmotivs der Iphigenie mit dem des sophokleischen Philoktet. 8. »Deutscher Parnass« richtet sich gegen Gleims Antixenie (s. Jahrb. I., S. 438 fg.). 9. Zusammenstellung Goethe'scher Dichtworte mit denen Früherer: Logau, Milton, Klopstock und Späterer: Uz, Chronegk, Schiller, Kerner, gleichsam um Vorbildung und Nachwirkung zu erweisen.

Jahrbuch für das deutsche Theater. Von Joseph Kürschner. Leipzig. L. E. Foltz. VIII und 384 SS.

Enthält auch viele Mittheilungen zur Goethe-Literatur. Zur Ergänzung der Bibliographie im Goethe-Jahrb. ist Kürschners Zusammenstellung S. 288 wichtig. Sonst verdient Hervorhebung S. 88—90: Bericht über die erste Faust-Aufführung in Braunschweig, 19. Januar 1829, und die Jubelfeier, 18. Januar 1879: 90 fg.: Der (nicht gefeierte) Säkulartag der

Iphigenie (5. April; worüber zu vgl. Aufsätze von Rob. Keil: Gartenlaube Nr. 15 und M. Martersteig: Deutsche Bühnen-Genossenschaft Nr. 15), S. 98 fg. Notizen über Goethe-Denkmale, 277 fg. über Goethe-Bilder.

Julian Schmidt: Goetheana.

(»Im neuen Reich« Nr. 24, S. 939—943.)

1. Der Schuhu in den »Vögeln« nicht, wie F. H. Jacobi meinte, Klopstock, sondern professioneller Recensent über literarische und politische Dinge, unter dem ersteren vielleicht Nicolai verstanden, unter dem letzteren Schlözer. 2. Das Gedicht vom »ewigen Juden«, vollendet Frühling 1774, steht in merkwürdigem Widerspruch mit der in »Dichtung und Wahrheit« gegebenen Erzählung von Ahasver.

H. Pröhle: Zur Goethe-Literatur.

(Voss. Zeitg. Sonntagsbeil. Nr. 17, 18, 19.)

1. Besprechung von Biedermanns Goethe-Forschungen, mit einigen Einzelheiten über Goethe's Verhältniss zur Freimaurerei (Bode) und zu Helmine v. Chézy. 2. Ueber Goethe's Besuch in Helmstedt, nach der von Pröhle (Feldgarten) und Varnhagen mehrfach benutzten und theilweise abgedruckten Selbstbiographie Weitze's (1783—1840). Zweimaliger Verkehr Goethe's mit Lafontaine, 1802 und 1803 (Goethe irrthümlich als Kaufmann angesehn). 3. Nochmaliger Versuch, ohne Beibringung neuen Materials »Satyros« auf Basedow zu beziehen. (Darauf, wie auf andere Einzelheiten bezieht sich auch Pröhle's Besprechung des Goethe-Jahrbuchs, s. oben S. 466.)

F. Meyer von Waldeck: Goethe-Literatur I. Zu den Werken und Briefen. Aus Goethe's Freundes- und Bekanntenkreise.

(Literaturblatt für german. und roman. Philologie 1880. Nr. 5, 7. S. 172—175, 243—246.)

Ausführliche Besprechung von Sabells Festschrift, Scherers Frühzeit, Biedermanns Forschungen, Goethe-Göttling-Briefwechsel (Goethe-Jahrb. I. 394, 419 ff., 431 ff.), ferner des französischen Schriftchens: La Marguerite de Faust. Méditation sur le poëme de Goethe. Avec une préface en vers de M. Emile La bedédollière. Paris. A. Ghio 1879.

W. v. Biedermann: Die Goethe-Literatur von 1880 bis Jahresmitte.

(Wissensch. Beil. der Leipziger Zeitung Nr. 76, S. 449—454.)

Besprechung von Düntzers Biographie, Goethe-Göttling-Briefwechsel; Jahrbuch; Schrift von Pietsch (s. u.), mit werthvollen Berichtigungen und Mittheilungen von Notizen aus dem Tagebuch (28. Oktober 1826, 18. März 1829) und 2 Briefen: 21. März 1825: 12. August 1829 (vgl. oben Regesten).

Gustav Karpeles: Goethe-Frühling.

(Westermanns Monatshefte Bd. XLVIII., Nr. 288 S. 784—792.)

Besprechung von O. Brahms Schrift, der Hempel'schen Ausgabe der Werke, des Schaper'schen Denkmals, der Devrient'-schen Faustbearbeitung und der Berliner Aufführung derselben.

W. Buchner: Zur Goethe- und Schiller-Literatur.

(Blätter für literarische Unterhaltung Nr. 38, 39 S. 593 bis 598, 611—617.)

Bespricht 11 Goethe betreffende Schriften und zwar Scherer: Frühzeit; Bernays, Düntzer: Biographie: Sabell; Bielschowski; Gnad: Semler vgl. Goethe-Jahrb. I., 431, 441, 442, 394, 443, 439, 435; ferner: Düntzer Faust 3. Aufl. 2. Theil, Leipzig 1879; ausserdem (vgl. unten) Grimm, Vorlesungen, 2. Aufl.; Lobstein.

2. DRAMEN.

Goethe's Faust. Neue Beiträge zu Kritik des Gedichts von Friedrich Vischer. O. dass dem Menschen nichts Vollkommnes wird, Empfind ich nun! Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz u. Comp. XVI u. 368 SS.

Neue (Titel) Auflage des bereits 1876 veröffentlichten Buches. Eben der Umstand, dass das Buch nicht neu ist, rechtfertigt die blosse Nennung des Titels und den Hinweis darauf, dass es in zwei grosse Abschnitte zerfällt: 1. Die lange Säumniss und ihre Ursachen. 2. Die inhaltschweren Stellen des Gedichts.

Fr. Vischer: Zur Vertheidigung meiner Schrift: Goethe's Faust. Neue Beiträge zur Kritik des Gedichts 1875.

(Deutsche Revue über das ges. nat. Leben, herausg. von R. Fleischer: Berlin, Janke. IV. Jahrg. II. Bd. S. 178 ff.: 319—334.)

Wendet sich besonders gegen Kuno Fischer, verwirft dessen Einwände und Erklärungen über die Stelle im Prolog: So lang' er auf der Erde lebt, | So lange sei dir's nicht verboten, Es irrt der Mensch, so lang' er strebt: ferner über mehrere Worte des Mephistopheles.

K. J. Schröer: Literarische Unterhaltungen.

(Blätter f. lit. Unterhaltung Nr. 15, S. 225—229.)

Anknüpfend an den frühern Aufsatz (Jahrb. I., S. 434) versucht er den Nachweis, dass auch der zweite Monolog, der nicht im Faustfragment von 1790 steht, in die Jugendzeit zu setzen sei; auch die Domscene nur die Zeile: »Auf Deiner Schwelle wessen Blut?« 1800; die Kerkerscene sei nicht 1798 entstanden, sondern damals sei nur der Versuch gemacht worden. die Prosascene in Verse zu bringen.

Goethe's Faust erster und zweiter Theil, erklärt von Oswald Marbach. Stuttgart. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung 1881. XIII und 481 SS. gr. 8°.

Aus Vorlesungen entstanden, welche der Verf. vor etwa 40 Jahren an der Universität Leipzig begonnen und seit 1875 wieder aufgenommen hat. Das Buch enthält nur einen Commentar nicht einen Textabdruck, gibt aber bei den 52 Scenen der Dichtung (der Verf. zählt 25 solcher Scenen im ersten, 27 im zweiten Theile und etwas abweichend von Loeper 12089 Verse) kurz den Inhalt an. Das Buch beginnt mit einem Gedichte: »Den Manen Goethe's zum Johannisfest 1880«, enthält in einer Einleitung die Skizzirung der Aufgabe; erzählt »eine Episode aus meinem Leben«, einen Besuch des Verfs. in Weimar (1829), bei welchem er Goethe nicht sah, eine kurze Abhandlung »das Böse und der Böse«, sodann die Erklärung im Einzelnen: Erster Theil S. 17—141; zweiter Theil bis S. 411: den Schluss (S. 411—481) macht ein sehr ausführlicher Index. — Der Verf. polemisirt gegen die gelehrte Art der Erklärung, ferner gegen die Sucht der Commentatoren, Ereignisse aus dem Leben des Dichters zur

Erklärung des Dichtwerks herbeizuziehen, und endlich gegen das Bestreben derselben, Irrthümer Anderer aufzuzählen und zu widerlegen; er will vielmehr das Dichtwerk »so commentiren, dass ich lediglich den Inhalt aufsuche und alles Störende, ohne mich auf persönliche Polemik einzulassen, fernhalte und ablehne, um mich mit meinen Lesern der lauteren Geistesfreude an dem Schönen und Herrlichen hinzugeben, was der grösste Dichter unseres Volkes uns dargeboten hat, um uns und mit uns, in uns und durch uns die Menschheit zu fördern in der Entwicklung ihres Culturlebens«. Freilich hat sich der Verf. trotz seines Versprechens nicht ganz der polemischen Bemerkungen enthalten (vgl. S. 306 fg.). Auch manche andere Bemerkungen reizen zum Widerspruch; an sehr vielen Stellen hat man Fleiss, Gründlichkeit und Scharfsinn des Commentators zu loben; die Bibliographie indessen ist nicht der Ort, Anerkennung oder Tadel näher zu begründen.

Faust von Goethe. Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung, herausgegeben von K. J. Schröer. Erster Theil. Verlag von Gebr. Henninger 1881. LXXXVI und 303 SS. kl. 8°.

Für den Abdruck des Textes ist keine Vergleichung der Handschriften angestellt (nur S. IX Anm. wird ein Stückchen aus dem 2. Theil, 3. Akt nach dem Autograph des Dichters, in Loepers Handschriftenverzeichniss Nr. 12, 13 mitgetheilt), sondern der Versuch gemacht »nach den mir erreichbaren Mitteln einen Text zu geben, der so conservativ als möglich bestrebt ist, des Dichters Wortlaut wiederzugeben. Loeper und Düntzer gegenüber bin ich mehrmals auf die ursprüngliche Textgestalt zurückgegangen«. Die Einleitung enthält folgende Abhandlungen: Die Entstehung von Goethe's Faust (im Wesentlichen ein Abdruck der Goethe-Jahrb. I. S. 434 und oben S. 501 angeführten Aufsätze); die Verszählung; der Alexandriner (mit Hinweis auf Bartsch's Aufsatz, Goethe-Jahrb. I. S. 119); Faust in Prosa: (polemisirt gegen Scherers Vermuthung von dem Prosaentwurf des Faust 1771/72); die ersten Aufführungen von Goethe's Faust; (Nachträge zu Enslins Schrift aus Holtei's und Laroche's des noch lebenden Schauspielers Mittheilungen); S. 1—287 Text und Erklärung, letztere unter dem Text; S. 288 bis Schluss: Register. Die Erklärung sprachlich und sachlich, mit vielen literarischen Hinweisungen und polemischen Bemerkungen. S. 255, 256 eine längere Bemerkung »über die von Loeper beigebrachten handschriftlichen Les-

arten zu Scene 18—20«. Die Erklärung geht manchmal gar zu sehr ins Einzelne und gibt Selbstverständliches oder Ueberflüssiges: Interpunktionsänderungen (z. B. S. 30) hätten begründet, nicht nur registrirt werden müssen. – Vielleicht findet sich Gelegenheit, in einem der nächsten Bände des Jahrbuchs den Schröer'schen Commentar und die übrigen neuesten Fausterklärungen eingehender zu würdigen.

Heinrich Düntzer: Die vorgebliche erste prosaische Fassung von Goethe's Faust.

(Archiv für Literatur-Geschichte IX., 529—554.)

Behauptet, mit Bezug auf Riemers Angabe (Mittheilungen I., S. 348 fg.), er habe eines Morgens die Scene »Trüber Tag, Feld« unmittelbar nach der Conception auf Goethe's Diktat niedergeschrieben, dass ein früheres (Prosa)concept nicht existire und versucht die einzelnen von Scherer (Aus Goethe's Frühzeit) geäusserten sprachlichen Vermuthungen (Parallelen mit Götz) zu widerlegen. Er zieht den Schluss: »Von einem Versuche der Ausführung des »Faust« im Jahre 1773 findet sich durchaus keine Spur; wir müssen diese in den Herbst 1774 setzen«. (Ist es aber billig und würdig, dass Polemiken, welche wissenschaftliche Dinge betreffen, in so heftigem, persönlichem Tone geführt werden?)

Adolph Enslin: Die ersten Aufführungen des Goethe'schen Faust. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters. Berlin. Gebrüder Paetel. 70 SS. und 2 unpagg. Bll.

(Auch vorher schon in: Deutsche Rundschau. 6. Jahrg., 10. Heft, S. 95—114.)

Bespricht Goethe's geringe Neigung, den Faust auf die Bühne zu bringen oder aufgeführt zu sehn; die Compositionen des Fürsten Radziwill (Abdruck der betr. Briefstücke Zelters und der von Goethe gedichteten Zusätze: Geisterchöre, Gartenscene; Besprechung der „Scenen aus Goethe's Faust«, Lithographien); Karl v. Holtei und dessen Faust; Holtei's Versuch im Königstädtischen Theater in Berlin den Faust in selbstständiger Bearbeitung u. d. T.: »Des weltberühmten Erz- und Schwarzkünstlers Doctor Faust Pactum mit der Hölle. Melodrama in 3 Acten und einem Vorspiel nach Goethe mit des Dichters Bewilligung für die Bühne eingerichtet von Holtei« aufzuführen, scheiterte an dem Widerspruch des Dichters und

des Intendanten der k. Schauspiele und Holtei verfasste daher selbst ein Drama: »Doctor Johannes Faust, der wunderthätige Magus des Nordens« das am 10. Januar 1829 aufgeführt wurde; Angabe von dessen Inhalt: Klingemann und die erste Faust-Aufführung in Braunschweig (Inhalts-Angabe von August Klingemanns Bühnenstück: »Faust, eine dramatische Legende in 5 Akten«: das Goethe'sche Stück in seiner Bearbeitung, am 19. Januar 1829 zuerst aufgeführt: Notizen über einige Darsteller); Goethe's achtzigster Geburtstag. Dresden, Leipzig, Weimar (Faust-Aufführungen als Huldigung für den greisen Dichter, in Dresden durch Tieck, 27. und 29. August 1829, Leipzig 28. August, Weimar 29. August; Notizen über die Schauspieler, über die am Faust geübte Censur (S. 51); Spätere Aufführungen (München 12. April 1830, Wien 29. Mai 1839, Berlin 15. Mai 1838). Der zweite Theil des Faust (Mittheilungen aus Schöne's Fortsetzung und F. Vischers Parodie; Notizen über die ersten Aufführungen). Den Anhang bilden photolithographische Abbildungen in verkleinertem Masstabe der Theaterzettel der ersten Aufführung in Braunschweig und Weimar 1829. Dieser Anhang, sowie einzelne Anmerkungen sind im Separatdruck neu.

Der Biblische und der Goethe'sche Faust. Vortrag gehalten von Oberrabbiner Dr. J. Hollander. Der Reinertrag ist für die innere Ausschmückung der hiesigen Synagoge bestimmt. Trier. Commissionsverlag von Heinrich Stephanus 1881. 24 SS. 8°.

Inhaltsangabe des Buchs Koheleth »des biblischen Faust«: Parallelisirung einzelner Stellen mit Goethe'schen. Der Verf. findet u. A. einen Vorzug des erstern darin, dass der Verzweifelnde ein mächtiger reicher König und nicht ein armer Gelehrter ist. Er meint ferner, dass »in der Verwandtschaft des deutschen und israelitischen Faust die enge Geistesverwandtschaft der deutschen mit der israelitischen Nation als nachgewiesen betrachtet sei«.

Sul tipo del Mefistofele e sull' ideale della Margherita nella tragedia Faust di W. Goethe. Cenni filosofico-critici del Dr. Niccolo' Franzutti. Lodi. Tipografia editrice Costantino dell' Avo. 31 SS. in 8°.

Mit Berücksichtigung des Gounod'schen Faust. Einzelne Stellen des Goethe'schen Textes sind getreu nach dem Original in italienische Prosa übersetzt. Mephistopheles sei die Personi-

fikation des Hiob der Bibel, des Falstaff bei Shakespeare und des Thersites in den homerischeh Gedichten! Margarethe sei das Ideal des Weibes schlechtweg. Ein Appendice (S. 27—31) handelt sui traduttori di Poeti inglesi e tedeschi in italiano e viceversa, wo z. B. Maffei getadelt wird, dass er zur Uebersetzung des Verses: »Das Aechte bleibt der Nachwelt unverloren« (Faust, Vorsp.) einen Dante'schen Vers (Par. XVII., S. 149) zu Hilfe genommen und dadurch, wie an vielen anderen Stellen die Einfachheit seiner Uebersetzung geschädigt habe.

Faust. skärskådad i Spiritismens Ljus. Några anteckningar af J. F. Fröléen. Stockholm. Ebeling und Comp.

Will zunächst zeigen, »wie die spiritistischen Phänomene der Gegenwart in vielen Theilen mit den Wunderthaten, welche Faust vollbracht hat, übereinstimmen, wenn auch die letzteren die ersteren bei weitem übertreffen«, ist aber auch literarisch nicht uninteressant durch eine Zusammenstellung der Faustliteratur von 1587 bis Gounods Faust und durch Inhaltsangabe der Schrift »Doctoris Johannis Fausti Manual-Höllenzwang« (sic!). (Vgl. Poestion im Mag. f. Lit. d. Ausl. 1880 Nr. 46. S. 652.)

Essai sur le Faust de Goethe par J. Ehni, Dr. ph. anc. past. Genève. Imprimerie Charles Schuchardt (libr. J. Sandoz). 165 SS.

Die Einleitung handelt über die Faustsage, das Leben Goethe's, die Composition des Faust (drei Fassungen: 1771—75 veröffentlicht 1790, 1797—1806 veröffentlicht 1808, 1824—1831 veröffentlicht 1832 als 2. Theil). Die Erklärung bespricht ausführlich die beiden Prologe und unterscheidet drei Theile: Faust allein; Faust in Verbindung mit Mephistopheles (Wissenschaft und Genüsse der Welt); Fausts Thätigkeit gefördert durch Mephistopheles (2. Theil). Sehr viele einzelne meist ganz kleine Stellen sind in französische Verse übertragen.

Katalog Nr. 70 von Theodor Ackermann in München. Faust-Literatur 1494—1880. IV und 42 SS.

Enthält 1059 Nummern in 20 Abschnitte getheilt: Einleitendes über die Faustsage; Volksbuch vom Dr. Faust (darunter eine bisher so gut wie unbekannte Ausgabe aus dem Jahre 1596); Das grosse Faustwerk von J. Scheible;

Christoph Wagner, Fausts Famulus; Magische Werke, welche Dr. Faust verfasst und hinterlassen haben soll; Dramatische Bearbeitung der Faustsage: Volksschauspiel, Marlowe; Weitere Bearbeitungen vor Goethe; Goethe's Faust: Fortsetzung desselben von anderen Dichtern; Uebersetzungen; Erläuterungen (und zwar: in selbstständigen Schriften, in anderen Werken, in Zeitschriften); Musikalische Bearbeitungen, Parodieen, Illustrationen; Dramatische Bearbeitungen nach 1790; Faust als Ballet; Die Faustsage als Gedicht, Roman, Novelle; Vermischtes; Nachtrag. Werthvolle Zusammenstellung, freilich sehr vieles Kleinliche (unbedeutende Besprechungen einzelner Aufführungen; Schriften in denen einzelne Verse citirt sind) und mancherlei Ungehöriges enthaltend. Gleich die erste Nummer: P. Fausti Andrelini elegiae Paris 1494 gehört durchaus nicht hierher: F. Andrelinus aus Forli war ein sehr bekannter italienischer in Frankreich lebender vieldichtender Humanist, der mit der Faustsage in gar keiner Beziehung steht.

Adalbert Rudolf: Der Name Mephistopheles.

(Herrigs Arch. f. d. Stud. neuerer Sprachen LXII., S. 289 bis 318.)

Weitere Ausführung der Goethe-Jahrb. I., S. 385 angedeuteten Vermuthung. Die Abhandlung zerfällt in folgende Abschnitte: 1. Hölle, Lucifer; 2. Faust und Mephistopheles.

Heinrich Düntzer: Zu Goethe's Faust.

(Arch. f. Lit.-Gesch. IX., S. 439, 440.)

In der Stelle (2. Theil, 4. Akt): »Das heiss ich endlich vorgeschritten«, sei endlich = doch, vorgeschritten = tüchtig vorwärtsgekommen zu nehmen.

Faust. Eine Satire von H. E. Jahn. Rostock. C. Meyers Buchhandlung. 15 SS. 16°.

Soll eine Satire auf die »tintenblut'gen, wilden Bücherwürger« sein, die mit Faust »einem halbverhungerten Dichter« und Mephistopheles »einem wohlgenährten Kritiker« auf dem Bloxberg zusammenkommen, ist aber eine ganze tolle Zusammenstellung witzloser Bemerkungen, unter denen selbstverständlich solche gegen die Juden nicht fehlen.

*Arnold Wellmer: Goethe und seine Festspiele.
(Magdeburgische Zeitung 1879 Nr. 375, 377, 379, 381, 383.)

Fünf grosse Artikel, oft von ermüdender Weitschweifigkeit und lästigem Breittreten häufig gesagter Dinge (Gedichte Wielands, Einsiedels, Briefexcerpte), beginnend mit der Aufführung von Paläophron und Neoterpe (Berlin Sylvester 1878). Dann: Corona Schröter, Darstellungen von Lila, Erwin und Elmire, geflickte Braut. Jahrmarktsfest von Plundersweilern, Iphigenie, Verhöhnung von Woldemar (Wellmer schreibt beständig: Waldemar) und Alceste; Seckendorfs Kallisto; die Vögel; das Neueste von Plundersweilern; Maskenzug 1781 und Berliner Prolog 1817. Im Einzelnen vielfache Unrichtigkeiten und Auslassungen, die nicht alle erwähnt werden können.

Anton Bettelheim: Beaumarchais über Goethe's Clavigo.
(Die Gegenwart. Band XVII., Nr. 25, S. 396—398.)

Theilt eine Ansicht Loménie's (Beaumarchais et son temps II., 343), Beaumarchais habe sich um ausländische Stimmen über sein Wirken wenig bekümmert, berichtigend, einen Brief Beaumarchais an Marsollier (29 germinal, an VII.) mit, der noch vor Goethe das Fragment eines spanischen Reisetagebuchs dramatisirt hatte, in welchem er u. A. von der Aufführung des Goethe'schen Clavigos in Augsburg, der er selbst beigewohnt habe, erzählt und fortfährt: »Mais l'Allemand avait gâté l'anecdote de mon mémoire en la surchargeant d'un combat et d'un enterrement, additions qui montraient plus de vide de tête que de talent.

Goethe's Iphigenie auf Tauris. Ein Schauspiel. Für die Zwecke der Schule erläutert und methodisch bearbeitet von Dr. H. Vockeradt. Paderborn. Ferd. Schöningh. VI und 185 SS.

S. 1—132 Abruck des Textes mit sprachlichen, sachlichen, historischen Anmerkungen. Von S. 132 Methodischer Anhang. I. Fragen zur Vermittlung des Verständnisses der Auftritte und Aufzüge. Durchnahme jedes einzelnen Auftritts in Fragen nach 1. Inhalt, 2. Gliederung, 3. Charakteristik, 4. Kunst der Composition, 5. Sprachlicher Darstellung. Am Schlusse eines jeden Aufzugs allgemeine Fragen über denselben und Zusammenstellung der aus ihm zu entnehmenden Themata für Aufsätze und Vorträge; zuletzt allgemeine Fragen über

das ganze Thema und nochmals Themata und zwar 41. Darauf (34) Sentenzen des Dramas als Aufsatzthemata und zum Auswendiglernen. II. Die Quelle des in der Iphigenie bearbeiteten Stoffes und die Benutzung derselben. III. Die Geschichte der Goethe'schen Iphigenie. — Das Werkchen bildet einen Theil (den 4.) von Schöninghs Ausgaben deutscher Classiker mit Commentar; in dieser war schon früher ein Werk Goethe's erschienen, nämlich Hermann und Dorothea von Funke.

Paul Stapfer. L'Iphigenie en Tauride de Goethe.

(Revue politique et litéraire de la France et de l'étranger. 10 année. 2 série. Nr. 7. 14 aout. S. 145—151.

Betont das griechische Moment in Goethe's Iphigenie, im Gegensatze zu den ähnlichen Stücken französischer Dichter; selbständig sei bei Goethe der Ausgang des Stücks und der Character der Heldin. Die moralische Grösse der Iphigenie bestehe in »abnégation«. Prosaische Uebersetzung einzelner Stellen aus den letzten Reden der Iphigenie und des Orestes.

Zur fünfzigjährigen Wiederkehr des Tages welcher einst Karl August Hase der Universität Jena zuführte zum 15. Juli 1880 widmet innige Glück- und Segenswünsche der freundschaftlich Zugethane. (Friedr. Zarncke.) Leipzig, Druck von W. Drugulin. 14 SS. kl. fol. Abgezogen in 50 bezifferten Exemplaren.

Ueber Elpenor. Das Stück, zu dem ersten Ausgang der Herzogin Luise, nach der Geburt des Erbprinzen (1783) bestimmt, sei mit Anlehnung an eine von Hyginus erzählte, von Euripides in einem fragmentarisch erhaltenen Drama bearbeitete Geschichte gedichtet. Elpenor sei der Sohn Antiopens; Plan der Fortsetzung sei etwa der gewesen, dass Lykos den bei den Hirten verborgenen Knaben für den Sohn der Antiope haltend, denselben getödtet, zu spät bemerkt habe, dass er sein eigenes Kind umgebracht und aus Schmerz und Reue sich selbst den Tod gegeben habe.

W. v. Biedermann: Goethe's Caesar.

(Wissensch. Beil. der Leipz. Zeitg., Nr. 30, 11. April 1880, S. 176—178.)

Nachrichten über eine Bearbeitung dieses Stoffes 1770—1778, Anregung dazu durch Shakespeare, hohe Meinung von Caesar;

Zusammenstellung der wenigen bei Schöll mitgetheilten Stellen des Fragments: der Plan wird fallen gelassen, weil der Gedanke an »Egmont« u. a. auftaucht.

Götz v. Berlichingen in: Das deutsche Ritterdrama des 18. Jahrhunderts. Studien über Joseph August von Törring, seine Vorgänger und Nachfolger von Otto Brahm. Strassburg. Karl J. Trübner. X u. 235 SS. 8°.
(Quellen u. Forschungen, Heft 40.)

Bespricht im vierten Abschnitt (S. 69—103): Die ersten Wirkungen des Götz und geht dabei besonders auf Klingers Otto, Maiers Sturm von Boxberg, Hahns Robert von Hohenecken ein. Auch sonst: S. 142 Götz v. Berlichingen als Vorbild für L. Tiecks Karl v. Berneck, S. 143 fg.: Anklänge an Götz v. Berlichingen in Schiller'schen Dramen. In der 2. Beilage: Stilistische Beobachtungen (S. 204 ff.) finden sich zahlreiche Bemerkungen über den Stil in Götz v. Berlichingen und anderen Goethe'schen Werken.

Jacob Minor: Goethe's Apotheose des Künstlers.
(Neue freie Presse, 12. Okt. 1880.)

Vergleich zwischen »Des Künstlers Apotheose« veröffentlicht 1789 und der ältern Fassung desselben Dramas »Des Künstlers Vergötterung« vgl. Goethe-Jahrb. I., S. 393. In der Vergötterung »ein von der Empfindung volles Herz macht den Künstler«; in der Apotheose »der angehende Künstler, dem gerathen und geholfen werden soll, bleibt über all dem Rathen und Helfen dumm«; in der Vergötterung sollte wohl »der verstorbene Künstler an der Hand der Muse erscheinen und durch die vergötternde Hingebung des Jüngers und Meisters, überhaupt der Nachwelt gefeiert werden«; in der Apotheose ist an Stelle der Verklärung die Ironie getreten.

3. GEDICHTE.

R. M. Werner: Zum Leipziger Liederbuche Goethe's.
(Archiv für Literaturgeschichte X., S. 75—82).

Weist nach, dass das Lied: »Einst ging ich meinem Mädgen nach« nicht nach dem Vorbild von Weisse's Gedicht: Die »Vorsicht«, sondern nach dem zweier anderen desselben

Verf. »Der Kuss« und »der Wald« entstanden, und dass dasselbe Motiv von früheren und späteren deutschen Dichtern mehrfach behandelt worden sei.

Robert Hein: Nachträge zu Hoffmann v. Fallersleben: Unsere volksthümlichen Lieder. 3. Aufl. 1859.
(Archiv für Literaturgesch IX., 225—250.)

S. 232 fg. Das Gedicht »Das Veilchen« 1773 gedichtet, nicht 1775; S. 235 fg. Bemerkungen über die Gedichte: Ergo bibamus, Rattenfänger, Vanitas vanitatum vanitas, Gewohnt, gethan; Marmottenlied aus dem »Jahrmarktsfest«; Bundeslied; Offene Tafel; nur Zusammenstellung der bekannten Literatur.

C. E. Putsche: Eine Inschrift Goethe's aus dem Forstrevier Waldeck bei Bürgel.
(Weimarische Zeitung 20. Juli.)

Vermuthet, dass die Inschrift, welche Goethe am angegebenen Ort, während seines dortigen Aufenthalts mit Kalb, Einsiedel und Bertuch auf eine Forsttafel geschrieben haben soll, nicht wie bisher citirt: »Nur Luft und Licht und Freundesliebe! Ermüde nicht, wenn dies noch bliebe! oder: Ermüde nicht, wenn dies dir bliebe« sondern: »Nur Luft und Licht und Freundeslieb' Ermüde nicht, wem dies noch blieb« gelautet habe.

Ludolf Parisius: Zur Vorgeschichte von Goethe's Hermann und Dorothea.
(Didaskalia, Frankfurt a. M. 15., 17., 18. Februar.)

Anknüpfend an eine Aeusserung des Abgeordneten Freytag in der bayrischen Kammer (13. Januar), die Stellung der These: »Vorgeschichte des Gedichtes Hermann und Dorothea von Goethe« als Seminaristen-Arbeit, sei ein Zeichen der überspannten Lehrer-Bildung, eine Aeusserung, welche eine kleine Debatte hervorrief, gibt Parisius Auszüge aus der bekannten Quelle Goethe's: »Ausführliche Historie derer Emigranten« Leipzig 1732 mit einigen literarhistorischen Bemerkungen und Verweisen.

»Glück und Frieden!« Goethe's Hermann und Dorothea ethisch ausgelegt von Karl Weiss. Direktor der Frauen-Industrie- und Bildungs-Schulen von Erfurt. Strassburg im Elsass.

Magdeburg, Halle a. d. S., Chemnitz i. S. und Halberstadt. Berlin. F. Oehmigke's Verlag (R. Appelius).

Sehr wortreiche, oratorisch gehaltene Auslegung der Gedanken und Charakterisirung der einzelnen Personen des Gedichts nach folgenden Abschnitten: Welt und Zeit; Alltag und Masse; Ideal und Leben; Die Religion und ihr Diener; Zeit und Ewigkeit. Ob wirklich derartige phrasenhafte oft vulgäre Ausführungen den vom Verfasser angestrebten Zweck erreichen, dass »Lehrer der Literatur ein Vorbild darin finden mögen, wie man unsere Classiker in das Herz des Volkes pflanzen soll«? Ich zweifle daran.

Zu Goethe's römischen Elegieen. Von F. (Aus der Schweiz). (Augsburger Allg. Zeitung Nr. 58, Beil., 27. Februar.)

Elegie 15: »Wie es Dein Priester Horaz«, spielt an auf Horaz, Carmen saeculare V. 9, nicht auf Properz, wie Göttling wollte. Elegie 5: »Amor schüret die Lamp' indess und denket der Zeiten, Da er nämlichen Dienst seinen Triumvirn gethan«, müsse auf die politischen Triumvirn, nicht etwa auf die drei grossen römischen Lyriker gedeutet werden.

Die olympische Gesellschaft zu Köln. Ein Beitrag zur Kölner Literatur-Geschichte der Neuzeit. Von Hubert Ennen. Würzburg. Stuber. 30 SS. 8°.

S. 26—28: Zwei Briefe des Stadt-Sekretärs Fuchs aus Cleve (23. Juni und 22. Dezember 1811) über das Denkmal der opferfreudigen und unglücklichen Johanna Sebus. In einem kommt die Stelle vor: »Auf Betrieb des Hrn. von Keverberg hatte Goethe ein Gedicht über die ganze Begebenheit verfertigt, welches von Zelter in Musik gesetzt, hier in Cleve mehrmals aufgeführt worden«. (Die Composition schickt Zelter 17. Februar 1810, Zelter I., 386ff., nachdem schon vorher von dem Gedicht mannigfach die Rede gewesen; von der ersten Aufführung berichtet Goethe am 18. November 1810 daselbst S. 418. Vgl. auch Annalen. Hempel, Abschn. 757).

Das Tagebuch. Noch nicht gedrucktes Gedicht von Goethe. Berlin. Th. Lemke, Ritterstr. 27. 8 SS. in 8°. Erste bis vierte Auflage.

Längst gedruckt vgl. Jahrb. I., S. 437 fg. Die Lorbeeren der Carlsbader und Wiener Collegen haben den Berliner Buchhändler nicht ruhen lassen.

4. PROSASCHRIFTEN.

Werther: (Grenzboten 1880, II., S. 350 fg.: Besprechung des Goethe-Jahrb. I.).

Im Briefe vom 4. Mai: »Ich habe meine Tante gesprochen und bei Weitem das böse Weib nicht gefunden, das man bei uns aus ihr macht« ist Goethe's Tante, die Frau Geheimräthin Lange gemeint.

Werther: Briefe von Herzog Karl August und Herzogin Amalia von Sachsen-Weimar an Prof. J. C. Majer.

(Aus dem Würtemb. Vierteljahrsheft für Landesgesch. in: Weimarische Zeitung, Sonntagsbeilage 4. Juli.)

J. C. Majer 1741—1811, hielt 1772—1774 dem Prinzen Carl August Vorlesungen über deutsche Reichsgeschichte und Staatsrecht und blieb auch weiter in gutem Einvernehmen mit ihm. Carl August schreibt 6. Nov. 1774: »Sehr erfreut es mich, dass Malchen, ihre Parcen und ihr Staatsrecht, ihnen noch so viel Lebens-Geister übrig gelassen dass Sie noch mit mir die Schönheiten der Leiden und die edle Tugend der Geliebten des Unglücklichen Werthers fühlen könnnen. || Oh! welch ein Glück eine Lotte zu lieben, welche die Ermunterung, die Begeisterung zu allen Geschäften giebt«. Ein anderer Brief vom 7. März 1782 und ein Brief der Herzogin Amalia vom 4. Nov. 1798 enthält wenige rein persönliche Mittheilungen.

H. M. Richter: Der junge Werther in Wien und Wien in der Werther-Epoche. Antiquarische Studien.

Deutsche Revue, 4. Jahrg. Heft 8, 9. S. 164—181, 290—308.)

Literarische Bewegung Wiens vor Werther; Begeisterung für Lessing; geistige Annäherung Oesterreichs an Deutschland; Buchhandel und Leselust; Betheiligung an Sturm und Drang: Lavater; Beurtheilung von Jacobi's Woldemar: »Man sieht, dass er den Herrn Göthe nachpoetisiren will«; Theilnahme am Rührenden, so dass z. B. eine Zeitschrift (1776) opponirt: »Es ist leichter die Menschen zu verzärteln, als ihnen überlegende Vernunft, Stärke des Geistes, Standhaftigkeit und Grösse einzuflössen. Darum ist es nicht gut, wenn der Geschmack am Rührenden so die Oberhand gewinnt, dass er beinahe ein ausschliessendes Recht bekommt«. Nachahmungen des Werther: Sigwart; Werther-Fieber, Drama 1785;

Bretschneiders Parodie; Ratschky's Verse. Bekanntsein Goethe's in Wien: Beurtheilungen und Aufführungen seiner Dramen. Der Werther nicht erst durch ein Feuerwerk den Wienern bekannt geworden; dieses 22. Juni 1781 abgebrannt u. d. T.: Werthers Zusammenkunft mit Lottchen im Elysium hat mit der Goethe'schen Erzählung nichts zu thun. Die Sage durch Andeutungen Nicolai's entstanden.

Wilhelm Herbst: Wetzlar und die Wertherperiode.
(»Daheim« XVI., Nr. 28, 29, S. 448—451, 458—461).

Darstellung von Goethe's Stimmung und Erlebnissen in jener Zeit: Lotte, Maxe Brentano (von der letztern entlehnt die schwarzen Augen der Lotte Werthers); den Motiven der Dichtung: Liebe und Ehre; Schilderung von Goethe's damaliger Dichterarbeit: Scherers Annahme eines Prosa-Faust im Jahre 1772 etc. sei unbeweisbar »um so fester aber steht die Annahme, dass die Faustidee überhaupt bereits vor und in die stillbewegte Zeit jenes Wetzlarer Sommers fällt«. Andeutung der Wirkung Werthers. Feier für Jerusalem 1776.

R. M. Werner: Goethe als Märchenerzähler.
(Neue fr. Presse. Wien 9. Juni.)

Besprechung und Verurtheilung des Meyer v. Waldeck'schen Buches (vgl. Jahrb. I., S. 439). Einzelne Scenen des »Neuen Paris« erinnerten an das 3. Gesicht des Philander v. Sittewald.

H. Düntzer: Goethe's Märchen; Der neue Paris und die neue Melusine.
(Westermann's Monatshefte N. F. XLVII., Nr. 281, S. 634 bis 641.)

Der neue Paris, dictirt 3. Juli 1811 (»nach einer noch nicht benutzten Angabe in Goethe's Tagebuch«.) Besprechung beider Märchen, mit Berücksichtigung und theilweiser Widerlegung der Schriften von Meyer v. Waldeck (Goethe-Jahrb. I., S. 439) und Bielschowki (daselbst S. 443 fg.).

H. Düntzer: Goethe und Tristram Schandy.
(Archiv für Literaturgesch. IX., S. 438—439.)

Die Stelle, Briefe an die Fahlmer (S. 92 fg.): »Verworrenheiten des Diego und Juliens« u. s. w. aus T. S. c. 87; Tagebuch 4. April 1777 θεοδίδακτος zu lesen aus das. c. 19.

H. Brunn: Laokoon. Zum Andenken an Karl Bernhard Stark. (Archäologische Zeitung XXXVII., 1879, S. 167—170.)

Geht von Goethe's Bemerkungen (Dichtung und Wahrheit, 11. Buch, Ende) aus; »auch in dem vorliegenden Falle erweisen sich die Erörterungen Goethe's erst recht fruchtbar, indem sie dem äusseren Zeugnisse die tiefere, innerliche Begründung hinzufügen«.

H. Pröhle: Geflügelte Worte. II Weltliche Citate, mit besonderer Rücksicht auf Goethe's Büchertitel »Dichtung und Wahrheit«.

(Vossische Zeitung, 5. September, Sonntagsbeilage Nr. 36.)

Der Titel stamme aus einem Aufsatze J. G. Jacobi's in der »Iris« 1774 »Dichtkunst. Von der poetischen Wahrheit«.

II. BIOGRAPHISCHES.

A. ALLGEMEINES.

Goethe. Vorlesungen gehalten an der Kgl. Universität zu Berlin von Herman Grimm. Zweite durchgesehene Auflage. Berlin, Wilhelm Hertz, 1880. VIII und 524 SS.

Neu sind die Beilagen S. 489: Wichtigste Ausgaben: S. 490—492: Goethe's Briefe, Sprüche, Verhältnisse zu Personen und Orten; S. 492—495: Erläuterungsschriften (alphabetisch nach dem Namen der Autoren); S. 496—503: Zeittafel, beginnend: 1474—1533 Ariost, schliessend: 1880 Enthüllung des Goethe-Denkmals in Berlin, ausführlich ist die Zeit von 1759—1832 behandelt; S. 504—524: Register, über Goethe speciell: S. 509—513: Leben; Italien; Familie; Briefe; Aeusserungen; Eigenschaften; Styl, Sprache, Metrik; Allgemeines; Werke. — Der Text des Buches ist im Ganzen unverändert der der ersten Auflage (2 Bände, Berlin 1877).

*Studies in German Literature by Bayard Taylor. With an introduction by George H. Boker. New-York. G. P. Putnams Sons 1879. IX u. 418 SS.

S. 304—337: Goethe: S. 337—388: Goethe's Faust. Der erste Artikel eine biographische Skizze mit Würdigung

der Hauptwerke, Vergleichung mit Shakespeare; der zweite eine Geschichte der Faust-Legende und des Goethe'schen Faust, Darlegung des Inhalts mit Uebersetzung vieler einzelner Stellen beider Theile. (Gegenüberstellung von Original und Uebersetzung.) Von den anderen Aufsätzen des Taylor'schen Bandes sind 6 der deutschen Literatur bis zum 17. Jahrh. einschl., die 4 übrigen: Lessing; Klopstock, Wieland, Herder; Schiller; Jean Paul gewidmet.

J. Barbey d'Aurevilly: Goethe et Diderot. Iconoclaste. Paris. E. Dentu. XXIII u. 290 SS.

Jämmerliches Machwerk! Ein kindischer, ohne jede Spur von Urtheil und Kenntniss unternommener Versuch, Goethe zu vernichten. In 8 Capiteln S. 1—119 wird: Theater, Poesie, Philosophie, Roman, Kunst und Reisen, Wissenschaft behandelt. In dem Schlusswort meint der Verf.: man sehe in Goethe nur: mesquinerie égoisme, bourgeoisisme, und bemerkt: On ne le lit guère déjà, bientôt, on ne lira plus! In der Biographie Diderots S. 119—265 ist von Urtheilen Goethe's über Diderot, von seiner Uebersetzung des Neffen Rameau's nicht die Rede, der Schluss (S. 263—265) ist nur eine Wiederholung unflätiger Schimpfereien. Einen ähnlichen Charakter trägt die Schlussabhandlung (S. 267—288), eine Besprechung der französischen Uebersetzung der Gespräche zwischen Goethe und Eckermann, in welcher einige Urtheile Goethe's über französische Literatur hervorgehoben und in der Manier des Verf. behandelt werden.

Literaturbilder. Klopstock. Lessing. Wieland. Herder. Die Göttinger. Goethe. Schiller. Von Joseph Lerique. Mit 10 Porträts. Düsseldorf. L. Schwann'sche Verlagshandlung. 1881. VIII und 382 SS.

Die Bilder sind gezeichnet auf »Grundlage christlicher Weltanschauung«. Goethe S. 213—309. Porträts: Goethe nach dem Porträt von May aus dem Jahre 1779, Goethe nach der Rauch'schen Büste. Behandelt 1. Goethe's Leben und Schriften 2. Goethe's Literarische Bedeutung. Die Darstellung ganz sorgsam, wenn auch mit mancherlei Fabeln gemischt (sehr heftig gegen Christiane); die Beurtheilung der lyrischen, epischen, dramatischen Arbeiten meist würdig. An die Besprechung schliesst sich die Mittheilung längerer Stellen aus Götz, Iphigenie, Tasso, Faust.

B. BIOGRAPHISCHE EINZELHEITEN.

Zur Geschichte der Familie Goethe.

(Frankfurter Nachrichten. Beilage zum Intelligenzblatt 14. 18. 19. Juni, S. 1618 fg., 1653 fg., 1663 fg.)

Der ungenannte Verfasser weist aus den Beedebüchern Frankfurts nach, dass Goethe's Grossvater, der Schneidermeister Friedr. Georg Goethe 1687 mit einem Vermögen von 300 fl. verzeichnet ist, Ende 1704 dagegen von einem Vermögen von 15000 fl. besteuert wurde, dass also das Vermögen nicht erst durch die Verheirathung mit der Wittwe Schelhorn entstanden ist. Notizen über die Kinder, das Testament vom 17. Okt. 1729, aus dem hervorgeht, dass Joh. Caspar eine Summe von etwa 15000 fl. aus dem väterlichen Vermögen erhalten haben muss; zuletzt ein »Stammbaum der Familie Goethe in Frankfurt: neu revidirt nach den Kirchenbüchern«.

W. Stricker: Zu Goethe's Leben und Werken.

(Im neuen Reich, Nr. 14, S. 549—553.)

1. Goethe als Schlittschuhläufer auf den Rödelheimer Wiesen (22. od. 23. Jan. 1774). 2. Goethe's zweimaliger Besuch in seiner Vaterstadt vor und nach der zweiten Schweizerreise 1779 und 1780: 1.: 19—23. Sept.; 2.: Ende Dezember und Anfang Januar. 3. Goethe's Frankfurter und Thüringer Idiotismen. Aufzählung einer Reihe von Formen und Zetteln. 4. Ein Billet Goethe's.

W. Scherer: Gretchen.

(Z. f. d. A. N. F. Bd. XII. S. 231—235.)

Goethe's Liebesverhältniss zu Gretchen beruhe nicht auf eigner Erfindung, vielmehr sei Gretchen mit der W. zu identificiren, von der Goethe 1. Okt. 1766 an Moors schreibt, dies W. = Wagner (Kriegk, Senckenberg 326), das Lustspiel »Die Mitschuldigen« sei ein Niederschlag dieser Verbindung.

W. Lang: Herder und Goethe in Strassburg.

(Im neuen Reich. Nr. 25, S. 975—986.)

Besprechung in Anknüpfung an Hayms Herderbiographie (S. 979 A. Rücksichtnahme auf Goethe-Jahrb. I., 144 ff.; S. 984 Hinweis auf Satyros-Herder, ohne bestimmte Parteinahme).

A. Schneegans: Friderike Brion von Sesenheim 1770—1880.
(Die Gegenwart Nr. 35, S. 135—138.)

Erzählt die Geschichte des Autographs der »Mitschuldigen« (Hirzel'sche Sammlung), das ursprünglich im Besitz der Brion'schen Familie war, und versucht den Nachweis, dass das angebliche Bild Friderikens ein Porträt einer Bürgerfrau aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts sei.

*W. v. Biedermann: Goethe zu Frau von La Roche, deren Tochter und Enkelin, sowie zu Schlossers.
(Wissensch. Beil. der Leipziger Zeitung, 6. März 1879, Nr. 19, S. 113—115.)

Enthält eine Besprechung der im Goethe-Jahrb. I. excerpirten v. Loeper'schen Briefpublikation: theilt eine (bisher ungedruckte) Stelle aus Goethe's Tagebuch, 3. bis 10. Sept. 1826 mit, aus welcher hervorgeht, dass damals eine Wiederannäherung mit Bettina v. Arnim stattgefunden hat.

Wilhelm Fielitz: Goethe und Sophie La Roche.
(Archiv für Literaturgesch. X., S. 83—96.)

Andere Datirung einiger der von Loeper edirten Briefe. Goethe-Jahrb. I., 399, Nr. 1, nicht August 1773, sondern Februar/März 1874; daselbst Nr. 2 nicht Ende August 1773, sondern Februar/März 1775; daselbst Nr. 5 nicht 22. Januar 1774, sondern Sommer (d. h. Juli) desselben Jahres; in dieselbe Zeit daselbst Nr. 6 und S. 400, Nr. 4.

Paul Stapfer: Goethe et Lessing.
(Revue politique et litéraire Nr. 31; 31 janv., S. 720—727.)

Unterschiede beider Persönlichkeiten, Lessing combattant, Goethe artiste; ausführlichere Besprechung von Goethe's dramatischem Entwicklungsgang (Uebersetzung eines Theils der Shakespeare-Rede), Parallele zwischen beider Ansichten über Religion und Politik.

Ed. S(ack): Goethe und Lessing.
(Frankfurter Zeitung, 26. und 27. Oktober, 2 Artikel.)

Sehr harte Kritik gegen v. Biedermanns Ausführungen im Goethe-Jahrb. I., S. 17—44. Dem Autor werden Auslassungen in den von ihm citirten Stellen, Veränderungen einzelner

Worte vorgeworfen und das Bestreben Schuld gegeben, Lessing gegen Goethe herabzusetzen. — Ich registrire diese Auslassungen, ohne über ihren Werth und Unwerth mich zu äussern. Noch weniger gedenke ich meine persönliche Meinung über Aufsätze des Goethe-Jahrbuchs zu sagen, welche hochachtbare Männer von wohlverdientem literarischen Rufe geschrieben haben und mit ihrem Namen zu vertreten wohl geeignet sind. Nur muss ich zweierlei erklären: 1. dass der Ton, in welchem Hr. E. S. seine Angriffe erhebt, ein in anständiger Gesellschaft durchaus unerhörter ist, ein Ton, der vielleicht einem Dorfschulmeister seinen unerzogenen Schulkindern, aber gewiss nicht einem dilettirenden Feuilletonisten einem verdienten Gelehrten gegenüber zukommt, und 2. dass sowohl ich, als alle diejenigen, die es mit Goethe ernst meinen, aufs Entschiedenste gegen die uns von Hrn. S. gemachte Unterstellung protestiren, als wollten wir »Goethe, den Dichter und den Menschen zu einem Abgott zu erheben suchen, an dem nur Tugend und Genie, aber keine Fehler, Schwächen und Sünden bemerkt werden dürfen« und ferner, »neben Goethe jeden Andern klein, dürftig und mit allerlei Sünden und Gebrechen behaftet erscheinen« lassen. Wir wollen vielmehr, so hoch wir und mit uns alle Gebildete Goethe's Genie und Charakter verehren, unpartheiisch urtheilen, Jedem das ihm gebührende Verdienst gerne gewähren und als echte und treue Diener der Wissenschaft vorurtheilslos den Mann und seine Werke betrachten. Nur eins möge uns Hr. S. für jetzt und in alle Zukunft gestatten, dass wir den Kritiker der Frankfurter gelehrten Anzeigen von 1772 in jeder Beziehung höher stellen, als den Kritiker der Frankfurter Zeitung von 1880.

Goethe's Verhältniss zu Klopstock. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doctorwürde bei der philosophischen Facultät der Universität Leipzig, eingereicht von Otto Lyon, Oberlehrer an der Kgl. Realschule 1. Ordnung in Döbeln. Döbeln. Druck von J. W. Thallwitz. 134 SS.

Beeinflussung Goethe's durch Klopstock. Nachweis im Einzelnen, dass die »Höllenfahrt Christi« viele Ausdrücke und Bilder aus dem »Messias« entnommen; der Darmstädter Kreis weist wieder auf Klopstock hin; Goethe's »Elysium« anknüpfend an Klopstocks »Der Zürchersee«. 6 Punkte zusammengestellt, die das »Vortreffliche« Klopstocks enthalten, welches Goethe auf sich wirken liess: Durchbrechen zum vollen Leben, Empfindung etc. Die Einwirkung gehört den Jahren 1770

bis 1775 an; Zerwürfniss 1776; Literarische Angriffe: Epigramme 1795, 1796, Briefstellen aus den folgenden Jahren; gerechte Würdigung, die Goethe dem Todten angedeihen liess.

Julian Schmidt: Goethe's erstes Jahr in Weimar (1775—1777).
(Preuss. Jahrb., Band XLVI., S. 515—543.)

Nach kurzer Einleitung folgt eine Zusammenstellung von Brief-Auszügen Goethe's, Wielands, Einsiedels, Herders u. A.; Schilderung der Frau v. Stein, Lenz, Klopstock und Goethe; Corona Schröter; Jacobi's Allwill.

Bayard Taylor: Weimar im Juni (Deutsch von Marie Hansen-Taylor.)
(Deutsche Revue, IV. Jahrg., 10. Heft, S. 56—66.)

Bringt u. A. Mittheilungen aus Gesprächen der Alwine Frommann über Goethe und seinen Kreis, mit mancherlei Reminiscensen und Anekdoten aus der Weimarischen Glanzzeit.

Goethe und Berlin. Festschrift zur Enthüllung des Berliner Goethe-Denkmals von Otto Brahm. Berlin. Weidmann. 36 SS. 8°.

Goethe in Berlin (1778), bewundert Friedrich d. Gr., wird von Prinz Louis Ferdinand angestaunt, von Friedrich Wilhelm III. und den übrigen Mitgliedern des königlichen Hauses geehrt. Die Bewunderung in Berlin seit 1790 von grossen Kreisen ausgehend, dem Rahel'schen, etwas abseits Zelter. Der Goethecultus; drei Epochen: Rahel, ältere Romantiker (Tieck, Schlegel), jüngere (Bettina); als Vorläufer Moritz. Die 3 Epochen eingehender geschildert, Zelter als Vermittler zwischen Goethe und Berlin, des Erstern ungünstiges Urtheil allmählich umgestaltend.

K. N.-St. (Karl Neumann-Strela): Goethe und Schiller in Berlin.
(Voss. Zeitg., Freitag 10. September 2. Beil.)

Wiederholung allbekannter Thatsachen über Goethe's Besuch 15. Mai ff. 1778. —

Carl August in Frankfurt a. M. und die glücklichsten Tage im Leben der Eltern Goethe's 18. bis 23. Herbstmonates 1779. Bericht über eine Feier in Goethe's Vaterhause, veranstaltet vom Freien Deutschen Hoch-

stifte für Wissenschaften, Künste und allgemeine Bildung daselbst am 19. Herbstmonates 1879. Sonderabdruck aus den Berichten des Freien Deutschen Hochstifts 1878/79. Mit vier Bildnissen — einem der Herzogin Anna Amalia, einem des Prinzen Constantin und zweien des Herzogs und Grossherzogs Carl August — in Lichtdruck. Frankfurt a. M. Freies Deutsches Hochstift. In Besorgung bei F. A. Brockhaus in Leipzig. 4 unpagg. Bll., 4 Bilder, 36 SS. in 8°.

Der Inhalt ist in dem langathmigen Titel angegeben: vgl. übrigens oben S. 467, 495 fg., der Brief der Frau Rath (S. 24 bis 27) oben S. 310—312, die unpagg. Blätter enthalten Vorwort, kleine Gedichte und Widmung an den Grossherzog Karl Alexander. Die Originale (Hr. Volger schreibt Vorbilder) von 1, 3 und 4 (Anna Amalia; Carl August als Jüngling und als Greis) befinden sich im Grossherzoglichen Schloss zu Weimar: nur Nr. 4 ist mit einem Künstlernamen: Bruni bezeichnet; das Original des Bildes des 11jährigen Prinzen Constantin (S. 35 irrthümlich gleichfalls als Bild des jugendlichen Carl August bezeichnet) gemalt von Zieseniss ist Eigenthum der Kestner'schen Familie in Hannover. Auf der Rückseite des Umschlags eine Abbildung von Goethe's Vaterhaus in Frankfurt mit mancherlei Verzierungen.

(Lothholz): Italien und Goethe.
(Blätter für Handel, Gewerbe und sociales Leben, Beibl. zur Magdeb. Zeitg. Nr. 31, 32, S. 242—244, 249, 250.)

Goethe's Kunstbildung in Frankfurt, Leipzig, Düsseldorf: Verhältniss zur Natur, Eindruck und Wirkungen der italienischen Reise.

Julian Schmidt: Aus der Blüthezeit der deutschen Dichtung. Die Vollendung des Tasso. Goethe und Schiller 1788—89.
(Preuss. Jahrbücher Bd. 46 H. 2, S. 174—213.)

Stimmung in und über Italien, Studien für Tasso, gemischt mit persönlichen Beziehungen: Lenz, Frau von Stein. Schillers Eintritt in Weimar; Beziehungen zu Frau v. Kalb und Charlotte v. Lengefeld, Verhältniss zu Goethe und Moritz; Gedicht »die Künstler«; Vollendung des Tasso, Würdigung desselben. Herder in Italien; Schillers Verhältnisse zu den Frauen, Goethe's zu Christiane. Schillers Verlobung. (Das Ganze im Wesentlichen eine Aneinanderreihung von Briefstellen der Betheiligten.)

* Alfred Moschkau: Goethe und Karl August auf dem Oybin bei Zittau vom 28. bis 29. Sept. 1790. Eine Erinnerung für Verehrer Goethe's und Karl Augusts und für Besucher des Oybin. Mit einem Kupferstiche, das alte Gesellschaftshaus auf dem Oybin darstellend; nebst mehreren ungedruckten Handschriften Goethe's. Leipzig. Louis Senf. 1879. VIII und 30 SS.

Berichtet über Goethe's Besuch an genanntem Orte von Schlesien aus, über den dortigen komischen Schulmeister Johann Hübel und Goethe's an ihm geübten Scherz (ein Brief an denselben, nur durch die Tradition bezeugt, ist bisher nicht aufgefunden). S. 2, 3 Notizen aus dem (in Hirzels Sammlung befindlichen) Reisetagebuch Goethe's in Schlesien, S. 29 fg. Neudruck des Briefes an Döbereiner 28. März 1814; S. 30: ein kurzes Billet an den Herzog (Theaterangelegenheit) 27. März 1807.

Robert Boxberger: Die Veruntreuung des Manuscriptes von Wallensteins Lager.

(Archiv f. Literaturgesch. IX. S. 339—353.)

Wiederholt die »Weimarer Sonntagsblatt« 1856, »Grenzboten« 1857 mitgetheilten Briefe Goethe's an Kirms, 15. Oktober 1798, 4. März, 26. März, 2. April 1799, die Verordnungen vom 11., 16. März 1799, welche den »Theaterwöchnern« das Verleihen von Handschriften untersagen, Böttigers Besprechung der Piccolomini und einen ungedruckten Brief der Friderike Brun an Böttiger (19. März 1799), welchen sich Letzterer schreiben liess, um die Veruntreuung zu bemänteln. Sicher hat Böttiger sich die Abschrift durch seine Schüler machen lassen.

Bei Goethe. (Otto Glagau, Der Culturkämpfer, Sept.-Heft.)

Bericht Wilh. Zahns über seinen Besuch bei Goethe, 7. Sept. 1827 ff., dem Herausgeber mündlich mitgetheilt im Frühjahr 1877, über die Mittagsgesellschaft: Meyer, Eckermann, Riemer, den später eintretenden Grossherzog und Goethe's Urtheile über Zahns Zeichnungen nach Pompejanischen Gemälden. (Vgl. Didaskalia, 26. Sept., Nr. 269.)

R. S . . r (Robert Springer?). Wie Goethe wohnte.

(Deutsche Lesehalle. Sonntagsbeil. zum Berliner Tageblatt. Nr. 25, 20. Juni, S. 196 fg.)

Beschreibung des Goethehauses in Weimar mit manchen falschen Angaben: die Uhrgeschichte vgl. oben S. 331, wird dem Herzog von Coburg statt dem von Mecklenburg zugeschrieben, in eine unrichtige Zeit verlegt und feuilletonistisch ausgeschmückt.

Goethe's Stellung zur deutschen Nation von Arnold Schäfer, Prof. in Bonn. (Frommel u. Pfaff, Sammlung von Vorträgen III., 3.) Heidelberg. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 24 SS. in 8°.

Gehört zu den oben S. 452 erwähnten Vorträgen. Schilderung der Zeit und des Ortes, in denen Goethe aufwuchs: geringe Befriedigung in der Gegenwart, Verehrung der früheren Zeit, besonders deren Kunst. Götz v. Berlichingen. Politische Thätigkeit in Weimar, Betheiligung an den deutschen Ereignissen: Fürstenbund; Krieg gegen Frankreich; Theilnahmlosigkeit während der Befreiungskriege. »Goethe's Stellung zur deutschen Nation nach seinen letzten Lebensjahren bemessen zu wollen, würde ungerecht sein«.

Goethe's deutsche Gesinnung. Ein Beitrag zur Geschichte seiner Entwicklung. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der philosophischen Doctorwürde an der Universität Leipzig, eingereicht von Friedrich Gotthard Winter aus Schwarzenberg. Leipzig. Rossberg'sche Buchdruckerei. 91 SS.

Nur 1. Theil: Von Goethe's Jugend bis Ende der Freiheitskriege. Quellen: Goethe's Werke und Handschriften der Hirzel'schen Bibliothek. Hinweis auf Goethe's Bewunderung für Friedrich d. Gr., deutsches Volkslied, Gothik, Götz; über Bardenpoesie; Thätigkeit in Weimar; Fernhalten von Politik; Stimmung in den Freiheitskriegen: Epimenides.

Jürgen Bona Meyer: Goethe's Naturliebe.
(Deutsche Revue, IV. Jahrg., Heft 11., S. 166—178.)

Naturbetrachtung der Dichter des 18. Jahrhunderts: Haller, Klopstock; im Gegensatz dazu: Goethe; Frankfurt, Wetzlar, besonders Schweiz (grosse Auszüge aus den Reisebriefen), Einwirkung Rousseau's; Weimar (Gartenhäuschen); Ilmenau »Goethe ist der Dichter, der nicht mehr die Natur nur sucht, er ist der Dichter, der sie hat und der selbst Natur ist«.

Johann Wolfgang v. Goethe als Freimaurer. Festschrift zum 23. Juni 1880, dem hundertjährigen Freimaurerjubiläum Goethe's von J. Pietsch. Leipzig. Bruno Zechel. 63 SS.

Nennt S. 5 eine Anzahl wenig bekannte freimaurerische Schriften über Goethe, Aufnahme in den Bund, Meister (Briefe an Fritsch), Auflösung der Loge Amalia und Wiedereröffnung derselben (1808), S. 20fg.: Mitgliederliste, 1809: Ablehnung der Würde des Meisters vom Stuhl, 1830: Feier des fünfzigjährigen Jubiläums (S. 29fg.: Ehrendiplom). — Freimaurerische Gedichte und Werke: Loge; Geheimnisse; auch in anderen Gedichten sei Maurerisches enthalten (doch hat der Verfasser sehr Unrecht, alle Verse in den »Zahmen Xenien«, in denen das Wort »Orden« vorkommt, hierher zu rechnen); der »Divan« sei das »freimaurerische Glaubensbekenntniss« Goethe's; Grosskophta, Wilhelm Meister, Faust, Zauberflöte, zweiter Theil. Nicht blos als Dichter, sondern auch als Privat- und Staatsmann habe Goethe sich als durchdrungen von freimaurerischen Ideen gezeigt. — Die literarisch-kritischen Bemerkungen des Verfassers sind dürftig und unreif.

Jakob Auerbach: Rede über Goethe als Freimaurer.

(Bauhütte, Nr. 35, S. 277—279. Auch in sehr wenigen Abzügen gedruckt, 8 SS. in 8°.)

Sehr schöne Würdigung von Goethe's inneren Beziehungen zur Maurerei: spricht sich (ohne Namen zu nennen) gegen die Uebertreibungen Pietschs und Anderer aus, welche der Freimaurerei eine tiefere Einwirkung auf Goethe zuschreiben und auch in vielen seiner Gedichte, die auf die Loge gar keinen Bezug haben, maurerische Andeutungen zu finden meinen.

Freimaurerische Vorträge, Ansprachen, Gedichte und Tafelreden. I. Aus dem Nachlasse von Br. Heribert Rau. II. Zur Säkularfeier der Aufnahme Goethe's in die Loge Amalia zu Weimar am 23. Juni 1780. Festvortrag und Festlieder von Br. Putschke, Mstr. v. St. und Br. Unrein, Secr. der Loge Amalia. III. Tafelreden, Ansprachen, Lieder und Gedichte. Frankfurt a. M. W. Rommel. VIII u. 240 SS.

Enthält S. 141—160 u. d. T.: »Zweite Abtheilung: Goethe's Maurerberuf und dessen Beglaubigung schon durch sein Auf-

nahmegesuch«, die von dem auf dem Haupttitel Genannten herrührenden Lieder und den Vortrag bei der Säkularfeier. In der Rede sind u. A. Briefe von und an *Fritsch* über Goethe's Aufnahme in den Freimaurerbund und in das Minister-conseil zum erneuten Abdruck gebracht.

Aurea catena Homeri. Von Hermann Kopp. Braunschweig. Friedr. Vieweg u. Sohn. XII u. 50 SS.

Bespricht Goethe's Betheiligung an hermetischer Chemie, die Nachwirkung der dabei in seiner Jugend empfangenen Eindrücke in späterer Zeit, namentlich das Buch, von welchem Goethe bekannt hat, dass es ihm damals besonders gefallen: Aurea catena Homeri (S. 5 fg. Anm. über encheiresis naturae vgl. Goethe-Jahrb. I., S. 435). Ausgaben des Buches, Skizzirung des Inhalts; Versuch, den Oesterreicher Ant. Jos. Kirchweger als Verfasser, das erste Decennium des 18. Jahrh. als Abfassungszeit zu erweisen.

R. Steck: Goethe's religiöser Entwicklungsgang. (Abgedruckt aus der Protestantischen Kirchenzeitung 1880, Nr. 22 u. 23.) Berlin. G. Reimer. 38 SS.

Unterscheidet vier Perioden: 1. Jugendzeit. Erste Eindrücke. Religionsunterricht. Bibelkenntniss. 2. Die Jahre der fortschreitenden Entwicklung. Fräulein von Klettenberg. Lavater. 3. Die Mannesjahre. Italienische Reise. Abkehr vom Christenthum. 4 Das Alter. Rückkehr zum Christenthum und betrachtet in zwei Schlussabschnitten. 5. Verhältniss zur Kirche. Unsterblichkeitsglaube. 6. Die Hauptwerke. Fasst als Resultat zusammen: »Wenn jenes enge ängstliche Wesen, das von der Welt scheu sich abwendet, das der Wunder nicht entbehren kann, das in pietistischer Gefühlsschwärmerei mit Christi Blut und Wunden spielt, das wahre Christenthum ist, dann ist Goethe kein Christ gewesen. Fassen wir aber das Christenthum in seiner ursprünglichen und reinen Gestalt, stellen wir das Bild Jesu in seiner geschichtlichen Klarheit vor unser Auge und fragen wir dann, ob Goethe's Dichten und Denken sich hiermit vertrage. so müssen wir mit einem bestimmten Ja antworten«.

Goethe als Pädagog. Vortrag, gehalten im Brünner Lehrervereine am 20. März 1880. Von Wilhelm C. Schram, Lehrer der klassischen Philologie. Leipzig. Heinrich Pfeil. 29 SS. 8°.

Goethe als Erzieher des jungen v. Stein; Zusammenstellung pädagogischer Aeusserungen aus »Hermann und Dorothea; Wahlverwandtschaften; Wilhelm Meister«; erste Erziehung der Kinder aus Werther und Dichtung und Wahrheit, Sprüche in Prosa und in Reimen; Mädchenerziehung; Vorschriften für die Bildung zur Religion und Sittlichkeit; Material des Unterrichts: Bibel, griechische Classiker, neuere, insbesondere deutsche Literatur; Geschichte; Naturwissenschaft; Zeichnen; Singen; »über die physische Erziehung hat sich leider unser Dichter fast gar nicht mitgetheilt«. Das Schriftchen endet mit dem hübschen Satz: »Wer sich in Goethe's Leben und Werke vertieft, wird bald ein anderer«.

Eugen Dreher, Privatdozent an der Universität Halle-Wittenberg. Goethe's Bedeutung als Naturforscher. Vortrag, gehalten in der »Deutschen Gesellschaft« zu Berlin.
(Die Natur, herausg. von Karl Müller. XXIX. Nr. 41. S. 516—519.)

Goethe's Farbenlehre beruhe auf unrichtigen Folgerungen; die Leistungen in Botanik und Zoologie bedeutend; Richtung als Naturforscher: »die Geheimnisse der Natur offenbaren sich nach ihm von selbst den gesunden Sinnen und dem klaren Verstande«; kein Sinn für metaphysische Weltanschauung.

Dr. S. Kalischer: Bemerkungen zu Hrn. Dr. Drehers Vortrag: Goethe's Bedeutung als Naturforscher.
(Die Natur. XXIX. Nr. 48, S. 606, 607.)

Verwirft Drehers Verurtheilung von Goethe's Farbenlehre als unrichtig.

Prof. Franz Toula: Goethe als Geologe. Zum 28. August, dem Geburtstage Goethe's 1749—1880.
(Die Natur. XXIX. Nr. 46, 47, S. 581, 582, 587—590.)

Literatur über diesen Gegenstand; chronologische Zusammenstellung der Goethe'schen Aufsätze und Entdeckungen; Besprechung des Aufsatzes »Joh. Müller'sche Sammlungen 1807«; der Theilnahme Goethe's an dem Streit über die »erratischen Blöcke« (Stellen im Faust, den Briefen). — Mittheilungen aus Goethe's Sprüchen und Gesprächen über die Art und Entwicklung seines geologischen Studiums.

Dr. S. Kalischer: Noch einmal Goethe als Geologe. Mit Bezug auf den gleichnamigen Aufsatz des Hrn. Prof. Franz Toula in Wien.

(Die Natur. XXIX. Nr. 52. S. 654. 655.)

Berichtigung eines Irrthums Toula's, Goethe habe allerdings das Herkommen der erratischen Blöcke aus überbaltischen Regionen angenommen.

W. v. Biedermann: Goethe und Kotzebue.

(Wissenschaftl. Beil. z. Leipz. Zeitg. 25. und 30. Dez. Nr. 104. 105. S. 621—625. 629—634.)

Stellt die lobenden Aussprüche über Kotzebue's Talent, den Tadel gegen seine Rührseligkeit zusammen. Mittheilungen über die Aufführung Kotzebue'scher Stücke in Weimar, erleichtert durch des Verf. Verzicht auf Honorar. Bearbeitung einzelner Stücke, z. B. des Schutzgeistes, eines Stückes »das Goethe sehr liebte«, bisher nicht bekannt: Aenderungen in »Die deutschen Kleinstädter«, Streichung der Anspielungen auf Vulpius und Schlegel. Brief Schillers, Kotzebue zieht das Stück zurück, die Affaire Veranlassung zu der von Kotzebue projectirten, aber verhinderten Schillerfeier: Goethe bezeigt dabei keine Feindseligkeit gegen Schiller. Ausfälle des Freimüthigen gegen Goethe, Reime Goethe's gegen Kotzebue, erst nach dessen Tod veröffentlicht: Urtheile über seine Ermordung. (Mittheilung dreier Briefe, 12. Dez. 1799, 10. Nov. 1801, 28. Febr. 1802 s. oben Regesten.)

De botulo sive sanguiculo insaniente tractatus d. i. die Abhandlung von der wahnsinnigen Blutwurst. Von Minutius Quisquilius v. Pimperling, Doctor, Professor, Akademiker, Geheimrath, Ritter des hohen Ordens vom güldenen Maulkorb 3. Klasse mit Humboldtfedern am Ringe u. s. w. Ein unentbehrlicher Beitrag zur Goethe-Literatur. Nach Vergleichung sämmtlicher Handschriften edirt von Johannes Scherr.

(Gegenwart. Nr. 21. S. 324—328.)

Will in der bekannten plumpen und burschikosen Manier des Verfassers eine Verspottung der Goetheforschung sein. Ein Eingehen auf den Aufsatz und eine Wiederlegung der

darin ausgesprochenen Ansichten würde der Würde des Jahrbuchs zu nahe treten.

Herder nach seinem Leben und seinen Werken dargestellt von R. Haym. Berlin. Rudolph Gärtner. I. Band. XIV und 748 SS.

Schilderung der Zeit vor Herders Ankunft in Weimar. S. 380—450: Strassburg, ausführliche Darlegung des Einflusses, welchen Herder auf Goethe übte; S. 523: Goethe, Caroline Flachsland und Lila (aus ungedruckten Briefen der Letztern), S. 530: Pater Brey (vgl. Goethe-Jahrb. I., 115 ff, daselbst auch über die Erwähnung des Satyros bei Haym, S. 375). S. 736 ff.: erste Anknüpfung mit und schliessliche Berufung nach Weimar; Erwähnung und Beurtheilung von Goethe's Jugendwerken, Goethe's Zettelbriefe an Herder.

J. Fr. Lobstein sen. Professor der Anatomie und Chirurgie. Ein Lehrer Goethe's in Strassburg. Von Dr. med. Ed. Lobstein Mr. F. D. H. Nebst einem Anhang: Zur Geschichte des Bürgerhospitals von Strassburg. Heidelberg. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. VII u. 94 SS.

Pietätsvolle Biographie J. Fr. Lobsteins, geb. zu Lampertheim, 30. Mai 1736, gest. in Strassburg 11. Okt. 1784, mit vielen Notizen und Excursen zur Gelehrtengeschichte des 18. Jahrhunderts. Ueber Goethe S. 33—35, doch nur das aus »Dichtung und Wahrheit« Bekannte.

Christian Felix Weisse und seine Beziehungen zur deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts. Von Dr. J. Minor. Innsbruck. Wagner'sche Universitätsbuchhandlung. VIII u. 406 SS.

S. 49: Goethe versucht Weisse zu besuchen (1776); S. 91: ergötzt sich über das Lustspiel: »Der Leichtgläubige«; S. 94: Goethe's Brief über Gottsched (1765) Copie einer Stelle aus einem komischen Heldengedicht Weisse's; S. 109 fg.: Lustspiel Amalia Vorbild von Stella; S. 198 fg.: Goethe durch den Verkehr mit André auf das französische Singspiel hingewiesen; S. 234, 243: Ueber Weisse's Romeo und Julie: S. 295 fg.: aus einem ungedruckten Briefe Weisse's an Blankenburg (20. Mai 1775) über Lessings Grimm gegen Goethe (Jerusalem, Werther); S. 328 ff.: Abdruck aus »Bibliothek der schönen

Wissenschaften« der Wezel'schen Antwort auf die Sprikmann'-sche Frage: »Was heisst göthisiren?«; S. 336—339: über die Beurtheilungen ders. Bibl.: Deutsche Baukunst, Werther, Göschen'sche Ausgabe der Werke.

Klinger in der Sturm- und Drangperiode, dargestellt von M. Rieger. Mit vielen Briefen. Darmstadt. Arnold Bergsträsser. XII u. 438 SS.

Vorn Bild Klingers nach einer Kreidezeichnung Goethe's Jan. 1775. S. 9 ff., 18—23: Jugendbeziehungen zu Goethe; S. 26 fg.: Goethe überlässt ihm seine Fastnachtsspiele zum Verkauf; S. 62 fg.: über Werther; S. 147—178: Klinger in Weimar. Die Darstellung theils nach bekanntem Material, theils nach 15 im Anhang abgedruckten Briefen Klingers aus Weimar (12. Juni bis 25. Sept. 1776) an Mutter und Schwester, Schleiermacher, Kayser, die für das damalige Weimarer Leben und für Goethe von grossem Interesse sind. (Vgl. besonders 371, 375, 379, 381 (Stella), 384 (Wallfahrt nach Wetzlar), 385, 389, 431 (Kayser über Goethe).

H. Hettner: Aus Wilh. Heinse's Nachlass I.
(Archiv für Literaturgeschichte X., S. 39—73.)

Wiederholt 3 Briefe Klingers an Heinse (s. Rieger), 2 Heinse's an Klinger (Frankfurter Buchdruckergedenkbuch 1840), publicirt zum ersten Male 6 sehr interessante Briefe des Malers Müller an Heinse. S. 55 (Rom 17. April 1787) heisst es: »Dass Goethe hier war, wirstu vermuthlich schon wissen — er logirte beym Mahler Tischbein, schien ein Staatsgefangner vom neugebacknen Antiquar Hirt (ein erbärmlicher Prinz), Schüz, Pirry (gemeint ist: Bury) etz. zu seyn. Diese machten seine Leibguarda aus und es schien mir immer wenn ich den starcken Goethe unter den Schaalen Schmachtlappen so herum marschiren sah, als erblickt ich den Achilles unter den Vozen von Sciros — ich sah ihn nicht als nur in den letzten Tagen seines Hierseyns da traffen wir uns auf der Villa Medicis und sprachen auf einige Augenblicke miteinander«.

Erich Schmidt: Satirisches aus der Geniezeit.
(Archiv für Literaturgesch. IX., S. 179—199.)

S. 188 fg.: In (C. G. Contius) »Wieland und seine Abonnenten« wird Goethe wenigstens genannt; in der Schrift

(vielleicht von Cranz ?) »Condolenzschreiben an die grossen Geister Teutschlands, Hn. Lessing, Hn. Goethe und ihre Cameraden bey dem Tod der Emilia Galotti, der Mina von Barnhelm und des Götz v. Berlichingen, da diese Stücke durch den unsterblichen Dichter H. H. Möller Mitglied der Seilerschen Gesellschaft ins Reich der Vergessenheit und Vermoderung abzugehn gezwungen wurden« kommt Goethe gegen den Dichterling und Schauspieler M., der durch seine werthlosen Stücke das Publikum entzückte, zu Ehren.

Ansichten über Aesthetik und Literatur von Wilhelm v. Humboldt. Seine Briefe an Chr. G. Körner (1793—1830). Herausgg. von F. Jonas. Berlin. L. Schleiermacher. XI und 190 SS.

Enthält auch über Goethe's Werke: Egmont, Italienische Reise, Hermann und Dorothea interessante Urtheile, jedoch keine neuen Mittheilungen. Seltsam ist die Notiz S. 150 (4. April 1830): »Schiller und Goethe tranken immer Bier und Goethe thut es auch jetzt *ohne alle Scham*, wenn auch Leute dabei sind«.

(Dietrich Schäfer): Heinrich Luden.

(Preussische Jahrbücher S. 379—400.)

Sehr anziehende Schilderung von Ludens Leben und Bedeutung. Beziehungen zu Goethe: S. 381, 385 fg., 392 (Nemesis), 399 (Verlangen an die »Immediatcommission für Wissenschaft und Kunst« Rechenschaft im Landtage abzulegen.) Vgl. übrigens auch oben S. 258.

Alexander Ecker: Lorenz Oken. Eine biographische Skizze. Gedächtnissrede zu dessen hundertjähriger Geburtstagsfeier, gesprochen in der zweiten öffentlichen Sitzung der 52. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Baden-Baden am 20. September 1879. Durch erläuternde Zusätze und Mittheilungen aus Oken's Briefwechsel vermehrt. Mit dem Porträt Okens und einem Facsimile der Nr. 195 des I. Bandes der Isis. Stuttgart. C. Schweizerbart'sche Verlagshandlung (E. Koch). VIII und 220 SS.

Manche neue Briefstellen über Goethe, welche in den »Mittheilungen über Goethe« abgedruckt werden sollten, aber aus Mangel an Raum zurückgelegt werden mussten.

Herr Alexander Ecker über Oken und Goethe.
(Im neuen Reich Nr. 41, S. 537—546.)

Sehr heftige Polemik gegen Eckers Vertheidigung Okens in dem Prioritätsstreit mit Goethe und gegen manche Aeusserungen Eckers über Goethe, namentlich in Bezug auf das Gutachten über die Isis. — Die Sprache des Einsenders ist über Gebühr scharf; der Ausruf »Schande über Deutschland«, wenn nämlich in der Naturforscher-Versammlung kein Protest gegen Eckers Aeusserungen sich erhoben, sehr übertrieben.

A. B—m. (Bettelheim): Goethe und Zacharias Werner.
(Im neuen Reich Nr. 35, S. 335, 336.)

Wiederholung des Briefs Goethe-Jahrb. I., S. 239. Hinweis auf demnächst von Bratranek zu publicirende Briefe von Werner an Goethe: Goethe's Briefe an Werner im Archiv der Wiener Redemptoristen?

A. T. Brück: Karl Bernh. Trinius in Petersburg.
(Gegenwart Nr. 12, S. 180ff.)

Brück (s. Jahrb. I., S. 443) war 1825 in der Absicht, Deutschland zu verlassen und nach Petersburg zu gehn, nach Weimar gegangen und hatte durch Eckermanns Vermittlung freundliche Worte erhalten, darunter auch folgende auf sein Vorhaben bezügliche: »Ja als ich jung war, war Deutschland auch noch jung, und wer Talent hatte, konnte etwas erreichen: jetzt wüsste ich selbst nicht, was anzufangen«.

* Briefe an Ch. de Villers, hgg. von M. Isler. Hamburg. 1879 (vgl. Jahrb. I., S. 417.)

S. 170. F. H. Jakobi schreibt (26. März 1801): Vous avez raison en trouvant que Goethe dans les Propylées transcendentalise un peu. Derselbe berichtet 20. Januar 1808: Goethe m'a écrit sur cette production (die akademische Rede: Ueber gelehrte Gesellschaften, ihren Geist und Zweck) avec enthousiasme. (Vgl. Goethe's Brief vom 16. Dezember 1807 im Briefwechsel mit Jacobi S. 237—239.) S. 297. Frau v. Stael schreibt den 28. Dezember 1803: Je passe ma vie avec Goethe, Schiller et Vieland, et certainement des hommes plus distingués ne se trouvent nulle part, mais ils sont beaucoup plus sévères sur tout que vous ne me le disiez et nous sommes très près de nous entendre sur tous les points.

Aus dem literarischen Nachlass von Joh. Ludw. Mosle, Grossh. Oldenburgischen Generalmajor. Oldenburg. Schulze'sche Hofbuchhandlung. (O. J. 1879.) IV und 255 SS.

Mosle, geb. 2. Januar 1794, gest. 24. Oktober 1877 erzählt S. 35 ff., dass er als Freiwilliger am 21. Oktober 1813 nach Weimar gekommen, mit Hilfe der Dienerschaft des Erbprinzen von Oldenburg ins Schloss gelangt sei. »Ich wurde auf die Gallerie des grossen und prachtvollen Saales geführt und ein anwesender Weimaraner zeigte mir an der langen prächtig besetzten Tafel den Minister Goethe gegenüber dem Kaiser von Russland, der sich fortwährend mit ihm unterhielt. Ich konnte mich nicht satt sehen und auch die anderen vielen Fürsten, Generale und Minister wurden gemustert und mir genannt«. Abends im Theater, wo »eine grosse Oper« gegeben wurde; »ich heftete meine Augen auf Goethe, mit welchem der Kaiser und König viel sprachen«.

Briefe Alex. von Humboldt an seinen Bruder Wilhelm. Hrsg. von der Familie v. Humboldt in Ottmachau. Stuttgart. Cotta. VII u. 228 SS.

S. 142 fg. steht ein Brief, Weimar 13. Dezember 1826. Darin heisst es: Je ne puis te décrire la bienveillance avec laquelle j'ai été reçu à la cour de Weimar, chez Goethe etc. On ne m'a pas laissé respirer un instant . . . Goethe est à merveille, plein de vigueur et d'amabilité. Tout le monde se réjouit ici de ton arrivée prochaine. S 144: Paris 24. Januar 1827. Jai lu avec le plus vif plaisir la lettre de la bonne Li (Caroline, Wilhelms Frau) et celle que tu m'as adressée de Weimar. Tant ce que tu me dis de Goethe et d'Hélène et du fils de Faust devenu Mylord m'a infiniment intéressé. S. 148, Paris 3. Febr. 1827: Lottum passe par ici, je lui ai donné une lettre pour Goethe. Dieser Brief ist in Goethe's Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt S. 319 fg. abgedruckt; über den Aufenthalt der Brüder in Weimar daselbst S. 281, 318 f. und S. 353, an letzterm Orte Stelle aus Eckermann und Boisserée; vgl. ferner an Zelter IV., 233 fg.

O. F. Gensichen: August von Goethe. Ein Gedenkblatt zu seinem fünfzigsten Todestage.

(National-Zeitung 27. Oktober ff. Nr. 503 ff.

Zusammenstellung nach längst bekannten Quellen mit vielen überflüssigen Abschweifungen und oberflächlichen oder böswilligen Urtheilen. Wäre es nicht gerathener, biographische Darstellungen jedweder Art über August v. Goethe so lange zu vertagen, bis die bisher gänzlich unbekannten verschlossenen Quellen zur Erkenntniss seines Wesens, seine Tagebücher und seine Briefe zugänglich sind? Es erscheint überflüssig, ja geradezu unwürdig, immer und immer wieder den Klatsch der Bewohner und Bewohnerinnen Weimars über Christiane zu wiederholen und den Ausgangspunkt für die Beurtheilung des Sohnes in der Erzählung der Charlotte von Stein zu nehmen, dass der elfjährige Knabe einmal 17 Glas Champagner getrunken habe. — Neu ist die Vermuthung, dass Goethe bei der Schilderuug des Euphorion auch an seinen Knaben gedacht, der 1799 bei einem der Frau v. La Roche zu Ehren veranstalteten Feste als Amorino aufgetreten sei.

C. STATUEN, BILDER, KUNST, VERSCHIEDENES.

Das Goethe-Schiller-Denkmal in Weimar. Briefe von Ernst Rietschel an Eduard Devrient.

(Deutsche Rundschau, 6. Jahrgang, 8. Heft. S. 304—311.)

Fünf Briefe vom 12. Nov. 1852 bis 7. Febr. 1857, die ganze Zeit der Arbeit an dem genannten Denkmal umfassend, zu welcher sich Rietschel 8. Juli 1852 verpflichtet und zu welchem Devrient in der Schiller-Kleidung, Ernst Walter im Goethe-Costüm »durch die dramatische Vorstellung der Gruppe die Ueberzeugung ihrer plastischen Darstellbarkeit bei dem Künstler führten«. Sehr interessante Einzelheiten über die Gedanken des Künstlers und die Ausführung des Werkes.

Goethe et la musique. Ses jugements, son influence, les oeuvres qu'il a inspirées. Par Adolphe Jullien. Paris. Sandoz et Fischbacher. 311 SS.

Gehört weit mehr der Musik, als der Goetheliteratur an. Denn der Hauptheil, von S. 65 an Les traductions musicales des oeuvres de Goethe bespricht theils die Compositionen zu Goethe's Faust, Egmont, Mignonlieder, theils die durch diese Dichtungen angeregten musikalischen Werke, z. B. die verschiedenen deutschen und französischen Faust- und Mignon-

Opern; der erste kleinere Theil: Le Penser de Goethe sur la musique bespricht persönliche Beziehungen zu Musikern: Mendelssohn und Zelter (Kayser wird nur gelegentlich S. 57 erwähnt, Burkhardts Buch, Jahrb. I., S. 396 ist nicht benutzt): Goethe's Urtheile über Musik uud Opern. speciell Mozart; Musikgesellschaften in seinem Hause (sehr flüchtig); musikalische Eindrücke der Reise nach Italien. — Das sehr schön ausgestattete Buch, dessen einzelne Theile schon vorher in der Revue et Gazette musicale abgedruckt gewesen waren. ist Frau Clara Schumann gewidmet.

W. J. von Wasielewski: Goethe's Verhältniss zur Musik. (Sammlung musikalischer Vorträge Nr. 18) Leipzig. Breitkopf und Härtel. 20 SS. (Bd. IV., S. 181—200.)

Einer der oben S. 452. erwähnten Vorträge. Musikunterricht in der Jugend; Weimars musikalisches Leben: Anfragen über Theoretisches bei Zelter; Bemerkungen über Musik in den »Maximen und Reflexionen«. — Musikalische Abende; Zelter, Felix Mendelssohn, Unempfänglichkeit für Beethoven, Verehrung Mozarts; Interesse für die Oper: Compositionen Goethe'scher Lieder. Neues Material, wie die Briefe Felix Mendelssohns, Burckhardts Goethe und Kayser, ist sehr ungenügend benutzt. Von Goethe werden Worte nach »Supplemente zu sämmtlichen Werken, Altenburg, Pierer« citirt!

W. Lang: Goethe und die Musik.

(Im neuen Reich Nr. 35, S. 313—326.)

Darstellung aus den Quellen: Verhältniss zur, Urtheile über Musik. (Mit Hinweis auf W. v. Bocks Schrift: Goethe in seinem Verhalten zur Musik. Berlin, 1871 und Verurtheilung der Schrift von Jullien.) Besonders die mit Zelter erwogenen theoretischen Fragen.

Friedrich Zarncke: Eine verschollene und wiedergefundene Goethe-Statuette von Rauch.

(Augsb. Allg. Zeitg. 2. Aug. Nr. 215, S. 3146, 3147.)

Unterscheidet die berühmte Büste 1820, 3 Entwürfe zum beabsichtigten Frankfurter Monument 1823—25, Statuette 1849, die Entwürfe aller im Rauchmuseum zu Berlin. Von einer andern Statuette »Goethe, barhaupt, in langem schön sich anschmiegenden Mantel und Schnürstiefeln dastehend, antik und doch zugleich modern, den vollen Kranz der Dichtung

in der einen Hand haltend«, war bekannt, dass sie 1826 auf der Berliner Ausstellung gewesen; durch die Forschungen Zarncke's, Eggers', Halms ist nun herausgebracht, dass die Statuette nach mannigfachen Besitzveränderungen im Besitz des Dr. Em. Daxenberger in München sich befindet. Sie wurde Anf. 1823 begonnen, 18. Juni 1825 gegossen, 50,5 Centim. hoch. »Eine reichgehaltene Toga über einer Tunika umhüllt den Körper, aber sie ist straff angezogen, so dass sie die Gestalt fast schlank erscheinen lässt. Die rechte Hand stützt sich auf einen Altar, die linke hält einen vollen Lorbeerkranz erhoben. Der Kopf ist etwas geneigt, das Profil ausserordentlich fein behandelt«.

Robert Springer: Sulpiz Boisserée, Goethe und der Kölner Dombau. (National-Zeitung, 7. Oktober, Nr. 469.)

Kurze Biographie Boisserée's, Eifer für Vollendung des Kölner Doms, Beziehungen zu Goethe: allmählich erwachendes, aber immer eifriger werdendes Interesse für die altdeutsche Kunst. — Gute Zusammenstellung nach bekannten Quellen.

Die Feier des Goethe-Tages als erbauendes und veredelndes Volksfest. Ein Bericht über die Feier des 130. Geburtstages Goethe's, nebst einem Beitrage zur Kenntniss der nach dem Leben gemalten Goethe-Bildnisse. Sonder-Abdruck aus den Berichten des Freien Deutschen Hochstifts 1878/79. Mit vier Goethe-Bildnissen in Lichtdruck. Frankfurt a. M. Freies Deutsches Hochstift. In Besorgung bei F. A. Brockhaus in Leipzig. VIII, 59 SS. und 4 photographische Tafeln.

Ueber den Inhalt vgl. oben S. 467. Das Vorwort und Nachwort gibt einige Ergänzungen zu der Herkunft der mitgetheilten Bilder und zu der Goethe-Bilder-Literatur überhaupt. Aus diesen Mittheilungen sei erwähnt, dass in der Neuen Dorpat'schen Zeitung 1879, 12. Juli bis 19. August, Nr. 149, 151, 155, 177 und 181 Mittheilungen über die Kügelgen'schen Goethe-Bildnisse von Hn. v. Seidlitz und Prof. L. Stieda und in den »Sitzungsberichten der Gelehrten esthnischen Gesellschaft 1879« (Dorpat 1880) S. 164—165, eine Uebersicht des Letztgenannten über den Stand dieser Kügelgen-Bildniss-Frage sich finden. Die 4 Photographien sind 1. nach dem Gemälde von G. M. Kraus (Goethe mit der Silhouette der Frau von Stein in der Hand); von dem Bilde sind 3 Wiederholungen bekannt: im Besitze des Hrn. v. Bernus, des Dr. Vulpius und

der Enkel Goethe's; 2. nach dem ersten Gemälde Gerhards von Kügelgen 1808, Original im Besitz der kaiserl. russischen Hochschule in Dorpat; 3. nach dem zweiten Gemälde des Gerhard von Kügelgen 1810, Original, im Auftrag Goethe's für Fritz Schlosser gemalt, im Besitze des Hrn. v. Bernus: 4. nach der eigenhändigen Wiederholung des zweiten Gemäldes Gerhards von Kügelgen 1810, nach dem Original im Besitz der Frau Maria von Dehn in Esthland. — Die Schrift ist der Kaiserin Augusta gewidmet. Auf der Rückseite des Umschlages Abbildung des Goethe-Hauses in Frankfurt.

Goethe. Nach einer bis jetzt unbekannt gebliebenen Original-Kreidezeichnung von Gerh. v. Kügelgen. Photographirt von H. Fritz in Greiz. 1881. Oldenburg u. Leipzig, Commissions-Verlag von Theodor Keppel.

Die Kreidezeichnung, bisher völlig unbekannt, wurde von Goethe dem Hofrath Rochlitz geschenkt, von diesem testamentarisch dem Geh. Kirchenrath Meissner in Dresden vermacht und von diesem auf seine Tochter Frau Pastor Engel vererbt, die dem Photographen die Vervielfältigung gestattete. Eine genaue Vergleichung dieser merkwürdig ausgeführten Kreidezeichnung mit den Photographien der Kügelgen'schen Bilder (oben S. 534 fg.) lehrt, dass dieselbe nur Vorlage des ersten Gemäldes gewesen sein kann, mit welchem Zug für Zug des Gesichtes stimmt, wenn auch freilich die Augen der Zeichnung nicht so starr sind, wie die des Bildes; auch die Kleidung beider stimmt genau überein, mit dem einzigen Unterschiede. dass der über den Rock geschlungene Mantel, der auf dem Oval des Bildes ein klein wenig zum Vorschein kommt, auf dem Viereck der Zeichnung nicht mehr sichtbar ist.

Goethe in Italien. Nach dem Originalgemälde von H. W. Tischbein. Photographirt von J. Schaefer, Frankfurt a. M., Verlag: Literarische Anstalt, Rütten & Loening, Frankfurt a. M. Aufgezogen auf grauen Karton, 48×62 cm.

Zarncke urtheilt darüber im Lit. Centralbl. 4. December folgendermassen: »Das Bild von Tischbein ist seinem Entwurfe nach zweifelsohne das grossartigste aller Goethe-Bildnisse. Während alle übrigen in Lebensgrösse entworfenen (mit Ausnahme des Kolb'schen) sich auf den Oberkörper des Dichters beschränken, lieferte Tischbein ein wirkliches Gemälde in grossem historischen Stil. Goethe ist in ganzer Figur darge-

stellt, inmitten der Campagna bei Rom, auf den Trümmern eines altrömischen Bauwerks, malerisch hingestreckt in faltigem hellem Mantel, eine bedeutende an Alterthümern reiche Landschaft zu beiden Seiten, die dem Blicke eine weite Perspective auf die fernen im blauen Duft verschwindenden Berge gewährt. Es ist Goethe auf der Höhe seines Lebens, wie ihm selbst sein Aufenthalt in Italien stets erschienen ist, umgeben von allen characteristischen Merkmalen, die diesem Aufenthalt seine Bedeutung verliehen: ernstdenkend, fast schwermüthig schaut das tiefschwarze Auge hinaus in die Landschaft«.

Anzeigen.

Molière.

Sein Leben und seine Werke.

von

Ferdinand Lotheissen.

Mit dem Bildniss Molière's in Radirung nach dem Original-Gemälde im Besitze des Herzogs von Aumale.

Gebunden in Leinwd. M. 10, in Halbfranz M. 12.

»Lotheissens Buch« — sagt Heinrich Laube in einer Besprechung — »liest sich, natürlich fliessend geschrieben, wie ein Unterhaltungsbuch und entwickelt doch die ganze Geschichte des französischen Theaters, die ganze Lebensgeschichte Molière's. Diese Lebensgeschichte des grossen Schauspielers und Comödien-Dichters, welcher das französische Lustspiel begründet hat, ist interessant wie ein Roman. Lotheissen bringt Aufklärungen über Molière's Privatverhältnisse, welche zum Theil auch den Franzosen neu sein werden . . .« Und die Kölnische Zeitung sagt u. a.: »Das Buch ist eine der werthvollsten Bereicherungen der französischen Literaturgeschichte die seit Jahren erschienen ist.«

Dante Alighieri.

Seine Zeit, sein Leben und seine Werke.

Von

Joh. Andr. Scartazzini.

Zweite mit Nachträgen versehene Ausgabe.

Gebunden Mark 9.

In allgemein fesselnder und anregender Form gibt das vorstehende Werk ein vollständiges Charakterbild Dante's, des grössten und gelehrtesten Dichters des Mittelalters, des Schöpfers der italienischen Literatur. Dabei versäumt der Verfasser nicht ein eindringliches Bild zu entwerfen jener überaus interessanten Epoche italienischer Geschichte, von Zeit und Volk, von Familie und Staat, die die Bedingungen waren, unter denen ein so eminenter Geist sich entwickelte.

LESSINGS
PERSÖNLICHES UND LITERARISCHES VERHÄLTNIS
ZU
KLOPSTOCK.

VON

DR. FRANZ MUNCKER
PRIVATDOCENT A. D. UNIVERSITÄT MÜNCHEN.

Geheftet Mark 5. —

Wie mit Klopstock die deutsche Poesie im engeren Sinne, so beginnt mit Lessing unsere neuere grosse Literatur überhaupt; dem ersten wahrhaften Dichter tritt der grösste Kunstrichter aller Zeiten zur Seite: die Werke, mit welchen Klopstock unsere neuere Poesie eröffnet, wählt Lessing zum Gegenstand seiner Besprechung und begründet damit die ästhetische Kritik. Von diesem Gesichtspunkt behandelt der Verfasser die Beziehungen beider Geistesheroen, unter deren gemeinschaftlichem Wirken sich unsere gesammte Literatur so erfolgreich entfaltet hat.

JOHANN GEORG HAMANN
IN SEINER BEDEUTUNG
FÜR DIE
STURM- UND DRANGPERIODE.

VON

DR. JACOB MINOR
PRIVATDOCENT A. D. UNIVERSITÄT WIEN.

Geheftet ca. Mark 2.

In Form eines literarhistorischen Essays und frei von jedem gelehrten Beiwerk gibt der Verfasser einen charakteristischen Ueberblick über jenen geistreichen und eigenthümlich tiefen Denker, der in seinen tiefsinnigen Schriften, die noch heute eine »Fundgrube nicht nur wichtiger Einsichten, sondern ganzer Tendenzen« bilden, die Ideen vergeistigte, von welchen die Sturm- und Drangzeit erfüllt war, und der wohl der *»Vater der Sturm- und Drangperiode«* genannt zu werden verdient.

GRANDES PUBLICATIONS ILLUSTRÉES
DES CHEFS-D'ŒUVRES FRANÇAIS ET ÉTRANGERS.

LE FAUST DE GOETHE

TRADUCTION ET PRÉFACE NOUVELLES

Par H. BLAZE DE BURY

ILLUSTRATIONS HORS TEXTE A L'EAU-FORTE

Par LALAUZE

Gravures sur bois par Méaulle, d'après Vogel et Scott.

Un magnifique volume in-8° colombier, contenant un portrait et huit grandes compositions, gravées à l'eau-forte par Lalauze et tirées hors texte.

Chaque chapitre est orné en plus d'un en-tête et d'un cul-de-lampe spéciaux, gravés à l'eau-forte et sur bois.

Éd. sur papier de Hollande à la forme, planches hors texte sur Hollande. Prix : 50 fr.

EXEMPLAIRES NUMÉROTÉS

Nos 1 à 10 avec 3 suites. — Nos 11 à 100 avec 2 suites de gravures.

Nos 1 à 10	sur papier du Japon. Prix	250 fr.
— 11 à 55	sur papier de Chine. Prix	100 fr.
— 56 à 100	sur papier Whatman. Prix	100 fr.

Cette édition est la première édition d'amateur du chef-d'œuvre de Goethe. Les eaux-fortes de Lalauze seront comparées avec intérêt aux illustrations de Tony Johannot et d'Eugène Delacroix. Le texte est imprimé avec le plus grand luxe, sur du papier à la cuve fabriqué spécialement pour cet ouvrage. Des notices bibliographiques et artistiques des plus complètes terminent le volume.